

Richard Wagner
Sämtliche Schriften und Dichtungen

Volks-Ausgabe



Fünfzehnter Band

Leipzig
Breitkopf & Härtel / C. F. W. Siegel (R. Linnemann)

Titel und Einband zeichnete
Walter Tiemann
in Leipzig

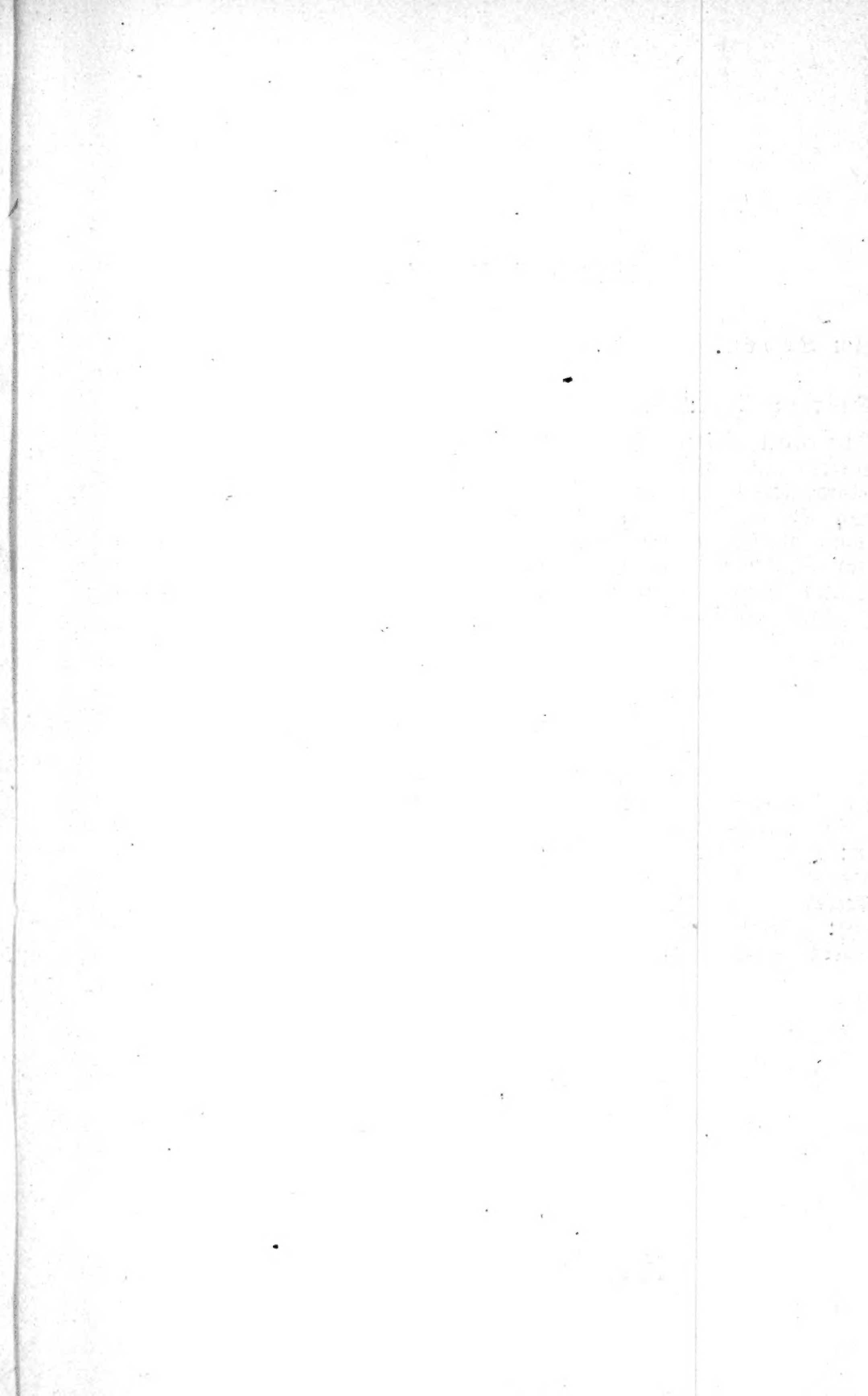
Druck von F. Bruckmann A.G., München

Inhaltsverzeichnis

Mein Leben.

Dritter Teil: 1850—1861

Vierter Teil: 1861—1864



Dritter Teil

1850—1861

Mit gutem Glück hatte Minna bei Zürich eine Wohnung aufgefunden, welche wirklich den bei meinem Fortgange von mir so dringend geäußerten Wünschen recht geeignet entsprach. Es war dies in der Gemeinde Enge, eine gute Viertelstunde Wegs von der Stadt Zürich, in einem unmittelbar am See gelegenen Grundstücke mit altbürgerlichem Wohnhause, zum „Abendstern" benannt, und einer gutartigen alten Dame, Frau Hirzel, gehörig, wo für einen nicht teuren Mietzins der abgeschlossene, sehr ruhige obere Stock dürftige, aber ausreichende Bequemlichkeit verlieh. Ich traf am frühen Morgen ein, fand Minna noch im Bett, und vermochte sie, welche sich vor allem gegen die Annahme, daß ich nur aus Mitleiden zu ihr zurückgekehrt sei, zu versichern suchte, schnell dahin zu bestimmen, nie wieder über das Vorgefallene sich mit mir besprechen zu wollen. Im übrigen war sie ganz in ihrer Sphäre, als sie mir die Fortschritte ihrer geschickten Einrichtung zeigte; und da wir von hier an in einer, wenn auch von mannigfachen Schwierigkeiten unterbrochenen, im ganzen aber durch längere Jahre sich doch behauptenden Zunahme unserer äußeren Verhältnisse uns befanden, breitete sich bald eine erträgliche Heiterkeit über unser häusliches Leben aus, ohne daß ich jedoch von jetzt an eine unruhige, oft heftig hervortretende Neigung zum Abbruch alles Gewohnten gänzlich unterdrücken konnte.

Zunächst halfen die beiden Haustiere, Peps und Papo, außerordentlich wirksam zum häuslichen Behagen: beide liebten mich vorzüglich, oft fast bis zur Belästigung; Peps mußte immer hinter mir auf dem Arbeitsstuhle liegen, und Papo flatterte, wenn ich zu lange aus dem Wohnzimmer ausblieb, nach wiederholtem vergeblichem Rufen meines Namens „Richard!" gewöhnlich zu mir in das Arbeitszimmer, wo er sich auf dem Schreibtische aufstellte, und mit Federn und Papier

oft sehr aufregend sich zu schaffen machte. Er war so wohl erzogen, daß er nie einen tierischen Vogellaut von sich gab, sondern nur sprechend und singend sich vernehmen ließ. Mit dem großen Marsch-Thema des Schluß-Satzes der C-Moll-Symphonie, dem Anfang der achten Symphonie in F-Dur, oder auch einem festlichen Thema aus der „Rienzi"-Ouvertüre, empfing er mich stets jubelnd, sobald er auf der Treppe meine Schritte hörte. — Das Hündchen Peps zeichnete sich dagegen durch eine ungemeine Nervosität aus; er hieß bei meinen Freunden „Peps der Aufgeregte", und es gab Zeiten, wo man nie ein freundliches Wort zu ihm sprechen konnte, ohne ihn in Heulen und Schluchzen zu versetzen. Diese Tiere vertraten offenbar die fehlenden Kinder, und daß auch meine Frau ein fast leidenschaftliches Wohlwollen für sie empfand, bildete ein nicht unergiebiges Band des Einvernehmens zwischen uns, wogegen ein ewiger Quell von Mißhelligkeiten sich in dem Verhalten meiner Frau zu der unglücklichen Nathalie dahinzog. Sie hat bis zu ihrem Tod die wunderliche Verschämtheit gehabt, selbst dem Mädchen nicht zu entdecken, daß sie ihre Tochter sei. Diese hielt sich nun fortwährend für Minnas Schwester, und begriff als solche nicht, warum sie sich nicht ebenbürtig behandelt sehen sollte. Indem Minna sich stets die Autorität der Mutter zuerkannte, gab sie hierfür stets dem Ärger über Nathaliens auffallende Mißgeratenheit nach; sie war jedenfalls in dem entscheidenden Alter, verzogen und vernachlässigt, körperlich und geistig schwerfällig entwickelt geblieben: klein, und mit Neigung zur Stärke, war sie unbehilflich und einfältig. Minnas Heftigkeit, und zunehmend schroffe und verhöhnende Behandlung, machte das eigentlich sehr gutmütige Mädchen mit der Zeit wirklich störrisch und feindselig gesinnt, so daß der Umgang und das Verhalten der beiden scheinbaren Schwestern oft zu den widerwärtigsten Störungen der häuslichen Ruhe führten, wogegen meine Geduld eigentlich nur von meiner inneren Gleichgültigkeit gegen alle persönlichen Beziehungen meiner Umgebung sich nährte.

Zunächst belebte meinen kleinen Hausstand die Einreihung meines jungen Freundes Karl in denselben auf angenehme Weise; er bezog ein kleines Dachstübchen über unserer Wohnung, teilte unsere Mahlzeiten, sowie meine Spaziergänge, und

schien eine Zeitlang wohl zufrieden damit. Bald aber bemerkte ich eine zunehmende Unruhe an ihm: allerdings fand er bald schon Gelegenheit, der heftigen Auftritte, die altgewohnter Weise in meinem ehelichen Leben sich wieder einstellten, innezuwerden, wo mich der Schuh drückte, den ich mit gutmütig gleichgiltiger Nachgiebigkeit auf seinen Wunsch mir wieder an den Fuß gezogen hatte. Er blieb stumm, als ich ihm eines Tages, auf erhaltene Veranlassung hierzu, in Erinnerung brachte, daß mich, als ich meine Zustimmung zu der Rückkehr nach Zürich gab, ein anderes Gefühl als das der Hoffnung auf ein freundliches Familienleben, bestimmt hatte. Außerdem aber gewahrte ich andere und wunderlichere Motive seiner Unruhe: er traf oft sehr unregelmäßig zu den Mahlzeiten ein, und hatte dann nie rechten Appetit, was mich anfänglich wegen des Charakters unserer Kost in Verlegenheit setzte, bis ich dann erfuhr, daß mein junger Freund dem Zuckergebäck in den Konditorläden so übermäßig hold gesinnt war, daß ich offenbar fürchten mußte, er möge sich seine Gesundheit durch ausschließlichen Genuß desselben verderben. Meine Vorstellungen hierüber schienen ihn sehr zu verstimmen; da er nun anhaltender von Hause weg blieb, glaubte ich, daß wirklich seine beschränkte Wohnung ihn belästige, und vermochte es nicht, ihn vom Aufsuchen einer Privatwohnung in der Stadt abzuhalten.

Da ich gewahrte, daß ein zunehmendes Unbehagen ihn einnahm, war es mir lieb, ihm eine bedeutende Unterbrechung seines offenbar ihn nicht befriedigenden Aufenthaltes anbieten zu können: ich bestimmte ihn, zu der am Ende des Augusts dieses Jahres dort stattfindenden ersten Aufführung des „Lohengrin“ einen Ausflug nach Weimar zu machen. Ich selbst lud Minna zu gleicher Zeit zu einem ersten Ausflug nach dem Rigi ein, welchen wir beide rüstig zu Fuß bestiegen. Leider gewahrte ich infolge der Anstrengung hiervon an meiner Frau zum ersten Male die Symptome ihrer, von nun an sich immer bestimmter entwickelnden, Herzkrankheit. Den Abend des 28. August, an welchem in Weimar die erste Aufführung des „Lohengrin“ stattfand, verbrachten wir in Luzern im Gasthof „zum Schwan“, genau die Stunde des Anfangs und des vermuteten Endes an der Uhr verfolgend. Es war immer etwas Not, Mißbehagen und Verstimmung bei allen solchen

Versuchen meinerseits, in Gemeinschaft mit meiner Frau gemütlich erregte Stunden zu veranlassen, störend einwirkend. — Die Berichte, welche ich alsbald über diese Aufführung erhielt, waren auch nicht geeignet, mir ein klares und beruhigendes Bild davon zu geben. Wirklich traf Karl Ritter bald wieder in Zürich ein: er berichtete mir namentlich von szenischen Übelständen in der Aufführung, von einem sehr unglücklichen Sänger der Hauptpartie, im ganzen aber von einer guten Wirkung. Am zuversichtlichsten waren die Berichte, welche mir Liszt selbst zukommen ließ: alles Unzulängliche der höchst beschränkten Mittel, die ihm für sein unvergleichlich kühnes Wagnis zu Gebote gestanden, dünkte ihn unnütz erst besonders eingestehen zu müssen, wogegen er nur den Geist des Unternehmens, und die Wirkung desselben auf die mancherlei bedeutenderen Rezeptiv-Kräfte, welche er mit Sorgfalt herbeigezogen hatte, der Beachtung werthielt.

Während alles, was sich aus diesem bedeutenden Vorgange entwickelte, allmählich in klares Licht sich stellen sollte, blieb für jetzt davon die Wirkung auf meine Lage ohne eigentliche Bedeutung. Am unmittelbarsten beschäftigte mich die Bestimmung des mir anvertrauten jungen Freundes: er hatte auf dem Ausfluge nach Weimar auch seine Familie in Dresden wiedergesehen, und eröffnete mir nun bei seiner Rückkehr den lebhaften Wunsch, die praktische Karriere als Musiker zu ergreifen, und womöglich als Musikdirektor beim Theater angestellt werden zu wollen. Ich hatte nun gar keine Gelegenheit gehabt, seine musikalischen Fähigkeiten kennen zu lernen; vor mir Klavier zu spielen weigerte er sich, doch hatte er mir eine Komposition auf ein von ihm in Stabreimen verfaßtes Gedicht, „Die Walküre", vorgelegt, an der ich zwar große Unbeholfenheit, zugleich aber das Ergebnis einer sehr genauen Kenntnis der Kompositionsregeln wahrnahm. Sehr deutlich zeigte sich darin der Schüler Robert Schumanns, von dem mir sein Lehrer schon früher versichert hatte, daß er von ungemeiner musikalischer Befähigung sei, da er sich eines so sicheren Gehöres und einer so schnellen Fassungskraft bei keinem anderen jungen Manne entsinne. Ich hatte somit keinen Grund, der Zuversichtlichkeit des jungen Mannes, mit welcher er sich alle für einen Musikdirektor nötigen Fähigkeiten zutraute, etwas ent-

gegenzusetzen. Da die Wintersaison herannahte, erkundigte ich mich nach dem Direktor des in Zürich zu erwartenden Theaters, von welchem ich erfuhr, daß er zurzeit noch in Winterthur sein Wesen treibe. Sulzer, wie immer, sobald man ihn um Hilfe und Rat anging, sogleich auf das ernstlichste zu beiden bereit, veranlaßte eine Zusammenkunft mit dem Theaterdirektor Kramer bei einem Gastmahl im „Wilden Mann“ zu Winterthur, wo denn festgesetzt wurde, daß Karl Ritter auf meine Empfehlung hin sogar mit einem erträglichen Gehalte für nächsten Winter, vom Oktober an, als Musikdirektor beim Theater bestellt sein sollte. Da mein Empfohlener zugestandenermaßen Anfänger war, mußte ich natürlich für seine Leistungen Garantie übernehmen, welche ich durch die unverweigerliche Verpflichtung leistete, für Ritter in der Musikdirektion einzutreten, sobald, und so lange, durch dessen etwa unzureichende Befähigung Störungen für den Geschäftsgang des Theaters erwachsen könnten. Karl schien sehr zufrieden. Als sich nun der Monat Oktober, mit der Ankündigung der Eröffnung der diesmal „von besondren Kunst-Intentionen geleiteten“ Theater-Unternehmung herannahte, hielt ich endlich es doch für nötig, mit meinem jungen Freunde im Betreff seines Vorhabens mich zu befassen. Um ein recht bekanntes Werk für sein Debüt zu bestimmen, hatte ich den „Freischütz“ gewählt. Karl hatte nicht den mindesten Zweifel über die Bewältigung einer so einfachen Partitur; als er nun aber seine Blödigkeit im Betreff des Klavierspiels überwinden mußte, um die Oper einmal am Instrumente mit mir durchzugehen, war mein Schrecken groß, da ich gewahrte, daß er auch gar keine Ahnung vom Akkompagnement hatte, sondern den Klavierauszug mit der eigentümlichen Sorglosigkeit eines Dilettanten, welcher einem Fingerversehen zulieb unbefangen einen Takt um ein Viertel verlängert, handhabte. Von der rhythmischen Präzision, von der Kenntnis des Tempos, welche einzig beim Dirigenten entscheidend sind, hatte er auch nicht die mindeste Ahnung. Da ich gar nicht wußte, was ich hierzu sagen sollte, ließ ich es, in einer gewissen Betäubung, und immer noch auf eine unberechenbare Explosion des Talentes des jungen Mannes zählend, zu einer Orchesterprobe kommen, für welche ich ihn vor allem mit einer großen Brille ausgestattet hatte; denn ich hatte bemerkt,

daß er wegen unvermuteter Kurzsichtigkeit genötigt gewesen war, sich mit dem Gesicht so dicht auf die Noten aufzulehnen, daß er hierbei unmöglich noch Orchester und Sänger unter den Augen haben konnte. Es genügte mir, den sonderbaren, bis dahin so ungemein zuversichtlichen jungen Mann in seiner Haltung am Direktionspulte zu sehen, wo er trotz seines auffallend bewaffneten Auges nur unverwandt in die Partitur starrte, und willenlos, wie im Traume, einen sich vorgesagten Takt mit dem Stock in die Luft malte, um sogleich zu begreifen, daß ich jetzt in dem Garantie-Falle mich befand. Es war nun noch schwierig und für mich bemühend, meine Nötigung, für ihn einzutreten, dem jungen Ritter begreiflich zu machen; doch half es nichts, ich mußte die Wintersaison der Kramerschen Kunst-Unternehmung einweihen, und brachte mich durch den Erfolg der von mir geleiteten Aufführung des „Freischütz“ in eine sonderbare, und schwer wieder zu beseitigende Lage, dem Theater wie dem Publikum gegenüber.

An die Behauptung der Musikdirektorstelle durch Karl war offenbar nicht mehr zu denken. Sehr merkwürdiger Weise fiel diese unangenehme Erfahrung aber mit einer sehr bedeutenden Wendung im Schicksale eines andren, ebenfalls von Dresden her mir bekannten, jungen Freundes, Hans von Bülow, zusammen. Bereits im vergangenen Jahre hatte ich den Vater, Eduard von Bülow, als neu verheiratet in Zürich angetroffen. Er hatte sich jetzt am Bodensee niedergelassen, und von dort aus meldete mir eben Hans, welcher zuvor sich mir zum Besuche in Zürich angekündigt hatte, daß er zu seinem großen Leidwesen diesen seinen feurigsten Wunsch zu erfüllen verhindert sei. So weit ich in seine Lage einen Einblick gewann, schien es mir, daß seine Mutter, die nun geschiedene Frau seines Vaters, um jeden Preis ihren Sohn von der Künstler-Laufbahn zurückzuhalten suchte, um ihn dagegen, mit Benutzung seiner bis dahin betriebenen juristischen Studien, zum Antritte einer Karriere im Staatsdienste oder im diplomatischen Fache zu bestimmen. Seine Neigung und sein Talent drängten ihn dagegen zur Musik; es schien nun, daß die Mutter dem Sohne, bei der ihm erteilten Erlaubnis zum Besuche seines Vaters, besonders eingeschärft hatte, eine Zusammenkunft mit mir zu vermeiden. Da ich jetzt erfuhr, daß auch der Vater ihn von einem

Besuche in Zürich abhielt, mußte ich, da andrerseits dieser sich ziemlich wohlwollend gegen mich bezeigt hatte, annehmen, er mache mit dieser Erlaubnis-Verweigerung ein Zugeständnis an seine geschiedene Frau, mit welcher er nach den kaum beruhigten Kämpfen der Ehetrennung, in keinerlei neuen Konflikt zu treten wünschte, selbst wenn es sich um die Entscheidung der Lebensrichtung seines eigenen Sohnes handelte. Sollte ich in dieser Annahme, welche mich allerdings bis zur vollsten Rücksichtslosigkeit bitter gegen Eduard v. Bülow stimmte, geirrt haben, so war doch schon der ganze Ausdruck des Briefes, mit welchem Hans mir die grausame Notwendigkeit anzeigte, in der er sich befand, mit offenen Augen eine ihm widerstrebende Laufbahn anzutreten, und somit für alle Zeiten sich in einen seelenzersplitternden Zwiespalt zu werfen, genügend, hierin einen der Fälle zu erblicken, welche, bei meiner damaligen stets leicht erregbaren Neigung zur Empörung gegen ähnlichen Zwang, mich bestimmte, in das Schicksal meines Freundes in meiner Weise einzugreifen. Ich antwortete ihm in einem ausführlicheren Briefe, in dem ich ihm die Wichtigkeit der Lebensphase, in welcher er sich befand, energisch bezeichnete. Namentlich der verzweiflungsvoll zerissene Ton, in welchem er sich an mich gewandt, gab mir ein Recht dazu, ihm zu Gemüte zu führen, daß es sich hier nicht nur um seine äußere Lebensrichtung, sondern um die Bestimmung seines ganzen Geistes- und Gemütslebens handelte. Ich führte ihm vor, was ich an seiner Stelle tun würde: empfände ich nämlich in mir einen wahrhaft unüberwindlichen und meine ganze Seele einnehmenden Trieb zur Künstler-Laufbahn, und fühlte ich mich geneigt, lieber die größesten Beschwerden und Mißhelligkeiten über mich ergehen zu lassen, als mein Leben in eine falsche Bahn gelenkt zu sehen, so würde ich sofort, wenn jemand mir hierzu die Hand reichte, wie ich die meinige ihm hiermit böte, auf das äußerste hin meinen Entschluß fassen. Wolle er trotz des Verbotes seines Vaters zu mir kommen, so möge er sofort, nach Erhaltung dieses Briefes, unter allen Umständen diesen Entschluß ausführen. — Karl Ritter war glücklich, als ich ihm diesen Brief zur persönlichen Bestellung auf dem Bülowschen Gütchen übergab. Dort angekommen, ließ er seinen Freund aus dem Hause rufen, begab sich mit ihm ins Freie und ließ ihn meinen Brief lesen, worauf dieser sofort sich

entschied, ganz wie er ging und stand, bei Sturm und Regen in rauhester Jahreszeit, da beide ohne genügende Geldmittel waren, zu Fuße nach Zürich zu wandern. Da traten sie eines Tages, wild und abenteuerlich, mit den lautredenden Spuren der ungeheuerlichen Reise, zu mir in das Zimmer. Ritter strahlte vor Freude über das gelungene Abenteuer, wogegen der junge Bülow mir eine große, ja leidenschaftliche Ergriffenheit zeigte. Ich fühlte ihm gegenüber sofort eine große und tiefe Verpflichtung, und zugleich ein wahrhaft inniges Mitleiden mit dem so krankhaft aufgeregten jungen Menschen; Beides bestimmte lange Zeit mein Verhalten zu ihm.

Fürs erste galt es durch gute und heitere Miene Trost zu geben, und Vertrauen zu erwecken. Die äußerliche Lage war schnell geordnet: Hans trat als Gleichbeteiligter in das Kontrakt-Verhältnis Karls zur Theater-Direktion ein, was für jeden eine Art von Gehalt abwarf, wogegen ich als Garant für beider Leistungen verblieb. Sogleich war eine Posse mit Musik zu übernehmen; ohne nur zu wissen, um was es sich handle, trat Hans sofort an das Dirigentenpult, und schwang mit wahrer Lust und gröster Sicherheit den Taktstock. Nach dieser Seite hin fühlte ich mich sofort geborgen, und jeder Zweifel an des neuesten Musikdirektors Fähigkeit war augenblicklich überwunden; wogegen es schwer war, Karls aus großer Beschämung hervorgehenden Mißmut über eine, offenbar über sein ganzes Leben entscheidende Aufklärung im Betreff seiner Unbefähigung zum praktischen Musiker, zu zerstreuen. Von hier an ward mir eine keimende Scheu und heimliche Abneigung des sonst so bedeutend begabten jungen Mannes gegen mich immer wahrnehmbarer. Es blieb unmöglich, ihn in der eingenommenen Stellung aufrecht zu erhalten, und je wieder an das Dirigentenpult zu berufen. Andrerseits entstand aber auch für Bülow bald eine unvorausgesehene Erschwerung seiner Stellung, und zwar dadurch, daß der Theaterdirektor und sein Personal, durch meine einmalige Orchesterdirektion verwöhnt, es fortan darauf anlegen zu müssen glaubten, mich immer wieder dazu herbeizuziehen. Noch einige Male dirigierte ich wirklich, teils um durch meine Autorität der verhältnismäßig nicht übel bestellten Oper einigen Kredit beim Publikum zu verschaffen, teils um meinen jungen Freunden, und namentlich dem so sehr hierfür berufenen Bü-

low, durch mein Beispiel das, worauf es beim Operdirigieren ankam, belehrend zu zeigen. Während nun Hans allen ihm verbleibenden Aufgaben sich so vollkommen gewachsen zeigte, daß ich endlich mit gutem Gewissen erklären konnte, unter keinen Umständen mehr für ihn einzutreten mich verpflichtet zu fühlen, wählte namentlich eine durch mein Lob eitel gewordene Sängerin den Weg, durch Verlegenheiten, welche sie mit absichtlicher Schikane dem jungen Dirigenten erzeugte, mich wiederum an das Pult zu nötigen. Als wir diesen Stand der Dinge einsahen, und ich des Ärgers hierüber genug hatte, kamen wir, nachdem zwei Monate dieser Praxis verflossen waren, mit der Direktion überein, das ganze, sehr peinlich gewordene Verhältnis zu lösen. Da gleichzeitig ein bedingungsloses Engagement als Musikdirektor Hans aus St. Gallen angetragen wurde, so entließ ich die beiden jungen Leute, welche gemeinsam ihr Glück nun dort versuchen wollten, in diese nachbarliche Stadt, um für das Weitere zunächst Zeit zu gewinnen.

In die Entscheidung seines Sohnes hatte sich Herr Eduard von Bülow, wenn auch mit großer Mißstimmung gegen mich, kluger Weise gefügt; auf einen Brief, in welchem ich meine Handlungsweise gegen ihn zu rechtfertigen suchte, hatte er mir zwar nicht erwidert, seinen Sohn aber, wie ich erfuhr, mit versöhnlicher Gesinnung in Zürich besucht. Ich selbst besuchte im Laufe der wenigen Wintermonate, welche sie noch in St. Gallen zubrachten, einige Male die jungen Leute. Karl war mit einem Versuche, die Gluckſche Ouvertüre zu Iphigenia zu dirigieren, abermals unglücklich gewesen, so daß ich ihn in düstre Grübeleien verloren, und fern von aller Praxis des Lebens in ziemlich unerfreulicher Verfassung antraf, während Hans mit einem scheußlichen Personale, einem grauenhaften Orchester, und in einem unwürdigen Theaterlokale qualvollst, aber eifrigst in voller Geschäftigkeit begriffen war. Da ich dieses Elend gewahrte, ward alsbald festgestellt, daß Hans für jetzt genug getan und erlernt hätte, um seinen Beruf als praktischer Musiker auch nach dieser wichtigen Seite des Orchesterdirigenten hin außer Zweifel gestellt zu haben. Es galt jetzt nur, ihm eine würdigere Sphäre für die Geltendmachung desselben zu verschaffen. Er teilte mir mit, daß er mit Empfehlungen von seinem Vater an Freiherr von Poißl, damaligem

Intendanten des Münchener Hoftheaters, versehen werden sollte. Bald aber intervenierte auch seine Mutter mit dem Wunsche, ihren Sohn zur weiteren Ausbildung zu Liszt nach Weimar zu senden. Hiermit konnte ich denn nun am allerliebsten einverstanden sein; es gereichte mir zur wahren Beruhigung, den jungen, mir so schwer am Herzen liegenden Mann, meinem großen Freunde auch meinerseits herzlich empfehlen zu können. Mit Ostern 1851 verließ er St. Gallen, um von da an, für längere Zeit der weimarischen Hut übergeben, meiner besondren Fürsorge enthoben zu werden. Nur Ritter blieb in melancholischer Abgeschiedenheit, und unschlüssig darüber, ob er zu mir nach Zürich, wo er unangenehmen Erinnerungen an sein verfehltes Auftreten entgegenging, sich zurückwenden sollte, fürs erste noch in seiner Einsiedelei zu St. Gallen zurück.

Zu erfreulicheren künstlerischen Übungen, als der Aufenthalt in St. Gallen, war es dagegen bei einem Besuche der jungen Freunde während des vergangenen Winters in Zürich gekommen, wo Hans diesmal als Klavierspieler in einem Konzerte der Musikgesellschaft auftrat, in welchem ich selbst durch die Aufführung einer Beethovenschen Symphonie unter meiner Leitung, in gegenseitig anregender Weise mitwirken konnte. Man hatte mich nämlich in diesem Winter von neuem angegangen, mich bei den Konzertaufführungen dieser Gesellschaft mit etwas zu beteiligen; da die vorhandenen Orchesterkräfte sehr gering waren, konnte ich zu meiner Mitwirkung, welche ich je zuweilen nur auf eine Beethovensche Symphonie beschränkte, bloß dadurch bestimmt werden, daß man tüchtige Musiker, namentlich für die Verstärkung der Streichinstrumente, von auswärts hinzuzog. Da ich jedesmal drei Proben bloß für die aufzuführende Symphonie verlangte, und ein Teil der Musiker von fernher besonders hierzu zusammenkam, erhielten diese Übungen eine gewisse Feierlichkeit; da außerdem die ganze Zeit, die man gewöhnlich auf eine Probe verwendet, mir ausschließlich zu der einen Symphonie zur Verwendung stand, so gewann ich hier die Muße, bei der Ausarbeitung des feineren Vortrags, da andrerseits die rein technischen Schwierigkeiten nicht von großem Belang waren, zu verweilen, und gelangte so zu einer bisher mir nicht möglich gewordenen Freiheit des Vortrages, deren ich mir um so inniger bewußt wurde, als ich namentlich auch

die Wirkung hiervon in überraschender Weise wahrzunehmen hatte. Ich entdeckte im Orchester selbst mehrere wahrhaft talentvolle und mit seltenem Erfolg bildsame Musiker, unter denen ich namentlich des aus untergeordneter Stellung zur ersten Stimme berufenen Hoboebläsers Fries erwähne, welcher seine, in den Beethovenschen Symphonien so überaus wichtige, Partie bei mir ganz wie eine Gesangsstimme einüben mußte. Als wir die C-Moll-Symphonie zuerst aufführten, brachte ich es mit diesem sonderbaren Menschen, welcher, als ich mich später von den Konzerten zurückzog, sogleich das Orchester verließ und Musikalienhändler wurde, dahin, daß er die kleine, mit Adagio bezeichnete Gesangsstelle auf der einen Fermate des ersten Satzes dieser Symphonie, so bedeutend und ergreifend vortrug, wie ich seitdem es nie wieder hören konnte. Dazu hatten wir in dem fein gebildeten Herrn Ott-Imhof, einem reichen patrizischen Kunstfreunde und Dilettanten, einen zwar nicht sehr energischen, aber außerordentlich zart und weich betonenden Klarinettisten. Auch muß ich des ganz vorzüglichen Hornisten Bär erwähnen, welcher von mir zum Kommandanten der Blechinstrumentisten bestellt wurde, auf deren Vortrag er einen sehr erfolgreichen Einfluß ausübte: ich entsinne mich nie wieder die ausgehaltenen starken Akkorde des letzten Satzes der C-Moll-Symphonie mit solch intensiver Kraft, wie damals in Zürich, ausgeführt gehört zu haben, und glaube dem nur meine frühesten Erinnerungen an ähnliche Wirkungen im Vortrage des Pariser Conservatoire-Orchesters in der neunten Symphonie" zur Seite stellen zu können. Die Aufführung dieser C-Moll-Symphonie wirkte auf unser Publikum, namentlich aber auf meinen vertrauteren Freund, den bis jetzt der Musik abhold gewesenen Staatsschreiber Sulzer, in ganz besonders anregender Weise, und begeisterte den letzteren sogar, als es der Abwehr eines Zeitungsangriffes galt, zu einer, mit völlig Platenscher Kunst gedichteten, Satire auf den unberufenen Einsprecher. Zu einem zweiten Konzert, zu welchem ich mich in diesem Winter noch verstand, um in ihm die „Sinfonia Eroica" zur Aufführung zu bringen, ward, wie erwähnt, auch Bülow für einen Klaviervortrag eingeladen. Kühn, und in einem gewissen Sinne wenig selbstbedacht, wählte er hierzu die ebenso geistvolle als schwierige Bearbeitung der „Tannhäuser-

Ouvertüre" für das Klavier von Liszt; wie er im allgemeinen damit Sensation erregte, setzte er namentlich mich über seine bereits zu hohem Grade gediehene, von mir bis daher noch nicht gebührend beachtete Virtuosität in Erstaunen, und erweckte in mir das größte Vertrauen auf seine Zukunft. Bereits hatte ich ihn, wie beim Dirigieren, so auch beim Akkompagnieren als ungemein befähigt und entwickelt kennen gelernt; hierzu war im Verlaufe des vergangenen Winters bereits neben den äußerlichen Schicksalen meines jungen Freundes, wie ich sie zuvor kurz bezeichnete, mancherlei Gelegenheit geboten worden. Öfters vereinigten sich Bekannte bei mir; auch ein regelmäßiger Klub ward von diesen gebildet, wo es dann meistens auf die Unterhaltung abgesehen war, welche eigentlich nur durch Bülows Hilfe ermöglicht wurde. Ich trug dann selbst Geeignetes aus meinen Opern vor, welches Hans stets mit, für mich wohltätigstem Verständnisse begleitete. Bei solcher Gelegenheit kam es auch meinerseits zu Vorlesungen aus meinen Manuskripten; namentlich habe ich in einer andauernden Aufeinanderfolge von Abenden einem stets zunehmenden, sehr aufmerksamen Zuhörerkreise mein, im Verlaufe dieses Winters geschriebenes größeres Buch „Oper und Drama" vollständig vorgelesen.

Als ich nämlich seit meiner Rückkehr zu einiger Ruhe und Besinnung gelangt war, faßte ich endlich auch die Wiederaufnahme meiner ernstlichen Arbeiten in das Auge. An die Komposition von „Siegfrieds Tod" zu gehen, wollte mir aber nicht zu Sinnen: der Gedanke, mit klarem Bewußtsein eine Partitur nur für das Papier zu schreiben, entmutigte mich stets von neuem; wogegen es mich immer wieder drängte, der einst zu gewinnenden Möglichkeit für die Aufführung auch solch eines Werkes, wenn auch scheinbar auf weitestem Umwege, eine Grundlage zu verschaffen. Hierfür schien es mir vor allem nötig, den wenigen Freunden, welche sich nah und fern ernstlich mit meiner Kunst befaßten, immer deutlicheren Aufschluß über die notwendig zu lösenden, deutlich mir vorschwebenden, jenen aber noch kaum nur sich darstellenden Probleme zu geben. Hierzu erhielt ich eine ganz besondere Veranlassung, als eines Tages Sulzer einen Artikel über die „Oper", in dem Brockhausschen Konversations-Lexikon der Gegenwart, mir in der Meinung zeigte, durch die darin ausgesprochenen Ansichten mir ver-

ständig vorgearbeitet sehen zu können. Ein flüchtiger Blick in diese Arbeit zeigte mir sofort das gänzlich fehlerhafte derselben, und ich suchte Sulzer auf eben diese Grundverschiedenheit aufmerksam zu machen, welche zwischen den üblichen Ansichten sogar recht gescheiter Leute, und meiner Einsicht in das Wesen dieser Dinge bestehe. Da es mir natürlich nicht möglich war, auch durch noch so große Beredsamkeit meine Ideen hierüber im Fluge zum Verständnis zu bringen, so machte ich mich alsbald bei meiner Nachhausekunft darüber, einen geregelten Plan zu einer ausführlicheren Behandlung derselben zu entwerfen. Somit übernahm ich die Ausarbeitung dieses Buches, welches ich unter dem Titel „Oper und Drama" veröffentlichte: eine Arbeit, welche mich mehrere Monate, bis zum Februar 1851, angestrengt beschäftigte. Den ermüdenden Eifer, welchen ich auf die Beendigung dieser Arbeit verwendete, hatte ich schließlich in grausamer Weise zu büssen: noch hatte ich nach meiner Berechnung wenige Tage angestrengten Fleißes für das Manuskript nötig, als mein guter Papagei, welcher gewöhnlich auf dem Schreibtische mir zugesehen hatte, bedenklich erkrankte. Da er schon einige Male von gleichen Anfällen sich glücklich wieder erholt hatte, nahm ich es auch diesmal nicht so ängstlich; als meine Frau mich bat, den in einer entfernten Gemeinde wohnenden uns empfohlenen Tierarzt aufzusuchen, verschob ich dies, um nur meinen Schreibtisch nicht zu verlassen, vom nächsten auf den übernächsten Tag. Eines Abends spät wurde ich endlich mit dem verhängnisvollen Manuskripte fertig: am andren Morgen lag der gute Papo tot am Boden. Meine vollständige Untröstlichkeit über diesen traurigen Fall ward von Minna in gleich herzlicher Trauer geteilt, und in der Übereinstimmung unsrer Zuneigung für die uns so nah befreundeten Haustiere begegneten wir uns in einer, für unser ferneres Nebeneinanderbestehen nicht unförderlichen, wirklich gemütlichen Weise. —

Außer den Haustieren waren uns aber auch die älteren Züricher Freunde, über die Katastrophe meines Familien-Verhältnisses hinweg, treu und anhänglich geblieben. Als der wertvollste und bedeutendste dieser stellte sich allerdings immer mehr Sulzer heraus. Die ausgesprochenste Verschiedenheit in den intellektualen Anlagen und Temperaments-Eigenschaften, welche zwischen uns stattfanden, schien unser Verhältnis gerade da-

durch zu begünstigen, daß wir eigentlich immer Überraschungen an uns zu erleben hatten, welche sich, da der Grund derselben stets bedeutend war, zu den anregendsten und belehrendsten Erfahrungen gestalteten. Außerordentlich reizbar, und von sehr zarter Gesundheit, war Sulzer, der gegen seine ursprüngliche Neigung in den Staatsdienst getreten war, und sein Belieben der strengen Gewissenhaftigkeit der Pflichterfüllung im weitesten Sinne geopfert hatte, durch seine Bekanntschaft mit mir stärker, als es ihm erlaubt schien, in die Sphäre des ästhetischen Genusses gezogen worden. Fast hätt er sich diese Ausschweifung leichter erlaubt, wenn auch ich mit der Kunst es unschwer genommen hätte; daß ich nun aber der künstlerischen Bestimmung des Menschen eine so ungemein, weit über den Staatszweck hinausgehende Bedeutung zuerkannt wissen wollte, brachte ihn oft ganz aus der Fassung; wogegen nun aber gerade dieser mein großer Ernst es war, der ihn wieder zu mir und meinen Anschauungen heranzog. Da dies nicht bloß zu Unterhaltungen und gemächlichen Diskussionen führte, sondern unsere beiderseitige große Reizbarkeit sehr oft die heftigsten Explosionen veranlaßte, so geschah es mitunter, daß er, mit bebenden Lippen, Hut und Stock ergriff und ohne Abschied hastig davon ging. Es war nun hübsch, daß er andren Tags sich gewiß pünktlich zur Abendstunde wieder einstellte, und wir beide vollständig des Gefühles waren, als wenn gar nichts zwischen uns vorgefallen sei. Nur wenn ihn gewisse leidenvolle körperliche Zustände zur vollkommenen Einschließung für längere Tage bestimmten, war es schwer bei ihm vorzukommen, weil er ganz wütend werden konnte, wenn man ihn nach seiner Gesundheit frug; es gab dann ein einziges Mittel ihn in gute Stimmung zu versetzen: es mußte nämlich erklärt werden, man habe ihn aufgesucht um einen Freundschaftsdienst von ihm zu erbitten; wo er dann, völlig angenehm überrascht, sich nicht nur zu jeder Gefälligkeit sogleich bereit zeigte, sondern auch eine wirklich heitere und wohlwollende Miene annahm.

Höchst auffallend stach nun neben ihm der Musiker Wilhelm Baumgartner ab: ein lustiger, lebensfroher Bruder, ohne jede Neigung zur Konzentration, der gerade so viel Klavierspielen gelernt hatte, um einen guten Lehrer für so viel Stundengeld, als er gerade gebrauchte, abzugeben, recht warm und sinnig für etwas Schönes, wenn es sich nur nicht zu hoch ver-

lor, empfand; ein treues gutes Herz, der außerdem für Sulzer auch großen Respekt hatte, leider aber dem Hange zur Kneipe dadurch nicht entwöhnt werden konnte. — Außerdem hatten sich schon von der ersten Zeit her noch zwei Freunde dieser beiden, der tüchtige und ehrenwerte damalige zweite Staatsschreiber Hagenbuch, und ein sonderbar gutmütiger, aber geistig nicht eben sehr begabter, und deshalb von Sulzer nicht immer besonders schonungsvoll behandelter, Advokat und damaliger Redakteur der „Eidgenössischen Zeitung" Bernhard Spyri, gesellt. — Alexander Müller, welcher durch häusliche Kalamität, körperliche Leiden, und handwerksmäßiges Stundengeben immer mehr in Beschlag genommen war, verschwand bald gänzlich aus unsrem Umgange. — Zu einem Musiker Abt fühlte ich, trotz seiner „Schwalben", mich nicht hingezogen; auch verließ er uns bald, um in Braunschweig glänzende Karriere zu machen.

Nun war aber von außen, namentlich durch die politischen Schiffbrüche, der Züricher Gesellschaft allerhand Bereicherung zugeführt worden. Bei meiner Zurückkehr im Januar 1850 traf ich bereits den, bürgerlich nicht uneleganten, aber ziemlich langweiligen Adolf Kolatschek: er fühlte sich zum Redigieren berufen, und hatte eine „Deutsche Monatsschrift" gegründet, welche den in der letzten Bewegung äußerlich Besiegten das Feld zur Fortsetzung des Kampfes auf dem inneren Gebiete des Geistes eröffnen sollte. Fast schmeichelte es mir, daß ich von ihm als Schriftsteller beachtet wurde, da er dabei blieb, einem solchen Vereine geistiger Kräfte, wie ihm durch seine Unternehmung eine Grundlage gegeben werden sollte, dürfte „eine Potenz wie die meinige" nicht fehlen. Ich hatte ihm bereits von Paris aus den Aufsatz über „Kunst und Klima" zugeschickt, jetzt nahm er willig auch einige größere Bruchstücke aus dem noch unveröffentlichten „Oper und Drama" auf, welche mir durch ihn auch sehr anständig honoriert wurden. Dieser Mann ist mir noch immer in Erinnerung als die einzige Erfahrung von einem taktvollen Redakteur; er gab mir das Manuskript einer Rezension meines „Kunstwerk der Zukunft" von einem Herrn Palleske zur Einsicht, und erklärte mir, ohne meine besondere Einwilligung, die er jedoch keineswegs von mir anspreche, sie nicht abdrucken lassen zu wollen. Da ich fand, daß diese

oberflächliche, gänzlich verständnislose und doch im hoffärtigsten Tone verfaßte Besprechung, wenn sie gerade in dieser Zeitschrift erschien, mich jedenfalls zu einer, durch wiederholte Ausführung meiner wirklichen Thesen umständlichen und ermüdenden Erwiderung veranlassen müßte, ich aber hiergegen im höchsten Grade abgeneigt war, so ließ ich es bei Kolatscheks Entschluß, das Manuskript seinem Verfasser zu anderweitigem Abdruck zu empfehlen. — Dagegen lernte ich an Kolatscheks Seite in Reinhold Solger einen wirklich ausgezeichneten und interessanten Menschen kennen; da seinem etwas unruhigen und abenteuerlichen Wesen das Eingepferchtsein in die kleine enge Züricher Schweizer-Welt unerträglich wurde, verließ er uns bald, und ging nach Nordamerika, von wo aus ich noch von seinem herausforderndem Auftreten mit Vorlesungen über die europäischen Verhältnisse hörte. Gewiß war es Schade, daß dieser talentvolle Mann nicht dazu kam, durch bedeutendere Arbeiten sich bekanntzumachen; was er in der kurzen Zeit seines Züricher Aufenthaltes für unsere Monatsschrift schrieb, gehörte offenbar zu dem Vorzüglichsten was jemals auf diesem Felde von einem Deutschen geleistet worden ist.

Im neuen Jahre 1851 gesellte sich zu diesen auch Georg Herwegh, welchen ich eines Tages zu meiner Überraschung in Kolatscheks Wohnung antraf. Die Schicksale die ihn für jetzt nach Zürich führten, wurden mir erst später in etwas widerwärtig an mich herantretender Gestalt bekannt; für jetzt gab sich Herwegh in einer gewissen aristokratischen Haltung als fein gewöhnter, üppiger Sohn seiner Zeit, dem namentlich einige stets in seiner Rede einfließende französische Interjektionen ein sonderbar vornehmes, wenigstens verwöhntes Ansehen verliehen. Doch waren sein Äußeres, sein lebhaft funkelndes Auge, und die Freundlichkeit seines Benehmens, recht wohl geeignet, einen anziehenden Eindruck auszuüben. Ich fand mich fast geschmeichelt, als er gern die Einladung zu meinen bäuerischen Abendzusammenkünften annahm, welche allerdings einige Male, als Bülow noch sie musikalisch belebte, sich ziemlich artig ausnehmen mochten, wogegen andrerseits mir allerdings gar nichts geboten wurde. Als ich zu Vorlesungen aus meinen Manuskripten schritt, behauptete meine Frau, daß Kolatschek eingeschlafen wäre, und Herwegh dabei sich nur ihren

Punsch habe schmecken lassen. Als ich späterhin „Oper und Drama“ in zwölf verschiedenen Abenden, wie ich erwähnte, meinen Züricher Freunden und ihren Bekannten vortrug, blieb Herwegh aus, weil er sich nicht unter diejenigen mischen wollte, für die so etwas nicht geschrieben wäre. Doch belebte sich allmählich mein Umgang mit ihm, wozu nicht nur meine Achtung vor einem kürzlich noch sehr gefeierten Dichtertalente, sondern auch die Wahrnehmung der wirklich zarten und feinen Begabung eines wohlgebildeten Geistes beitrugen. Ich gewahrte endlich an Herwegh selbst das Bedürfnis nach meinem Umgange. Daß ich hierbei es immer nur zu den Berührungen der tieferen und ernsteren Interessen, welche mich so leidenschaftlich einnahmen, kommen ließ, schien eine veredelnde Teilnahme an diesen selbst demjenigen hervorzurufen, der seit dem schnellen Gewinne seines Dichterruhmes, zu seinem großen Nachteile sich so sehr nur in den, seinem ursprünglichen Naturell so ganz abliegenden, Äußerlichkeiten einer trivialen Fasson verloren hatte. Hierzu mochte die wachsende Bedrängnis seiner Lage, welche er bisher immer noch nach gewissen Ansprüchen auf Glanz beurteilen zu müssen geglaubt hatte, viel beitragen. Kurz, ich fand an ihm zuerst den feinen, sympathischen Verstand für meine gewagtesten idealen Entwürfe und Ansichten, und ich mußte ihm bald Glauben schenken, wenn er mir versicherte, daß er nur noch mit meinen Gedanken sich beschäftigte, auf welche gewiß niemand so innig sich einließe, als er.

Neue Nahrung erhielt dieser innigere und gewiß nicht unzarte Verkehr durch die Mitteilungen, die ich Herwegh bald über eine neue dramatische Dichtung machte, mit welcher ich mich im nahenden Frühjahre beschäftigen durfte. Die von Liszt im Spätsommer des vergangenen Jahres in das Werk gesetzte Aufführung des „Lohengrin“ auf dem weimarischen Theater, hatte Folgen gehabt, wie sie bisher von Aufführungen mit so beschränkten Mitteln unmöglich zu erwarten gewesen waren. Diese konnten nur das Ergebnis des Eifers eines so mannigfach reich begabten Freundes wie Liszt sein. Lag es außer seiner Macht, dem weimarischen Theater schnell Sänger von der Bedeutung zuzuführen, wie sie für den „Lohengrin“ genügt hätten, und mußte er nach vielen Seiten der Darstellung hin mit der bloßen Andeutung des Geforderten sich begnügen,

so ließ er es nun seine Sorge sein, diese Andeutungen in geistvoller Weise zum Verständnis zu bringen. Zunächst setzte er selbst einen ausführlichen Bericht über die Erscheinung des „Lohengrin“ auf: selten hat wohl die schriftliche Besprechung eines Kunstwerkes diesem so aufmerksame und im voraus bis zu enthusiastischer Überzeugung bestimmte Freunde gewonnen, als die bis in die zartesten Details sich erstreckende Abhandlung Liszts über den „Lohengrin“. Karl Ritter zeichnete sich auf das vorteilhafteste dadurch aus, daß er eine ganz vorzügliche deutsche Übersetzung des französischen Originals lieferte, welche in der „Illustrierten Zeitung“ zunächst veröffentlicht wurde. Bald darauf gab Liszt sein, durch eine ähnliche Abhandlung über den „Tannhäuser“ bereichertes Original auch in französischer Sprache heraus, und diese Broschüre war es, welche seit jener Zeit für lange hin, namentlich im Auslande, eine oft überraschend mir entgegenkommende Teilnahme und eine genauere Kenntnis jener Arbeiten, als wie sie durch mangelhafte Einsicht in die Klavierauszüge gewonnen werden konnte, erweckte. Fern davon, hiermit sich zu begnügen, wußte Liszt nun aber auch immer neue intelligente Kräfte von außen zu den weimarischen Aufführungen meiner Opern herbeizuziehen, um diejenigen, die richtig zu hören und zu sehen imstande waren, mit freundlicher Gewalt auf dieselben aufmerksam zu machen. War ihm seine gute Absicht mit Franz Dingelstedt nicht eigentlich gelungen, da dieser mit offenbarem Widerwillen sich nur zu einem sehr konfusen Berichte über den „Lohengrin“ in der „Allgemeinen Zeitung“ anließ, so scheint es seiner begeisternden Beredsamkeit doch vollständig gelungen zu sein, Adolf Stahr in entscheidender Weise für mein Werk einzunehmen. Dessen ausführliche Besprechung meines „Lohengrin“ in der Berliner „National-Zeitung“, welche meinem Werke eine große Bedeutung vindizierte, blieb ersichtlich nicht ohne nachhaltigen Eindruck auf das deutsche Publikum. Auch in den engeren Kreisen der spezifischen Musiker scheint es nicht unwichtig eingewirkt zu haben, daß Robert Franz, ebenfalls von Liszt fast gewaltsam zu einer Aufführung des „Lohengrin“ herbeigezogen, in unverkennbar begeisterter Weise darüber sich vernehmen ließ. Nach vielen Seiten hin wirkten diese Beispiele anregend, und eine Zeitlang schien es, als ob wirklich die sonst so stumpfsinnige

musikalische Presse sich energisch fördernd mit mir befassen wollte. Was dieser Bewegung sehr bald, und für immer, eine gänzlich verschiedene Richtung geben sollte, werde ich in kurzem zu erwähnen Veranlassung finden; für jetzt faßte Liszt aus all den freundlichen Wahrnehmungen den Mut, mich zu weiterem Vorgehen in meiner nun bereits seit mehreren Jahren unterbrochenen, produktiven Tätigkeit zu veranlassen. War er mit dem „Lohengrin“ zustande gekommen, so getraute er sich nun auch ein wohl noch kühneres Wagnis zu bestehen, und forderte mich auf, mein Gedicht von „Siegfrieds Tod“ für Weimar in Musik zu setzen. Auf seinen Antrieb mußte der Intendant des weimarischen Theaters, Herr von Ziegesar, im Namen des Großherzogs mir ein völliges Engagement hierfür antragen: ich sollte die Arbeit in Jahresfrist beendigen, und dafür während dieser Zeit 500 Taler ausgezahlt bekommen. — Sonderbar war es, daß der Herzog von Koburg, etwa um dieselbe Zeit, ebenfalls durch Liszt, mich gegen eine Zahlung von 900 Talern zur Instrumentation einer von ihm zu komponierenden Oper auffordern ließ, und zwar wollte mein großmütiger Arbeitsbesteller es sogar übernehmen, trotz meiner Lage als Geächteter, mich in sein Schloß nach Koburg kommen zu lassen, wo ich mit ihm, dem Komponisten, und Frau Birch-Pfeiffer, der Dichterin, eingeschlossen, das neue Werk fördern sollte. Liszt erbat von mir natürlich sich weiter nichts als einen anständigen Vorwand zur Ablehnung dieses Antrags, wofür er aber doch für gut hielt, mir körperliche und geistige Verstimmung anzuraten. Später erzählte mir noch mein Freund, daß den Herzog zu dem Wunsche meiner Mitwirkung an seiner Partitur namentlich meine gute Anwendung der Posaunen bestimmt habe; als er hierfür von Liszt die Mitteilung meiner Maximen sich erbat, habe ihm dieser erwidert: das Besondere hierbei wäre, daß, ehe ich für die Posaune schriebe, mir immer etwas einfiele.

Dagegen fühlte ich mich nun sehr angezogen, auf das weimarische Anerbieten einzugehen. Noch ermüdet von meiner angestrengten Arbeit an „Oper und Drama“, angegriffen von so manchem, was mein Gemüt kummervoll betraf, setzte ich mich seit langer Zeit zum ersten Male wieder an meinen, aus der Dresdener Katastrophe geretteten Härtelschen Flügel, um zu ver-

suchen, wie ich mich zur Komposition meines schwerwiegenden Heldendramas anlassen würde. Ich entwarf in flüchtiger Skizze die Musik zu dem in jener ersten Fassung nur andeutend ausgeführten Gesange der Nornen; als ich auch Brünnhildes erste Anrede an Siegfried in Gesang übersetzte, entsank mir aber bald aller Mut, da ich nicht umhin konnte mich zu fragen, welche Sängerin im nächsten Jahre diese weibliche Heldengestalt in das Leben rufen sollte. Da fiel mir denn meine Nichte Johanna ein, welche ich früher in Dresden, so mancher schönen äußeren Begabung wegen, ungefähr für diese Rolle mir gedacht hatte. Diese hatte nun in Hamburg ihre Primadonnen-Karriere angetreten, und nach allen Berichten, die ich über sie erhielt, und namentlich auch aus dem Benehmen, welches sie mit ihrer Familie gegen mich recht ungeniert annahm, hatte ich zu schließen, daß jede meiner noch so bescheidenen Hoffnungen auf ihr Talent für mich verloren gegangen sei. Dagegen hatte ich das andere Unglück, daß eine zweite Dresdener Prima-Donna, Mme. Gentiluomo-Spatzer, welche einst Marschner zu Donizettischen Dithyramben begeistert hatte, als Stellvertreterin Johannas unaufhörlich mir vor die Phantasie trat: so daß ich einst wütend vom Klaviere aufsprang und erklärte, für solche Steifröcke nichts mehr schreiben zu wollen. So wie ich in meinen Gedanken mich mit dem Theater nur in irgendwelche Berührung wieder gebracht sah, faßte mich ein ganz unbeschreiblicher Unmut, welchen ich für jetzt in keiner Weise zu bewältigen vermochte. Fast beruhigte es mich zu gewahren, daß an meiner großen Verstimmung körperliches Übelbefinden einen Anteil haben möge. Ich wurde nämlich in diesem Frühjahre durch einen Hautausschlag überrascht, welcher sich über den ganzen Leib ausdehnte. Mein Arzt verordnete mir dagegen Schwefelbäder, welche ich des Vormittags regelmäßig anzuwenden hatte. So sehr diese Kur meine Nerven aufregte, und infolgedessen mich später zur Ergreifung der radikalsten Mittel für meine Gesundheit veranlaßte, wirkte doch für jetzt die regelmäßige vormittägige Promenade nach der Stadt und zurück, beim frischen Erblühen des Mais, zunächst erheiternd auf meine Gemütsstimmung. Ich konzipierte den „jungen Siegfried", welchen ich als heroisches Lustspiel der Tragödie „Siegfrieds Tod" ergänzend vorausschicken wollte. Von

dieser Empfängnis hingerissen, suchte ich mich sogleich auch zu überreden, daß dieses Stück leichter aufzuführen sein würde, als jenes ernst gewaltige. In diesem Sinne teilte ich Liszt mein Vorhaben mit, und bot der weimarischen Intendanz, für ihre nun ernstlich von mir anzunehmende Jahressubvention von 500 Talern, das neu zu verfassende Gedicht und die musikalische Komposition eines „jungen Siegfried“ an. Ohne Zögern ward hierauf eingegangen, und ich zog mich nun in das, voriges Jahr von Karl Ritter verlassene, Dachstübchen zurück, um, zwischen Schwefel und Mai, das in meinem frühesten Plan bereits enthaltene Gedicht des „jungen Siegfried“ in bester Laune und in kurzer Zeit auszuführen.

Ich muß nun der innigeren Freundesbeziehungen gedenken, welche ich seit meinem Fortgange von Dresden mit Theodor Uhlig, dem jungen Musiker des Dresdener Orchesters, dessen ich bereits früher gedachte, unterhalten hatte, und welche mit der Zeit bis zu einem wahrhaft ergiebigen Verhältnisse sich steigerten. Sein selbständiger, sogar etwas schroffer Sinn hatte sich, sowohl durch Teilnahme an meinem Schicksale, als durch ein sehr eingehendes Verständnis meiner Schriften, zur wärmsten, ja fast unbedingten Ergebenheit für mich gebildet. Auch er hatte zu den Besuchern der „Lohengrin“-Aufführung in Weimar gehört, und mir einen sehr verständigen Bericht darüber zugesandt. Da der Musikhändler Härtel in Leipzig auf mein Anerbieten, den „Lohengrin“ herauszugeben ohne mir Honorar dafür zu zahlen, gerne eingegangen war, überwies ich auch Uhlig die Abfassung des Klavierauszugs. Hauptsächlich aber hielten uns die theoretischen Fragen, welche ich mit meinen Schriften angeregt, durch eifrige Korrespondenz in Verbindung. Mich rührte es fast an ihm, daß er, den ich schon seiner Bildung nach doch nur als reinen Musiker nehmen konnte, auf die Tendenzen, welche viel allgemeiner gebildet erscheinende Musiker als ihren spezifischen Kunstausübungen gefährlich bis zur Verzweiflung erschreckten, eben weil er sie mit klarem Verstande erfaßt hatte, vollkommen zustimmend einging. Er hatte für den Ausdruck dieser Übereinstimmung alsbald auch die literarische Fähigkeit gewonnen, und bezeugte diese in einem vortrefflichen größeren Aufsatze über die Instrumental-Musik, welcher in Kolatscheks Deutscher Monatsschrift veröffentlicht wurde.

Außerdem teilte er mir aber auch eine, bis jetzt noch Manuskript gebliebene, streng theoretische Arbeit über die musikalische Thema- und Satz-Bildung mit. Diese zeugte von einer ebenso originellen Auffassung, als gründlichen Erforschung des Verfahrens Mozarts und Beethovens, namentlich in ihrem höchst charakteristischen Unterschiede, und schien mir, bei ihrer erschöpfend sicheren Ausführlichkeit, vollkommen geeignet, die Grundlage einer neuen Theorie der höheren musikalischen Setzkunst zu bilden, welche durch das geheimnisvollste Verfahren Beethovens erklärt, und zu einem faßlichen Systeme der weiteren Anwendung ausgearbeitet werden durfte. Seine Aufsätze hatten den Herausgeber der „Neuen Zeitschrift für Musik", Franz Brendel, mit gutem Instinkt auf diesen ausgezeichneten jungen Mann aufmerksam gemacht. Zur Mitarbeit an seinem Blatte aufgefordert, ward es Uhlig bald leicht, Brendel gänzlich aus seiner bisher unentschiedenen Haltung zu reißen, und ihn, der es im ganzen stets ehrlich und ernstlich meinte, mit Bestimmtheit und für immer derjenigen Seite zuzuwenden, welche von jetzt an bald als eine sogenannte „neuere Richtung" in der musikalischen Welt Aufsehen zu machen begann. Auch ich fand mich nun veranlaßt, in diesem Sinne der Zeitschrift einen verhängnisvollen Beitrag zu widmen. Ich hatte bemerkt, daß hier öfter mit den gehässig klingenden Schlagwörtern „jüdische Melismen" „Synagogenmusik" und ähnlichen, umgegangen worden war, ohne daß hiermit etwas anderes als nichtssagende Aufreizungen sich zu erkennen gegeben hatten. Mich reizte es nun, das Thema der Einmischung der modernen Juden in die Musik, und ihres Einflusses auf dieselbe, näher zu betrachten, und die charakteristischen Merkmale dieses Phänomens zu bezeichnen. Ich tat dies in einem größeren Aufsatze: „Das Judentum in der Musik". Obwohl ich nicht gesonnen war, gegen Nachfrage mich als den Verfasser desselben zu verleugnen, hielt ich es doch für nützlich, mich zunächst mit einem Pseudonym zu unterzeichnen, um hierdurch zu vermeiden, daß die von mir sehr ernstlich gemeinte Angelegenheit sofort in das rein Persönliche verschleppt, und dadurch ihre wahre Bedeutung verdeckt würde. Das Aufsehen, welches dieser Artikel machte, ja der wahre Schrecken den er verbreitete, dürften kaum mit einer ähnlichen Erscheinung zu vergleichen sein. Die un-

erhörten Anfeindungen, welche ich bis auf den heutigen Tag von der sämtlichen Zeitungspresse Europas erfahren habe, können einzig demjenigen verständlich werden, welcher jenen Artikel und sein schreckliches Aufsehen zu seiner Zeit beachtet hat, und nun sich vergegenwärtigt, daß alle Zeitungen Europas fast ausschließlich in den Händen der Juden sind, wogegen diejenigen nie klar sehen werden, welche den Grund dieser ununterbrochenen gehässigen Verfolgung etwa nur in einer theoretischen oder praktischen Abneigung gegen meine Ansichten oder künstlerischen Arbeiten suchen zu müssen, glaubten. Zunächst brachte das Erscheinen dieses Aufsatzes einen Sturm über den ganz unbefangenen, und seiner Tat sich kaum bewußten Brendel, welcher bald in eine Verfolgung, die auf Vernichtung abgesehen war, ausging. Ein anderes unmittelbares Ergebnis war es, daß von jetzt an selbst die wenigen, welche bisher durch Liszt für mich sich zu erklären veranlaßt worden waren, in sicheres Schweigen, endlich wohl selbst in eine feindselige Haltung sich zurückzogen, da für alles, was sie in ihrem eigenen Interesse unternehmen mochten, es ihnen ratsam dünken mußte, ihre Abwendigkeit von mir nachweisen zu können. Desto treuer und entschiedener hielt nun aber Uhlig zu mir; er kräftigte Brendels zahmeren Sinn zur Ausdauer, und half ihm fortwährend durch, teils gediegene, teils witzige und scharf treffende Beiträge für seine Zeitung. Namentlich faßte er sogleich einen Hauptgegner, den von Ferdinand Hiller in Köln geworbenen Herrn Bischoff, welcher für mich und meine Freunde die Bezeichnung „Zukunftsmusiker" erfunden hatte, scharf in das Auge, und geriet mit ihm in eine länger andauernde, ziemlich ergötzliche Polemik. Die Grundlage des, bis zum europäischen Skandal allmählich angewachsenen, Problems der sogenannten „Zukunftsmusik", eine Bezeichnung, welche Liszt sehr bald mit guter und stolzer Laune akzeptierte, war nun gelegt. Wohl hatte ich durch den Titel meines Buches, „Das Kunstwerk der Zukunft", zu jener Erfindung die eigentliche Veranlassung gegeben; zum völligen Schlachtruf ward die Bezeichnung jedoch erst erhoben, seitdem „Das Judentum in der Musik" alle Schleusen der Wut über mich und meine Freunde geöffnet hatte. — Erst in die zweite Hälfte dieses Jahres fällt das Erscheinen meines Buches „Oper und Drama", welches, soweit es überhaupt von den herrschenden Musikern nur

eigentlich beachtet werden konnte, natürlich nicht wenig dazu beitrug, die gegen mich ausgebrochene Wut zu nähren; jedoch nahm sie von da ab mehr den Charakter der Tücke und Verleumdungssucht an, da die Bewegung nun durch einen großen Kenner in solchen Dingen, Herrn Meyerbeer, in ein planmäßiges System gebracht wurde, welches er, von jetzt an bis an sein seliges Ende, mit sicherer Hand in Ausübung erhielt.

Noch in der ersten Zeit des offenen Wutgeschreies, in welcher wir uns jetzt befanden, hatte Uhlig nun bereits auch eben dieses „Oper und Drama" kennen gelernt. Ich hatte ihm nämlich davon das Original-Manuskript geschenkt; da es zierlich in Rot eingebunden war, verfiel ich darauf, als Widmung, im Gegensatze zu dem Goetheschen „Grau, mein Freund, ist alle Theorie", einzuzeichnen: „Rot, mein Freund, ist meine Theorie". Auch über diese Mitteilung entstand eine für mich anregende und wahrhaft erfreuliche Korrespondenz mit dem jungen, schnell und scharf eindringenden Freunde, und ich hatte nun das herzliche Verlangen, nach Ablauf voller zweier Jahre der Trennung, ihn wiederzusehen. Meiner Einladung zu entsprechen war für den armen, kaum zum „Kammermusikus" bestellten Geiger, keine geringe Angelegenheit; doch suchte er freudig alles zu überwinden, und kündigte mir für die ersten Tage des Juli seine Besuchsreise an. Ich beschloß ihm bis Rorschach am Bodensee entgegenzugehen, um ihn von da aus auf dem Wege eines Schweizer-Ausfluges bis Zürich zu geleiten. Ich selbst machte mich schon auf angenehmen Umwegen durch das Toggenburg, in altgewohnter Weise zu Fuße auf. Heiter und erfrischt gelangte ich auf diese Art nach St. Gallen, wo ich nun Karl Ritter, nach Bülows Fortgang in sonderbarster Abgeschiedenheit allein zurückgeblieben, aufsuchte. Den Grund seiner Einsamkeit konnte ich nicht wohl erraten, obschon er mir von seinem angenehmen Umgange mit einem St. Galler Musiker, Greith, erzählte, von dem ich später nie wieder etwas vernahm. Noch ganz ermüdet von der Anstrengung meiner Fußreise, konnte ich mich doch nicht enthalten dem äußerst intelligenten, und mit schnellster Fassungskraft begabten, jungen Freunde mein soeben vollendetes Manuskript der Dichtung des „Jungen Siegfried" als meinem ersten Zuhörer vorzulesen. Der Eindruck davon auf ihn erfreute mich sehr, und in bester Laune be-

stimmte ich ihn nun, seine sonderbare Einsiedelei zu verlassen, und mit mir Uhlig entgegenzugehen, um dann gemeinschaftlich mit uns beiden über den Hohen Säntis zu längerem freundschaftlichem Aufenthalte nach Zürich zu wandern.

Der Anblick des erwarteten Gastes, als er in dem mir bereits wohlbekannten Rorschacher Hafen landete, erfüllte mich sofort mit Bangen für die Gesundheit des jungen Freundes, da seine Anlage zur Schwindsucht sofort zu erkennen war. Um ihn zu schonen, wünschte ich der verabredeten Bergbesteigung zu entsagen, wogegen er mit Lebhaftigkeit auf der Ausführung derselben bestand, da dergleichen Anstrengungen in freier Luft ihn nur von der verzehrenden Ermüdung durch den abscheulichen Geigerdienst erholen könnten. Nachdem wir zu drei das Appenzeller Ländchen durchwandert, machten wir uns denn nun wirklich zu der nicht unbeschwerlichen Überschreitung des Hohen Säntis auf. Es war auch für mich das erstemal, daß ich im Sommer ein lang sich hindehnendes Schneefeld durchschritt. Auf der sehr wilden Höhe, in der Sennhütte unseres Führers angelangt, und durch eine äußerst frugale Kost gestärkt, galt es nun noch den einige hundert Fuß aufragenden steilen Felsenkegel, welcher die eigentliche Spitze des Berges bildet, zu besteigen. Hier weigerte sich Karl plötzlich uns zu folgen; um ihn aus seiner Weichlichkeit aufzurütteln, sandte ich den Führer zurück, welcher ihn auf unser Zureden mit halber Gewalt zu uns zu bringen hatte. Da wir nun von Stein zu Stein an dem jähen Abhange hinauf klommen, bemerkte ich allerdings, wie übel ich getan hatte, Karl zur Teilnahme an dieser gefahrvollen Besteigung zu nötigen. Offenbar machte ihn der Schwindel völlig bewußtlos; er starrte wie ohne Sehkraft vor sich hin; wir mußten ihn durch unsre Stäbe zwischen uns einschließen, und jeden Augenblick glaubte ich ihn zusammenbrechen und hinabstürzen sehen zu müssen. Als wir auf der Spitze anlangten, sank er gänzlich ohne Besinnung zu Boden; und ich hatte nun zu empfinden, welche furchtbare Verantwortung ich mir zugezogen, da jetzt noch der gefährlichere Rückweg zu beschreiten war. Unter einer Beängstigung, die, während sie meine eigene Gefahr mir vollkommen verbarg, mir immer nur das Bild des im Abgrunde zerschmetterten jungen Freundes vorhielt, gelangten wir endlich doch glücklich wieder zur Senn-

hütte zurück. Da wir andren entschlossen blieben, den vom Führer uns als nicht ungefährlich bezeichneten Hinabstieg über den jähen Abhang der andren Seite des Berges auszuführen, bestimmte ich nun, durch meine soeben ausgestandene unbeschreibliche Pein wohl belehrt, den jungen Ritter, zunächst in der Hütte zurückzubleiben, den baldigst von uns zurückzusendenden Führer zu erwarten, und mit diesem dann den durchaus ungefährlichen Rückweg nach der Seite hin, von wo wir gekommen, anzutreten. Somit trennten wir uns hier, da er in seiner Richtung nach St. Gallen zurückgehen mußte, wir aber durch das schöne Toggenburger Tal des andren Tages nach Rapperswyl und dem Züricher See zur Heimkehr uns wandten. Erst nach längeren Tagen entriß uns Karl der Sorge um ihn durch seine Ankunft in Zürich, wo er kurze Zeit mit uns vereinigt blieb, dann aber bald sich losriß, vielleicht um nicht wieder in Versuchung zu kommen, auf eine neue Gebirgsreise, die wir uns allerdings vorgenommen hatten, uns zu begleiten. Ich erfuhr von ihm erst wieder, als er einen längeren Aufenthalt in Stuttgart genommen hatte, wo er mit einem jungen Schauspieler, mit dem er schnell befreundet worden war, in engem Umgange lebend, sich wohl zu befinden schien.

Herzlich erfreute mich nun meinerseits der vertraute Umgang mit dem sanften, und doch so männlich fest gesinnten, außerordentlich begabten jungen Dresdener Kammermusikus, der mit seinem hellblonden Lockenkopfe und schönem blauen Auge auf meine Frau den Eindruck machte, als ob ein Engel bei uns eingekehrt sei. Für mich hatte seine Physiognomie außerdem das Interessante und, in Betracht seines Schicksales, Rührende, daß seine auffallende Ähnlichkeit mit dem damals noch lebenden König Friedrich August von Sachsen, meinem alten Gönner, mir das andrerseits zugekommene Gerücht zu bestätigen schien, daß Uhlig der natürliche Sohn desselben sei. Unterhaltend war es mir, durch ihn wieder Berichte über Dresden, das Theater und die dortigen musikalischen Zustände zu erhalten. Meine Opern, bisher die Glorie derselben, waren gänzlich vom Repertoire verschwunden; vom Charakter des Urteils meiner ehemaligen Kollegen über mich gab er mir eine hübsche Notiz: als „Kunst und Revolution" und das „Kunstwerk der Zukunft" erschienen waren und besprochen wurden, hatte einer

geäußert: „Na, der kann auch lange machen, ehe er sich wieder zum Kapellmeister schreibt.“ Um die musikalischen Fortschritte zu bezeichnen, erzählte er mir, daß Reissiger, als er die früher von mir ausgeführte A-Dur-Symphonie zu dirigieren hatte, sich in folgender Weise aus einem ihm aufstoßenden Dilemma half. Die große Schluß-Entwickelung des letzten Satzes führt Beethoven hier bekanntlich durch ein unausgesetzt unterhaltenes Forte, welches er endlich nur noch durch ein sempre più forte steigert, aus: hier hatte nun Reissiger, welcher vor mir bereits diese Symphonie dirigierte, bei ihm günstig dünkender Gelegenheit ein piano eingeschaltet, jedenfalls um es doch mindestens zu einem crescendo bringen zu können; dieses hatte ich natürlich sofort wieder entfernt, und dafür dem Orchester anempfohlen, fortwährend mit der äußersten Kraft zu spielen. Da die Symphonie nun wieder in meines Vorgängers Hände kam, fiel es ihm doch beschwerlich, jenes unglückliche piano wieder zu restituieren, dennoch mußte er auch seine Autorität, die hierbei kompromittiert war, zu retten suchen; und so setzte er fest, daß statt forte „mezzo forte“ gespielt werden sollte.

Am traurigsten betraf mich ganz besonders die Nachricht von der grenzenlosen Verwahrlosung meines unglückseligen Opernverlages unter dem Schutze des Hofmusikalienhändlers Meser, welcher sich, da nur Geld darauf zu zahlen sei, wogegen gar nichts dafür einkäme, als von mir verführtes Opferlamm gebärdete. Dennoch verwehrte er sorgsam jeden Einblick in seine Bücher, indem er behauptete, daß er dadurch mein Eigentum rettete, welches außerdem, da all mein Vermögen konfisziert sei, der sofortigen Beschlagnahme verfallen würde. — Angenehmer waren unsere Unterhaltungen über „Lohengrin“, von welchem er den Klavierauszug nun beendigt hatte und bereits die Korrekturen des Stiches besorgte.

Nach einer neuen Seite hin gewann Uhlig einen für lange entscheidenden Einfluß auf mich durch seine enthusiastische Anpreisung des Wasserheilungssystems. Er brachte mir ein Buch hierüber von einem gewissen Rausse mit, welches mich namentlich durch seine radikale Tendenz, die etwas Feuerbachsches an sich hatte, in sonderbarer Weise befriedigte. Die kühne Zurückweisung der ganzen medizinischen Wissenschaft mit

allen ihren Quacksalbereien, dagegen die Anpreisung des einfachsten Naturverfahrens durch methodische Anwendung des stärkenden und erquickenden Wassers, gewann mich schnell zu leidenschaftlicher Eingenommenheit. Es ward nämlich behauptet, daß jedes eigentliche Medikament nur insofern eine Wirkung auf den Organismus haben könnte, als es Gift sei, und von diesem daher nicht assimiliert würde; es ward nachgewiesen, daß solche, durch lange Anwendung von Medikamenten siech gewordene Menschen von dem berühmten Prieszniß dadurch geheilt worden seien, daß dieses im Körper verhaltene Gift nach der Haut getrieben, und durch diese zur gänzlichen Ausscheidung gebracht worden wäre. Nun fielen mir sogleich die im vergangenen Frühjahr widerwillig von mir angewandten Schwefelbäder ein, und meine fortwährend ungemein starke Reizbarkeit schrieb ich, zum Teil wohl nicht mit Unrecht, dieser Kur zu. Diesen zuletzt empfangenen, und allen seit langer Zeit möglichst aufgenommenen Giftstoff von mir auszutreiben, um durch ausschließliches Wasserregime mich zu einem radikal gesunden Ur-Menschen umzuschaffen, ward nun für lange Zeit die Angelegenheit, welche mich mit steigender Leidenschaftlichkeit beschäftigte. Uhlig selbst behauptete, durch streng eingehaltenes Wasserregime gewiß zu sein, seine eigene Gesundheit vollkommen kräftigen zu können. Auch mein Glaube hieran wuchs täglich. — Mit Ende Juli traten wir eine Wanderung durch den inneren Teil der Schweiz an, von Brunnen am Vierwaldstätter See gingen wir über Beckenried nach Engelberg, und überschritten von dort die wilde Surenen-Eck, bei welcher Gelegenheit wir auch erträglich über den Schnee zu rutschen lernten. Bei Überschreitung des hohen Gebirgflüßchens traf Uhlig jedoch das Ungemach, in das Wasser zu fallen; meine Besorgnis über die Folgen hiervon verscheuchte er sogleich durch die Versicherung, daß dies ein sehr wohltätiges Exerzitium zur Fortsetzung seiner Kur sei: die Nötigung zum Trocknen seiner Kleider und Wäsche setzte ihn nicht in die geringste Verlegenheit, da er diese ruhig an der Sonne ausbreitete und währenddem eine, wie er behauptete, sehr wohltätige Promenade, mit nacktem Leibe, in freier Luft ausführte. Wir unterhielten uns währenddem über wichtige Probleme der Themen-Bildung Beethovens, bis ich mir den Scherz machte, ihn

für einen Augenblick durch die Nachricht aus der Fassung zu bringen, daß ich dort hinter ihm den Hofrat Carus mit Gesellschaft aus Dresden kommen sähe. So gelangten wir in heiterster Laune endlich in das Reuß-Tal bei Attinghausen, und wanderten am Abend noch bis Amsteg, von wo aus wir am anderen Morgen, trotz der großen Ermüdung, sofort noch den Besuch des Maderaner-Tals ausführten. Dort gelangten wir bis an den Hüfi-Gletscher, von wo aus wir den Blick in die erhabene Gebirgswelt, welche sich dort mit dem Tödi, abschließt, warfen. Am gleichen Tag wieder zurück nach Amsteg gelangt, fühlten wir uns endlich doch hinreichend erschöpft, so daß es mir gelang, meinen für den andren Tag zur Besteigung des Klausen-Passes im Schächen-Tal höchst günstig gestimmten Freund hiervon abzubringen, und zur behaglichen Rückreise über Flüelen zu bewegen. Dem immer ruhigen, und höchst gelassenen jungen Manne sah ich wirklich keinerlei Erschöpfung an, als er mit Anfang des August seine Rückreise nach Dresden antrat, wo er allerdings die ihn wahrhaft bedrückende Lebenskraft nun dadurch sich zu erleichtern hoffte, daß er die Direktion der Zwischenakt-Musik in den Schauspielen, welche er mit künstlerischem Sinne zu organisieren gedachte, zu übernehmen vorhatte, und dadurch von dem eigentlich beschwerenden und demoralisierenden Opern-Dienste Befreiung erhielt. Doch faßte mich große Betrübnis, als ich ihn zu dem Postwagen geleitete; auch ihn schien ein plötzliches Bangen zu ergreifen; und wirklich sahen wir uns jetzt zum letzten Male.

Für jetzt blieben wir in der regsten Korrespondenz; da seine Briefe mich immer angenehm unterhielten, und längere Zeit fast das einzige Band für meinen Verkehr mit der Außenwelt bildeten, bat ich ihn immer, mir recht viel zu schreiben. Weil das Briefporto damals noch teuer war, und voluminöse Briefe unsrer Kasse empfindlich fielen, geriet Uhlig auf den ingeniösen Gedanken, die Paket-Post für unsere Korrespondenz zu benützen; da aber nur Sendungen von bedeutenderem Gewicht durch diese expediert werden durften, so erhielt eine alte deutsche Übersetzung des „Figaro" von Beaumarchais, welche Uhlig in einem ehrwürdigen Exemplare besaß, die eigentümliche Bestimmung, als Ballast für unsere Briefe zwischen uns hin und her geschickt zu werden; so daß denn allemal, wenn unsere

Schreiben gehörig angewachsen waren, dieses damit angekündigt wurde: „Heute bringt Figaro wieder Botschaft“. — Zunächst erfreute Uhlig sich noch sehr an der Mitteilung an meine Freunde“, welche ich als Vorwort zu einer Herausgabe meiner drei Operndichtungen, „Der fliegende Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“, sofort nach unsrer Trennung noch niederschrieb. Es belustigte ihn auch zu erfahren, daß Härtel, welcher dieses Buch gegen ein Honorar von 10 Louisdor zum Verlag angenommen hatte, sich gegen einige Stellen des Vorwortes, durch welche ich sowohl die Rechtgläubigkeit als den Staatsrespekt der Verleger affizierte, mit so entschiedener Protestation auflehnte, daß ich wirklich geneigt war, das Buch einem andren Buchhändler zu übergeben, bis ich mich denn zur Nachgiebigkeit bewogen fühlte, und durch geringe Änderungen die beängstigten Gewissen beruhigte.

Mit diesem ziemlich umfangreichen Vorworte, welches mich den Monat August über beschäftigt hatte, sollte nun für jetzt und, wie ich hoffte, für immer mein Ausflug in das literarische Gebiet geschlossen sein. Sobald ich aber ernstlich an die Aufnahme der Komposition des für Weimar versprochenen „Jungen Siegfried“ dachte, befiel mich immer wieder ein schwermütiger Zweifel, den ich sogar als wirklichen Widerwillen gegen diese Arbeit empfand. Unklar über den Grund dieser inneren Verstimmung, geriet ich darauf, ihn in meinem Gesundheitszustande zu suchen; und so beschloß ich denn eines Tages, aus der von mir so enthusiastisch aufgenommenen Wasserheiltheorie zum praktischen Ernste überzugehen, erkundigte mich nach einer nahegelegenen hydropathischen Anstalt, und eröffnete meiner Frau, daß ich dieser Tage (es war Mitte September) nach dem etwa drei Stunden entfernten Albisbrunn mich zurückziehen werde, um nicht eher wiederzukehren, als bis ich ein radikal gesunder Mensch geworden wäre. Minna war über die Ankündigung meines Vorhabens sehr erschrocken, und glaubte darin eine neue Tendenz zur Flucht vom Hause ersehen zu müssen. Ich gab ihr dagegen auf, für meine Rückkehr die von uns gemietete neue, zwar sehr kleine, aber gut gelegene Wohnung im Parterre der vorderen Escher-Häuser am Zeltweg, so behaglich wie möglich einzurichten, da wir doch, der großen Beschwerlichkeit des

Winter-Aufenthaltes in der bisherigen entfernten Wohnung wegen, nach der Stadt uns zurückzuziehen beschlossen hatten. — Allgemein wurde mein Vorhaben, bei so vorgerückter Jahreszeit eine Wasserkur zu unternehmen, mit großer Verwunderung aufgenommen; doch gelang es mir sofort einen Leidensgefährten zu werben. Mit Herwegh war mir dies durchaus nicht geglückt; dagegen hatte mir das Schicksal in dem ehemaligen sächsischen Gardeleutnant und früheren Geliebten der Schröder-Devrient, Hermann Müller, einen biedren und zur Unterhaltung aufgelegten Genossen zugewiesen. Die Beibehaltung seiner Stellung in der sächsischen Armee war diesem unmöglich geworden, und wenn auch nicht wirklicher politischer Flüchtling, so genoß er doch, da ihm in Deutschland jedes Fortkommen verschlossen war, und er sich nun zur Orientierung über einen neuen Lebensplan nach der Schweiz gewandt hatte, die gewisse Rücksicht als exilierter Patriot. Aus meiner ersten Dresdener Zeit her zu sehr häufigem Umgang mit mir gewöhnt, fand er sich bald auch in meinem Hause, wo ihn namentlich meine Frau sehr gerne sah, als stehender Familienfreund zurecht. Ich beredete ihn leicht, zur gründlichen Behandlung eines Leidens, welches ihn plagte, mir in wenigen Tagen nach Albisbrunn nachzufolgen. — Dort richtete ich mich nun, da ich es auf einen durchgreifenden Erfolg abgesehen hatte, so vorteilhaft wie möglich ein. Die Kur selbst ward von einem Dr. Brunner, welchen meine Frau bei ihren Besuchen als „Wasserjuden", wie sie ihn nannte, bald gründlich zu hassen lernte, nach der herkömmlichen oberflächlichen Methode betrieben; früh um 5 Uhr zum Schwitzen eingewickelt, nach einigen Stunden in ein endlich nur noch vier Grade Wärme enthaltendes Bad gestürzt, worauf zur Erwärmung eine heftige Promenade durch den bald eisig sich einstellenden Spätherbst. Dazu Wasser-Diät ohne Wein, Kaffee oder Tee, eine schreckliche Tischgesellschaft von lauter Inkurabeln, traurige Abende mit endlich hilfreich herbeigezogenem Whistspiel, Fernhaltung jeder geistigen Arbeit, dazu wachsende Anstrengung und Überreizung der Nerven: dies war das Leben, in welchem ich neun Wochen aushielt, und von welchem ich eigentlich nicht eher ablassen wollte, als bis, wie ich erwartete, alle jemals genossenen Medikamente auf meiner Haut erscheinen würden.

Da ich selbst den Wein für grundgefährlich hielt, so nahm ich an, ich müßte auch von den vergangenen Gastereien bei Sulzer noch in mir verbliebene unassimilierbare Substanzen zum Ausschwitzen bringen. Das höchst entbehrungsvolle Leben in einer dürftigen Kammer, mit harten Holzmöbeln, und all dem nüchternen Hausrate der bekannten Schweizer-Pensionen, erzeugte nun in mir zu seinem Gegensatz die Sehnsucht nach einer besonders angenehmen und behaglichen Häuslichkeit, welche jetzt für lange Zeit zu einem, mit den Jahren sich immer mehr ausbildenden, wohl fast leidenschaftlichen Hange wurde. Meine Phantasie beschäftigte sich damit, wie ein Haus und eine Wohnung eingerichtet sein sollten, um meinen Geist für künstlerisches Produzieren angenehm und frei zu erhalten.

Hierzu gesellten sich Anzeichen für eine mögliche allmähliche Verbesserung meiner Lage überhaupt. Zu seinem Unglück schrieb mir Karl Ritter von Stuttgart aus in die Wasserheilanstalt von seinen Privatversuchen, der Erfolge der Wasserkur sich, zwar nicht durch Baden, aber doch durch außerordentlich vieles Trinken zu versichern. Ich hatte nun erfahren, daß das übermäßige Wassertrinken ohne die Hilfe der übrigen Behandlung höchst gefährlich wirken könne, und forderte jetzt von Karl: er möge sich einer regelmäßigen Behandlung unterziehen, sich nicht weichlich von Entbehrung zurückhalten, und sofort zu mir nach Albisbrunn kommen. Wirklich gehorchte er mir sogleich, und kam zu meinem freudigen Erstaunen nach wenigen Tagen in Albisbrunn an. Zwar war er von gleichem Enthusiasmus für die radikale Hydropathie erfüllt, nur widerte ihn die praktische Anwendung sehr bald an; er polemisierte gegen die unverdauliche kalte Milch, da sie in der Natur, als Muttermilch, doch nur warm getrunken würde. Die Einpackungen und kalten Bäder fand er aufregend, und wünschte bald auf seine eigene Art, hinter dem Rücken des Arztes, sich auf eine angenehmere Weise selbst zu behandeln. Hierzu gehörte, daß er im nahen Dorfe elende Zuckerbäckereien ausfindig machte; wenn er beim verborgenen Ankaufe derselben betroffen wurde, machte ihn dies sehr böse, und bald fühlte er sich in einer gezwungenen, ihn anwidernden Lage, welcher zu entfliehen ihn jedoch wieder das Ehrgefühl abhielt. — Hier traf ihn nun plötzlich die Nachricht vom Tode eines reichen Onkels,

welcher auch jedem Gliede von Karls nächster Familie ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. Seine Mutter zeigte ihm und mir diese Verbesserung ihrer Vermögensumstände mit der Erklärung an, daß sie nun auch in den Stand gesetzt sei, mich regelmäßig mit der, früher von den beiden Familien Laussot und Ritter mir gebotenen Subvention, für ihr Teil versorgen zu können. Somit trat ich für so lange, als ich dessen benötigt war, mit einer Jahresrente von 800 Talern in die Genossenschaft der Familie Ritter ein.

Diese ebenso erfreuliche, als neu ermutigende Wendung, brachte sofort den Entschluß, meinen ursprünglichen Entwurf der „Nibelungen“ vollständig, und ohne alle Rücksicht auf Ausführbarkeit der einzelnen Teile auf unsren Theatern auszuarbeiten, in mir zur Reife. Hierzu war vor allen Dingen nötig, daß ich mich von meiner Verpflichtung von der weimarischen Theaterintendanz befreite. Bereits hatte ich von dem mir bestimmten Honorare 200 Taler bezogen: Karl jubelte, als er mir diese sofort zur Verfügung stellen konnte um sie zurückzuerstatten. Ich begleitete diese Zurücksendung an die weimarische Theaterintendanz mit der herzlichsten Anerkennung ihres Benehmens gegen mich, außerdem aber mit einem Brief an Liszt, in welchem ich ihm auf das allergenaueste mein großes Vorhaben, und die inneren Nötigungen dazu auseinandersetzte. Liszts Antwort verkündete mir nur seine Freude darüber, mich in der Lage zu wissen, an eine so außerordentliche Arbeit gehen zu können, und schien den ganzen Plan, schon seiner überraschenden Ungewöhnlichkeit wegen, ganz meiner würdig zu halten. Nun atmete ich auch wirklich auf: denn der Gedanke, selbst den „Jungen Siegfried“ sofort, in der Weise und mit der Absicht, ihn alsbald mit den gänzlich unvorbereiteten Kräften selbst des besten deutschen Theaters zur Darstellung gebracht zu sehen, liefern zu sollen, war mir, seitdem ich eine ernstere Nötigung dazu übernommen hatte, als eine kaum mehr zu verbergende Belügung über mich selbst vorgekommen.

Jetzt ward nun auch mir der Wasserkur-Aufenthalt immer quälender; ich sehnte mich nach der Arbeit, und geriet darüber, daß ich mir diese hier versagen mußte, in eine zunehmende, endlich sogar bedenkliche Aufregung. Daß der Zweck meiner

Kur gänzlich verfehlt, und sogar in eine sehr nachteilige Wirkung umgeschlagen war, suchte ich mir zwar mit großer Hartnäckigkeit zu verbergen: die radikalen Sekretionen waren zwar nicht eingetreten, dafür aber mein ganzer Körper in erschreckender Weise abgemagert. Ich hielt mich an dieses Ergebnis, glaubte nun genug getan zu haben, um schöne Erfolge als Nachwirkung zu erwarten, und verließ Ende November die Anstalt, aus welcher Müller mir nach einigen Tagen nachfolgen, wo Karl aber, um konsequent zu sein, noch bis zum Eintritt einer ähnlichen schönen Wirkung, wie ich sie zu verspüren vorgab, aushalten wollte. — In Zürich erfreute mich nun die Einrichtung, welche Minna der, wenn auch sehr engen, neuen Stadtwohnung gegeben hatte. Ein großer und breiter Diwan, etwas Teppich für den Fußboden, und mehrere andre Behaglichkeiten waren angeschafft worden; ich hatte in meinem Hinterzimmer über meinen ordinären Arbeitstisch von weichem Holz einen grünen Tuch-Teppich und leichte grünseidene Gardinen ringsherum, durchgesetzt, welches mir und aller Welt außerordentlich gefiel. Dieser so garnierte Tisch, an welchem ich seitdem stets arbeitete, wanderte nach Jahren mit nach Paris, und ging, als ich dieses wieder verließ, an Blandine Ollivier, Liszts älterer Tochter, über, welche ihn von da nach St. Tropez auf das Landgütchen ihres Mannes schaffen ließ, wo er, wie ich vernehme, heute noch sein Dasein fristet. —

Ich freute mich, meine Züricher Freunde in der, zu Besuchen auch ihnen bequemer gelegenen, neuen Wohnung wieder zu empfangen; nur verdarb ich ihnen für längere Zeit alle gastfreundschaftliche Unterhaltung durch meine leidenschaftliche Agitation für die Wasserdiät und die damit verbundene Polemik gegen Wein und andre narkotische Getränke. Für mich war hieraus eine neue Religion entstanden: war ich z. B. von Sulzer und Herwegh, welcher letzterer sich chemischer und physiologischer Kenntnisse rühmte, wegen der Unhaltbarkeit der Raussechen Theorie über die Gifteigenschaft des Weines in die Enge getrieben worden, so hielt ich mich nun an das moralisch-ästhetische Motiv, welches mich im Weingenuß ein schlechtes und barbarisches Surrogat für die nur durch die Liebe zu gewinnende ekstatische Stimmung erkennen ließ. Ich

behauptete nämlich, daß, was man im Weine suche, selbst wenn es nicht bis zum Exzeß getrieben würde, doch die Tendenz der Berauschung in sich schließe, somit einer ekstatischen Belebung der geistigen Kräfte, welche jedoch nur derjenige Mann in wahrhaft veredelndem Sinne an sich erfahre, der durch die Berauschung der Liebe diese Seelenkräfte abnorm aufgeregt fühle. Dies führte denn überhaupt zu einer Kritik des modernen Verhältnisses der Geschlechter zueinander, wozu ich namentlich durch die Beobachtung der Absonderung der Männer von den Frauen, wie sie roherweise in den Schweizerischen Gewohnheiten vorlag, veranlaßt wurde. Sulzer meinte, er habe gar nichts dagegen, sich durch Umgang mit Frauen berauschen zu lassen, nur „wo sie hernehmen und nicht stehlen?" Herwegh wollte schon mehr auf meine Paradoxen eingehen, nur meinte er, der Wein habe gar nichts damit zu tun, und sei an und für sich ein stärkendes Nahrungsmittel, welches sich andrerseits mit der Ekstase der Liebe sehr wohl vertrüge, wie Anakreon bewiese. Bei näherem Einblick in meinen Zustand erhielten jedoch meine Freunde ihrerseits Grund, über meine sonderbare und hartnäckige Extravaganz besorgt zu werden: ich war ausnehmend blaß und abgemagert, schlief äußerst wenig und verriet in allem eine beängstigende Aufgeregtheit. Während mir der Schlaf endlich fast gänzlich abhanden kam, blieb ich jedoch dabei, nie so heiter und gut aufgelegt gewesen zu sein wie jetzt, und setzte in größter Winterkälte am frühesten Morgen meine kalten Bäder fort, zur Plage meiner Frau, welche mir zu der darauf nötigen Promenade mit der Laterne auf den Weg leuchten mußte.

In diesem Zustande traf mich die Ankunft der gedruckten Exemplare von „Oper und Drama", welche ich, mit einer ganz exzentrischen Freude daran, mehr verschlang als las. Großen Anteil an dieser übermäßig erregten Stimmung mochte das Bewußtsein haben, mit welchem ich mir sagen konnte, daß ich nun, nach jeder Seite hin, und selbst mit notgedrungener Anerkennung Minnas, meine vollkommene Losreißung von meiner bisherigen so qualvollen Laufbahn als Kapellmeister und Opernkomponist durchgesetzt hatte. Keiner forderte mehr von mir das, was vor zwei Jahren mich noch so unglücklich gemacht hatte. Namentlich auch die nun dauernd mir zuge=

sicherte, zur Not für mein Leben allein ausreichende Unterstützung durch die Familie Ritter, welche eben den Zweck hatte, mich in vollkommen freier Tätigkeit zu erhalten, trug ihr letztes dazu bei, mir die Stimmung zu geben, in welcher ich jetzt mit wahrem Übermut auf alles, was ich nun unternehmen würde, blickte. Schienen meine Arbeitspläne für jetzt jede Möglichkeit auszuschließen, durch sie mit unsrer schlechten künstlerischen Öffentlichkeit mich in Berührung zu setzen, so hegte ich im tiefsten Innern doch keineswegs die Meinung, daß ich damit etwa bloß für das Papier arbeitete. Nur setzte ich voraus, daß in jener Öffentlichkeit, wie in unsrem ganzen sozialen Leben es sehr bald zu einem unermeßlichen Umschwunge kommen werde; dem alsdann sehr schnell sich bildenden neuen Zustande, und seinen wahrhaften Bedürfnissen, glaubte ich in meinen nun mit solcher Rücksichtslosigkeit entworfenen Arbeiten gerade den rechten Stoff zuzuführen, durch welchen plötzlich ein ganz neues Verhältnis der Kunst zur Öffentlichkeit sich herausstellen sollte. So kühne Erwartungen, über welche ich natürlich gegen keinen meiner damaligen Freunde mich eingänglicher aussprechen konnte, waren mir aus meiner Beurteilung der damaligen Weltlage entstanden. Das allgemeine Verunglücken der politischen Bewegungen hatte mich nämlich doch nicht irregemacht; vielmehr glaubte ich zu erkennen, daß, was sie schließlich als so kraftlos herausgestellt habe, eben nur der nicht deutlich genug erkannte und ausgesprochene innere Grund derselben gewesen sei: als dieser stellte sich mir nun die soziale Bewegung dar, welche, trotz der politischen Niederlage, keineswegs an Energie verloren, sondern immer stärker sich ausgebreitet hatte. So beurteilte ich das, was mir bei meinem letzten Aufenthalte in Paris zur Wahrnehmung gekommen war. Dort hatte ich unter andrem einer Wähler-Versammlung der sogenannten sozialdemokratischen Partei beigewohnt, deren ganze Haltung auf mich von großem Eindruck geworden war; sie fand in einer provisorisch hergerichteten großen „Salle de la Fraternité“ im Faubourg St. Denis statt, und war von 6000 Männern besucht, deren würdiges Benehmen, fern von allem tumultuarischen Wesen, mir einen sehr vorteilhaften Begriff von dem konzentrierten und zuversichtlichen Bewußtsein dieser jüngsten Partei gab. Die Ansprachen der Hauptredner der damaligen

äußersten Linken der „Assemblée nationale“ überraschten mich sowohl durch ihren ungemeinen rhetorischen Schwung, als durch die in ihnen sich kundgebende feste Zuversicht. Da nun diese wirklich extreme Partei sich durch alles, was gegen die herrschende Reaktion zur Opposition getrieben wurde, allmählich immer mehr verstärkte, und alle früher nur „liberalen“ Elemente den Wahlprogrammen dieser sogenannten „Sozialdemokraten“ offen sich anschlossen, war vorauszusehen, daß sie, wenigstens in Paris, bei den mit dem Jahre 1852 bevorstehenden neuen Wahlen, namentlich bei der Neuwahl des Präsidenten der Republik, das entschiedene Übergewicht erhalten werde. Meine eigenen Annahmen hierüber wurden, wie bekannt, auch von ganz Frankreich geteilt, und dem Jahre 1852 schien die Bedeutung eines unerhörten Umschwunges beigelegt werden zu müssen, wie dieser sehr sicher namentlich auch von der Gegenpartei befürchtet wurde, welche daher dem kommenden Zustande der Dinge mit äußerstem Schrecken entgegensah. Die übrige Lage der europäischen Staaten, in welchen jeder Aufschwung mit geistlosester Brutalität niedergehalten worden war, ließ der Annahme Raum, daß eben diesem Zustande von keiner Seite lange Dauer zugesprochen werde, und alles schien gespannt auf die große, mit dem nächsten Jahre bevorstehende Entscheidung zu blicken. — Mit meinem Freunde Uhlig hatte ich, neben der Vortrefflichkeit des Wasserkur-Systems, auch diese bedeutende Weltlage besprochen: er, der aus den Dresdener Theater- und Orchester-Proben zu mir kam, fand es ungemein schwer, so kühnen Annahmen über eine heroische Wendung der menschlichen Angelegenheiten recht zu geben. Er versicherte mich, ich könne mir nicht vorstellen, wie erbärmlich die Menschen wären; doch betäubte ich ihn soweit, daß er das Jahr 1852 mit mir als ein mit großer Entscheidung schwangeres in das Auge faßte. Hierauf bezog sich denn manches in unserer Korrespondenz, welche „Figaro“ fleißig wieder vermittelte. Wenn wir uns über irgendeine Niederträchtigkeit zu beklagen hatten, rief ich ihm immer diese hoffnungs- und verhängnisvolle Jahreszahl zu, wobei meine Meinung sich ungefähr dahin gestaltete, daß wir längere Zeit dem erwarteten Umsturze ruhig zuzusehen hätten, um dann, wenn alle nicht mehr wissen würden, was zu tun sei, unsrerseits erst anzu-

fangen. Wie ernstlich dieser sonderbare Hoffnungsbau in mir sich begründet hatte, vermag ich nicht recht zu ermessen; daß an dem zuversichtlichen Übermute meiner Annahmen und Behauptungen die in bedenklichem Grade gesteigerte Aufregung meiner Nerven einen großen Anteil hatte, mußte mir jedoch allerdings bald zur Einsicht kommen. Die Nachrichten vom Staatsstreiche des 2. Dezember in Paris machten auf mich den Eindruck des rein Unglaublichen: während die Welt erhalten werden zu sollen schien, ging sie mir ganz ersichtlich unter. Als sich der Erfolg davon befestigte, und das, was vorher kein Mensch für möglich gehalten hätte, mit allem Anscheine der Dauer sich begründete, wandte ich mich mit der Gleichgültigkeit, wie von einem Geheimnisse dessen Ergründung uns nicht der Mühe wert dünkt, von der Erforschung dieser rätselhaften Welt ab. Mit scherzhafter Reminiszenz an unsre frühere Hoffnung auf das Jahr 1852, veranlaßte ich nun für meine Korrespondenz mit Uhlig, daß wir dieses Jahr als nicht eingetreten betrachten, und immerfort aus dem Dezember 51 datierten, welcher Monat auf diese Weise hierbei eine unerhörte Ausdehnung erhielt.

Bald bemächtigte sich meiner eine außerordentliche Niedergeschlagenheit, in welcher sich die Enttäuschung über den äußeren Verlauf der Weltgeschicke auf sonderbare Weise mit der jetzt bei mir eintretenden Reaktion gegen die Übertreibungen der Wasserkur in Bezug auf meinen Gesundheitszustand, zugleich zur Geltung brachte. Nach jener Seite zu erkannte ich nun die triumphierende Wiederkehr aller der ernüchternden, jede höhere Hoffnung ausschließenden Erscheinungen im Kulturleben, von denen die Erschütterungen der letzten Jahre uns für immer befreit zu haben schienen. Ich sagte die Zeit voraus, wo es bald wieder so elend bei uns hergehen würde, daß ein erscheinendes neues Buch von Heinrich Heine als aufregendes Ferment begrüßt würde: als wirklich nach einiger Zeit der „Romancero“ dieses, zuletzt ganz in Unbeachtung gefallenen Dichters mit dem vollen altgewohnten Aufsehen wieder die Journale alarmierte, mußte ich laut lachen; wirklich gehöre ich zu den, wahrscheinlich sehr wenigen, gebildeten Deutschen, welche dieses Buch, das übrigens viele Verdienste haben soll, nie aufgeschlagen haben. — Dagegen erhielt ich nun

Ursache, meinem beängstigenden physischen Zustande eine ernstlichere Aufmerksamkeit zu widmen, welche mich für jetzt zu einer notgedrungenen gänzlichen Umkehr in meinem bisherigen Verfahren gelangen ließ.

Diese Umkehr ging jedoch nur sehr allmählich, und unter besondrer Einwirkung meiner Freunde vor sich. Der Kreis derselben hatte sich mit dem Eintritte dieses Winters vermehrt, wiewohl Karl Ritter, welcher acht Tage nach mir ebenfalls von Albisbrunn geflüchtet, und dann eine Niederlassung in meiner Nähe versucht hatte, alsbald nach Dresden sich wandte, da er in Zürich offenbar für seine Jugend zu wenig Anregung fand. Dagegen suchte eine in Zürich seit kurzem niedergelassene Familie Wesendonck meine Bekanntschaft, wozu es in derselben Wohnung der „hinteren Escherhäuser", in welcher ich meine erste Züricher Niederlassung versucht hatte, auf Anlaß des nach mir dort eingezogenen, von der Dresdener Revolution her mir wohlbekannten Marschall von Bieberstein, kam. Ich entsinne mich, an dem Abende dieser Gesellschaft meine damalige unmäßige Aufgeregtheit in einer Diskussion mit dem Professor Osenbrüggen ganz besonders zur Schau getragen zu haben: ich reizte diesen Mann über der Abendmahlzeit durch meine leidenschaftlich festgehaltenen Paradoxen zu einem wahren Abscheu gegen mich auf, denn er vermied seitdem mit größter Ängstlichkeit jede Begegnung mit mir. Meine hierbei angeknüpfte Bekanntschaft mit Wesendoncks erschloß mir zunächst das freundliche Behagen eines Hauses, welches sich vor den sonstigen Züricher Hausständen vorteilhaft auszeichnete. Herr Otto Wesendonck, um einige Jahre jünger als ich, hatte durch Teilnahme an einem großen New-Yorker Seidengeschäft sich ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, und schien für seine Lebensentschlüsse sich gänzlich nach den Neigungen seiner, seit wenigen Jahren mit ihm vermählten jungen Frau zu richten. Beide stammten vom Niederrhein her, und trugen das freundliche blonde Gepräge dieses Landes. In der Nötigung, sich an einem dem New-Yorker Geschäft förderlichen Orte Europas zu fixieren, hatte er zunächst Zürich, vermutlich seines deutschen Elementes wegen, vor Lyon den Vorzug gegeben. Beide hatten im vergangenen Winter der Aufführung einer Beethovenschen Sym-

phonie unter meiner Direktion beigewohnt, und bei dem Aufsehen, welches diese Leistung in Zürich hervorrief, schien es ihnen für ihre neue Niederlassung wünschenswert zu dünken, mich für ihren Umgang zu gewinnen.

Auch diesen Winter ließ ich mich bestimmen, von Neujahr an in drei Konzerten der Musikgesellschaft, unter den für diese Gelegenheit nun im voraus angenommenen Bedingungen, einzelne ausgezeichnete Musikstücke dem verstärkten Orchester einzuüben und zu dirigieren. Große Freude machte es mir selbst das eine Mal die Beethovensche Musik zum „Egmont“ mit großer Sorgsamkeit vortragen zu lassen. Da Herwegh so gern etwas von meiner Musik zu hören wünschte, führte ich, wie ich dies ausdrücklich versicherte, ihm ganz besonders zuliebe auch die „Tannhäuser“-Ouvertüre auf, und verfaßte für diese Gelegenheit ein besonderes, ihrem Verständnisse dienendes Programm. Auch gelang mir eine vorzügliche Aufführung der Coriolan-Ouvertüre, zu welcher ich ebenfalls ein erläuterndes Programm verfaßte. Dies alles ward von meinen Bekannten mit großer Teilnahme aufgenommen, so daß ich, hiervon verführt, endlich selbst den Bitten des damaligen Theaterdirektors Löwe, welcher eine Aufführung des „Fliegenden Holländers“ wünschte, um meiner Freunde willen nachgab, und dadurch mich zu einem höchst widerwärtigen, wenn auch nur gelegentlichen, Befassen mit einer Theatertruppe bestimmen ließ. Allerdings wirkte auch humane Rücksicht dabei mit; denn es galt dem Benefize eines jungen Kapellmeisters Schöneck, welcher mich wirklich für sein unleugbares Musikdirigenten-Talent gewonnen hatte.

Die Anstrengung welche mich dieser Ausflug in die mir ganz entwohnt gewordenen Regionen des Opernprobierens usw. kostete, trug nicht wenig zur Steigerung meines überreizten Gesundheitszustandes bei, so daß ich nun, auf das äußerste gepeinigt, meinen radikalen Gesinnungen im Betreff der Ärzte untreu wurde, und auf besondre Empfehlung Wesendoncks mich dem Dr. Rahn-Escher anvertraute, welcher durch sein gemütliches Benehmen und sanft beruhigendes Verfahren mit der Zeit mich in ein neues und erträgliches Geleis überführte.

Ich sehnte mich endlich nur dahin zu gelangen, die Vollendung meines kombinierten Nibelungen-Gedichtes in

Angriff nehmen zu können. Ehe ich aber ernstlich dazu Mut faßte, glaubte ich den Frühling erwarten zu müssen, und verbrachte zunächst meine Zeit noch mit einigen kleineren Arbeiten, unter welchen ein für die Veröffentlichung bestimmter Brief an Liszt über die „Goethe-Stiftung", mit der Darlegung meiner Ideen über die Notwendigkeit der Gründung eines deutschen Original-Theaters, sowie eines zweiten Schreibens an Franz Brendel über die nach meiner Meinung zu befolgende Tendenz einer Zeitschrift für Musik, zu gedenken ist. — Ich entsinne mich auch eines Besuches Henri Vieuxtemps', welcher in Bellonis Begleitung nach Zürich kam, um dort ein Konzert zu geben, und nochmals seit jener früheren Pariser Zeit eines Abends meine Freunde durch sein Violinspiel erfreute. — Mit dem Herannahen des Frühlings überraschte mich auch ein Besuch Hermann Francks, mit welchem ich ein interessantes Gespräch über die vergangenen Welt-Ereignisse hatte, während welcher er mir gänzlich aus den Augen verschwunden war. In seiner ruhigen Weise äußerte er mir sein Befremden über die Leidenschaftlichkeit, mit der ich mich in den Dresdener Aufstand verwickelt hätte; da ich verwunderungsvoll seinen Ausdruck mißverstand, erläuterte er ihn dahin, daß er mir wohl Wärme und Begeisterung für alles Mögliche, nur nicht die Unbesonnenheit, an so nichtigen Unternehmungen mich zu beteiligen, zugetraut hätte. Ich erfuhr nun, welches die allgemein herrschende Meinung über diese unerhört verleumdeten Vorgänge in Deutschland war, und konnte namentlich im Betreff meines armen Freundes Röckel zur Aufdeckung der auf ihm lastenden Verleumdungen, welche ihn sogar als einen elenden feigen Wicht darstellten, genügend beitragen, um so zu meiner wahren Befriedigung auch Franck eine andere Meinung hierüber beizubringen, wofür er mir seine aufrichtige Erkenntlichkeit kundgab. Mit Röckel selbst, der seit länger zu lebenslänglichem Zuchthaus „begnadigt" war, unterhielt ich zuzeiten einen, wie nicht anders möglich, offenen Briefwechsel, dessen Charakter sich bald dahin bestimmte, daß ich, namentlich bei seiner kräftigen, ja heiteren Ausdauer in seinem Zwangs-Zustande, ihn für glücklicher halten mußte, als mich in meiner, durch den hoffnungslosesten Blick in alle meine Lebenszustände getrübten, Freiheit.

Endlich kam der Mai heran. Ich verlangte nach Land-Aufenthalt, um meine abgespannten Nerven zu kräftigen, und endlich an die Ausführung meiner dichterischen Pläne zu gehen. Wir fanden, auf halber Höhe des nicht weit von unsrer Wohnung gelegenen Zürich-Berges, in dem Rinderknecht-schen Gute ein erträgliches Unterkommen, und konnten bereits am 22. Mai meinen 39. Geburtstag durch ein ländliches Mahl in freier Luft, mit offener Aussicht auf den See und die fernen Alpen, begehen. Leider stellte sich aber bald, fast für die ganze Sommerzeit andauerndes, Regenwetter ein, gegen dessen üble Einwirkung auf meine Stimmung ich mit großer Mühe anzukämpfen hatte. Doch ging ich nun alsbald an die Arbeit, und, wie ich meinen großen Plan von hinten an auszuführen begonnen hatte, fuhr ich nun auch, in dieser Richtung mich erhaltend, nach dem Anfange vordringend, fort, so daß ich nun, nachdem „Siegfrieds Tod" und „Der junge Siegfried" vollendet waren, das erste der Hauptstücke, „Die Walküre", zunächst ausarbeitete, um diesem erst schließlich das einleitende Vorspiel, „Das Rheingold" folgen zu lassen. Das Gedicht der „Walküre" führte ich unter solchen Umständen bis Ende Juni aus. — Nebenbei verfaßte ich hier die Widmung der Partitur meines „Lohengrin" an Liszt, sowie eine gereimte Zurechtweisung eines unberufenen Kritikers meines „Fliegenden Holländers" in einem Schweizer Blatte. — Außerdem verfolgte mich in diese ländliche Zurückgezogenheit eine sehr widerwärtige, Georg Herwegh betreffende Angelegenheit, da sich eines Tages ein Herr Haug, welcher sich als ehemaliger „römischer General" von Mazzinis Zeiten her zu erkennen gab, bei mir einführte, um im Interesse einer, wie es hieß, von dem „unglücklichen Lyriker" tief beleidigten Familie eine Art Verschwörung gegen diesen einzuleiten, wofür er jedoch von mir hilflos abgewiesen wurde. Angenehmer hiergegen war der andauernde Besuch Juliens, der ältesten Tochter meiner verehrten Freundin Ritter, welche mit dem jungen Dresdener Kammermusikus Kummer sich vermählt hatte, und mit diesem, dessen Gesundheit gänzlich untergraben schien, eines berühmten Wasserarztes wegen, welcher einige Stunden von Zürich sein Wesen trieb, sich zu uns gewandt hatte. Ich hatte hier bereits nun Gelegenheit, gegen diese Wasserkur zu polemi-

sieren, was bei meinen jungen Freunden, welche mich für einen „Enragé" hielten, große Betroffenheit hervorrief. Doch über-ließen wir den Kammermusikus seinem Schicksale, und erfreu-ten uns dagegen der bei uns auf dem Rinderknechtschen Gute längere Zeit verweilenden, sehr liebenswürdigen und an-genehmen jungen Freundin.

Mit dem Gelingen meiner Arbeit zufrieden, kehrten wir endlich der unerhört andauernden kalten und regnerischen Wit-terung wegen mit Ende Juni in die behaglichere Stadtwoh-nung zurück, wo ich beschloß den Eintritt einer eigentlichen Sommerwitterung abzuwarten, um dann eine größere Fußreise über die Alpen, von der ich mir eine vorteilhafte Wirkung auf meine Gesundheit erwartete, anzutreten. Herwegh hatte mir versprochen, mich zu begleiten; da er aber, wie es schien in widerlicher Weise noch abgehalten war, machte ich mich Mitte Juli allein auf den Weg, um unsrer Abmachung gemäß von meinem Reisegenossen im Wallis erst eingeholt zu werden. Von Alpnacht am Vierwaldstätter See aus, trat ich die streng zu Fuß eingehaltene Wanderung an, und zwar nach einem Plane welcher außer den Hauptpunkten des Berner Oberlandes, mir besondre, weniger betretene Pfade durch die Alpenwelt anwies. Ich verfuhr hierbei ziemlich gründlich, in-dem ich z. B. im Berner Oberland auch das damals noch be-schwerliche „Faulhorn" besuchte. Durch das Hasli-Tal im Grimsel-Hospital angelangt, befrug ich den Wirt des-selben, einen stattlichen Mann, wegen der Besteigung des „Sie-delhornes". Er empfahl mir als Führer hierzu einen seiner Knechte, einen übel aussehenden rohen Menschen, welcher, in-dem er die Schneefelder nicht in den üblichen Zackenpfaden, sondern in grader Linie mich führte, den Verdacht in mir er-weckte, daß er es auf meine Ermüdung abgesehen habe. Auf der Höhe des Siedelhornes erfreute mich einerseits der Einblick in die innere Welt der sonst nur in ihren äußeren Formen uns zugekehrten Riesen des Oberlandes, sowie andrer-seits der plötzlich sich darbietende Überblick der italienischen Alpen mit dem Montblanc und dem Monte Rosa. Ich hatte nicht verfehlt mir ein kleines Fläschchen Champagner mitzu-nehmen, um es dem Fürsten Pückler bei seiner Besteigung des Snowdon nachzumachen; nur fiel mir niemand ein, auf

dessen Wohl ich zu trinken hätte. Nun ging es wieder über Schneefelder hinab, über welche mein Führer mit rasender Schnelligkeit auf seinem Alp-Stocke dahinglitt. Ich begnügte mich damit, in mäßigerer Eile auf den Fußhacken vorsichtiger mich hinabzulassen. In der höchsten Ermüdung gelangte ich abends nach Obergestelen, wo ich mich zwei Tage ausruhte und der Übereinkunft nach auf Herwegh wartete. Statt seiner traf aber nur ein Brief von ihm ein, der mich gewaltsam aus meinen Alpeneindrücken in die unangenehme bürgerliche Lage hinabzog, in welcher der Unglückliche infolge der angedeuteten Störungen sich befand. Er befürchtete nämlich, ich hätte mich durch seinen Gegner einnehmen und dadurch zu einem unfreundschaftlichen Urteil über ihn verleiten lassen. Ich meldete ihm, er möge sich hierüber keine grauen Haare wachsen lassen, und in der italienischen Schweiz möglichst noch mit mir zusammentreffen. So machte ich mich denn mit meinem unheimlichen Führer allein zur Besteigung des Gries-Gletschers, und der Wanderung über dessen Paß nach der Südseite der Alpen auf. Bei dem Aufsteigen bot sich mir ein lange währender höchst trauriger Anblick dar: unter den Kühherden der Hochalpen war die Klauenseuche ausgebrochen, und zahlreiche Scharen davon zogen in langen Reihen an mir nach den Tälern zur notwendigen Pflege herab. Die Kühe waren auf das äußerste abgemagert, so daß sie Skeletten glichen, und schlichen jammervoll mühselig dahin; wie mit einer unbegreiflichen Schadenfreude schien die prächtige Umgebung mit der üppigen Weide auf diese traurige Flucht aus ihr hinzublicken. Am Fuße des steil aufsteigenden Gletscherabfalles kam ich in so gänzlich niedergeschlagener Stimmung an, und fühlte meine Nerven so übermäßig abgespannt, daß ich erklärte umkehren zu wollen. Ich erfuhr hierüber die rohe Verhöhnung meines Führers, der mich über meine Weichlichkeit zu verspotten schien. Der Ärger darob spannte meine Nerven an, und sofort machte ich mich auf, die steilen Eiswände in größter Schnelligkeit hinanzuklimmen, so daß er es diesmal war, welcher mir schwer nachkam. Die fast zwei Stunden andauernde Wanderung über den Rücken des Gletschers hin vollbrachten wir unter Schwierigkeiten, welche selbst den Grimsel-Knecht wenigstens um sich besorgt machten. Es war frischer Schnee gefallen, welcher die

Eis-Schründe oberflächlich verdeckte, und demnach gefährliche Stellen nicht genau erkennen ließ. Hier mußte der Führer gehörig vorangehen, um die Pfade genau zu rekognoszieren. Endlich gelangten wir an die Öffnung des Hochtales nach dem Formazza-Tale zu, nach welchem zunächst wiederum ein jäher Abfall von Schnee und Eis führte. Hier begann mein Führer wieder sein verwogenes Spiel, indem er mich, statt im sicheren Zickzack, abermals in gerader Linie über die jähesten Abhänge geleitete; da wir auf diese Weise an ein so steiles Geröllfeld gelangten, daß ich einer unausweichlichen Gefahr entgegensah, bedeutete ich meinen Geleiter auf das ernstlichste, und zwang ihn eine große Strecke mit mir zurückzugehen, um auf einen von mir erkannten minder jähen Pfad zu gelangen. Unwirsch mußte er einwilligen. Sehr ergreifend war für mich nun bei meinem Heraustreten aus der starren Wildnis die erste Berührung mit der Kultur. Die erste dem Vieh wieder zugängliche dürftige Weidestelle hieß die Bettel-Matt, und der erste Mensch der uns begegnete war ein Murmeltier-Jäger. Bald belebte sich die Wildnis aber durch die ungeheure Wirkung des herabstürzenden Bergflusses, die Tosa, welche an einer Stelle einen in drei weiten Absätzen sich brechenden Wasserfall von überwältigender Schönheit bietet. Nachdem beim unablässigen Hinabsteigen das Moos und die Flechten sich zu Gras und Wiese, das Knieholz zu immer aufrechteren Kiefern und Fichten, umgewandelt hatten, gelangten wir endlich in immer traulicherer Talgegend nach dem heutigen Ziel unsrer Wanderung, dem Dorfe Pommat, von der italienischen Bevölkerung Formazza genannt. Hier galt es denn wirklich zum erstenmal in meinem Leben Murmeltier-Braten zu essen. Von größter Ermüdung durch wenigen Schlaf nur ungenügend gestärkt, machte ich mich am andren Morgen allein auf die weitere Wanderung das Tal abwärts, nachdem ich meinen Führer ausgelohnt und auf den Heimweg geschickt hatte. Daß ich unter der Obhut dieses Menschen in wirklicher Lebensgefahr gewesen war, erfuhr ich erst im November dieses Jahres, als die ganze Schweiz von der Nachricht alarmiert wurde, daß das Grimsel-Spital abgebrannt, und von niemand anders als dem Wirte desselben, welcher dadurch von den Gemeinden die Erneuerung des Pachtvertrages für die Grimsel-Wirtschaft sich

zu ertrotzen hoffte, in Brand gesteckt worden war. Er selbst hatte sofort bei der Entdeckung seines Verbrechens in dem kleinen See, an dessen Ufern das Spital lag, sich ertränkt; der Knecht aber, welchen er zu der Brandlegung erkauft hatte, war festgenommen, und zur Strafe abgeführt worden. Ich erfuhr aus dessen Namen, daß es derselbe war, welchen der vorsorgliche Grimsel-Wirt mir zu meiner einsamen Wanderung über denselben Gletscher-Paß mitgegeben hatte, auf welchem, wie ich nun ebenfalls erfuhr, zwei Frankfurter Reisende nicht lange vor mir verunglückt und umgekommen waren: so daß ich denn abermals Gelegenheit hatte, mich als auf besondere Weise einer drohenden Todesgefahr entgangen zu betrachten.

Unvergeßlich sind mir nun die Eindrücke der Wanderung durch das immer tiefer sich senkende Tal geblieben. Namentlich überraschte mich die plötzlich sich erschließende südliche Vegetation, nachdem ich durch einen engen Felsenpaß, in welchen die Tosa zusammengedrängt war, steil herabgestiegen war. Bei heißer Sonnenglut gelangte ich am Nachmittage nach Domodossola; und hier erinnerte ich mich eines hübschen, mit Platenscher Feinheit ausgeführten Lustspiels, welches noch in Dresden von einem mir unbekannt gebliebenen Verfasser durch Eduard Devrient mir mitgeteilt worden war, und welches in Domodossola, unter den Eindrücken des Herabgelangens aus der nördlichen Alpenwelt in das plötzlich sich erschließende Italien, wie ich sie soeben selbst empfand, spielte. Ebenso unvergeßlich ist mir ein hier ziemlich naiv, aber äußerst behaglich serviertes erstes Diner à l'italiana verblieben. Da ich zu ermüdet war um diesen Tag noch weiter zu wandern, dennoch aber mit Ungeduld an die Ufer des Lago Maggiore zu gelangen trachtete, versorgte ich mich hier mit einem Einspänner, der mich bis zur Nacht noch nach Baveno bringen sollte. Ich fühlte mich so glücklich, als ich in meinem Wägelein dahinrollte, daß ich mich der Rücksichtslosigkeit schuldig machte, einem Offizier, welcher durch den Vetturino mich um die Erlaubnis, mir Gesellschaft zu leisten, angehen ließ, barsch sein Gesuch abzuschlagen. In den hübschen Orten, durch welche ich nun gelangte, erfreute mich die Zierlichkeit der Häuserdekorationen, sowie die angenehme Physiognomie der Menschen. Eine junge Mutter, welche, ihr Kind auf dem Arme, und an

einer Spindel spinnend, trällernd dahinschlenderte, blieb auf mich ebenfalls von unvergeßlichem Eindrucke. Kurz nach Sonnenuntergang gewann ich noch den Anblick der aus dem Lago Maggiore anmutig aufsteigenden Borromeischen Inseln, und konnte nun wieder vor Freude über das morgen zu Erlebende nicht schlafen. Der Besuch der Inseln selbst entzückte mich des andren Tages so sehr, daß ich nicht recht begreifen konnte, wie ich zu so etwas Anmutigem käme, und was ich damit anfangen sollte. Mit dem Gefühle, als müsse ich jetzt vor etwas fliehen, wohin ich nicht gehöre, verließ ich nach dem einen Tage den Ort, um den Lago Maggiore aufwärts, über Locarno nach Bellinzona wieder in das eidgenössische Gebiet, und von da nach Lugano mich zu wenden, wo ich, meinem ersten Reiseplan gemäß, mich länger aufzuhalten gedachte. Hier litt ich nun bald unter einer unerträglichen Hitze; selbst die Bäder im ganz durchglühten See boten keine Erfrischung mehr. In einem palastähnlichen Gebäude, welches im Winter die Regierung des Kantons Tessin beherbergte, im Sommer aber zum Gasthofe diente, war ich zwar, sobald ich von dem schmutzigen Mobiliar, unter welchem auch das „Denk-Sofa" aus den „Wolken" des Aristophanes figurierte, absah, recht stattlich logiert. Doch stellte sich nun wieder der Zustand bei mir ein, unter welchem ich so lange gelitten, und welcher zwischen äußerster Abspannung und Aufregung der Nerven mich so wenig zur Ruhe kommen ließ, wie es gewöhnlich mir erging, so oft ich mir in meinem Leben auf eine angenehme Weise zu faulenzen vorgenommen hatte. Ich hatte mir Lektüre mitgenommen, und namentlich sollte Byron die Kosten meiner Unterhaltung tragen. Ich mußte mich leider sehr dazu zwingen, Genuß an ihm zu finden, was endlich im weiteren Verlaufe des Don Juan mir immer schwerer fiel. Nach wenigen Tagen schon begriff ich nicht, was ich hier wollte, als plötzlich Herwegh mir meldete, daß er mich mit mehreren Freunden hier aufsuchen werde. Ein wunderlicher Instinkt trieb mich, sogleich meiner Frau zu telegraphieren, sie möge ebenfalls herkommen. Sie gehorchte meinem Rufe mit überraschender Schnelligkeit, und traf mit der Post über den Gotthard unvermutet in später Nacht ein. Ihre Ermüdung war so groß, daß sie auf dem „Denk-Sofa" sofort in einen Schlaf

versank, welchen ein Gewitter von solcher Heftigkeit, wie ich es nie wieder erlebt habe, nicht zu erschüttern vermochte. Am Morgen traf denn auch wirklich meine Züricher Freundschaft ein.

Der Hauptgenosse Herweghs war Dr. François Wille. Diesen hatte ich schon vor längerer Zeit zum ersten Male bei Herwegh kennen gelernt: er zeichnete sich durch ein in Studenten-Duellen zerfetztes Gesicht aus, außerdem durch eine zuversichtliche Neigung zu witzigen und drastischen Bemerkungen. Seit kurzem hatte er sich bei Meilen am Züricher See mit seiner Familie niedergelassen, und mich mit Herwegh öfter veranlaßt ihn dort zu besuchen. Wir trafen da die Gewohnheiten einer Hamburger Familie an, welche durch seine Frau, eine Tochter des reichen Schiffsreeders Sloman, in ziemlicher Wohlhabenheit erhalten wurde. Während er eigentlich immer Student blieb, hatte er früher doch Gelegenheit gewonnen, durch die Redaktion einer Hamburger politischen Zeitung sich Beachtung und zahlreiche Bekanntschaft zu verschaffen. Er wußte außerordentlich viel zu erzählen, und galt dadurch für unterhaltend. Jetzt hatte er, so schien es, sich Herweghs angenommen, um ihn aus seiner üblen Stimmung und seiner Unschlüssigkeit im Betreff der anzutretenden Alpenwanderung zu reißen, und sich mit einem Professor Eichelberger selbst zu Fuß über den Gotthard aufgemacht, was Herwegh übermäßig empört hatte, da er erklären zu dürfen glaubte, daß Fußwanderungen nur da angewandt wären, wo man nicht fahren könne, nicht aber auf solchen Kunststraßen. Nach einem Ausfluge in die Umgegend von Lugano, auf welchem ich Gelegenheit hatte, des unangenehmen Eindruckes der kindischen Kirchglockenspiele, wie sie in Italien so allgemein sind, inne zu werden, überredete ich die Gesellschaft, mir nach den Borromeischen Inseln zu folgen, wohin es mich noch einmal einzig verlangte. Während der Dampfschiffahrt auf dem Lago Maggiore trafen wir einen schmächtigen Herrn mit langem Husaren-Schnurrbart an, den wir scherzhaft unter uns für den General Haynau ausgaben, und als solchen, ebenfalls zu unsrer Belustigung, mißtrauisch behandelten. Bald entdeckte er sich als ein äußerst gutmütiger hannöverischer Edelmann, welcher zu seinem Vergnügen lange Italien bereist hatte, und vieles Nütz-

liche im Bezug auf den Verkehr mit Italienern uns mitteilen konnte. Seine Empfehlung nützte uns sehr für den Besuch der Borromeischen Inseln, von welchen aus meine Bekannten sich von mir und meiner Frau trennten, um auf dem nächsten Wege zurückzureisen, während wir über den Simplon und durch das Wallis noch nach Chamounix uns wenden wollten.

Die Ermüdung, welche mich bisher mein Ausflug gekostet hatte, sagte mir nämlich, daß ich sobald zu einem ähnlichen Unternehmen mich nicht wieder aufmachen würde, und es drängte mich daher, das Sehenswürdigste der Schweiz bei dieser Gelegenheit vollends in Augenschein zu nehmen. Überhaupt war ich aber wohl, wie seit längerer Zeit es mit mir stand, in der Stimmung, mir durch einen neuen äußeren Eindruck eine bedeutende Wirkung auf mich zu erwarten. Deshalb wollte ich dem Montblanc nicht vorbeigehen. Sein Anblick ward mit großen Beschwerden erkauft, unter welchen eine nächtliche Ankunft in Martigny zu nennen ist, wo infolge großer Überfüllung der Gasthöfe allseitig die Unterkunft verweigert wurde, und wir nur, mit Benutzung des Liebesverhältnisses eines Postillons zu einem Dienstmädchen, widerrechtlich in einer für diese Nacht von der Herrschaft verlassenen Privatwohnung ein Obdach fanden. Im Chamounix-Tal besuchten wir pflichtgemäß das sogenannte „Eismeer" und die „Flégère", von welcher aus auch mich der Anblick des Montblanc allerdings bedeutend anregte. Meine Phantasie beschäftigte sich jedoch weniger mit der Besteigung dieses Gipfels, als vielmehr mit einer Überschreitung des Col des géants, indem mich weniger die zu erreichende große Höhe, als die andauernd erhabene Öde auf dieser letzteren Wanderung anzog. Ich nährte längere Zeit den Vorsatz, ein solches einziges Abenteuer noch einmal zu bestehen. Beim Herabsteigen von der „Flégère" verrenkte Minna bei einem Falle sich den Fuß, davon die schmerzlichsten Folgen uns von jetzt an von jeder weiteren Unternehmung zurückhielten; wogegen wir nun die Heimreise über Genf zu beschleunigen uns genötigt sahen.

Auch von diesem bedeutenderen und großartigeren Ausfluge, fast dem einzigen den ich je rein zu meiner Erholung unternommen, kehrte ich mit einem seltsam unbefriedigten Ge-

fühle zurück, und immer verblieb mir noch die Sucht nach etwas in der Ferne, was mich entscheidend bestimmen, und meinem Leben eine neue Wendung geben sollte. — Dafür traf ich zu Hause die Anzeigen einer anderweitigen neuen Wendung meiner Lebens-Schicksale an. Es waren dies Nachfragen und Bestellungen verschiedener deutscher Theater, welche den „Tannhäuser" geben wollten. Zuerst war es das Schweriner Hoftheater, welches sich dafür meldete; die jüngste Schwester Röckels, welche nach einiger Zeit den mir aus meiner frühesten Jugend her bekannten Schauspieler Moritz heiratete, und jetzt als jugendliche Sängerin aus dem Lande ihrer Erziehung, England, nach Deutschland gekommen war, hatte, wie anderen, so auch einem ehrlichen Angestellten jenes Theaters, dem Rendanten Stocks so enthusiastisch von dem in Weimar empfangenen Eindruck des Tannhäusers auf sie erzählt, daß dieser nun die Oper eifrigst studiert, und nun die Direktion des Theaters angetrieben hatte, die Aufführung dieser Oper in Angriff zu nehmen. Bald meldeten sich auch die Theater von Breslau, Prag und Wiesbaden, an welchem letzteren mein Jugendfreund Louis Schindelmeißer als Kapellmeister fungierte. Diesen folgten in kurzer Zeit noch andere Theater; am meisten überraschte es mich aber, als sogar das Berliner Hoftheater durch seinen neuen Intendanten, Herrn von Hülsen, darum nachfrug. Im Betreff dieses letzteren Ereignisses durfte ich wohl annehmen, daß die damalige Prinzessin von Preußen welche durch meine treue Freundin Frommann mir immer in Gewogenheit erhalten worden, namentlich aber durch die Weimarische Aufführung des „Tannhäuser" dafür neuerdings kräftig angeregt worden war, zu diesem unerwarteten Entgegenkommen Veranlassung gegeben hatte.

Während mich die Bestellungen der kleineren Theater sehr erfreuten, beängstigte mich die der größten deutschen Bühne. An jenen wußte ich nämlich mir ergebene eifrige Kapellmeister, welche jedenfalls den Wunsch der Aufführung meiner Oper selbst angeregt hatten; in Berlin dagegen stand es anders. Zu dem mir von früher her bekannt gewordenen, sehr talentlosen und dabei sehr eitlen Kapellmeister Taubert, war dort nur noch der aus allerfrühester Zeit, so wie später aus Riga, schließ-

lich unter sehr üblen Umständen mir im Gedächtnis gebliebene Heinrich Dorn als Kapellmeister angestellt. Mit keinem dieser beiden fühlte ich weder Neigung, noch ersah ich die Möglichkeit, über mein Werk zu verkehren und aus meiner Kenntnis ihrer Fähigkeiten, sowie ihres üblen Willens, erhielt ich vollen Grund, eine erfolgreiche Aufführung meiner Oper unter ihrer Leitung zu bezweifeln. Da ich nun selbst als Exilierter nicht nach Berlin gehen konnte, um den Geist der Aufführung meines Werkes zu überwachen, erbat ich mir sofort von Liszt die Erlaubnis, ihn als meinen Stellvertreter und alter ego in Berlin vorschlagen zu dürfen, wozu er mir willig beistimmte. Als ich demnach die Berufung Liszts zur Bedingung machte, ward jedoch von seiten des Berliner Generalintendanten der Einspruch erhoben, daß die Berufung eines „weimarischen" Kapellmeisters als gröbliche Beleidigung der preußischen Hofkapellmeister erscheinen müßte, und ich demnach von dieser Bedingung abzusehen hätte. Hieraus entspann sich ein umständlicher Transaktionsversuch, welcher damit endigte, daß die Aufführung des „Tannhäuser" in Berlin für jetzt auf längere Zeit unterblieb.

Während von nun an jedoch mit wachsender Schnelle der „Tannhäuser" sich über die mittleren deutschen Theater verbreitete, faßte mich vor dem Geiste dieser Aufführungen, über deren Charakter ich nie zu vollkommener Klarheit gelangen konnte, große Besorgnis. Da meine Anwesenheit überall verwehrt war, griff ich somit dazu, durch eine sehr ausführliche Abhandlung, welche als Anleitung zur Aufführung meines Werkes dienen sollte, für das richtige Verständnis der von mir gestellten Aufgabe zu sorgen. Ich ließ diese ziemlich umfangreiche Arbeit auf meine Kosten in eleganter Ausstattung drucken, und übersandte an jedes Theater, welches die Partitur bestellte, eine größere Anzahl von Exemplaren davon, mit der Bestimmung, dem Kapellmeister, dem Regisseur, und den Hauptdarstellern zur Beachtung und Befolgung zugeteilt werden zu sollen. Ich habe im Laufe der Zeit auch nicht von einem einzigen Menschen erfahren, welcher diese Anleitung gelesen oder gar befolgt hätte. Da mir im Jahre 1864 durch meine sorgsame Verteilung der Broschüre alle Exemplare davon ausgegangen waren, fand ich dagegen zu meiner größten

Freude sämtliche sechs dereinst dem Münchener Hoftheater übersandte Exemplare gänzlich unberührt im Archive desselben verwahrt, wodurch ich in die angenehme Lage geriet, dem Könige von Bayern, welcher darnach verlangte, einigen Freunden und mir selbst, von der verloren gegangenen Schrift wieder Kenntnis zu verschaffen.

Es war ein sonderbares Schicksal, daß die sich jetzt anmeldende Verbreitung meiner Oper auf den deutschen Theatern mit meinem, nun der Ausführung zureifenden, Entschlusse zu einer Arbeit zusammenfiel, für deren Konzeption mich die Nötigung zur vollkommensten Rücksichtslosigkeit auf unsere Theater so entscheidend mit bestimmt hatte; doch wirkte jene bisher so wenig erwartete Wendung in keiner Weise auf meine Stimmung zu dieser Arbeit. Durch das Festhalten meines Planes gewann ich vielmehr die Ruhe, nach jener andren Seite hin alles eben nur seinen Gang gehen zu lassen, ohne im mindesten zu den Aufführungen selbst Anregung zu geben. So ließ ich nur gewähren, sah verwunderungsvoll zu, wenn ich stets nur von guten Erfolgen hörte; ließ mich aber durch keinen derselben zu einer Änderung meines Urteils über unser Theater im allgemeinen, und die Oper im besondren, verleiten. Ich blieb unerschüttert bei dem Vorsatze, meine Nibelungen-Dramen in der Weise auszuführen, als ob das heutige Operntheater gar nicht bestünde, dagegen das von mir gedachte ideale Theater ganz notwendig dereinst mir erstehen würde. So verfaßte ich denn noch im Oktober und November dieses Jahres die Dichtung des „Rheingolds“, womit ich den ganzen Zyklus des von mir entworfenen Nibelungenmythos nach vorn zum Abschluß brachte. Zugleich aber arbeitete ich den „Jungen Siegfried“ und namentlich „Siegfrieds Tod“ in der Weise um, daß sie nun in das richtige Verhältnis zum Ganzen traten, wodurch namentlich das letzte Stück solche bedeutende Erweiterungen, wie sie jetzt der unverhohlener dargelegten Bedeutung des Ganzen entsprachen, erhielt. Demnach hatte ich auch dem letzten Stücke einen neuen, seinem richtigen Bezuge zu dem ganzen Gedichte entsprechenden, Titel zu geben; ich nannte es nun „Götterdämmerung“, während ich den „Jungen Siegfried“, da dieser nicht mehr eine abgerissene Episode aus dem Leben des Helden zum Gegenstand hatte, sondern im Rahmen des Ganzen

seine richtige Stellung neben den andren Hauptgestalten erhielt, einfach „Siegfried" nennen durfte.

Es war mir betrübend, diese umfangreiche dichterische Arbeit voraussichtlich lange Zeit denjenigen, welchen ich doch Interesse dafür zutrauen durfte, gänzlich unbekannt lassen zu müssen. Da nun die Theater in überraschender Weise mich dann und wann mit ihren üblichen Honoraren für den „Tannhäuser" versahen, bestimmte ich einen Teil meiner Einnahmen auch dazu, eine Anzahl schön gedruckter Exemplare meines Gedichtes zu meinem Privatgebrauche herstellen zu lassen. Ich bestimmte, es sollten nur fünfzig Exemplare von dem schönen Satze abgezogen werden. — Ehe ich noch ganz mit dieser, mich sehr angenehm stimmenden Beschäftigung zu Ende kam, hatte ich einen großen Schmerz zu überstehen.

Wohl fand ich in der Nähe Anzeichen von Teilnahme an der Vollendung meiner großen dichterischen Arbeit, obwohl die meisten meiner Bekannten das Ganze für eine Schimäre, und vielleicht selbst für eine überhebungsvolle Laune hielten; mit näherem Verständnis, und wirklich warm, ging nur Herwegh darauf ein, mit welchem ich mich oft darüber besprach, und dem ich die fertigen Teile auch gewöhnlich vorlas. Sulzer war sehr verstimmt über die Umarbeitung von „Siegfrieds Tod"; denn er hielt dieses Stück für gut und eigentümlich und glaubte es dieser Eigenschaften beraubt zu sehen, wenn es wiederum für gut und zweckmäßig angesehen werden sollte, daß vieles davon geändert würde. Somit erbat er sich wenigstens das Manuskript der ersten Fassung, welches sonst vermutlich ganz verloren gehen würde, für sich zur Aufbewahrung als Andenken aus. — Um mir sogleich einen Begriff von der Wirkung des ganzen Gedichtes bei einer Mitteilung desselben in möglichst rascher Aufeinanderfolge zu verschaffen, bestimmte ich, bereits wenige Tage nach der beendigten Arbeit, einen mehrtägigen Besuch bei der Familie Wille auf ihrem Landgute, mitten im Dezember, dazu, der kleinen Gesellschaft es vorzulesen. Außer Herwegh, welcher mich begleitete, waren noch die Frau Wille und deren Schwester, Frau v. Bissing, zugegen. Ich hatte namentlich diese Frauen schon öfter bei meinen gern gepflogenen Besuchen in dem, durch zweistündigen Marsch zu erreichenden Mariafeld, auch durch Musizieren

Freude sämtliche sechs dereinst dem Münchener Hoftheater übersandte Exemplare gänzlich unberührt im Archive desselben verwahrt, wodurch ich in die angenehme Lage geriet, dem Könige von Bayern, welcher darnach verlangte, einigen Freunden und mir selbst, von der verloren gegangenen Schrift wieder Kenntnis zu verschaffen.

Es war ein sonderbares Schicksal, daß die sich jetzt anmeldende Verbreitung meiner Oper auf den deutschen Theatern mit meinem, nun der Ausführung zureifenden, Entschlusse zu einer Arbeit zusammenfiel, für deren Konzeption mich die Nötigung zur vollkommensten Rücksichtslosigkeit auf unsere Theater so entscheidend mit bestimmt hatte; doch wirkte jene bisher so wenig erwartete Wendung in keiner Weise auf meine Stimmung zu dieser Arbeit. Durch das Festhalten meines Planes gewann ich vielmehr die Ruhe, nach jener andren Seite hin alles eben nur seinen Gang gehen zu lassen, ohne im mindesten zu den Aufführungen selbst Anregung zu geben. So ließ ich nur gewähren, sah verwunderungsvoll zu, wenn ich stets nur von guten Erfolgen hörte; ließ mich aber durch keinen derselben zu einer Änderung meines Urteils über unser Theater im allgemeinen, und die Oper im besondren, verleiten. Ich blieb unerschüttert bei dem Vorsatze, meine Nibelungen-Dramen in der Weise auszuführen, als ob das heutige Operntheater gar nicht bestünde, dagegen das von mir gedachte ideale Theater ganz notwendig dereinst mir erstehen würde. So verfaßte ich denn noch im Oktober und November dieses Jahres die Dichtung des „Rheingolds“, womit ich den ganzen Zyklus des von mir entworfenen Nibelungenmythos nach vorn zum Abschluß brachte. Zugleich aber arbeitete ich den „Jungen Siegfried“ und namentlich „Siegfrieds Tod“ in der Weise um, daß sie nun in das richtige Verhältnis zum Ganzen traten, wodurch namentlich das letzte Stück solche bedeutende Erweiterungen, wie sie jetzt der unverhohlener dargelegten Bedeutung des Ganzen entsprachen, erhielt. Demnach hatte ich auch dem letzten Stücke einen neuen, seinem richtigen Bezuge zu dem ganzen Gedichte entsprechenden, Titel zu geben; ich nannte es nun „Götterdämmerung“, während ich den „Jungen Siegfried“, da dieser nicht mehr eine abgerissene Episode aus dem Leben des Helden zum Gegenstand hatte, sondern im Rahmen des Ganzen

seine richtige Stellung neben den andren Hauptgestalten erhielt, einfach „Siegfried“ nennen durfte.

Es war mir betrübend, diese umfangreiche dichterische Arbeit voraussichtlich lange Zeit denjenigen, welchen ich doch Interesse dafür zutrauen durfte, gänzlich unbekannt lassen zu müssen. Da nun die Theater in überraschender Weise mich dann und wann mit ihren üblichen Honoraren für den „Tannhäuser“ versahen, bestimmte ich einen Teil meiner Einnahmen auch dazu, eine Anzahl schön gedruckter Exemplare meines Gedichtes zu meinem Privatgebrauche herstellen zu lassen. Ich bestimmte, es sollten nur fünfzig Exemplare von dem schönen Satze abgezogen werden. — Ehe ich noch ganz mit dieser, mich sehr angenehm stimmenden Beschäftigung zu Ende kam, hatte ich einen großen Schmerz zu überstehen.

Wohl fand ich in der Nähe Anzeichen von Teilnahme an der Vollendung meiner großen dichterischen Arbeit, obwohl die meisten meiner Bekannten das Ganze für eine Schimäre, und vielleicht selbst für eine überhebungsvolle Laune hielten; mit näherem Verständnis, und wirklich warm, ging nur Herwegh darauf ein, mit welchem ich mich oft darüber besprach, und dem ich die fertigen Teile auch gewöhnlich vorlas. Sulzer war sehr verstimmt über die Umarbeitung von „Siegfrieds Tod“; denn er hielt dieses Stück für gut und eigentümlich und glaubte es dieser Eigenschaften beraubt zu sehen, wenn es wiederum für gut und zweckmäßig angesehen werden sollte, daß vieles davon geändert würde. Somit erbat er sich wenigstens das Manuskript der ersten Fassung, welches sonst vermutlich ganz verloren gehen würde, für sich zur Aufbewahrung als Andenken aus. — Um mir sogleich einen Begriff von der Wirkung des ganzen Gedichtes bei einer Mitteilung desselben in möglichst rascher Aufeinanderfolge zu verschaffen, bestimmte ich, bereits wenige Tage nach der beendigten Arbeit, einen mehrtägigen Besuch bei der Familie Wille auf ihrem Landgute, mitten im Dezember, dazu, der kleinen Gesellschaft es vorzulesen. Außer Herwegh, welcher mich begleitete, waren noch die Frau Wille und deren Schwester, Frau v. Bissing, zugegen. Ich hatte namentlich diese Frauen schon öfter bei meinen gern gepflogenen Besuchen in dem, durch zweistündigen Marsch zu erreichenden Mariafeld, auch durch Musizieren

in meiner seltsam eigentümlichen Weise unterhalten, und an ihnen ein fast schwärmerisch angeregtes Publikum gewonnen, zu einigem Verdruß des Herrn Wille, welcher offen bekannte, daß die Musik ihm ein Greuel sei, übrigens aber in seiner burschikosen Manier schließlich die Sache von der amüsanten Seite zu nehmen wußte. Da ich gegen Abend eintraf, ward sogleich das „Rheingold“ vorgenommen, und da es noch nicht zu spät schien, und jede Anstrengung mir als unschädlich zugetraut wurde, ließ ich bis Mitternacht auch noch die „Walküre“ folgen. Des andren Morgens kam nach dem Frühstück „Siegfried“ daran, und am Abend schloß ich mit der „Götterdämmerung“. Ich glaubte Grund zu haben, mit dem Eindrucke zufrieden zu sein, namentlich die Frauen begaben sich, in anständiger Erregung, jedes Gespräches darüber. Mir verblieb leider eine fast beängstigende Aufregung davon; ich war schlaflos und des andren Tages gegen jede Unterhaltung so scheu, daß niemand meinen eiligen Abschied begriff. Nur Herwegh, welcher mich zurückbegleitete, schien meine Stimmung zu empfinden, und teilte sie durch gleiches Schweigen. — Besondere Freude wollte ich mir nun aber durch die Mitteilung des ganzen vollendeten Werkes an meinen treuen Freund Uhlig in Dresden machen, mit welchem ich fortgesetzt korrespondierte, und der von Phase zu Phase der Ausarbeitung meines genau ihm bekannten Planes folgte. Ich wollte ihm die „Walküre“ nicht früher zuschicken, als bis auch das voranzustellende „Rheingold“ fertig sei; dann sollte er alles auch nicht eher vorgelegt erhalten, als bis dies in einem schön gedruckten Exemplare mir möglich sein würde. Mit dem Eintritte des Herbstes las ich aber bereits aus Uhligs Briefen Grund zur wachsenden Besorgnis für seinen Gesundheitszustand heraus. Er beklagte sich über die Zunahme der bedenklichen Hustenkrämpfe, und über endlich eingetretene totale Heiserkeit. Er hielt dies alles nur für Schwäche, welche er durch Kräftigung seines Körpers, durch kaltes Wasser und starke Fußwanderungen, zu bewältigen verhoffte; der Geigerdienst im Theater brächte ihn so herunter: wenn er dagegen so einen siebenstündigen strengen Marsch durch die Umgegend vollbracht hätte, fühle er sich immer wieder wohler; nur wollten allerdings die Brustkrämpfe und die Heiserkeit nicht vergehen; es falle ihm schwer, selbst in nächster

Nähe sich im Gespräche verständlich mitzuteilen. Bis dahin hatte ich den Unglücklichen noch nicht ängstigen wollen, und immer verhofft sein Zustand müsse endlich einem Arzte Veranlassung zu einer vernünftigen Behandlung desselben geben. Jetzt aber, da ich fortgesetzt nur die Versicherungen seiner Treue gegen die Prinzipien der Wasserkur von ihm vernahm, vermochte ich nicht mehr zurückzuhalten und ihm zuzurufen, mit diesem Wahnsinn aufzuhören und sich einem besonnenen Arzt anzuvertrauen, da es sich bei seinem Zustande gewiß nicht mehr um Stärkung, sondern zu allernächst um Schonung handle. Hierüber erschrak der Ärmste im höchsten Grade, da ihm aus meinen Äußerungen aufging, ich hege die Besorgnis, daß er in einem starken Grade schwindsüchtig sei. „Was sollte da aus meiner armen Frau und meinen Kindern werden, wenn es wirklich so mit mir stünde?“ So schrieb er. Leider wurde es bald zu spät; mit seinen letzten Kräften versuchte er mir noch zu schreiben, bis mir mein alter Freund, der Chordirektor Fischer, endlich die Aufträge Uhligs, der bereits nicht mehr vernehmlich zu dem dicht an seinen Mund hinabgeneigten Ohre sich kundgeben konnte, ausrichtete. Mit furchbarer Schnelligkeit folgte diesem die Nachricht von seinem Tode: er war am 3. Januar des neuen Jahres 1853 gestorben. — Mit Lehrs war er der zweite meiner wahrhaft ergebenen Freunde, welche mir die Schwindsucht hinwegraffte. — Nun lag das schöne für ihn bestimmte Exemplar meines „Ring des Nibelungen“ müßig vor mir; ich vermachte es seinem jüngsten Knaben, meinem Paten, welchen er Siegfried getauft hatte. Von seiner Witwe erbat ich mir, was von theoretischen Schriften von ihm hinterlassen sei, und erhielt manches Bedeutende, darunter auch die früher erwähnte größere Abhandlung über Themen-Bildung. Obwohl die Herausgabe dieser Arbeiten durch sehr nötige ausführliche Überarbeitungen mir eine große Mühe verursachen mußte, frug ich bei Herrn Härtel in Leipzig an, ob er für einen solchen Band dieser Schriften der Witwe ein gutes Honorar zahlen wollte: der Verleger erklärte, selbst umsonst die Herausgabe nicht übernehmen zu wollen, da dergleichen Sachen gar nichts eintrügen. Ich erkannte schon um diese Zeit, wie sehr jeder eifrig um mich bemühte Musiker sich in gewissen Kreisen verhaßt gemacht hatte. —

Die Erfahrung von Uhligs Tod gab nun meinen Hausfreunden ein großes Übergewicht gegen mich im Betreff meiner Wassertheorien. Herwegh schärfte meiner Frau ein, nach den Anstrengungen der Proben und Konzertaufführungen, wie ich sie auch in diesem Winter besorgte, mir durchaus ein Glas guten Weins aufzunötigen. Allmählich gewöhnte ich mich auch wieder an die milde anregenden Genüsse des Kaffees und des Tees, worin meine Bekannten zu ihrer guten Freude gewahrten, daß ich wieder Mensch mit Menschen würde. Herr Dr. Rahn-Escher ward nun ein gern gesehener beruhigender Hausfreund, welcher längere Jahre es recht wohl verstand, der um meine Gesundheit, namentlich um meine Nerven-Überreizung entstandenen Besorgnisse, Herr zu werden. Er bewährte die Klugheit seines Verfahrens alsbald, da ich gegen die Mitte des Februar es unternommen hatte, in vier aufeinander folgenden Abenden einem größeren Zuhörerkreise mein tetralogisches Gedicht vorzulesen. Ich hatte mich nach dem ersten Abende sehr stark erkältet, und erwachte am Morgen des zweiten Vorlesungs-Tages mit einer völligen katarrhalischen Heiserkeit. Meinem Arzte erklärte ich sogleich, das Ausfallen der Vorlesung würde mich außerordentlich affizieren; was sei nun anzufangen, um diese Heiserkeit schnell von mir zu schaffen? Er verlangte, ich solle mich den Tag über nur ganz ruhig verhalten, am Abend warm eingehüllt mich nach dem Vorlesungs-Lokale bringen lassen, und dort ein paar Tassen leichten Tee zu mir nehmen; das übrige würde sich schon ganz von selbst finden, wogegen ich allerdings leicht ernstlicher erkranken dürfte, wenn der Kummer über meine mißglückte Unternehmung mich erfasse. Wirklich ging die Vorlesung des leidenschaftlichen Stückes ganz vortrefflich vor sich; am dritten und vierten Abende las ich wieder, und fühlte mich vollkommen wohl. Zu diesen Vorlesungen hatte ich nämlich einen großen und eleganten Saal, in dem Hôtel Baur au lac, in Beschlag genommen, und machte die überraschende Erfahrung, daß derselbe mit jedem Abende sich stärker füllte, trotzdem ich nur einen kleinen Kreis von Bekannten eingeladen, und diesem allerdings freigestellt hatte, Personen, bei denen sie ein wahrhaftes Interesse, nicht bloße Neugierde, voraussetzen konnten, mitzubringen. Auch hier schien die Wirkung eine durchaus günstige

zu sein, und es waren die ernstesten Männer der Universität und der Regierung, von welchen ich die anerkennendsten Beteuerungen, ja selbst gute Äußerungen über das Verständnis meines Gedichtes und der damit verbundenen künstlerischen Intentionen gewann. Aus dem eigentümlichen, hier aber zuversichtlich stimmenden trocknen Ernste, mit welchem man sich zu erkennen gab, wurde in mir sogar der Gedanke angeregt, zu versuchen, wieweit diese mir so günstige Disposition im Dienste meiner höheren Kunsttendenzen zu verwerten sei. Allgemein glaubte man, bei der nun einmal hierüber allgemein bestehenden oberflächlichen Ansicht, mich zu einem Befassen mit dem Theater auffordern zu dürfen. Ich überlegte mir, wie es wohl anzufangen sei, selbst die allerdürftigste Grundlage eines Züricher Theaters, durch Befolgung gesunder Prinzipien, zu einer guten Ausbildung hinzuleiten, und brachte meine Gedanken hierüber in einer Abhandlung mit dem Titel: „Ein Theater in Zürich“, jedem zur Einsicht. Die Auflage von etwa hundert Exemplaren ward verkauft, aber ich erfuhr nie das mindeste von einer Wirkung der Schrift; bloß bekannte später einmal, bei einem Festessen der Musikgesellschaft, der würdige Herr Ott-Imhof, da von einigen Seiten geäußert wurde, daß jene meine Gedanken wohl sehr schön, aber leider unausführbar seien, dem durchaus nicht beistimmen zu können; jedoch vermisse er zu meinen Vorschlägen das Einzige, was sie auch in seinen Augen gültig erscheinen lassen könnte, nämlich meine Bereitwilligkeit, die Leitung dieses Theaters selbst zu übernehmen, weil er niemand sonst die Durchführung meiner Ideen zutrauen könne. Da ich dann allerdings erklären mußte, mit so etwas nichts zu tun haben zu wollen, so ward die Sache hiermit abgemacht, und in meinem Innersten konnte ich den Leuten nicht unrecht geben.

Indessen spannte sich die Teilnahme für mich immer höher; da ich es nun durchaus ablehnen mußte, den Wünschen meiner Freunde im Betreff einer Aufführung meiner Hauptwerke im Theater nachzugeben, erbot ich mich endlich, wenigstens eine Auswahl charakteristischer Fragmente, wie sie in Konzertaufführungen am ehesten zu Gehör zu bringen waren, zu besorgen, sobald man mir die gehörige Unterstützung hierfür zuteil werden ließe. Demgemäß wurde wirklich eine Subskriptions-Auf-

forderung in Umlauf gesetzt, und diese hatte den guten Erfolg, einige namhafte vermögende Kunstfreunde für die Deckung der Kosten sich einstellen zu sehen. Ich hatte es dagegen zu übernehmen, mir ein Orchester zu engagieren wie ich es brauchte: von nah und fern wurden tüchtige Musiker herbeigerufen, und nach unendlichen Bemühungen durfte ich der Zuversicht sein, etwas recht Genügendes zustande gebracht zu sehen. Ich hatte die Einrichtung in der Weise getroffen, daß die engagierten Musiker von einem Sonntag zum andren eine volle Woche in Zürich weilen mußten. Die Hälfte dieser Zeit waren sie ausschließlich zu den Proben in Beschlag genommen. Am Mittwoch abend fand dann die Aufführung, Freitag und Sonntag abend fanden die Wiederholungen derselben statt. Diese Tage trafen auf den 18., 20. und 22. Mai, an welchem letzteren mein 40. Geburtstag fiel. Ich hatte die Freude, alle meine Anordnungen pünktlich ausgeführt zu sehen; von Mainz, Wiesbaden, Frankfurt und Stuttgart, andrerseits von Genf, Lausanne, Basel, Bern und den Hauptorten der Schweiz, trafen auserwählte Musiker pünktlich am Sonntag nachmittag ein. Sie waren sofort in das Theater beschieden, wo sie in einem, nach dem früher von mir in Dresden erfundenen, und auch hier sich vortrefflich bewährenden, Orchesterbau sich über ihre Plätze genau orientieren mußten, um andren Morgens ohne Aufenthalt und Störung sofort die Probe beginnen zu können. Da diese Leute mir früh und abends zu Gebote standen, studierte ich ihnen in zwei und einem halben Tage ohne besondre Anstrengung eine Auswahl von größeren Stücken aus dem „Fliegenden Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ ein. Mit größerer Mühe hatte ich mir zwar einen Chor zu bilden gesucht, der nun aber doch sehr Erfreuliches leistete. Von Einzel-Gesang kam nichts vor, als die Ballade der „Senta“ aus dem „Holländer“, welche die Frau des Musikdirektors Heim mit guter, wenn auch unausgebildeter Stimme, und tadellosem Eifer zum Vortrag brachte. Das ganze Unternehmen hatte eigentlich keinen publiken, sondern durchaus patriarchalischen Charakter: ich nahm an, einem größeren Kreise von Bekannten einen aufrichtigen Wunsch zu erfüllen, indem ich sie nach Umständen verständlich mit dem Charakter meiner Musik bekanntmachte. Da es selbst hierfür jedoch auch der Bekanntschaft mit den dich-

terischen Grundlagen bedurfte, lud ich diejenigen, welche meinen Konzerten beizuwohnen gedachten, für drei Abende in den Konzertsaal der Musikgesellschaft ein, um sich dort von mir die Dichtungen der drei Opern, aus welchen sie zu hören bekommen sollten, vorlesen zu lassen. Dieser Einladung wurde mit großer Teilnahme Folge geleistet; und ich durfte nun annehmen, daß mein Publikum besser, als es je wo anders geschah, vorbereitet zur Anhörung der charakteristischen Bruchstücke meiner Opern sich einstellte. — Die Aufführungen dieser drei Abende hatten für mich das besonders Ergreifende, daß ich an ihnen mir selbst zum ersten Male etwas aus „Lohengrin" vorführen, und so auch von der Wirkung meiner Kombination des Instrumentales in dem Vorspiele dieses Werkes einen Eindruck erhalten konnte. Zwischen den Aufführungen kam es zu einem Festessen, dem ersten und, außer einem späteren in Pesth, dem einzigen, davon je mir die Ehre erwiesen wurde. Hier ergriff mich wirklich die Rede des hochbetagten Präsidenten der Musikgesellschaft, Herrn Ott-Usteri; er machte darin die von so verschiedenen Orten zusammengetroffenen Musiker auf die Bedeutung dieser ihrer Vereinigung, den Zweck und die Wirkung derselben aufmerksam, und empfahl ihnen als sicheres Geleite für die Heimfahrt die gewiß von jedem gewonnene Überzeugung, daß sie hier mit einer neuen großen Erscheinung auf dem Kunstgebiete in eine innige und fruchtbare Berührung getreten seien.

Die Erregung, welche von diesen Kunstabenden ausging, teilte sich in immer weiteren Kreisen der ganzen Schweiz mit; von fernher trafen Anmeldungen und Aufforderungen zu weiteren Wiederholungen ein: mir wurde versichert, daß ich die drei Aufführungen in der folgenden Woche vollständig wiederholen könnte, ohne befürchten zu müssen den Andrang der Zuhörer sich vermindern zu sehen. Als hierüber diskutiert wurde, und ich sowohl meine Ermüdung bezeugte, als auch den Wunsch zu erkennen gab, dem Außerordentlichen seinen Charakter auch dadurch erhalten zu wissen, daß es nicht erschöpft werde, freute es mich, von meinem bei dieser Gelegenheit sehr tätig sich bewährenden Freunde Hagenbuch eine ebenso intelligente als kräftige Zustimmung zu erhalten. Das Fest ward geendigt, die Gäste in der vorausbestimmten Zeit entlassen.

Ich hatte gehofft unter den letzteren auch Liszt begrüßen

zu können, welcher zuvor im März, durch die Aufführung derselben drei Opern, aus denen ich hier nur Bruchstücke gab, eine „Wagner-Woche“ in Weimar gefeiert hatte. Leider war es ihm nicht möglich gewesen, schon jetzt sich freizumachen, wogegen er mir für Anfang Juli seinen Besuch zusagte. Von meinen deutschen Bekannten waren nur die treuen Frauen Julie Kummer und Emilie Ritter zur rechten Zeit eingetroffen. Da beide sich Anfangs Juni nach Interlaken begeben hatten, und auch ich bald einer Erholung mich sehr bedürftig fühlte, begab ich mich Ende dieses Monates mit meiner Frau zu einem kurzen Vergnügungs-Aufenthalt dahin, welcher jedoch durch anhaltendes Regenwetter uns in traurigster Weise verkümmert wurde. Dagegen trat am 1. Juli, als wir uns verzweiflungsvoll mit unsren Freundinnen gemeinschaftlich zur Heimreise nach Zürich aufmachten, ein jetzt lange Zeit anhaltendes herrliches Sommerwetter ein, welches wir uns alsbald mit freundlichem Enthusiasmus dahin deuteten, daß es der Begleiter Liszts in die Schweiz sei, der nun wirklich, sofort nach unsrer Wiederankunft in Zürich, in bester Laune bei uns eintraf. Nun folgte eine jener schönen Lebenswochen, wo jede Stunde des Tages zu einem ergiebigen Schatz der Erinnerung wurde. Ich hatte bereits in den gleichen sogenannten „vorderen Escher-Häusern“, in welchen ich zuletzt eine übermäßig enge Parterre-Wohnung innegehabt hatte, einen geräumigeren Wohnraum im zweiten Stocke bezogen. Frau Stockar-Escher, die Mitbesitzerin des Hauses, eine mir enthusiastisch ergebene Frau, voll von eigenem künstlerischem Talent (sie war Dilettantin in der Aquarell-Malerei) hatte sich bemüht, die neue Wohnung so stattlich wie möglich neu herzurichten. Meinem eigenen, namentlich seit dem Aufenthalte in der Wasserheilanstalt neu erwachten, und durch Kompression fast leidenschaftlich gesteigerten Hange zu angenehmer häuslicher Einrichtung, gab ich, bei der unerwarteten Verbesserung meiner Lage durch die stets sich mehrenden Bestellungen meiner Opern, ohne Rückhalt nach, und ließ die Wohnung durch Teppiche und sonstiges Mobiliar so hübsch herrichten, daß selbst Liszt, als er in sie eintrat, sich von meiner „kleinen Elégance“, wie er sie nannte, verwunderungsvoll überrascht zeigte. Jetzt genoß ich denn zum ersten Male die Freude, meinen Freund auch als Komponist

näher kennen zu lernen. Neben manchen berühmt gewordenen neueren Klavierstücken von ihm, gingen wir auch mehrere seiner soeben vollendeten symphonischen Dichtungen, vor allem seine Faust-Symphonie, mit großem Eifer durch. Den Eindruck, welchen ich hiervon empfing, hatte ich später Gelegenheit in einem veröffentlichten Schreiben an Marie von Wittgenstein ausführlich zu bezeichnen. Meine Freude über alles, was ich von Liszt erfuhr, war ebenso groß als aufrichtig, vor allem aber auch bedeutungsvoll anregend; ging ich doch selbst damit um, endlich nach so langer Unterbrechung mich wieder der musikalischen Produktion zuzuwenden. Was konnte mir wichtiger und verheißungsvoller sein, als diese so lange ersehnte Berührung mit dem, nun in meisterlicher Übung fortgesetzt begriffenen Freund zu treten, welcher andrerseits so ausschließlich meinen eigenen Arbeiten und der Ausbreitung ihres Verständnisses sich gewidmet hatte. Die, namentlich durch den unvermeidlichen Zudrang von Freunden und Bekannten fast betäubenden Freudentage unterbrachen wir durch einen Ausflug nach dem Vierwaldstätter See, in einziger Begleitung Herweghs, welchem Liszt den schönen Einfall hatte den Brüderschaftstrunk mit ihm und mir aus den drei Quellen des Grütli anzubieten. — Für jetzt schied aber der Freund wieder von uns, nachdem er für den Herbst eine neue Zusammenkunft mit mir verabredet hatte.

Fühlte ich mich nach seinem Fortgange recht verlassen, so sorgte nun aber die Züricher Öffentlichkeit dafür, daß ich bald auf eine von mir noch ganz unerfahrene Weise zerstreut wurde. Endlich nämlich war das kalligraphische Meisterstück eines Ehrendiplomes, welches mir der Züricher Stadtsängerverein dekretiert hatte, fertig geworden; und, mit Hinzuziehung aller mir gewogenen gesellschaftlichen und individuellen Bestandteile des Züricher Publikums, sollte jenes Diplom im Geleite eines solennen Fackelzuges mir überreicht werden. Wirklich nahte an einem schönen Sommerabende unter rauschender Musik eine ansehnliche Schar von Fackelträgern dem Zeltwege, und bot mir einen bisher nie wieder erfahrenen Anblick und Eindruck. Man sang, und von der Straße tönte zu mir herauf die Festrede des Präsidenten des Stadtsängervereins. Wirklich ergriff mich dieser Vorgang so sehr, daß mein unverwüstlicher Sanguinis-

mus schnell sich meiner bemächtigte: in meiner Antwortsrede deutete ich unverhohlen an, daß ich nicht einsähe, warum nicht gerade Zürich doch vielleicht berufen sein sollte, auf biederer bürgerlicher Grundlage, der Erfüllung meiner höchsten Wünsche im Betreff des mir vorschwebenden Kunstideales einen fördernden Vorschub zu leisten. Ich glaube, man bezog dies auf ein besonderes Erblühen der Männer-Gesangvereine, und war mit meinen kühnen Verheißungen erträglich zufrieden. Abgesehen von diesem durch mich herbeigeführten Quid-pro-quo blieb die Stimmung dieses Abends und seiner Folgen auf mein Gemüt eine durchaus wohltätige und heitere.

Immer aber hegte ich noch die, schon früher, nach längeren Unterbrechungen im musikalischen Produzieren erfahrene, eigentümliche Beängstigung und Scheu vor dem Wiederbefassen mit dem Komponieren. Von allem Geleisteten und Erlebten fühlte ich mich auch sehr angegriffen, und der, seit meinem Fortgange von Dresden leider immer mir wiederkehrende Trieb zu einem völligen Bruche mit allem was hinter mir lag, zum Aufsuchen jungfräulich neuer Lebensbedingungen, gewann auch jetzt, von jener Bangigkeit geschwängert, neues beunruhigendes Leben. Ich bildete mir ein, ich müßte, ehe ich mich an eine so ungeheure Arbeit wie die Musik zu meinem Nibelungen-Drama machte, durchaus noch ein letztes Mal versuchen, ob ich nicht in ganz neuer Umgebung eine harmonischere Lebensexistenz gewinnen könnte, als nach so vielen eingegangenen Kompromissen die meinige es jetzt sein könnte. Ich entwarf eine Reise nach Italien, so weit mir als politischem Flüchtling dieses damals offen stand. Die Mittel zur Befriedigung meines Wunsches wurden namentlich durch die Teilnahme meines, seitdem mir stets eifrig ergebenen, Freundes Wesendonck mit Leichtigkeit zu Gebote gestellt. Da ich diese Reise aber vor dem Eintritte der Herbst-Witterung für unrätlich halten mußte, außerdem aber für die Kräftigung meiner Nerven, selbst für den Genuß Italiens, eine vom Arzt mir angeratene besonders geeignete Kur für dienlich halten sollte, beschloß ich zuvörderst erst noch den Besuch des Bades von St. Moritz im Engadin, wohin ich in der zweiten Hälfte des Juli in Begleitung Herweghs mich aufmachte.

Mir ist häufig das Sonderbare widerfahren, daß, was in

den Tagebüchern anderer sehr einfach als ein Besuch, eine kleine Reise notiert wird, bei mir den Charakter des Abenteuerlichen erhielt. So diesmal diese Badereise, auf welcher es uns begegnete, daß wir, durch Überfüllung des Postwagens, in Chur bei einem anhaltenden furchtbaren Regen zurückgehalten wurden. Wir waren genötigt in einem höchst unbequemen Gasthof uns mit Lektüre die Zeit zu vertreiben: ich griff zu dem „West-östlichen Diwan“ Goethes, auf welchen ich durch die Daumersche Bearbeitung des Hafis vorbereitet war. Noch kann ich an viele Goethesche Aussprüche in den Erläuterungen zu diesen Gedichten nicht zurückdenken, ohne zugleich an jenen so peinlich verzögerten Aufenthalt unsrer Reise in das Engadin zurückzudenken. In St. Moritz selbst erging es uns nicht besser; das jetzige bequeme Kurhaus bestand noch nicht, und wir hatten mit dem wildesten Unterkommen vorlieb zu nehmen, was besonders im Hinblick auf Herwegh für mich peinlich wurde, da dieser mit diesem Aufenthalte durchaus keinen Kurzweck, sondern bloß den der Vergnügung verband. Bald doch erheiterten uns schöne Eindrücke, wie sie aus dem nackten, nur von Algen bewachsenen Hochtale durch jähe Abfälle in die italienischen Täler führende Ausflüge uns gewährten. Zu einer ernstlicheren Unternehmung machten wir uns auf, nachdem wir den Schulmeister von Samaden zur Führung auf den Rosegg-Gletscher gewonnen hatten. Bei diesem Vordringen an die Abhänge des einzig großartigen Bernina, welchen wir in seiner Schönheit selbst dem Montblanc durchaus vorziehen mußten, hatten wir es mit Bestimmtheit auf einen exzentrischen Genuß abgesehen; dieser wurde namentlich meinem Freunde durch die großen Anstrengungen verkümmert, mit welchen das Besteigen und weitere Beschreiten des wunderbaren Gletschers verbunden war. Wiederum, und diesmal in gesteigertem Grade, empfing ich den erhabenen Eindruck der Heiligkeit der Öde und der fast gewaltsam beschwichtigenden Ruhe, welche jedes Erstorbensein der Vegetation auf das pulsierende Leben des menschlichen Organismus hervorbringt. Nachdem wir zwei Stunden lang tief in die Gletscher-Straße hineingewandert waren, mußte uns ein mitgebrachtes Mahl, mit in den Eisspalten frappiertem Champagner, für den schwierigen Rückweg stärken. Diesen hatte ich meist doppelt zurückzulegen, indem ich dem zu meiner Über-

raschung überängstlich befundenen Herwegh wiederholt die Auf- und Abschreitungen vormachten mußte, zu welchen er endlich selbst sich zu entschließen hatte. Von dem außerordentlich zehrenden Charakter der Luft in diesen Regionen hatte ich mich an mir selbst zu überzeugen, als wir, eben auf dem Rückwege, in der ersten Sennerei an der dort vorgefundenen herrlichen Milch uns erlabten. Ich verschlang diese in solchen Fluten, daß wir beide darüber in wahrhaftes Erstaunen gerieten, besonders da wir in der Folge gar keine Beschwerden davon empfanden. — Mit dem Gebrauche des als so kräftig bekannten eisenhaltigen Wassers, sowohl für das Trinken als das Baden, ging es mir wie sonst immer bei ähnlichen Versuchen: mein so sehr zur Aufgeregtheit geneigtes Temperament ließ davon mehr Beschwerde als Heilung aufkommen. Meine Lektüre in den Erholungsstunden machten die, nur mit den ersten Jugendeindrücken zuvor mir bekanntgewordenen, „Wahlverwandtschaften“ Goethes aus. Diesmal verschlang ich dieses Buch im eigentlichsten Sinne Wort für Wort; auch ward es Grund zu heftigen Erörterungen zwischen mir und Herwegh, welcher, als vielerfahrener Kenner der Eigentümlichkeiten unsrer großen poetischen Literatur, den Charakter der Charlotte gegen meine Angriffe desselben verteidigen zu müssen glaubte. Ich wurde an meiner Leidenschaftlichkeit hierbei inne, wie seltsam es noch nach meinem zurückgelegten 40. Jahre mit mir stand, und mußte innerlich zugeben, daß Herwegh das Goethesche Gedicht objektiv richtiger beurteilte als ich, der ich mich fortwährend unter einer Seelenhemmung fühlte, gegen welche, wenn er sie je empfunden, Herwegh in dem eigentümlichen Verhältnisse zu seiner resoluten Frau zu großer Ergebung gelangt war. — Da endlich die Zeit zu Ende ging, und ich wohl merkte, daß ich von der Kur nicht viel zu verhoffen hatte, traten wir gegen Mitte des August unsren Rückweg nach Zürich an, wo ich nun ungeduldig auf meine Reise nach Italien mich vorbereitete.

Endlich trat der Monat September ein, von welchem man mir gesagt hatte, daß er für den Besuch Italiens bereits empfehlenswert sei. Mit unerhörten Vorstellungen von dem, was mich erwartete, und was meinem Suchen erfüllungsvoll entgegentreten sollte, begab ich mich jetzt über Genf auf meine Reise.

Wiederum nur unter den seltsamsten Abenteuern gelangte ich, mit Extra-Post, über den Mont Cenis nach Turin. Gänzlich ohne Befriedigung von diesem Aufenthalte, eilte ich nach Tagen sofort nach Genua. Hier schien mir nun allerdings das ersehnte Wunder aufgehen zu wollen. Der herrliche Eindruck dieser Stadt kämpft noch bis heutigen Tages die Sehnsucht nach dem übrigen Italien in mir nieder. Ich fühlte mich einige Tage in wahrhaftem Rausche; wohl war es aber meine große Einsamkeit, mitten unter diesen Eindrücken, welche mir alsbald wieder das Fremdartige dieser Welt, und daß ich in ihr nie heimisch sein würde, zur Empfindung brachte. Unfähig und ohne alle Anleitung dafür, nach regelmäßigem Plane den Genuß eigentlicher Kunstschätze aufzusuchen, gab ich mich mehr nur einem gewissen, musikalisch zu nennenden Gefühle des neuen Elementes hin, und suchte vor allen Dingen den Punkt, der in ihm zum Verweilen und zu ruhigem Genusse mich bestimmen würde. Denn immer ging mein Trieb nur auf den Gewinn eines Asyles hin, welches mir die harmonische Ruhe zu neuem künstlerischem Schaffen gewähren sollte. — Da sich, namentlich infolge des unvorsichtigen Genusses von Gefrorenem, sehr bald die Dysenterie bei mir einstellte, trat in mir plötzlich auf die erste Exaltation eine vollkommen entmutigende Abspannung ein. Ich wollte dem ungeheueren Geräusche des Hafens, an welchem ich wohnte, entfliehen, um die äußerste Stille aufzusuchen, und glaubte mich durch einen Ausflug nach Spezzia retten zu müssen, wohin ich nach acht Tagen mit dem Dampfschiff abging. Auch diese, nur eine Nacht dauernde Fahrt wurde mir durch heftigen konträren Wind sogleich wieder zu einem peinlichen Abenteuer gestaltet. Meine Dysenterie vermehrte sich durch Seekrankheit, und im allererschöpftesten Zustande, kaum mich fortzuschleppen fähig, suchte ich in Spezzia den besten Gasthof auf, welcher zu meinem Schrecken in einer engen, geräuschvollen Gasse lag. Nach einer in Fieber und Schlaflosigkeit verbrachten Nacht zwang ich mich des andren Tages zu weiteren Fußwanderungen durch die hügelige, von Pinienwäldern bedeckte Umgegend. Alles erschien mir nackt und öde, und ich begriff nicht, was ich hier sollte. Am Nachmittage heimkehrend, streckte ich mich todmüde auf ein hartes Ruhebett aus, um die langersehnte Stunde des Schlafes zu

erwarten. Sie erschien nicht; dafür versank ich in eine Art von somnambulem Zustand, in welchem ich plötzlich die Empfindung, als ob ich in ein stark fließendes Wasser versänke, erhielt. Das Rauschen desselben stellte sich mir bald im musikalischen Klange des Es-Dur-Akkordes dar, welcher unaufhaltsam in figurierter Brechung dahin wogte; diese Brechungen zeigten sich als melodische Figurationen von zunehmender Bewegung, nie aber veränderte sich der reine Dreiklang von Es-Dur, welcher durch seine Andauer dem Elemente, darin ich versank, eine unendliche Bedeutung geben zu wollen schien. Mit der Empfindung, als ob die Wogen jetzt hoch über mich dahinbrausten, erwachte ich in jähem Schreck aus meinem Halbschlaf. Sogleich erkannte ich, daß das Orchester-Vorspiel zum „Rheingold“, wie ich es in mir herumtrug, doch aber nicht genau hatte finden können, mir aufgegangen war; und schnell begriff ich auch, welche Bewandtnis es durchaus mit mir habe: nicht von außen, sondern nur von innen sollte der Lebensstrom mir zufließen.

Sogleich beschloß ich nach Zürich zurückzukehren, und die Komposition meines großen Gedichtes zu beginnen. Ich telegraphierte an meine Frau, um ihr dies anzuzeigen, und mein Arbeitszimmer bereithalten zu lassen. Noch am gleichen Abende stieg ich in die Diligence, welche die Riviera di Levante hinab, nach Genua führte. Noch hatte ich auf dieser, den ganzen andren Tag fortgesetzten Reise Veranlassung, schöne Eindrücke von dem Lande zu gewinnen; namentlich war es die Farbe aller sich darbietenden Phänomene, welche mich entzückend anregte: das rote Steingebirge, die Bläue des Himmels und des Meeres, das lichthelle Grün der Pinien, selbst die blendende Weiße eines Zuges von Stieren, wirkten so drastisch auf mich, daß ich mit Seufzen mir sagte, wie traurig es doch sei, daß ich dies alles nicht zur Veredelung meiner sinnlichen Natur genießen können sollte. In Genua fühlte ich mich wieder so angenehm angeregt, daß ich plötzlich glaubte zuvor nur einer törigen Schwäche nachgegeben zu haben, mein ursprüngliches Vorhaben auszuführen beschloß, und bereits wegen einer Reise-Gelegenheit der mir so sehr gerühmten Riviera di Ponente entlang nach Nizza in Unterhandlung trat. Kaum hatte ich diese ursprünglichen Vorsätze wieder aufgenommen, als ich aber auch inne ward, daß, was mich zuletzt erfrischt

und heilsam belebt hatte, nicht die Wiederkehr meiner Freude an Italien, sondern der Entschluß zur Aufnahme meiner Arbeit gewesen war. Denn sobald ich diesen zu ändern Willen zeigte, trat auch sofort der alte Zustand in allen Symptomen der Dysenterie wieder ein. Nun verstand ich mich, sagte die Reise nach Nizza ab, und kehrte unaufhaltsam auf dem nächsten Wege über Alessandria und Novara, den jetzt ganz gleichgültig vor mir liegen gelassenen Borromeischen Inseln vorbei, über den Gotthard nach Zürich zurück.

Hier angekommen, hätte nur eines mir Befriedigung gewähren können: wenn ich sofort meine große Arbeit beginnen durfte. Jedoch sah ich für das nächste noch eine bedeutende Unterbrechung voraus, nämlich das mit Liszt verabredete Rendezvous in Basel, welches Anfangs Oktober stattfinden sollte. So ließ ich, unruhig und übellaunig, die Zeit unter Besuchen meiner Frau in Baden am Stein verstreichen, wohin diese für meine vermutete längere Abwesenheit sich zur Kur begeben hatte. Da ich zu jedem Versuche dieser Art, wenn er mit Zuversichtlichkeit mir eingeredet wurde, leicht bereit war, ließ ich mich auch zum mehrmaligen Gebrauche der dortigen heißen Bäder verleiten, was meine Aufgeregtheit in bedenklichem Grade vermehrte. — Endlich kam die Zeit der Baseler Zusammenkunft. Liszt hatte, vom Großherzoge von Baden dazu eingeladen, in Karlsruhe ein Musikfest veranstaltet und geleitet, welches der Tendenz, unsere eigenen Kompositionen in achtunggebietender Weise zu Gehör zu bringen, gewidmet war. Ich selbst durfte das Gebiet des Deutschen Bundes noch nicht betreten; somit hatte Liszt Basel als nächsten Punkt an der Badenschen Grenze erwählt, um dort mir einige jüngere Freunde, welche um ihn in Karlsruhe versammelt gewesen, zur Begrüßung zuzuführen. Ich war zuerst am Ort, und saß des Abends allein im Speise-Saale des Gasthofs „Zu den drei Königen", als ich im Vestibül von einem nicht zahlreichen, aber kräftigen Männerchore die Trompetenfanfare des Königsrufes aus „Lohengrin" gesungen hörte. Die Türe öffnete sich, und Liszt als Chef führte die liebenswürdige und heiter erregte Bande mir zu. Zum ersten Male seit seinem abenteuerlichen Winter-Aufenthalte in Zürich und St. Gallen sah ich Bülow wieder, mit ihm Joachim, Peter Corne-

lius, Richard Pohl und Dionys Pruckner. Für den andren Tag meldete mir Liszt die Nachkunft seiner Freundin Caroline von Wittgenstein, mit ihrer jungen Tochter Marie, an. Es konnte nicht fehlen, daß die ungemein freudige Stimmung dieser Begegnung, welche, bei aller Gemütlichkeit die eigentümlichen Züge einer großherzigen Ungewöhnlichkeit, wie alles was von Liszt ausging, an sich hatte, an diesem Abende sich bis in exzentrische Fröhlichkeit steigerte. Mitten in der Ausgelassenheit vermißte ich Pohl, der mir als tüchtiger Streiter für unsre Sache durch seine mit „Hoplit" unterzeichneten Aufsätze bereits sehr wohl bekannt geworden war; ich stahl mich fort und suchte ihn in seiner abgelegenen Kammer auf, wo er, an heftigen Kopfschmerzen leidend, sich bereits zu Bette gelegt hatte. Mein herzliches Bedauern hierüber machte eine so bedeutende Wirkung auf ihn, daß er behauptete plötzlich sich ganz wohl zu fühlen, aus dem Bette sprang, sich von mir bei der Beschleunigung des Ankleidens helfen ließ, und nun mir wieder zur Gesellschaft herabfolgte, wo wir bis lang in die Nacht uns gemeinschaftlich auf das heiterste unterhielten.

Das Fest war nun andren Tages vollständig als die erwarteten Frauen eintrafen, welche jetzt für einige Tage den Mittelpunkt unsrer Vereinigung bildeten. Der ungemeinen Lebhaftigkeit und anregenden Hingebung der Fürstin Caroline an alles was uns einnahm, war, wie alle, welche um jene Zeit in die Nähe dieser Frau geführt wurden, kennen gelernt haben werden, unmöglich zu widerstehen. Mit gleichem Interesse für die höchsten Fragen, welche uns bewegten, wie für die zufälligsten Einzelnheiten unsres persönlichen Verkehres mit der Welt, schmeichelte sie einen jeden in eine gewisse Ekstase hinein, in welcher er das Beste, dessen er fähig war, von sich zu geben sich genötigt fühlte. Mit einem gewissen schwärmerischen Ausdrucke wirkte dagegen die kaum fünfzehnjährige Tochter der Fürstin, welche in Tracht und Haltung ganz als das zur Jungfrau eben erst erblühende Mädchen erschien, und sich von mir auch den Ehrentitel „Das Kind" erwarb. Wenn die Diskussion, oder auch der reine freudige Erguß, dann und wann bis zum Brausen sich erhob, bewahrte ihr schwärmerisch dunkles Auge eine schöne, tief verständige Ruhe, und unwillkürlich fühlten wir

dann, daß sie den unschuldigen Verstand der uns aufregenden Angelegenheiten darstellte. Gern ließ ich mich, der ich überhaupt damals von der Schwäche des Vorlesens meiner Dichtungen beherrscht wurde (worüber, beiläufig gesagt, Herwegh sich schon geärgert hatte), zum Vortrage meiner Nibelungen-Dramen bestimmen, und wählte, da die Zeit der Trennung bevorstand, einzig den „Siegfried" dazu. Da Liszt zum Besuche seiner Kinder jetzt nach Paris aufbrechen mußte, begleiteten wir ihn alle nach Straßburg: ich hatte beschlossen, Liszt nach Paris zu folgen, wogegen die Fürstin mit ihrer Tochter von Straßburg aus nach Weimar zurückzugehen sich genötigt glaubte. Auch in den wenigen freien Stunden dieses kurzen Aufenthaltes sollte ich den Frauen noch etwas vorlesen, wofür aber keine rechte Ruhe eintrat. Am Morgen der beabsichtigten Trennung kam dagegen Liszt an mein Bett, um mich davon zu benachrichtigen, daß sich die Damen entschlossen hätten, mit uns nach Paris zu gehen; er behauptete lächelnd: Marie habe ihre Mutter dazu gebracht, weil sie noch die andren Nibelungen-Stücke vorlesen hören wollte. Mir gefiel dieses generös Abenteuerliche des ganzen Zuges der Ausdehnung unsrer Reise-Entschließungen sehr. Leider mußten wir uns jetzt von den jüngeren Genossen trennen; über Joachim, der stets in bescheidener, fast weicher Zurückhaltung geblieben war, sagte mir Bülow zur Erklärung, daß er in einer gewissen wehmütigen Schüchternheit gegen mich befangen sei, und zwar wegen meiner, in jenem famosen Artikel über das „Judentum" ausgesprochenen Meinungen. Bei der Vorlegung einer seiner Kompositionen habe er ihn mit einer gewissen freundlichen Ängstlichkeit gefragt, ob ich dieser Arbeit wohl etwas Jüdisches anmerken können würde. Dieser rührende, ja ergreifende Zug regte mich zu einem besonders teilnahmvollen Abschiedswort und einer herzlichen Umarmung Joachims an. Ich habe ihn seitdem nie wieder gesehen[1]), sondern über seine nicht lange hiernach angenommene und andauernde feindselige Haltung gegen Liszt und mich nur das Allerwunderlichste erfahren müssen. Allen den nach Deutschland heimkehrenden jungen Genossen begegnete noch unterwegs

---

[1]) Dies ist im Jahre 1869 aufgezeichnet.

in Baden das lustige Unglück, als Ruhestörer mit der Polizei in Konflikt zu geraten: sie waren nämlich auch dort auf öffentlicher Straße mit der schmetternden Lohengrin-Fanfare eingezogen, über deren Bedeutung die Bevölkerung nur mit Mühe aufgeklärt werden konnte.

Reich an bedeutenden Eindrücken fast schwärmerisch erregter Freundschaft war unsere andrerseits gemeinschaftlich ausgeführte Reise nach Paris, sowie auch noch unser dortiger Aufenthalt. Nachdem wir in später Nacht mit großer Mühe die Frauen im „Hôtel des Princes" untergebracht hatten, verlangte es Liszt, mit mir noch einen Gang über die jetzt ganz menschenleeren Boulevards zu machen. Ich vermute, daß unsere Empfindungen hierbei so verschiedenartig waren, wie unsere Erinnerungen. Als ich am andren Vormittage zu den Freunden ins Zimmer trat, teilte mir Liszt mit seinem eigentümlichen freundlichen Lächeln mit, daß Prinzessin Marie sich schon in große Aufregung gesetzt hatte, um sich einer neuen Vorlesung von mir zu versichern. Bereits lag mir allerdings sehr wenig an Paris; Fürstin Caroline glaubte ihrerseits sich genötigt, dafür zu sorgen, daß sie hier wenig bemerkt werde; Liszt war durch persönliche Besorgungen abgerufen: somit kam es zu dem Wunderlichen, daß wir, ehe noch ein Fuß auf die Straße von Paris gesetzt war, den ersten Morgen daselbst nur zu einer Fortsetzung der in Basel begonnenen Vorlesungen verwendeten. Überhaupt ward auch an den folgenden Tagen nicht eher nachgelassen, als bis ich mit allen Teilen meines „Ring des Nibelungen" zu Ende war. — Endlich trat Paris aber auch in seine Rechte, und als die Frauen sich nun nach den Museen aufmachten, war ich es, der, von unaufhörlichen nervösen Kopfschmerzen geplagt, sich auf seinem Zimmer einsam zurückhielt. Doch vermochten Liszts Aufforderungen auch mich zu mancher Teilnahme an den gemeinschaftlichen Unternehmungen. Sogleich an einem der ersten Tage hatte er eine Loge für eine Aufführung des „Robert le diable" gemietet, da er meinte den Damen auf eine vorteilhafte Weise dieses berühmte Theater der Großen Oper bekannt machen zu müssen. Ich glaubte daß die elende Stimmung, welche mich hierbei befiel, von den Freunden nicht gänzlich ungeteilt blieb; doch hatte Liszt hierbei noch andre Dinge vor: ich war von

ihm ersucht im schwarzen Frack zu erscheinen, und er bemerkte die Gewährung seiner Bitte mit Befriedigung, als er mich in einem Zwischenakte zu einer Promenade im Foyer einlud. Mir ward klar, daß ihn gewisse jugendliche Erinnerungen an hier vorgekommene ungemein belebte Abende unwillkürlich über den Charakter dieses „Foyers“ an einem so traurigen Opernabende, wie wir ihn heute zu verleben hatten, irreführten, und wir schlichen, ohne zu wissen warum wir diese langweilige Promenade ausgeführt hatten, ziemlich ermüdet zu unserer Gesellschaft zurück.

Ganz außerordentlich anregend, ja den frühesten Eindrücken, welche ich einst in Paris von der neunten Symphonie Beethovens durch die Ausführung des Conservatoire-Orchesters gewonnen hatte, fast gleich, war eine Produktion der Quartett-Gesellschaft Morin-Chevillard, welche meinen Freund und mich zu einer Aufführung des Es-Dur und Cis-Moll-Quartetts von Beethoven eingeladen hatte. Ich lernte hier wieder zu meiner freudigsten Überraschung die ungemeinen Vorzüge des geistvoll angewandten Fleißes kennen, mit welchem die Franzosen dieser, in Deutschland noch so roh behandelten, Schätze der Musik sich zu bemächtigen verstehen. Namentlich das Cis-Moll-Quartett muß ich bekennen erst hier innig genau vernommen zu haben, da seine Melodie erst jetzt mir deutlich erschlossen wurde. Hätte ich keine Erinnerung als diese an meinen damaligen Aufenthalt in Paris, so würde ich ihn als bedeutungsvoll unvergeßlich für mich bezeichnen müssen.

Doch sind mir noch andre Angedenken verblieben, welche nicht minder bedeutungsvoll für mich fortgelebt haben. Eines Tages lud mich Liszt zu einem Familienabend bei seinen Kindern ein, welche unter der Obhut einer Erzieherin zurückgezogen in Paris lebten. Es war mir sehr neu, meinen Freund unter den bereits hoch aufwachsenden Mädchen, und im Verkehre mit einem soeben vom Knaben zum Jüngling reifenden Sohne zu beobachten. Er selbst schien verwundert über seine väterliche Lage, von welcher er längere Jahre nur die Sorge, nicht aber die lohnende Empfindung erfahren hatte. Auch hier kam es wieder zum Vorlesen, nämlich des letzten Aktes der „Götterdämmerung“, somit des ersehnten Schlusses des Ganzen. Berlioz, welcher während dem anlangte, betrug sich

dem Mißgeschicke dieser Vorlesung gegenüber mit recht freundlichem Anstande. Bei ihm brachten wir einen andren Morgen zu, als er uns mit einem Frühstück zum Abschiede bewirtete; denn er selbst hatte bereits seine Musikalien gepackt, um sich auf eine Konzertreise nach Deutschland aufzumachen. Hier spielte mir Liszt aus dessen „Benvenuto Cellini“ vor, und Berlioz sang dazu auf seine eigene trockene Weise. Hier traf ich auch, ohne längere Zeit über zu wissen wer er sei, den in Paris so berühmten Feuilletonisten Jules Janin, welcher sich mir für jetzt nur durch seine nachlässige, das Französisch mir gänzlich unverständlich lassende, Pariser Sprache bemerklich machte. — Auch ein Diner mit Soiree im Hause des berühmten Pianofortefabrikanten Erard sorgte für unsre Unterhaltung. Hier, wie bei einem andren von Liszt selbst gegebenen Diner im Palais Royal, traf ich wieder mit dessen Kindern zusammen, von denen namentlich das jüngste, der Sohn Daniel, durch seine große Lebhaftigkeit und die Ähnlichkeit mit seinem Vater, einen rührenden Eindruck auf mich machte, während ich von seinen Töchtern nur die anhaltende Schüchternheit zu bemerken hatte. Auch eines Abends bei Mme. Kalergis, dieser sehr ungewöhnlichen Frau, welche ich hier zum ersten Male seit jener frühesten Aufführung des „Tannhäusers“ in Dresden wieder sah, habe ich mich zu erinnern. Als über Tisch von ihr im Betreff Louis Napoléons eine Frage an mich gerichtet wurde, vergaß ich mich in meiner, mit einer gewissen Bitterkeit gemischten Überspannung so weit, alles gewöhnliche Gespräch dadurch abzuschneiden, daß ich mein Befremden darüber erklärte, wie man von einem Menschen, den doch unmöglich eine Frau wahrhaft lieben könnte, etwas Großes für die Welt erwarten möchte. Als Liszt nach Tische mancherlei spielte, bemerkte die junge Marie Wittgenstein meine besonders traurig erscheinende Zurückhaltung, welche teils von meinen Kopfschmerzen herrühren, teils auch das Gefühl meiner innigen Entfremdung solchen Kreisen gegenüber, wie sie mich jetzt umgaben, ausdrücken mochte. Es rührte mich, ihr Teilnahme an meinem Zustande, und die Nötigung mich sympathisch zu zerstreuen, abgewonnen zu haben.

Nach dem Ablaufe von acht, für mich äußerst anstrengenden

Tagen, verließen meine Freunde Paris. Da ich nun einmal von dem Beginne meiner Arbeit so weit abgehalten worden war, beschloß ich auch Paris nicht eher wieder zu verlassen, als bis ich mich wieder in einen, für jenen großen Zweck dienlichen, ruhigeren Zustand gebracht hätte. Ich hatte meine Frau, welcher ich noch einmal den Augenschein dieses selben Paris, in welchem wir einst so viel Peinliches erlebt hatten, gönnte, aufgefordert, von Zürich aus zur Heimreise mich abzuholen. Nach ihrer Ankunft stellten sich Kietz und Anders mit Regelmäßigkeit zum Diner bei uns ein; auch ein junger Pole, der Sohn meines, in alten Zeiten enthusiastisch von mir verehrten Freundes, des Grafen Vinzenz Tyszkiewicz, fand sich zu uns. Dieser sehr junge Mann, erst nach der Zeit meiner Bekanntschaft mit seinem Vater geboren, hatte sich, wie es gegenwärtig von so vielen geschieht, begeistert der Musik zugewendet. Er hatte bereits in Paris ein sonderbares Aufsehen dadurch erregt, daß er eine von ihm besuchte Aufführung des „Freischütz" in der Großen Oper, der hierbei vorkommenden starken Auslassungen und Änderungen wegen, für einen an dem eingeweihten Zuhörer begangenen Raub erklärt, und der Administration jenes Theaters einen Prozeß wegen seines bereuten Eintrittsgeldes zur Vorstellung auf den Hals gezogen hatte. Auch wollte er ein Journal gründen, in welchem er die Nachlässigkeit des ganzen offiziellen Musiktreibens in Paris prinzipiell als eine Schmach für den Geschmack des Publikums einleuchtend machen wollte. — Ein junger Fürst, Eugen von Wittgenstein-Sayn, war aus dem Lisztschen Kreise übrig geblieben, welchem ich öfter zu einem Medaillon sitzen mußte, das er, als geschickter Dilettant, von mir anfertigte, und unter Kietz' Beirat in nicht mißlungener Weise ausführte. — Wichtig war mir auch eine Beratung mit einem jungen Arzte, Lindemann, Kietz' Freund, welcher von der Wassertheorie ab mich für die Gifttheorie einzunehmen suchte. Er war zu einiger Beachtung von seiten der Pariser Notabilitäten dadurch gelangt, daß er in einem Spital vor Zeugen sich verschiedenartige Gifte eingeimpft und deren Wirkung auf den Organismus sehr genau und eingehend an sich selbst nachgewiesen hatte. Von meinem Nervenzustande behauptete er, daß ihm sofort und gründlich beizukommen sein

würde, sobald man durch genaue Experimente zur Bekanntschaft mit derjenigen metallischen Substanz gelangte, welche spezifisch der Strömung meiner Nerven zu gebieten hätte. Er empfahl mir bei akutem Leiden mit größter Gewissensruhe den Gebrauch von Laudanum. Im übrigen schien er die „Valeriana“ für das zusagendste Medikament zu halten.

Sehr ermüdet und ruhlos, und schließlich auf das äußerste und ärgerlichste aufgeregt, verließ ich gegen Ende Oktober mit Minna Paris, ohne zu begreifen, zu welchem Zwecke ich schließlich dort so viel Geld ausgegeben hatte. Entschädigung durch die Propaganda meiner Opern in Deutschland verhoffend, zog ich in zunehmender Gelassenheit endlich in meine Züricher Wohnung wieder ein, mit dem Vorsatze, nicht eher sie wieder zu verlassen, als bis mindestens einige Teile meiner Nibelungen-Dramen musikalisch ausgeführt wären. Sogleich im Beginn des November machte ich mich denn auch an die lange zurückgehaltene Arbeit. Seit Ende des März 1848 waren es nun fünf Jahre und ein halbes, in welchen ich wirklich von jeder musikalischen Produktion mich ferngehalten hatte, und da es mir nun wirklich bald glückte, in die rechte Stimmung hierfür zu geraten, darf ich diesen Wiederbeginn meiner musikalischen Arbeit wohl als den Eintritt einer völligen Wiedergeburt nach einer stattgehabten Seelenwanderung bezeichnen. — Was die Technik meiner Arbeit betraf, geriet ich sofort in Verlegenheit, jenes im Halbtraume zu Spezzia konzipierte Orchestervorspiel in meiner gewohnten Art der Skizzierung auf zwei Linien aufzuzeichnen. Ich mußte sofort zum vollständigen Partitur-Formular greifen; dadurch wurde ich zu einer neuen Art meines Skizzierens überhaupt verleitet, wonach ich nur die allerflüchtigsten Bleistifts-Umrisse für die sofortige Verarbeitung in der vollständigen Partitur entwarf. Dies zog mir für später bedenkliche Schwierigkeiten zu, da die mindeste Unterbrechung meiner Arbeit mich der Bedeutung meiner flüchtigen Skizzen oft vergessen machte, und ich diese dann mühsam mir wieder zurückrufen mußte. Doch ließ ich diese Schwierigkeit für das „Rheingold“ noch nicht aufkommen; bereits am 16.[1]) Januar 1854 war die ganze Komposition entworfen, und

[1]) [Richtig: 14. Januar.]

somit in seinen wichtigsten thematischen Beziehungen der Plan zu dem ganzen musikalischen Gebäude des vielteiligen Werkes entworfen. Denn eben hier, in dem großen Vorspiel, waren diese thematischen Grundsteine für das Ganze zu legen gewesen.

Wirklich entsinne ich mich einer großen und vorteilhaften Veränderung meines Gesundheitszustandes während dieser Arbeit, so daß ich aus jener Zeit nur sehr geringe Eindrücke aus meiner Lebensumgebung übrig behalten habe. In den ersten Monaten des neuen Jahres dirigierte ich auch diesmal wieder in einigen Orchester-Konzerten. Einem Wunsche meines Freundes Sulzer zuliebe führte ich dabei auch die Ouvertüre zu „Iphigenia in Aulis" von Gluck auf, nachdem ich sie zuvor mit einem neuen Schlusse von mir versehen hatte. Die Nötigung zu dieser kleinen Arbeit, welche ich dem Mozartschen Schlusse gegenüber empfand, veranlaßte mich auch zu einer Abhandlung des hier angeregten künstlerischen Problems für die Brendelsche Musikzeitung. — Dies alles störte mich jedoch nicht in der Ausarbeitung der Partitur des „Rheingoldes", welches ich zunächst mit Bleistift auf einzelne Blätter schnell aufzeichnete. Am 28. Mai war auch die Instrumentierung des „Rheingoldes" vollendet.

In meinem häuslichen Umgang hatte sich um jene Zeit wenig verändert; was sich in den letzten Jahren in dieser Beziehung gebildet hatte, lebte in freundlicher Gestaltung eben ruhig fort. Nur trat jetzt wieder einige Beklemmung in meine ökonomische Lage, da ich im vorangehenden Jahre, namentlich im Betreff meiner häuslichen Einrichtung, sowie meines Lebenszuschnittes überhaupt, mich wohl zu sehr auf die Fortdauer und Steigerung der Einnahmen von den Theatern für meine Opern verlassen hatte. Von diesen Theatern blieben leider die größeren und einträglichsten immer noch im Rückstand. Namentlich in diesem Jahre mußte ich es mit Pein empfinden, daß ich mit Berlin und Wien immer noch zu keiner Annäherung gelangen konnte. Dies bereitete mir verschiedene Sorgen, welche mich einen großen Teil des Jahres über belästigten. Gegen die hieraus hervorgehende Stimmung suchte ich bei neuer Arbeit Schutz, und, statt der Reinschrift der Partitur des „Rheingoldes", beschäftigte ich mich alsbald bereits mit dem Beginn der Komposition der „Walküre". Mit Ende Juli gedieh

die erste Szene zum Abschluß bis ich mich durch einen Ausflug in die südliche Schweiz darin unterbrechen mußte.

Von der Eidgenössischen Musikgesellschaft war ich zu der Direktion ihres diesjährigen Musikfestes in Sion eingeladen. Diese hatte ich abgelehnt, jedoch versprochen mich einzufinden, um, sobald die Mittel dazu mir genügend erscheinen würden, an einem der Festtage die A-Dur-Symphonie von Beethoven zu dirigieren. Ich verknüpfte hiermit den Vorsatz, in Montreaux am Genfer See Karl Ritter zu besuchen, welcher dort mit der vor kurzem ihm angetrauten jungen Frau sich niedergelassen hatte. Hier hielt ich mich ungefähr acht Tage auf, lernte die Eigentümlichkeit der jungen Ehe, welche mir nicht die Anzeigen eines dauernden Glückes zu enthalten schien, mit einiger Bangigkeit kennen, und reiste dann mit Karl zu dem erwarteten Musikfest in das Wallis hinein. Unterwegs, in Martigny, schloß sich uns ein sonderbarer junger Mensch an, welcher mir schon im vergangenen Jahre, bei Gelegenheit meiner großen Züricher Aufführungen, als jugendlicher Enthusiast und Musiker vorgestellt worden war. Es war dieses Robert von Hornstein: der sehr drollige Mensch war mir, vor allem aber meinem jüngeren Freunde Ritter, als weiterer Genosse der erwarteten Abenteuer willkommen; denn wirklich hatte ihn der Ruf, ich würde das eidgenössische Musikfest dirigieren, aus Schwaben nach dem Kanton Wallis gezogen. Leider traf ich am Sitze des diesjährigen Festes so gegen alles Erwarten unzureichende und kleinliche Vorbereitungen für eine künstlerische Unternehmung an, daß ich, nachdem ich von dem Klange des ungemein dürftigen Orchesters in einer kleinen Kirche, welche zugleich den Konzertsaal abgab einen gänzlich abschreckenden Eindruck erhalten hatte, empört über den Leichtsinn, mich bei einer solchen Gelegenheit herbeigezogen zu haben, einfach durch ein paar Zeilen an den eigentlichen Festdirigenten, Musikdirektor Methfessel aus Bern, ohne weitere Zeremonien mich verabschiedete, und meine schnelle Abreise mit dem gerade abgehenden Postwagen sogar meinen beiden jungen Freunden verheimlichte. Zu diesem letzteren hatte ich noch meine besonderen Gründe, welche ich, da sie Stoff zu einer psychologischen Studie gaben, in meiner Erinnerung erhalten habe. Als ich

nämlich, in großer Verstimmung über den empfangenen unkünstlerischen Eindruck, zu dem Mittagessen mich im Gasthofe einfand, erregte ich, eben durch meinen Unmut, fortwährend ein bis zur Unverschämtheit sich steigerndes knabenhaftes Gelächter dieser beiden. Ich mußte vermuten, daß dies die Fortsetzung einer heiteren Laune sei, in welche sie durch eine vorangehende Unterhaltung über mich geraten waren. Da keine meiner Ermahnungen, ja selbst nicht meine Erzürnung sie zu einem schicklicheren Benehmen bringen konnte, verließ ich in wahrer Betroffenheit den Speisesaal, besorgte meine Abreise, und wußte diese jenen so vollständig zu verbergen, daß sie erst nachher davon erfuhren. Ich ging auf einige Tage nach Genf und Lausanne, wollte mich dann aber noch der jungen Frau Ritter, welche in Montreux zurückgeblieben war, auf der Heimreise empfehlen; da traf ich denn die beiden jungen Leute wieder an: sie hatten, in betroffener Ernüchterung durch meine Abreise, ebenfalls das unglückliche Musikfest verlassen, und um etwas von mir zu erfahren sich hier eingefunden. Ich erwähnte mit keinem Wort ihres ungezogenen Benehmens; da mich Karl sehr herzlich bat noch kurze Zeit bei ihm zu verweilen, und mich in Wahrheit eine dichterische Arbeit, welche er vor kurzem beendigt hatte, sehr interessierte, gab ich nach. Dies war ein Lustspiel, Alkibiades, welches mit auffallender Freiheit und Feinheit der Form konzipiert und ausgeführt war. Schon in Albisbrunn hatte Karl von dem Plane dieses Stückes gesprochen, mir auch einen zierlichen Dolch gezeigt, auf dessen Klinge die Silben „Alki“ eingebrannt waren. Er erklärte mir, daß sein in Stuttgart hinterlassener Freund, jener junge Schauspieler, einen gleichen Dolch besitze, auf dessen Klinge die Silben „Biades“ stünden. Es schien nun, daß Karl, auch ohne die symbolische Hilfe von solchen Dolchen, zuletzt wieder in dem jungen Tölpel Hornstein eine ähnliche Ergänzung zu seinem alkibiadischen Wesen gefunden hatte, und sehr vermutlich hatten die beiden in Sion eine „alkibiadische“ Szene gegenüber „Sokrates“ aufzuführen geglaubt. Glücklicherweise zeigte mir sein Lustspiel, daß sein künstlerisches Talent seine Anlagen für das Leben vorteilhaft überbot. Ich bedaure noch heute, die allerdings sehr schwierige Aufgabe der Darstellung dieses Stückes nicht gelöst

zu wissen. Auch Hornstein benahm sich jetzt mit empfehlender Nüchternheit; ich begleitete ihn auf der Heimreise, als er sich von Vevey aus nach Lausanne wandte, eine Strecke des Weges zu Fuß, wo er sich mit seinem Ränzel an der Seite ganz drollig und rührend ausnahm.

Über Bern und Luzern reiste ich nun auf dem nächsten Wege nach Seelisberg am Vierwaldstätter See, wohin bereits zuvor meine Frau, zum Antritt einer Molkenkur, gegangen war. Die schon früher von mir wahrgenommenen Anzeichen einer Herzkrankheit hatten sich nämlich bei ihr vermehrt, und dieser gesundheitsstärkende Aufenthalt war ihr empfohlen worden. Geduldig überstand ich einige Wochen lang die Leiden eines Schweizer Pensionslebens, leider aber zur Beunruhigung meiner Frau, welche sich mit den Gewohnheiten desselben im behaglichsten Sinne vertraut gemacht hatte, und mich nun als störend betrachten mußte; doch half auch mir die schöne Luft und ein täglicher weiterer Ausflug auf den Gebirgspfaden. Ich wählte mir sogar in Gedanken die ziemlich wilde Stelle aus, auf welcher ich mir ein einfaches Holzhäuschen aufführen zu lassen wünschte, um dort einmal in Ruhe arbeiten zu können. — Ende Juli gingen wir gemeinschaftlich nach Zürich zurück, wo ich mich alsbald wieder zu der Komposition der „Walküre“ wandte, von welcher ich den ersten Akt noch im Monat August aufzeichnete. Da ich um diese Zeit von den erwähnten Sorgen stark bedrückt war, andrerseits häusliche Ungestörtheit für meine Arbeit mir sehr ersehnt war, stimmte ich gern zu dem Wunsche meiner Frau, ihre Verwandten und Bekannten in Dresden und Zwickau besuchen zu dürfen. Anfang September verließ sie mich demnach für einige Zeit, und berichtete mir bald auch von ihrem Besuch in Weimar, wo sie von der Fürstin Wittgenstein auf der Altenburg freundlich bewirtet worden war. Dort hatte sie auch Röckels Frau, für welche dessen Bruder aufopfernd sorgte, wiedergesehen. Es war ein ihr eigentümlicher energischer Zug, daß sie sich entschloß, von da aus die Strafanstalt in Waldheim aufzusuchen, um Röckel, dem sie persönlich so im höchsten Grade ungeneigt war, zu sehen; damit sie seiner Frau Nachricht über sein Befinden geben könnte. Über diesen geglückten Versuch berichtete sie mir selbst in sonderbarer, fast höhnischer Weise, daß Röckel

ganz glatt und munter ausgesehen habe, und sich gar nicht so übel zu befinden scheine.

Währenddem versteckte ich mich tief in meine Arbeit, beendigte am 26. September die zierliche Reinschrift der Partitur des „Rheingoldes“, und lernte jetzt in der friedlichen Stille meines Hauses ein Buch kennen, dessen Studium von großer Bedeutung für mich ward. Es war dies Arthur Schopenhauers: „Die Welt als Wille und Vorstellung“.

Herwegh nannte mir dieses Buch, von welchem er vor allem das Interessante mitzuteilen hatte, daß es neuerdings auf sonderbaren Umwegen gewissermaßen erst entdeckt worden sei, nachdem es bereits vor über dreißig Jahren erschienen war. Die diesen Umstand erläuternde Schrift eines Herrn Frauenstädt hatte auch ihn erst auf das Werk hingewiesen. Ich fühlte mich sofort von dem Werke bedeutungsvoll angezogen, und widmete mich alsbald dem Studium desselben. Zu wiederholten Malen hatte mir ein inneres Bedürfnis das Verlangen eingegeben, die eigentliche Bedeutung der Philosophie mir verständlich zu machen. Schon in meiner frühesten Zeit war durch einige Gespräche mit Lehrs in Paris dieser Trieb in mir angeregt worden, welchem ich bisher durch meine Versuche, bei den Leipziger Professoren, dann aus einem Schellingschen, später aus einem Hegelschen Buche, Befriedigung zu verschaffen getrachtet hatte, bis, da diese Versuche mich alsbald abschreckten, einige Feuerbachsche Schriften mir den Grund hiervon anzugeben geschienen hatten. Nun fesselte mich sofort, außer dem Interesse für das sonderbare Schicksal dieses Buches, die große Klarheit und männliche Präzision, welche ich vom ersten Beginne bei der in ihm enthaltenen Erörterung der schwierigsten metaphysischen Probleme antraf. Allerdings hatte mich schon das Urteil eines englischen Kritikers bestochen, welcher mit großer Ehrlichkeit bekannte, sein dunkler, aber unüberzeugter Respekt vor der deutschen Philosophie sei bisher aus der gänzlichen Unfaßlichkeit derselben, wie sie zuletzt von Hegel vorgetragen sei, entstanden, wogegen es ihm nun, beim Studium Schopenhauers, schnell aufgegangen sei, daß nicht seine geringe Kapazität, sondern der absichtliche Schwulst in der Fassung jener Philosopheme an seiner Unklarheit hierüber schuld gewesen sei. Wie jedem leidenschaftlich

durch das Leben Erregten es ergehen wird, suchte auch ich zunächst nach der Konklusion des Schopenhauerschen Systems; befriedigte mich die ästhetische Seite desselben vollkommen, und überraschte mich hier namentlich die bedeutende Auffassung der Musik, so erschreckte mich doch, wie jeder in meiner Stimmung Befindliche es erfahren wird, der der Moral zugewandte Abschluß des Ganzen, weil hier die Ertötung des Willens, die vollständigste Entsagung, als einzige wahre und letzte Erlösung aus den Banden der, nun erst deutlich empfundenen, individuellen Beschränktheit in der Auffassung und Begegnung der Welt gezeigt wird. Für denjenigen, welcher sich aus der Philosophie eine höchste Berechtigung für politische und soziale Agitationen, zugunsten des sogenannten „freien Individuums", gewinnen wollte, war allerdings hier gar nichts zu holen, und die vollständigste Ablenkung von diesem Wege zur Stillung des Triebes der Persönlichkeit war einzig gefordert. Dies wollte denn auch mir für das erste durchaus nicht munden, und so schnell glaubte ich der sogenannten „heiteren" griechischen Weltanschauung, aus welcher ich auf mein „Kunstwerk der Zukunft" geblickt hatte, mich nicht entschlagen zu dürfen. Wirklich war es Herwegh, welcher mit einem gewichtigen Worte mich zunächst zur Besonnenheit gegen meine Empfindlichkeit veranlaßte. Durch diese Einsicht in die Nichtigkeit der Erscheinungswelt — so meinte er — sei ja eben alle Tragik bestimmt, und intuitiv müsse sie jedem großen Dichter, ja jedem großen Menschen überhaupt, innegewohnt haben. Ich blickte auf mein Nibelungen-Gedicht, und erkannte zu meinem Erstaunen, daß das, was mich jetzt in der Theorie so befangen machte, in meiner eigenen poetischen Konzeption mir längst vertraut geworden war. So verstand ich erst selbst meinen „Wotan", und ging nun erschüttert von neuem an das genauere Studium des Schopenhauerschen Buches. Jetzt erkannte ich, daß es vor allem darauf ankam, den ersten Teil desselben, die Erklärung und erweiterte Darstellung der Kantschen Lehre von der Idealität der bisher in Zeit und Raum so real gegründet erschienenen Welt zu verstehen, und meinen ersten Schritt auf dem Wege dieses Verständnisses glaubte ich nun durch die Erkenntnis der ungemeinen Schwierigkeit desselben getan zu haben. Von jetzt an verließ mich das Buch viele

Jahre hindurch nie gänzlich, und bereits im Sommer des darauffolgenden Jahres hatte ich es zum vierten Male durchstudiert. Die hierdurch allmählich auf mich sich einstellende Wirkung war außerordentlich, und jedenfalls für mein ganzes Leben entscheidend. Ich gewann dadurch für mein Urteil über alles, was ich bisher rein nach dem Gefühle mir angeeignet hatte, ungefähr dasselbe, was ich einst, aus der Lehre meines alten Meisters Weinlig entlassen, durch das eingehendste Studium des Kontrapunktes für die Musik mir gewonnen hatte. Wenn ich späterhin in zufällig angeregten schriftstellerischen Arbeiten mich wieder über das mich besonders angehende Thema meiner Kunst vernehmen ließ, so war diesen zuversichtlich anzumerken, was ich hiermit als den Gewinnst aus meinem Studium der Schopenhauerschen Philosophie bezeichne. — Für jetzt fühlte ich mich bewogen, dem verehrten Philosophen ein Exemplar meines Nibelungen-Gedichtes zu übersenden; ich fügte dem Titel mit meiner Hand nur die Worte „Aus Verehrung“ bei, ohne sonst ein Wort an Schopenhauer zu richten, wozu mich teils die große Befangenheit, gegen ihn mich auszusprechen, als auch das Gefühl davon bestimmte, daß, wenn Schopenhauer durch die Lektüre meiner Dichtung selbst sich nicht deutlich machen könnte, mit wem er es zu tun habe, ein noch so ausführlicher Brief meinerseits hierzu auch nicht verhelfen würde. Somit entsagte ich auch dem eitlen Wunsche, mit einer schriftlichen Rückäußerung von ihm beehrt zu werden. Doch erfuhr ich später durch Karl Ritter, sowie auch durch Dr. Wille, welche beide Schopenhauer in Frankfurt aufsuchten, daß dieser sich bedeutend und günstig über meine Dichtung ausgesprochen habe. —

Während ich, neben diesem Studium, in der Komposition der Musik zur Walküre fortfuhr, dabei in großer Zurückgezogenheit lebte und meine Mußestunden nur auf weite Promenaden in die Umgegend verwandte, stellte sich, wie dies gewöhnlich bei anhaltender musikalischer Beschäftigung mir begegnete, der Trieb zur dichterischen Konzeption wiederum ein. Es war wohl zum Teil die ernste Stimmung, in welche mich Schopenhauer versetzt hatte, und die nun nach einem ekstatischen Ausdrucke ihrer Grundzüge drängte, was mir die Konzeption eines „Tristan und Isolde“ eingab. Auf den

Gegenstand, den ich von meinen Dresdener Studien her genauer kannte, war ich in letzter Zeit durch die Mitteilung eines Planes Karl Ritters zur Ausführung desselben in dramatischer Form, von neuem aufmerksam gemacht worden. Über das Fehlerhafte seines Entwurfes hatte ich mich damals gegen den jungen Freund ausgelassen. Er hatte sich an die übermütigen Situationen des Romanes gehalten, während mich die tiefe Tragik derselben sogleich anzog, und ich alles hiervon abliegende Beiwerk von dieser Haupttendenz ferngehalten mir dachte. Von einem Spaziergange heimkehrend, zeichnete ich eines Tages mir den Inhalt der drei Akte auf, in welche zusammengedrängt ich mir den Stoff für künftige Verarbeitung vorbehielt. Im letzten Akte flocht ich hierbei eine, jedoch später nicht ausgeführte, Episode ein: nämlich einen Besuch des nach dem Gral umherirrenden Parzival an Tristans Siechbette. Dieser an der empfangenen Wunde siechende und nicht sterben könnende Tristan, identifizierte sich in mir nämlich mit dem Anfortas im Gral-Romane. — Für jetzt konnte ich mir die Gewalt antun, dieser Konzeption nicht weiter nachzuhängen, um mich in meiner großen musikalischen Arbeit nicht stören zu lassen.

Währenddem gelang es mir auch, namentlich mit Hilfe meiner Freunde, meiner sorgenvoll gewordenen Lage, eine befriedigende Wendung zu geben. Auch stellte sich der Verkehr mit den deutschen Theatern jetzt wieder vorteilhafter heraus. Minna hatte Berlin besucht, und war dort durch Vermittelung unsrer alten Freundin Frommann auch zu einer Unterredung mit dem Herrn von Hülsen, dem dortigen Intendanten des Hoftheaters, gelangt. Nachdem nun zwei Jahre zwecklos verstrichen waren, konnte ich jetzt um so eher meinen „Tannhäuser“ auch ohne weitere Bedingungen zur Aufführung in Berlin abtreten, als er seitdem durch seine fast allgemeine Verbreitung auf die übrigen Theater, im Betreff seines Erfolges sich so festgesetzt hatte, daß ein etwa zu fürchtender Mißerfolg in Berlin nicht mehr dem Rufe meines Werkes, wohl aber dem der Berliner Direktion nachteilig werden konnte. Anfangs November kehrte Minna von ihrem Ausfluge wieder zurück, und auf ihren Bericht hin ließ ich denn nun auch im Betreff der Berliner Aufführung des „Tannhäuser“ dem Schicksale

seinen Lauf, wodurch ich mir in der Folge zwar viel Ärger über die elende Darstellung meines Werkes, dann aber auch, im Genusse der dort gewährten sogenannten Tantieme, eine lange fließende Quelle nicht unbeträchtlicher Einnahmen gewann. —

Bald meldete sich nun auch wieder die Züricher Musikgesellschaft für meine Teilnahme an den diesjährigen Winter-Konzerten, welche ich zwar nochmals zusagte, jedoch mit der Erklärung, daß ich ihrerseits nun erwarte, daß sie ernstlich sich um eine von mir angeregte Verbesserung des Orchesters bekümmere. Ich hatte nämlich bereits zwei verschiedene Propositionen über die Begründung eines guten Orchesters in Zürich an diese Herren von der Musikgesellschaft gelangen lassen; jetzt arbeitete ich noch einen ausführlicheren dritten Entwurf aus, in welchem ich ihnen auf das allergenaueste angab, wie sie es mit verhältnismäßig sehr geringen Kosten bewerkstelligen könnten, im Verein mit dem Theater, ein gutes Orchester zu erhalten. Ich erklärte ihnen, daß ich in diesem Winter zum letzten Male mit ihnen mich beschäftigen würde, wenn sie auf diese sehr billigen Vorschläge für die Zukunft nicht eingingen. — Außerdem nahm ich mich jetzt eines Quartett-Vereines an, welcher sich aus den Vorspielern des Orchesters gebildet hatte, die mich darum angingen, ihnen zur Erlernung des richtigen Vortrages der von mir empfohlenen Quartett-Kompositionen behilflich zu sein. Es freute mich vor allem, diesen Leuten durch die schnell ihnen zugewandte Teilnahme des Publikums für längere Zeit recht günstige Nebeneinnahmen zu verschaffen. Was ihre künstlerischen Leistungen betraf, so wollte es allerdings damit nicht recht vorwärts gehen, da es sich mir herausstellte, daß bei dem so frei liegenden Vortrage der einzelnen Musiker durch die bloße Aufnötigung der dynamischen Nuancen nicht das ersetzt werden konnte, was nur durch die individuelle Bildung eines höheren künstlerischen Geschmackes in der Behandlung des Instrumentes selbst bewirkt werden kann. Doch verstieg ich mich bis dahin, ihnen selbst das Cis-Moll-Quartett von Beethoven einzustudieren, was mich allerdings bei unzähligen Proben eine beschwerliche Ausdauer kostete. Ich gab ihrem Programm eine kleine Anleitung zur Auffassung dieser merkwürdigen Beethovenschen Kompo-

sition bei. Ob ich hierdurch, sowie durch die Aufführung selbst, auf einen der Zuhörer gewirkt habe, ist mir unbekannt geblieben.

Wenn ich nun außerdem noch berichten kann, daß ich am 30. Dezember dieses Jahres bereits die Komposition der ganzen Walküre in den Skizzen beendigte, so sage ich wohl genug, um auf mein ernstes und tätiges Leben in dieser Zeit, sowie darauf hinzuweisen, daß ich durch äußeren Verkehr keinerlei Störung meiner strengen Lebensweise aufkommen ließ.

Im Januar 1855 begann ich bereits die Instrumentation der Walküre. Doch unterbrach ich mich sofort durch eine Zwischenarbeit, welche gelegentlich dadurch entstand, daß ich einigen Freunden von meiner, damals vor fünfzehn Jahren in Paris komponierten Faust-Ouvertüre sprach, und ihnen das Verlangen erweckte sie zu hören. Dies brachte mich sofort darauf diese Komposition, welche einst eine bedeutungsvolle Wendung in meiner musikalischen Konzeption hervorgerufen hatte, mir noch einmal genauer anzusehen. Liszt hatte sie vor einiger Zeit einmal in Weimar aufgeführt, viel Erfreuliches mir darüber geschrieben, aber auch den Wunsch ausgedrückt, einiges darin nur Angedeutete bestimmter ausgeführt zu wissen. So überarbeitete ich dieses Werk jetzt nochmals, und befolgte dabei den mit sehr zarter Empfindung gegebenen Rat meines Freundes in der Weise, wie die jetzt in der Härtelschen Ausgabe veröffentlichte Komposition es zeigt. Auch studierte ich diese Ouvertüre unsrem Orchester ein, und führte sie, wie mich dünkte mit gutem Erfolge, auf. Nur meiner Frau schien es, als ob es darin zu nichts Rechtem käme, und sie bat mich, als ich noch in diesem Jahre nach London ging, sie dort nicht aufzuführen.

Jetzt nämlich trat von außen eine sonderbare Aufforderung an mich heran, wie sie eigentlich nie in meinem Leben sich wiederholte. Noch im Januar erhielt ich eine Anfrage von der Philharmonischen Gesellschaft in London, ob ich geneigt sei ihre diesjährigen Konzerte zu dirigieren; da ich mit meiner Antwort etwas zögerte, um mich zuvor nach den Umständen näher zu erkundigen, überraschte mich eines Tages der Besuch eines Herrn Anderson, Mitglied des Vorstandes der berühmten Gesellschaft, welcher eigens von London

nach Zürich gereist war, um sich meiner Einwilligung zu versichern. Ich hatte auf vier Monate nach London zu kommen, um dort acht Konzerte der Philharmonischen Gesellschaft zu dirigieren, wofür ich in allem 200 Pfund Sterling bezahlt erhielt. Auch jetzt wußte ich noch nicht recht wozu ich mich entscheiden sollte, da, geschäftlich angesehen, ein eigentlicher Gewinn hierbei nicht zu erwarten war, und andrerseits das Konzertdirigieren mit Ausnahme einzelner schöner Leistungen, auf welche es hierbei nur ankommen konnte, mir sehr ferne lag. Eines stimmte mich zunächst günstig, nämlich, nach so langer Enthaltung wieder einmal mit einem großen und schönen Orchester zu tun zu haben; dann aber reizten mich auch die fast mysteriös erscheinenden Umstände, welche die Blicke der mir so fern abliegenden Musikwelt plötzlich auf mich gerichtet hatten. Ich vermutete dahinter etwas, was mir wie ein Schicksalswink aussah, und sagte endlich dem stupid freundlich englischen Gesichte des Herrn Anderson zu, worauf dieser sehr befriedigt, in einem großen Pelze dessen Eigentümer ich später kennen lernte, direkt wieder nach London zurückfuhr.

Bevor ich ihm nachfolgte, mußte ich mich aber erst noch einer Kalamität entledigen, welche meine Gutmütigkeit mir auf den Hals geladen hatte. Der äußerst zudringliche Direktor der diesjährigen Theaterunternehmung hatte es nämlich durchgesetzt, daß ich ihm eine Aufführung des „Tannhäuser“ erlaubte, wozu er mich dadurch bestimmte, daß er mir vorhielt, wie ich doch jedem Theater diese Partitur überlassen habe, und es für seine Unternehmung von wahrem Nachteil sein müßte, wenn er bloß aus dem Grunde, weil ich selbst hier lebte, der gleichen Vergünstigung für Zürich verlustig sein sollte. Außerdem mischte sich meine Frau in die Sache, an deren Protektion sich alsbald die Sänger der Partien des „Tannhäuser“ und „Wolfram“ wendeten, und wirklich verstand sie es auch, mein humanes Mitgefühl für den einen ihrer Schützlinge, einen armen, bis dahin vom Direktor sehr schikanierten Tenoristen, in das Spiel zu bringen. Ich ging mit diesen Leuten ihre Rollen einige Male durch, und fand mich demzufolge auch veranlaßt, zur Beaufsichtigung ihrer Leistungen in den Theaterproben mich einzufinden, was dann wieder so viel

hieß, als daß ich, von Einmischung zu Einmischung weiter gedrängt, bis an das Dirigentenpult geriet und endlich die erste Aufführung wirklich selbst leitete. Aus dieser ist mir besonders die Sängerin der „Elisabeth“ in Erinnerung geblieben, welche, ursprünglich dem Soubrettenfache angehörig, ihre Rolle in weißen Glacé-Handschuhen mit daran hängendem Fächer gab. Diesmal hatte ich denn aber zur Genüge im Betreff dieser Konzessionen, und als mich das Publikum schließlich auf die Bühne rief, erklärte ich von dort aus meinen Freunden sehr unverhohlen, daß man mich nun zum letzten Male zu so etwas bekommen hätte, und ich es ihnen für die Zukunft überließe, für ihr Theater, von dessen übler Beschaffenheit sie sich heute hatten einen genauen Begriff machen können, etwas zu tun; worüber denn alles sehr erstaunt war. Eine ähnliche Erklärung gab ich jedoch auch der Musikgesellschaft, in welcher ich vor meiner Abreise ebenfalls noch einmal, und wirklich zum letzten Male, etwas dirigierte. Leider nahm man dies nur als joviale Züge von mir auf, und fühlte sich zu keinerlei Anstrengung im mindesten angespornt, so daß es im nächsten Winter meiner sehr ernsten und fast groben Erklärung bedurfte, um die Betreffenden ein für allemal von weiteren Zumutungen an mich abzubringen. So verließ ich meine bisherigen Züricher Kunstfreunde in ziemlich verblüffter Stimmung, um am 26. Februar meine Reise nach London anzutreten. —

Ich reiste über Paris, und verweilte dort einige Tage, während welcher ich nur Kietz und seinen, von ihm als Wunderdoktor geachteten, Freund Lindemann sah. Am 2. März in London angekommen, wandte ich mich zunächst an Ferdinand Präger, den Jugendfreund der Gebrüder Röckel, von welchem ich durch diese eine sehr empfehlende Kenntnis erlangt hatte. Ich traf an ihm, der seit langen Jahren in London als Musiklehrer niedergelassen war, einen ungemein gutmütigen, nur für seinen Bildungsstand zu sehr aufgeregten Menschen. Nachdem ich die erste Nacht in seinem Hause verbracht hatte, besorgte ich mir des andren Tages mit seiner Hilfe eine Wohnung an Portland-Terrace in der Umgebung des Regents-Park, welchen ich von meinem früheren Besuche her angenehm im Gedächtnis hatte. Ich versprach mir bei dem erwarteten Frühjahre einen angenehmen Aufent-

halt eben durch die unmittelbare Nähe der Partie dieses Parkes, von welcher schöne Rotbuchen über den Weg herüber ragten. Trotzdem ich vier Monate in London verbrachte, schien es mir jedoch nie zu diesem Frühling zu kommen, so sehr lastete das neblige Klima auf alle meine Eindrücke, welche ich dort erhielt. Präger nahm sich sofort aufs bereitwilligste meiner an, um mich auf dem Wege der üblichen Visiten zu geleiten, bei welchen wir auch Herrn Costa heimsuchten, an welchem ich den Chef des Orchesters der italienischen Oper, und somit den eigentlichen Hegemon der Londoner Musik kennen lernte; denn er war auch Direktor der sacred-music-society, in welcher fast allwöchentlich Händel und Mendelssohn zur Aufführung kommen.

Präger führte mich aber auch zu seinem Freunde Sainton, dem ersten Violinisten des Londoner Orchesters. Nach dem überaus herzlichen Empfange von dessen Seite, erfuhr ich nun auch die sonderbare Geschichte meiner Berufung nach London. Sainton, ein Südfranzose aus Toulouse, von feurigem, naivem Temperamente, hatte zu seinem Wohnungsgenossen einen vollblutigen deutschen Musiker aus Hamburg, namens Lüders, den Sohn eines Stadtmusikers von trockenster, aber gemütlicher Naturbeschaffenheit. Es rührte mich späterhin sehr, das Lebensereignis zu erfahren, welches diese beiden zu untrennbaren Freunden gemacht hatte: Sainton war auf einer Virtuosenreise über Petersburg nach Helsingfors in Finnland verschlagen worden; vom Dämon der schlechten Geschäfte verfolgt, wußte er von dort aus sich nicht weiterzufinden, als ihm die überaus nüchterne und bescheidene Gestalt des Hamburger Stadtmusikers-Sohnes dort im Gasthofe auf der Treppe mit der Frage entgegentrat: ob er geneigt sei seine Freundschaft anzunehmen, mit welcher er ihm, da er wohl merke, daß er in übler Lage sei, die Hälfte seiner Barschaft anbiete. Von diesem Augenblicke an waren beide unzertrennbare Freunde, machten Kunstreisen in Schweden und Dänemark, fanden sich über Hamburg unter den sonderbarsten Umständen wieder nach Havre, Paris und Toulouse zurück, von wo aus sie endlich sich nach London übersiedelten, Sainton, um eine bedeutende Stellung im Orchester einzunehmen, Lüders, um als trockner Stundengeber sich so gut wie möglich durch-

zuhelfen. Hier traf ich beide in einer hübschen Wohnung, als Mann und Frau zusammenlebend, stets in zärtlicher Freundschaft für einander besorgt. Dieser Lüders hatte nun meine Kunstschriften gelesen, und namentlich „Oper und Drama“ hatte ihn zu dem Ausrufe bewogen: „Donnerwetter! Da ist was dahinter!“ Dies hatte nun Sainton stutzig gemacht, und als vor dem Beginne der diesjährigen Saison, aus unklar gebliebenen Gründen, der bisherige Dirigent der Philharmonischen Konzerte, eben jener machtvolle Herr Costa, mit der Gesellschaft sich überwarf und erklärte, ihre Konzerte nicht weiter dirigieren zu wollen, hatte Sainton, welchen der „Treasurer“ der Gesellschaft, Herr Anderson, in seiner großen Verlegenheit um Rat frug, auf Lüders Meinung hin angeraten, mich zu engagieren. Wie ich erfuhr, war man nicht sofort auf diese Empfehlung eingegangen, und erst als Sainton aufs Geratewohl versicherte mich in Dresden dirigieren gesehen zu haben, entschloß sich Herr Anderson, in dem Pelze, welchen ihm Sainton dazu verlieh, die Reise zu mir nach Zürich zu machen, in dessen Folge ich mich jetzt hier befand. Wie ich bald ebenfalls erfuhr, hatte jedoch Sainton hierin mit dem seinem Nationalcharakter eigenen Unbedacht gehandelt; denn Costa war es nämlich nicht eingefallen mit seiner Erklärung an die Philharmonische Gesellschaft es ernst zu nehmen, und meine Berufung war ihm höchst widerwärtig. Als Chef desselben Orchesters, welches uns zu den Philharmonischen Konzerten zu Gebote stand, übte er infolgedessen fortwährend einen feindlichen Einfluß auf die von mir geleiteten Unternehmungen aus, unter welchem selbst mein Freund Sainton, ohne daß er sich des Grundes klar bewußt wurde, zu leiden hatte.

Dies stellte sich mir im Verlaufe immer deutlicher heraus, während andrerseits genügende Elemente zur Bereitung der mannigfaltigsten Widerwärtigkeiten für mich vorhanden waren. Vor allem erklärte sich sofort der Musikreferent der „Times“, Herr Davison, im feindlichsten Sinne gegen mich. Ich erfuhr an diesem Manne zum erstenmal bestimmt und deutlich die Wirkung meines früheren Aufsatzes über das „Judentum in der Musik“. Außerdem aber berichtete mir Präger, daß Davison, bei seiner äußerst machtvollen Stellung in der

„Times“, gewohnt sei, von jedem, welcher in Musikangelegenheiten nach England käme, zu allernächst durch Aufmerksamkeiten aller Art gewonnen zu werden. Diesen Anforderungen habe sich, zum höchsten Vorteile für ihren äußeren Erfolg, namentlich auch Jenny Lind gefügt und nur die Sontag, als Gräfin Rossi, habe sich dergleichen Verpflichtungen überhoben gedünkt. Da ich nun nichts andres im Sinne hatte, als mich des Umganges mit einem recht vollständigen und guten Orchester zu erfreuen, und mit diesem schöne Aufführungen zustande zu bringen, war es mir andrerseits sehr niederschlagend alsbald zu erfahren, daß mir keinerlei Verfügung über die mir nötig dünkende Anzahl von Proben zu den Konzerten zustand; für jedes Konzert, mit zwei Symphonien und vielem andren Zubehör, war nach dem ökonomischen Plane der Gesellschaft mir nur eine Probe erlaubt. Doch hoffte ich immer, durch den Eindruck der von mir geleiteten Aufführungen auch hier einmal besondere Anstrengungen zu veranlassen; hier aber etwas aus seinem Geleise zu bewegen, war gänzlich unmöglich, und somit erkannte ich alsbald, daß die Erfüllung meiner übernommenen Verpflichtungen mir zur widerlichsten Last geworden sei. In dem ersten Konzerte führten wir die Eroica von Beethoven auf, und der Erfolg meiner Direktion schien so bedeutend, daß das Komitee der Gesellschaft für das zweite Konzert wirklich ein Äußerstes zu tun sich geneigt zeigte. Man verlangte Bruchstücke von meinen Kompositionen, sowie die neunte Symphonie von Beethoven, und gestand mir dafür ausnahmsweise zwei Proben zu. In diesem Konzerte ging es ganz erträglich her. Zu meinem Vorspiel des „Lohengrin“ hatte ich eine programmatische Erklärung aufgesetzt, in welcher man mir jedoch den „holy Gral“, sowie die Erwähnung von „God“, mit bedenklichster Miene strich, weil derlei in weltlichen Konzerten nicht gestattet sei. Für die Chöre der Symphonie mußte ich mich mit dem Chorpersonale der italienischen Oper begnügen, und außerdem für das große Rezitativ mit einem Baritonisten vorliebnehmen, welcher mich durch sein italienisch geschultes englisches Phlegma in der Probe zur vollsten Verzweiflung brachte. Von dem englisch übersetzten Text verstand ich nur „hail thee joye“ für „Freude schöner Götterfunken“. Auf den Erfolg dieses Konzertes, welcher auch an

und für sich nichts zu wünschen übrig ließ, schien die Philharmonische Gesellschaft alles gegeben zu haben; desto mehr erschrak man, als der Berichterstatter der „Times" auch hiergegen mit wütender Geringschätzung und Verkleinerung des Geleisteten auftrat. Man wandte sich nun an Präger, um durch diesen mich zu bestimmen, Herrn Davison doch einige Aufmerksamkeiten zu erweisen; zum mindesten, daß ich es annehmen möge, bei einem von Herrn Anderson zu veranstaltenden Festessen, mit jenem Herrn zusammenzutreffen, und ihm mich freundlich vorstellen zu lassen. Präger kannte mich nun bereits genügend, um den Herren alle Hoffnung benehmen zu müssen, daß nach dieser Seite hin irgendein Zugeständnis von mir zu gewinnen sei. Das Festmahl unterblieb nun, und in der Folge ersah ich von hier an, daß die Gesellschaft, wohl einsehend daß sie es mit einem gänzlich unlenksamen Starrkopfe zu tun hatte, mein Engagement aufrichtig bereute.

Da jetzt nach dem zweiten Konzerte die Osterferien mit einer längeren Unterbrechung eintraten, beratschlagte auch ich mit meinen Freunden, ob es nicht vernünftiger sei, das ganze, so schnell von mir als töricht und fruchtlos erkannte Unternehmen der Direktion dieser Philharmonischen Konzerte aufzugeben, und ruhig nach Zürich zurückzugehen. Präger versicherte mich, daß ein solcher Entschluß keineswegs als Verurteilung der Situation, sondern einfach als eine jämmerliche Ungezogenheit meinerseits angesehen werden würde, und daß vor allem unter diesem Urteile meine Freunde zu leiden haben würden. Dies letztere entschied mich; und ich blieb, von jetzt an allerdings ohne jede Hoffnung dem Londoner Musikleben einen förderlichen Impuls geben zu können. Nur für das siebente Konzert stellte sich ein anregender Umstand ein: die Königin wählte diesen Abend zu ihrem alljährlich einmaligen Besuche dieser Konzerte, und erbat sich durch ihren Gemahl, den Prinzen Albert, die Tannhäuser-Ouvertüre zu hören. Wirklich erhielt dieser Abend durch den Besuch des königlichen Hofes eine angenehme Feierlichkeit; auch hatte ich das Vergnügen, mit der Königin Viktoria und ihrem Gemahle, auf deren Einladung, mich ziemlich anregend zu unterhalten. Es kam hierbei die Rede auf die Möglichkeit der Aufführung meiner Opern im Theater, wogegen Prinz Albert einwendete,

daß italienische Sänger unmöglich meine Musik würden vortragen können. Es machte mir gute Laune, daß die Königin diesem Einwande wieder dadurch entgegnete, daß ja doch sehr viele italienische Sänger eigentlich Deutsche wären. Der Eindruck von diesem allen war freundlich, und diente offenbar als Demonstration für mich, welche jedoch nach keiner Seite hin an der Situation selbst etwas zu ändern vermochte; denn nach wie vor blieb es in der großen Presse dabei, daß alle von mir dirigierten Konzerte Fiasko machten, und Ferdinand Hiller konnte sich bei einem um diese Zeit abgehaltenen rheinischen Musikfeste für genügend autorisiert halten, zur Herzstärkung seiner Freunde laut anzukündigen, mit mir gehe es in London zu Ende, und ich sei von dort so gut als vertrieben zu erachten. Dagegen erlebte ich dennoch eine schöne Genugtuung am Schlusse des letzten der von mir dirigierten acht Konzerte, bei welchem eine jener seltenen Szenen stattfand, wie sie dann und wann durch das bis dahin komprimierte Gefühl der Beteiligten erlebt werden. Dem Orchester war es alsbald nach meinen Erfolgen klar geworden, daß, wer bei ihrem unverantwortlich herrschenden Chef, Herrn Costa, gut angeschrieben und nicht etwa schnell von ihm entlassen sein wollte, in keiner Weise sympathisch für mich sich zu erklären habe; so wurde mir das plötzliche Verstummen der im Umgange laut gewordenen Teilnahmsbezeugungen der Musiker erklärt. Jetzt aber, am Schlusse dieser Konzerte, brach das zurückgehaltene Gefühl der Musiker hervor, welche von allen Seiten mit betäubenden Zurufen mich umdrängten, während ebenfalls im Publikum, welches sonst noch vor dem Schlusse geräuschvoll den Saal zu verlassen gewohnt war, sich enthusiastische Gruppen bildeten, von welchen ich ebenfalls unter den herzlichsten Zurufen und Händedrücken umgeben ward, so daß mein Abschied von Musikern wie Zuhörern, wohl durch keinen herzlicheren Ausdruck dieser Art überboten werden konnte. —

Das Eigentümlichste meines Lebens während dieses Londoner Aufenthaltes bestand aber in den verschiedenen persönlichen Beziehungen, zu welchen dieser mich führte.

Sogleich nach meiner Ankunft in London meldete sich, von Liszt als auserwählter Schüler empfohlen, der junge Karl Klindworth, welcher nicht nur im Verlaufe meines Lon-

doner Aufenthaltes, sondern seitdem stets mir ein treuer und angenehmer Freund verblieb. So jung er war, so hatte doch die noch wenige Zeit seines Aufenthaltes in London hingereicht, ihm ein Urteil über das englische Musiktreiben zu erwecken, welches ich, so verzweiflungsvoll es ausfiel, doch bald als sehr richtig erkennen mußte. Unfähig, dem sonderbaren Koteriewesen der englischen Musikcliquen sich einzufügen, verlor er sofort jede Aussicht und Hoffnung, hier die ihm gebührende Achtung zu finden, und er hatte sich bereits dahin resigniert, lediglich als tagelöhnerischer Stundengeber durch die Wüsten des englischen Musiklebens sich durchzuschlagen, da er namentlich zu stolz war, den herrschenden Kritikern, welche ihn als Liszts Schüler sofort angefallen hatten, die mindeste Aufmerksamkeit zu erweisen. Nun war er wirklich ein vortrefflicher Musiker, und dazu ausgezeichneter Klavierspieler. Mit mir machte er sich sogleich zu tun, indem er sich erbat die Partitur meines „Rheingoldes“, allerdings nur zum Gebrauche der Virtuosen vom ersten Rang, fürs Klavier zu arrangieren. Leider verfiel er bald in eine langwierige Krankheit, welche mich andauernd seines erwünschten persönlichen Umganges beraubte.

Während mir Präger und dessen Frau andrerseits mit großer Anhänglichkeit stets zur Seite blieben, war das eigentümliche Hauswesen Saintons und Lüders' mir bald zum eigentlichen heimischen Verkehrspunkt geworden. Ich war nämlich ein für allemal bei ihnen zum Diner eingeladen, und mit wenigen Ausnahmen fand ich mich meistens veranlaßt, meine Mahlzeiten bei diesen, jedenfalls nicht minder ergebenen, Freunden einzunehmen. Hier, wo sich auch Präger öfter einfand, erholte ich mich gewöhnlich in einem gemütlichen Sinne von den Widerwärtigkeiten meiner Londoner Geschäfte. Öfters durchstrichen wir des Abends die in Nebel gehüllten Straßen, und namentlich wußte Lüders bei diesen Gelegenheiten uns durch einen vortrefflichen Punsch, welchen er irgendwo zu bereiten verstand, in die gegen die Londoner Einflüsse nötige Unabhängigkeit zu versetzen. Nur eines Abends gerieten wir auseinander, und zwar durch ein furchtbares Straßengedränge, welches den Kaiser Napoleon auf seinem Wege von St. James nach dem Coventgarden-Theater begleitete. Dieser war nämlich damals, in der bedenklichen

Phase des Krimkrieges, mit seiner Gemahlin zu einem Besuche er Königin Viktoria nach London gekommen, und wurde on der Bevölkerung Londons nicht minder begierig auf seinem Wege begafft, als Ähnliches bei andren Völkern der Welt geschieht. Mir begegnete es, als ich vom Haymarket nach der Regentstreet zu gelangen suchte, und deshalb quer über eine Straße zu dringen hatte, daß ich für einen eifrigen Neugierigen gehalten, und demgemäß mit Rippenstößen behandelt wurde, was mir des ersichtlichen Unverständnisses wegen eine heitere Laune verursachte.

Die großen Unannehmlichkeiten, welche durch die so sonderbar bedeutungsvolle Verhetzung Saintons mit Herrn Anderson durch Costa mit veranlaßt wurden, und welche mich jeder Möglichkeit beraubten, auf die Gesellschaft selbst einigen Einfluß zu üben, führten andrerseits manche erheiternde Erfahrung herbei. Jener Anderson hatte sich nämlich durch die Protektion eines Leibkutschers der Königin zum Direktor der Kgl. Privatkapelle („Queensband“) aufzuschwingen gewußt, war aber selbst so gänzlich ohne alle musikalische Kenntnisse, daß das alljährige Hofkonzert, welches er zu dirigieren hatte, für den ausgelassenen Sainton stets zu einem Feste der Lächerlichkeit wurde, worüber ich denn auch Drolliges erfuhr. Auch drang es bei Gelegenheit dieser Zerwürfnisse in die Öffentlichkeit, daß Mme. Anderson, welche ihrer kolossalen Leibesbeschaffenheit wegen ich „Charlemagne“ getauft hatte, unter andrem die Stelle eines Hoftrompeters sich angeeignet hatte. Ich gewann durch diese und ähnliche Notizen leider schnell die Überzeugung, daß mein lustiger Freund in dem Enthüllungskampfe gegen jene wohl eingenistete Clique den Kürzeren ziehen würde, und erlebte es auch wirklich, daß die Entscheidung darüber, ob Anderson oder Sainton zu weichen habe, zu des letzteren Ungunsten ausfiel, was mir denn bestätigte, daß es im freien England nicht viel anders herginge als sonstwo.

Einen sehr bedeutungsvollen Zuwachs erhielt unsere kleine Gesellschaft durch die Ankunft Berlioz', welcher von einer jüngeren Gesellschaft „The new philharmonic society“ zur Direktion zweier Konzerte ebenfalls nach London berufen worden war. Zum gewöhnlichen Dirigenten dieser Gesellschaft

war durch, mir unverständlich gebliebene, Einflüsse ein außerordentlich gutmütiger, aber bis zur Lächerlichkeit unbefähigter Mensch, Dr. Wylde, bestellt worden, ein echter pausbackiger Engländer, welcher von dem Stuttgarter Kapellmeister Lindpaintner sich eigens Unterricht im Dirigieren hatte geben lassen, und von diesem soweit dressiert worden war, daß er dem ganz nach eigenem Belieben spielenden Orchester so ungefähr mit dem Taktschlagen nachzukommen versuchen durfte. Auf diese Weise hörte ich eine Beethovensche Symphonie aufführen, wobei ich erstaunt war, das Publikum hier ganz in denselben Beifall ausbrechen zu hören, wie es bei einer von mir mit der größten Präzision und wirklichem Feuer geleiteten Aufführung der Fall war. Um diesen Konzerten aber doch einige Bedeutung zu geben, hatte man, wie erwähnt, Berlioz für einige derselben berufen. Hier hörte ich ihn denn einige klassische Musikwerke aufführen, wie unter andrem eine Mozartsche Symphonie, und war darüber betreten, ihn, den sonst so energischen Dirigenten seiner eigenen Kompositionen, hier in dem allergewöhnlichsten Geleise der ordinären Taktschläger wiederzufinden. Verschiedene seiner eigenen Kompositionen, wie die effektvollsten Bruchstücke seiner Romeo und Julie-Symphonie, machten auch hier zwar wieder einen bedeutenden Eindruck auf mich; doch ward ich mir jetzt der eigentümlichen Schwächen, an welchen selbst die schönsten Konzeptionen dieses außerordentlichen Musikers leiden, genauer bewußt, als dies in jener früheren Pariser Zeit der Fall war, wo ich im allgemeinen nur ein der Größe des Eindruckes adäquates Unbehagen empfand. — Sehr angeregt fühlte ich mich aber gestimmt, als Sainton mich mit Berlioz einige Male bei sich zum Mahle vereinigte. Plötzlich sah ich nun den gequälten, in mancher Beziehung bereits abgestumpften, und doch so seltsam begabten Menschen vor mir. War meine Ankunft in London mehr aus einem Triebe der Zerstreuung und aus dem Verlangen nach äußerer Anregung herbeigeführt worden, so durfte ich mich völlig glücklich und wie in heiteren Wolken schwebend dünken, wenn ich dagegen den um so vieles älteren Berlioz nur dem Verdienste einiger Guineen nachstrebend hier angekommen sah. Ich gewahrte in ihm nur Ermüdung und Hoffnungslosigkeit, und empfand plötzlich ein

tiefes Mitleiden für diesen Menschen, dessen alle seine Nebenbuhler weit überragende Begabung mir andrerseits so offen lag. Berlioz schien die Stimmung, welche ich ihm in heiterster Ungezwungenheit entgegentrug, wohltätig zu berühren; der sonst so kurz zugespitzt, fast verschlossen sich gebende Mensch, tauete ersichtlich in den gutgelaunten Stunden unsres Umganges auf. Er erzählte mir viel Drolliges von Meyerbeer, und der Unmöglichkeit, seinem einschmeichelnden und ewig zu lobenden Artikeln verlockenden Benehmen zu entgehen. Der ersten Aufführung seines „Propheten“ habe er das übliche „Dîner de la veille“ vorangehen lassen; da Berlioz sein Ausbleiben davon entschuldigte, machte ihm Meyerbeer hierüber zärtliche Vorwürfe und forderte ihn auf, das große Unrecht, was er ihm hierdurch zufüge durch einen recht hübschen Artikel über seine Oper gut zu machen. Berlioz erklärte, es sei unmöglich, in einem Pariser Blatte etwas gegen Meyerbeer zur Aufnahme zu bringen. Schwieriger war es mir, mit ihm über innigere künstlerische Angelegenheiten mich zu verständigen, da hier stets der fertige und in sicheren Pointen sich aussprechende Franzose sich mir zu erkennen gab, welcher in seiner eigenen Sicherheit nie den Zweifel darüber aufkommen lassen konnte, ob er den andren denn auch nur richtig verstanden habe. Da ich mich gemütlich erwärmt hatte, suchte ich, der ich zu meinem eigenen Erstaunen hier auch plötzlich der französischen Sprache mächtig wurde, mich über das Geheimnis der „künstlerischen Konzeption“ gegen ihn auszudrücken. Ich suchte hierbei die Kraft der Lebenseindrücke auf das Gemüt zu bezeichnen, welche uns in ihrer Weise gefangen hielten, bis wir uns ihrer durch die einzige Ausbildung der innersten Seelenformen, welche keineswegs durch jene Eindrücke hervorgerufen, sondern aus ihrem tiefen Schlummer nur eben angeregt worden waren, gänzlich entledigten, so daß das künstlerische Gebilde uns dann keineswegs als eine Wirkung des Lebenseindruckes, sondern im Gegenteile als eine Befreiung davon erschiene. Hier lächelte Berlioz, wie herablassend verständnisvoll, und sagte: „Nous appelons cela: digérer“. Meiner Verwunderung über diese Art der prompten Auffassung meiner mühevollen Mitteilungen, entsprach übrigens schließlich auch das äußere Verhalten meines neu gewonnenen

Freundes. Ich lud ihn ein, meinem Abschiedskonzerte, und nach diesem noch einem kleinen Abschiedsmahle, welches ich meinen wenigen Freunden in meiner Wohnung gab, beizuwohnen. Von diesem letzteren entfernte er sich bald unter Angabe eines Unwohlseins; die zurückgebliebenen Freunde machten mir jedoch keinen Hehl daraus, daß sie glaubten, Berlioz sei über den sehr enthusiastischen Abschied, welchen zuvor das Publikum von mir genommen, verstimmt gewesen. —

Im übrigen war die Ausbeute von einigen Bekanntschaften, welche ich in London machte, von keiner besonderen Ergiebigkeit. Doch machte mir ein Herr Ellerton Freude, ein stattlicher angenehmer Mann, Schwager von Lord Brougham, Dichter, Musikfreund und leider auch Komponist, welcher sich in einem der Philharmonischen Konzerte mir vorstellen ließ, und sich nicht genierte, mich in London auch aus dem Grunde willkommen zu heißen, da ich sehr vermutlich der übertriebenen Verehrung Mendelssohns einigen Einhalt zu tun berufen sein dürfte. Dieser war auch der einzige Engländer, welcher mir eine gastliche Ehre erzeigte. Er bewirtete mich und meine näheren Freunde in dem „University-Club“, bei welcher Gelegenheit ich die Munifizenz eines solchen Londoner Etablissements kennen lernte. Nachdem wir uns bei dieser Gelegenheit sehr gut unterhalten hatten, tat sich mir auch, auf immerhin gemütliche Weise, die Schwäche solcher englischer Gastlichkeiten kund. Mein Wirt ließ sich, als ob sich das ganz von selbst verstünde, von zwei Mann unter dem Arme gefaßt, nach Hause führen, da er sonst wohl schwerlich weit über die Straße gekommen sein würde.

Einen sonderbaren Menschen lernte ich noch in einem altmodischen, aber recht liebenswürdigen Komponisten Potter kennen, von welchem ich eine Symphonie aufzuführen hatte, die mich ihres bescheidenen Umfanges, und ihrer sauberen kontrapunktischen Arbeit wegen um so mehr unterhielt, als der Komponist, ein ältlicher freundlicher Sonderling, sich mit fast ängstlicher Bescheidenheit zu mir hielt. Ich mußte ihn völlig zwingen, mir das richtige Tempo des Andantes seiner Symphonie zu gestatten und ihm dadurch den Beweis zu liefern, daß es wirklich hübsch und interessant sei, während er seiner Arbeit so wenig traute, daß er nur durch schnellstes Abmachen derselben

durch ein unwürdiges Tempo über die Gefahr, langweilig zu werden, hinwegkommen zu können glaubte. Dafür strahlte er nun wirklich vor Freude und Dank, als ich gerade mit diesem Andante, in meinem Tempo, ihm einen großen Applaus verschaffte. — Weniger behaglich war mir ein Herr Macfarren, ein schwülstiger melancholischer Schotte, dessen Kompositionen aber, wie mir vom Komitee der Philharmonischen Gesellschaft versichert wurde, sehr hoch geachtet waren. Dieser schien zu stolz um sich mit mir über die Aufführung einer seiner Kompositionen zu verständigen. Es war mir daher angenehm, daß eine Symphonie von ihm, welche mir keine Sympathie erweckte, beiseite gelegt, und dafür eine Ouvertüre „Chevy-Chase“ gewählt wurde, welche wirklich einen eigentümlichen, wildleidenschaftlichen Zug enthielt, und in der Ausführung mir Freude machte. — Ein Kaufmann Benecke mit Familie, an welchen ich, damit mir doch auch in London ein „Haus“ sich öffnete, von Wesendonck empfohlen war, bot mir viel Unbequemlichkeit. Zu den einigen Einladungen, welche mir von dorther kamen, hatte ich die Reise einer vollen deutschen Meile nach Camberwell zu machen, um allerdings durch diese Entdeckung in diejenige Familie geraten zu sollen, bei welcher Mendelssohn, wenn er sich in London aufhielt, zu Hause war. Mit mir wußten die guten Leute nichts Rechtes anzufangen, als daß sie meine Direktion der Mendelssohnschen Kompositionen vorzüglich fanden, und dafür mir Züge von dem „reichen Gemüte“ des Verstorbenen berichteten. — Herr Howard, Sekretär der Philharmonischen Gesellschaft, ein alter angenehmer Biedermann, bemühte sich aus dem Kreise meiner englischen Bekanntschaft einzig, wie er glaubte, um meine Unterhaltung. Mit seiner Tochter mußte ich ein paarmal die italienische Oper in Covent-Garden besuchen; ich hörte da den „Fidelio“, welcher in ziemlich grotesker Weise, von unflätigen Deutschen und stimmlosen Italienern, mit Rezitativen gegeben wurde. Die öftere Einkehr in diesem Theater wußte ich mir vom Halse zu halten. Dagegen hatte ich, als ich Herrn Howard bei meinem Abschiede von London mich empfahl, die Überraschung, bei ihm mit Meyerbeer zusammenzutreffen, welcher damals soeben in London angekommen war, um seinen „Nordstern“ aufzuführen.

Als ich ihn eintreten sah, fiel mir schnell ein, daß Howard, welchen ich nur in seiner Eigenschaft als Sekretär der Philharmonischen Gesellschaft beachtet hatte, auch musikalischer Referent der „Illustrated News“ war, in welcher Qualität er nun aber von dem großen Opernkomponisten sofort aufgesucht wurde. Meyerbeer war vollständig gelähmt, als er mich erblickte, was wiederum mich in die Fassung brachte, daß wir kein Wort zu uns zu sprechen vermochten, worüber sich Herr Howard, der versicherte, daß wir uns doch bekannt seien, sehr verwunderte. Beim Fortgehen frug er mich, ob mir denn Herr Meyerbeer nicht bekannt sei, worauf ich ihm empfahl, er solle jenen nur nach mir fragen. Als ich am Abend Howard noch einmal antraf, versicherte er mir, Herr Meyerbeer habe sich nur mit der größten Anerkennung über mich ausgesprochen. Darauf riet ich ihm die Lektüre einiger Nummern der Pariser „Gazette musicale“ an, in welcher Herr Fétis vor einiger Zeit den Ansichten des Herrn Meyerbeer über mich einen minder empfehlenden Ausdruck gegeben habe. Howard schüttelte den Kopf, und konnte es nicht begreifen, „wie ein paar große Komponisten sich so sonderbar begegnen könnten“.

Eine angenehme Überraschung bereitete mir jedoch der Besuch meines alten Freundes, Hermann Franck, welcher sich damals in Brighton aufhielt und auf wenige Tage nach London gekommen war. Wir unterhielten uns viel, und ich hatte namentlich mancherlei Anstrengungen zu machen, um ihm in meinem Betreff zu einer richtigen Ansicht zu verhelfen, da er in den letzten Jahren, seitdem wir außer Verkehr getreten waren, von deutschen Musikern auf das allerwunderlichste über mich berichtet worden war. Zunächst verwunderte er sich, mich in London anzutreffen, wo doch, wie er meinte, für meine musikalischen Tendenzen unmöglich das geeignete Terrain vorhanden sei. Ich verstand nicht, was er unter diesen „Tendenzen“ sich dachte, und erzählte ihm einfach, was mich zur Annahme der Einladung der Philharmonischen Gesellschaft bestimmt habe, deren diesjährige Konzerte ich nach kontraktlicher Übereinkunft abzuhalten gedächte, um dann ohne weiteres zu meinen Arbeiten nach Zürich wieder zurückzukehren. Das klang nun ganz verschieden von dem, wie er es sich vermutet

hatte, da er nicht anders vermeinen zu müssen glaubte, als daß ich mir in London eine große Stelle zu bereiten gedächte, um von ihr aus einen Vertilgungskrieg gegen sämtliche deutsche Musiker zu unternehmen: so nämlich sei ihm übereinstimmend in Deutschland mein Vorhaben angekündigt worden. Nun wäre doch eigentlich nichts erstaunlicher, sagte er, als diese merkwürdige Inkongruenz der fiktiven Gestalt, in welcher ich vor den Leuten stünde, mit meiner wirklichen Natur, welche er jetzt sogleich wieder erkannt habe; worüber wir uns beide unter Scherzen eingehender verständigten. Ich freute mich, ihn gleich mir von dem Werte des in den letzten Jahren bekannt gewordenen Werkes Schopenhauers erfüllt zu sehen. Er äußerte sich darüber mit einer eigentümlichen Bestimmtheit, indem er dem deutschen Geiste entweder einen vollständigen Verfall mit seinen politischen Verhältnissen zugleich, oder aber eine ebenso vollständige Regeneration, mit welcher dann Schopenhauer darankommen würde, voraussehen zu müssen glaubte. — Er verließ mich, um einem bald sich erfüllenden, ebenso unerklärlichen als furchtbaren Schicksale entgegenzugehen. Nur wenige Monate darauf erfuhr ich nach meiner Heimkehr seinen rätselhaften Tod. Er war, wie ich erwähnte, in Brighton, um dort seinen Sohn, einen etwa sechzehnjährigen Knaben, auf die englische Marine zu entlassen, für welche dieser, wie ich dem Vater angemerkt hatte, eine diesem sehr widerwärtige, hartnäckige Neigung gefaßt hatte. Am Morgen des zum Absegeln des Schiffes bestimmten Tages fand man den Vater infolge eines Sturzes aus dem Fenster seines Hauses völlig zerschmettert auf der Straße, den Sohn aber, ebenfalls tot, wie es schien erstickt, auf seinem Bette. Die Mutter war bereits vor einigen Jahren gestorben: Niemand blieb übrig, um über den entsetzlichen Vorgang Auskunft zu geben, welcher, so viel ich weiß, bis auf den heutigen Tag unaufgeklärt geblieben ist. Er hatte bei seinem Besuch aus Vergeßlichkeit einen Plan von London bei mir zurückgelassen, welchen ich, da ich seine Adresse nicht wußte, zurückbehielt und bis heute verwahre.

Freundlicher, wenn auch nicht ohne Wehmut, blieben meine Erinnerungen an meinen Umgang mit Semper, welchen ich ebenfalls in London, wo er seit länger mit seiner Familie niedergelassen war, antraf. Der in Dresden mir immer so heftig

und mürrisch erschienene Mensch, überraschte und rührte mich jetzt vorzüglich durch die verhältnismäßig ruhige und ergebene Stimmung, mit welcher er die ungeheure Störung seiner tätigen Künstlerlaufbahn ertrug, und sein allerdings ungemein ergiebiges Talent den Umständen gemäß zur Verwendung bereithielt. An Aufträge großer Bauwerke war für ihn in England nicht zu denken, dennoch setzte er einige Hoffnungen auf die Protektion, welche ihm Prinz Albert zuteil werden ließ, und wodurch sich ihm einige Aussichten für die Zukunft eröffneten. Einstweilen begnügte er sich mit Aufträgen zu Zeichnungen für Zimmerornamente und Luxusmöbel, davon die künstlerische Bedeutung ihm so gut wie bei einem größeren Bauwerke nahe lag, und welche außerdem ihm gut bezahlt wurden. Wir trafen öfter zusammen, auch brachte ich einige Abende bei ihm in Kensington zu, wo die alte Laune und der sonderbar ernste Humor immer wieder zwischen uns aufkamen, und über die Widerwärtigkeiten des Lebens uns hinweghalfen. — Meine Berichte, die ich nach meiner Heimkehr über Semper geben konnte, trugen viel dazu bei, daß Sulzer bald die Berufung Sempers an das zu errichtende „Polytechnikum" nach Zürich in die Hand nahm und mit Erfolg betrieb.

Außerdem besuchte ich zu verschiedenen Malen einige nicht uninteressante Londoner Theater, von welchen ich natürlich die Operntheater gänzlich ausgeschlossen hielt. Am meisten zog mich das kleine Adelphi-Theater im „Strand" an, wohin mich Präger und Lüders öfters begleiten mußten. Dort gab man unter dem Titel „The Christmas" dramatisierte Volksmärchen, davon namentlich eine Vorstellung mir auch dadurch interessant war, daß sie aus einem unvermerkt zusammenhängenden Konglomerate der bekanntesten Märchen bestand, dabei gar keine Aktschlüsse vorkamen und in einem fortgespielt wurde. Es begann mit der „Goldenen Gans", verwandelte sich in „Die drei Wünsche", ging von dort in „Rotkäppchen" über, wo der Wolf in einen Menschenfresser verwandelt war, welcher ein sehr drolliges Couplet sang, und schloß unter mancherlei anderweitigen Ingredienzen mit „Aschenbrödel". Diese Sachen waren in jeder Hinsicht szenisch und dramatisch vorzüglich ausgestattet und gespielt, und gaben mir

wirklich einen sehr guten Begriff davon, wie das Volk phantasievoll zu unterhalten sei. Von weniger reiner Naivität traf ich die Vorstellungen des „Olympic-Theaters“ an, wo neben sehr gut gespielten pikanten Konversationsstücken im Stile des französischen Theaters, auch Zaubermärchen gegeben wurden, wie der „yellow dwarf“, in welchem ein ungemein beliebter Schauspieler, Mr. Robson, die affenartige Hauptrolle spielte. Von demselben Schauspieler sah ich ein anderes Mal ein kleines Lustspiel, „Das Garrick-Fieber“ gegeben, in welchem er schließlich einen Betrunkenen darstellte, der, mit Gewalt für Garrick gehalten, in diesem Zustande die Rolle des „Hamlet“ übernahm, und durch viele Kühnheiten des Spieles bei dieser Gelegenheit mich zur größten Verwunderung brachte. — Ein entlegenes kleines Theater, in „Marylebone“, suchte um diese Zeit das Publikum durch Shakespearesche Stücke anzuziehen; ich wohnte da einer Aufführung der „merry wives“ bei, welche mich durch Korrektheit und Präzision wahrhaft in Erstaunen setzte. Selbst eine Aufführung von „Romeo und Julie“ auf dem Haymarket-Theater machte, trotzdem die Gesellschaft gewiß eine sehr untergeordnete war, ihrer Richtigkeit und der, jedenfalls noch der Garrickschen Tradition verdankten szenischen Einrichtung wegen, einen günstigen Eindruck auf mich. Nur ist mir auch eine sonderbare Täuschung hierbei im Gedächtnis geblieben. Nach dem ersten Akte äußerte ich nämlich gegen Lüders, welcher mich begleitete, meine Verwunderung darüber, daß man den Romeo von einem so alten, wenigstens als Sechzigjährigen gewürdigten Manne, spielen ließ, welcher eine weit abliegende Jugend durch ein süßliches weibisches Wesen mühsam ersetzen zu wollen schien. Lüders las nun den Theaterzettel nach, und rief aus: „Donnerwetter! Es ist ja ein Frauenzimmer.“ Es war die ehemals berühmte Amerikanerin Miß Curshman. — Zu den Aufführungen des Heinrich VIII. im Princeß-Theater war es mir trotz jeder Bemühung unmöglich einen Platz zu erhalten. Es wurde nämlich dieses Stück, nach der neuen realistischen Theatermethode, als ungemein sorgfältig und pomphaft dargestellte Spektakel-Pièce gegeben, und hatte als solche die unerhörteste Vogue.

In das mir näher liegende Bereich der Musik fallen noch mehrere Konzerte der „sacred music society“, welchen ich in dem großen Saal von Exeter-Hall beiwohnte. Die Oratorien-Aufführungen, welche dort fast allwöchentlich stattfinden, haben wirklich den Vorzug einer großen Sicherheit, wie sie durch sehr häufige Wiederholungen gewonnen wird. Außerdem konnte ich dem 700 Köpfe zählenden Chore meine Anerkennung seiner sehr präzisen Leistungen nicht versagen, welche besonders im Händelschen Messias einige Male zu respektabler Bedeutung sich erhoben. Ich lernte hier überhaupt den eigentlichen Geist des englischen Musikkultus kennen: dieser hängt wirklich mit dem Geiste des englischen Protestantismus zusammen, daher denn auch eine solche Oratorien-Aufführung viel mehr als die Oper das Publikum anzieht; wobei sich noch der Vorteil herausstellt, daß ein solcher Oratorienabend zugleich als eine Art von Kirchenbesuch zu gottesdienstlichen Zwecken vom Publikum sich angerechnet wird. Wie man in der Kirche mit dem Gebetbuche dasitzt, trifft man dort in den Händen aller Zuhörer den Händelschen Klavierauszug, welcher in populären Schillingausgaben an der Kasse verkauft, und in welchem eifrigst nachgelesen wird, das letztere, wie es mich dünkte, auch um gewisse allgemein gefeierte Nuancen nicht zu versäumen, wie z. B. den Eintritt des Halleluja, wo es für schicklich gefunden wird, daß alles sich von den Sitzen erhebt, welcher ursprünglich wahrscheinlich vorgekommene Akt des Enthusiasmus mit peinlicher Präzision jetzt bei jeder Aufführung des Messias ausgeführt wird.

Alle diese Erinnerungen fallen mir jedoch mit der Haupterinnerung an ein fast ununterbrochenes Übelbefinden zusammen, welches zunächst wohl schon durch das in aller Welt berüchtigte Londoner Klima um diese Jahreszeit mir hervorgerufen wurde. Ich war beständig erkältet, und suchte auf den Rat meiner Freunde gegen die Einwirkung der Luft mich durch die Annahme der schweren englischen Diät zu behaupten, ohne dadurch jedoch zu dem mindesten Wohlbehagen zu gelangen. Namentlich vermochte ich auch nicht meine Wohnung mir genügend zu durchwärmen, und vor allem büßte es die Arbeit, die ich mir mitgenommen hatte. Die Instrumentation der Walküre, welche ich hier gänzlich zu beendigen hoffte, rückte

mühsam nur um hundert Seiten vorwärts. Vor allem war mir hierbei aber auch der Umstand hinderlich, daß die Skizzen, nach welchen ich die Instrumentation auszuführen hatte, in ihrer Niederschrift nicht auf eine so bedeutende Unterbrechung meiner Stimmung, im Betreff des Zusammenhanges mit dem Entwurfe, berechnet waren. Oft saß ich vor meinen Bleistiftblättern wie vor wildfremden Zeichen, welche ich nicht mehr zu enträtseln vermochte. — Mit völliger Verzweiflung warf ich mich dagegen auf die Lektüre des Dante, welchen ich hier zum ersten Male ernstlich vornahm, und dessen „Inferno" durch die Londoner Atmosphäre für mich eine unvergeßliche Realität bekam.

Endlich schlug aber die Stunde der Erlösung auch von den Leiden, welche diese letzte Annahme, es könne mir da draußen in der Welt einmal etwas Ermutigendes und Anmutendes begegnen, mir zugezogen hatte. Einzig freundlich war es für mich, eine herzliche Rührung meiner neuen Bekannten beim Abschiede zu hinterlassen; und ich eilte nun über Paris, welches ich in sommerlichster Glorie antraf, und wo ich nun die Leute wirklich wieder promenieren, statt in Geschäften durch die Straßen sich drängen sah, mit heitren Eindrücken nach Zürich zurück, wo ich am 30. Juni mit der reinen Ausbeute eines Gewinnes von gerade 1000 Franken ankam. —

Meine Frau hatte im Sinne, auf dem Seelisberge am Vierwaldstätter See ihre Molkenkur wieder anzutreten; auch ich hielt die Bergluft günstig für meine angegriffene Gesundheit, und die alsbaldige Übersiedelung dahin ward beschlossen. Was uns eine kurze Zeit von der Ausführung abhielt, war die Todeskrankheit meines Hündchens Peps. Das Alter hatte sich mit dem dreizehnten Jahr bei ihm eingestellt, und plötzlich zeigte er sich so schwach, daß wir besorgten, ihn nicht mit auf den Seelisberg nehmen zu können, weil er die Beschwerde der Ersteigung nicht mehr ertragen können würde. Nach wenigen Tagen steigerte sich die Agonie auffällig; er ward blöde und litt an häufig wiederkehrenden Krämpfen: seine einzige Besinnung äußerte sich darin, daß er, für gewöhnlich unter der Pflege meiner Frau in deren Zimmer, häufig von seinem Lager schnell sich aufmachte, bis zu mir an meinen Arbeitstisch taumelte, und dort wieder entkräftet zusammensank. Der Tier-

arzt wollte nicht mehr helfen können, und da die Krämpfe sich auf eine für das Tier unerträglich quälende Weise steigerten, riet man mir, zur Abkürzung dieser grausamen Agonie, ihn durch ein weniges Blausäure von seinen Leiden zu befreien. Wir verzögerten um seinetwillen unsere Abreise, bis ich endlich selbst einen schnellen Tod als Wohltat für das arme leidende und gänzlich hoffnungslose Geschöpf halten mußte. Ich mietete mir einen Kahn, und fuhr eine Stunde weit auf dem See zu einem mir bekannten jungen Arzte, dem Dr. Obrist, von dem ich wußte, daß er mit einer Dorfapotheke verschiedene Gifte akquiriert hatte. Von diesem entnahm ich eine tötliche Dosis, und fuhr damit an einem wundervollen Sommerabende einsam in meinem Nachen über den See heim. Nur aber im Falle des äußersten Leidens des armen Sterbenden wollte ich mich entschließen, zur Anwendung dieses letzten Mittels zu greifen. Er schlief die Nacht noch wie gewöhnlich in seinem Korbe an meinem Bette, von wo aus er des Morgens stets, mit den Pfoten zu mir herankratzend, mich erweckt hatte. Plötzlich erwachte ich durch das Stöhnen, welches ihm ein äußerst heftiger Krampfanfall hervorrief; dann sank er lautlos um, und mich erfüllte dieser Augenblick so seltsamer Weise mit seiner Wichtigkeit, daß ich sogleich nach der Uhr sah, und 1 Uhr 10 Minuten des 10. Juli als die Todesstunde meines kleinen, mit ausschweifender Anhänglichkeit mir ergebenen Freundes, in mein Gedächtnis mir einprägte. Den nächsten Tag widmeten wir unter den bittersten Tränen seiner Bestattung: unsere Grundstückbesitzerin, Frau Stockar-Escher, trat uns ein hübsches Plätzchen in ihrem Garten ab, wo wir ihn mit seinem Korbe und Kissen begruben. Sein Grab wurde mir nach vielen Jahren wieder gezeigt; nur als ich zuletzt, ohne sonst jemand zu besuchen, das Gärtchen wieder in Augenschein nahm, sah ich, daß alles sich in eleganter Weise verwandelt hatte, und daß von Pepsens Grabe keine Anzeichen mehr vorhanden waren.

Nun reisten wir denn auch nach dem Seelisberg ab, für diesmal bloß von dem neuen Papagei begleitet, welchen ich meiner Frau im vergangenen Jahre, zum Ersatz des guten Papo, aus der Kreutzbergerschen Menagerie angeschafft hatte. Dieses war ebenfalls ein gutes und sehr gelehriges Tier, welches ich aber gänzlich Minna überließ, und den ich stets wohl

freundlich behandelte, nie aber als Freund an mich gewöhnte. Zum Glücke begünstigte uns eine anhaltend schöne Witterung in der herrlichen Luft dieses bei uns beliebt gewordenen Sommeraufenthaltes. Außer meinen einsamen Promenaden verwendete ich alle Muße auf die Reinschrift des fertig instrumentierten Teiles der Walküre und nahm abermals meine Lieblingslektüre, das erneute Studium Schopenhauers vor. Auch ein hübscher Brief Berlioz' erfreute mich, mit dem er mir sein neues Buch „Les soirées d'orchestre“ übersandte, welches mich, trotzdem alles Groteske in des Autors Geschmack hier nicht minder wie in seinen Kompositionen befremdend auf mich wirkte, doch anregend unterhielt. Hier traf ich denn auch wieder mit dem jungen Robert von Hornstein zusammen, der sich anschmiegend und intelligent benahm. Namentlich interessierte mich sein schnelles und offenbar erfolgreiches Eingehen auf das Studium Schopenhauers. Er teilte mir mit, daß er beabsichtige, sich in Zürich für einige Zeit niederzulassen, wohin auch Karl Ritter, um mit seiner jungen Frau ein dauerndes Winterquartier zu nehmen, sich zu wenden entschlossen hatte. — Mitte August kehrten wir selbst nach Zürich zurück, wo ich nun, in ziemlich sich gleich bleibendem Umgange mit meinen früheren Bekannten, ruhig mich wieder der Vollendung der Instrumentation der Walküre widmete. Von außen her erfuhr ich den steten Fortgang der allmählichen immer weiteren Ausbreitung meines „Tannhäuser“ auf den deutschen Theatern, zu welchen sich nun auch, mit anfangs unsicherer Entscheidung, schon der „Lohengrin“ gesellte. Franz Dingelstedt, der damalige Intendant des Münchener Hoftheaters, übernahm die Einführung des „Tannhäuser“ auf seinem durch Lachners Einfluß mir nicht besonders günstigen Terrain, und schien damit ziemlich glücklich zustande zu kommen, obwohl, wie er behauptete, nicht so glücklich, um seine Honorar-Versprechungen mir pünktlich halten zu können. Doch reichten meine Einkünfte für jetzt so weit aus, daß ich unter der Verwaltung derselben durch meinen gewissenhaften Freund Sulzer nach dieser Seite hin ziemlich sorglos meiner Arbeit leben konnte. Nur stellte sich mit dem Eintritte der rauheren Witterung eine neue Plage für mich ein. Offenbar infolge der üblen Einwirkung des Londoner

Klimas auf mich, verfiel ich, von jetzt an für den Verlauf des ganzen Winters, zahlreichen Anfällen der Gesichtsrose, welche sich, regelmäßig infolge des kleinsten Diätfehlers oder der geringsten Erkältung, mit heftigster Pein einstellte. Am schmerzlichsten empfand ich die dadurch so häufig herbeigeführten Unterbrechungen meiner Arbeit, da ich an den Tagen der Krankheit mich höchstens mit Lektüre beschäftigen konnte. Von dieser regte mich am bedeutendsten Burnoufs „Introduction à l'histoire du Bouddhisme“ an; dieser entnahm ich sogar den Stoff zu einer dramatischen Dichtung, welcher seitdem, obwohl nur im ungefährsten Entwurfe, stets in mir fortgelebt hat und vielleicht noch einmal ausgeführt werden dürfte. Ich gab ihm den Titel: „Die Sieger“; er gründete sich auf die einfache Legende von der Aufnahme eines Tschandala-Mädchens in den erhabenen Bettlerorden Çâkyamunis, wozu sie durch die schmerzlichst gesteigerte und geläuterte Liebe zu Ananda, dem Hauptjünger des Buddha, sich würdig macht. Außer der tiefsinnigen Schönheit des einfachen Stoffes, bestimmte mich zu seiner Wahl alsbald ein eigentümliches Verhältnis desselben zu dem in mir seitdem ausgebildeten musikalischen Verfahren. Vor dem Geiste des Buddha liegt nämlich das vergangene Leben in früheren Geburten jedes ihm begegnenden Wesens offen, wie die Gegenwart selbst, da. Die einfache Geschichte erhielt nun ihre Bedeutung dadurch, daß dieses vergangene Leben der leidenden Hauptfiguren als unmittelbare Gegenwart in die neue Lebensphase hineinspielte. Wie nur der stets gegenwärtig miterklingenden musikalischen Reminiszenz dieses Doppel-Leben vollkommen dem Gefühle vorzuführen möglich werden durfte, erkannte ich sogleich, und dies bestimmte mich, die Aufgabe der Ausführung dieser Dichtung mit besondrer Liebe mir vorzubehalten.

So hatte ich denn, neben der immer noch in riesenhaften Dimensionen vor mir liegenden Arbeit der Nibelungen, zwei neue Stoffe, den „Tristan“ und die „Sieger“, meiner Phantasie eingeprägt, welche von jetzt an neben jener Arbeit mich stets lebhaft beschäftigten. Je mehr ich von allen diesen Entwürfen erfüllt war, desto leidenschaftlicher war meine Ungeduld im Betreff der steten Unterbrechungen meiner Arbeit durch die widerwärtigen Krankheitsanfälle. Liszt hatte mir um

diese Zeit einen für den Sommer verspäteten Besuch in Aussicht gestellt. Ich mußte ihn bitten nicht zu kommen, weil ich nach den neuesten Erfahrungen nie dessen sicher war, daß ich nicht während der wenigen Tage, die er mir hätte schenken können, an das Krankenlager gefesselt worden wäre. So verbrachte ich diesen Winter zwischen ruhiger und produktiver Resignation, und andrerseits launenhafter Reizbarkeit nach außen, unter welch letzterer meine Freunde oft zu leiden hatten. Doch freute es mich Karl Ritter durch seine Niederlassung in Zürich mir jetzt wieder etwas nähertreten zu sehen. Durch die Wieder-Erwählung Zürichs zum Aufenthalte, wenigstens für das Winterhalbjahr, bewies er außerdem auch eine mir wohltuende Anhänglichkeit an mich, welche manche üble Eindrücke der Vergangenheit zu verwischen wohl imstande war. Hornstein hatte sich denn richtig auch dazu eingefunden; doch hatte es mit ihm bald ein Ende: er behauptete so „nervös" zu sein, daß er keine Taste des Klaviers mehr berühren könnte, und leugnete auch gar nicht, daß er, nach dem Vorgange seiner im Irrsinn gestorbenen Mutter, sich sehr davor fürchte verrückt zu werden. Machte ihn dies einigermaßen interessant, so mischte sich doch in alle seine intelligenten Eigenschaften eine so große Weichlichkeit des Charakters, daß wir in seinem Betreff uns bald in genügender Hoffnungslosigkeit befanden, um seinen plötzlichen Fortgang von Zürich nicht bis zur Untröstlichkeit zu bedauern.

Im übrigen hatte mein Umgang bereits seit einiger Zeit durch eine neue Bekanntschaft nicht unansehnlich gewonnen. Dies war Gottfried Keller, welcher als Züricher Kind durch seine Dichtungen in Deutschland sich einen guten Ruf erworben hatte, und nun, von seinen Landsleuten hoffnungsvoll begrüßt, nach seiner Heimat sich zurückwendete. Bereits hatte Sulzer mich auf mehrere seiner Arbeiten, namentlich auch seinen größeren Roman „Der grüne Heinrich" wohlwollend, doch ohne jede Übertreibung, aufmerksam gemacht. Ich war nun erstaunt in Keller einen auffallend unbehilflichen und spröd erscheinenden Menschen kennen zu lernen, dessen erste Bekanntschaft jedem sofort das Gefühl der Angst um sein Fortkommen erweckte. Auch war dies wirklich der schwierige Punkt bei ihm; alle seine Arbeiten, welche wirklich von sehr originellen An-

lagen zeugten, gaben sich sogleich aber auch nur als Ansätze zu einer künstlerischen Entwickelung zu erkennen, und man frug sich nun unerläßlich nach dem Werke, welches nun folgen und seinen Beruf erst wahrhaft bezeugen sollte. So kam es demnach, daß mein Umgang mit ihm nur ein fortgesetztes Fragen nach dem war, was er jetzt nun vorhabe. Er meldete mir in diesem Betreff auch allerhand gänzlich reife Pläne, von denen aber, bei näherem Besehen, nichts von einiger Konsistenz zu gewahren war. Glücklicherweise wußte man ihn, wie es scheint schon aus patriotischen Rücksichten, mit der Zeit endlich im Staatsdienste unterzubringen, wo er als redlicher Mensch und tüchtiger Kopf jedenfalls gute Dienste leistete, wenn auch seine schriftstellerische Tätigkeit von jetzt an, nach jenen ersten Ansätzen, für immer zu ruhen schien.

So gut glückte es nun leider mit meinem älteren Freunde Herwegh nicht. Auch in dessen Betreff mühte ich mich lange Zeit mit der Meinung ab, seine bisherigen Leistungen nur als Ansätze zu wirklich bedeutenden künstlerischen Leistungen betrachten zu dürfen. Er selbst leugnete nicht, daß er das Rechte erst von sich noch zu erwarten glauben müsse; auch vermeinte er, alles Material zu einem großen dichterischen Werke, namentlich eine Masse „Ideen" vorrätig zu haben; es fehle ihm gar nichts als der „Rahmen" in welchem er dies alles als Gemälde unterbringen könne. In diesem Betreff erwartete er nun alle Tage einmal das Richtige zu finden; da mir das zu lange dauerte, beschäftigte ich mich selbst damit, ihm den ersehnten Rahmen meinerseits zu bezeichnen. Offenbar wünschte er ein größeres episches Gedicht, in welchem er alle seine erworbenen Anschauungen niederlegen könnte, zustand zu bringen. Er selbst hatte auf das Glück Dantes hingedeutet, so etwas wie diese Wanderung durch die Hölle und das Fegefeuer zum Paradies zu finden. Dies brachte mich auf den Gedanken, ihm als den erwünschten Rahmen seines Gedichtes den Mythus der Metempsychose, wie er aus der Brahmanischen Religion durch Plato selbst unsrer klassischen Bildung nahegebracht worden sei, vorzuschlagen. Da er diese Idee nicht übel fand, beschäftigte ich mich sogar näher damit, ihm die Form eines solchen Gedichtes zu bezeichnen: er sollte dazu drei Hauptakte, jeden in drei Gesänge geteilt, somit neun Gesänge, wählen.

Der erste Akt würde seinen Haupthelden in der asiatischen Heimat, der zweite in der hellenisch-römischen, der dritte in der mittelalterlichen und modernen Welt wiedergeboren erscheinen lassen. Das alles gefiel ihm sehr wohl, und er meinte, es könnte wohl etwas daraus werden. Anderer Meinung war jedoch der etwas zynische Dr. Wille, auf dessen Landgut und bei dessen Familie wir uns oft zusammenfanden. Dieser glaubte, daß wir Herwegh viel zu viel zumuteten; er sei ja, genau betrachtet, eigentlich nur ein guter schwäbischer Junge, der durch den jüdischen Nimbus, in welchen er durch seine Frau geraten sei, weit über sein Vermögen hinaus geschätzt und berühmt geworden wäre. Ich konnte endlich zu solchen trostlos unfreundlichen Auslassungen nicht anders mehr als achselzuckend schweigen, da ich allerdings den armen Herwegh mit jedem Jahre mehr in Untätigkeit und, wie es schien, endlich in Unfähigkeit versinken sah.

Eine größere Belebung brachte in unsren Kreis die endlich bewirkte Übersiedelung Sempers nach Zürich. Die eidgenössische Behörde hatte sich hierfür an mich selbst gewandt, um bei Semper die Annahme des Rufes zu einer Lehrerstelle am Eidgenössischen Polytechnikum zu vermitteln. Semper traf alsbald ein, um zunächst die Sache sich anzusehen, empfing von allem einen guten Eindruck, freute sich bei einem Spaziergange sogar über die natürlichen Bäume, auf denen man doch noch einmal eine Raupe antreffen könne, und beschloß die definitive Übersiedelung, infolge deren er mit seiner Familie nun auch für dauernd dem Kreise meiner Bekanntschaften sich zugesellte. Allerdings hatte er wenig Aussicht zu großen Bauaufträgen, und er sah sich nun verurteilt, wie er meinte, fortan den Schulmeister abzugeben. Doch fesselte ihn bereits eine große kunstliterarische Arbeit, welche er nach manchem Zwischenfalle und Wechsel seines Verlegers, späterhin unter dem Titel „Der Styl“ ausführte. Ich traf ihn öfter über den Zeichnungen zu den dem Werke beizugebenden Blättern, welche er mit großer Sauberkeit selbst auf Stein ausführte. Er gewann diese Arbeit so lieb, daß er behauptete, an den großen plumpen Bauunternehmungen liege ihm gar nichts; als Künstler interessiere ihn das kleinste Detail mehr. —

Von der Musikgesellschaft hatte ich mich, treu meinen Er-

klärungen, von jetzt an vollständig zurückgezogen, und nie habe ich mehr in Zürich eine öffentliche Aufführung geleitet. Nur wollten die Herren im Anfange gar nicht recht glauben, daß es mir damit Ernst sei, und es bedurfte meinerseits sehr kategorischer Erklärungen in diesem Betreff, wobei ich ihnen ihre Schlaffheit und ihre Unbeachtung meiner so angelegentlich ihnen gestellten Vorschläge zur Herstellung eines erträglichen Orchesters zu Gemüte führen mußte. Stets erhielt ich zur Entschuldigung, daß zwar genug Vermögen unter dem musikliebenden Publikum vorhanden sei, daß sich aber jeder scheue mit einer bestimmten Geldzeichnung voranzugehen, weil dies eine lästige Beachtung seiner Vermögensumstände seitens seiner Mitbürger nach sich ziehen könne. Mein alter Freund, Herr Ott-Imhof, erklärte mir, daß es ihn durchaus nicht beschweren würde zu einem solchen Zwecke 10 000 Franken jährlich zu zahlen, nur würde von diesem Augenblicke an jeder fragen, wie es denn käme, daß der Herr Ott-Imhof so mit seinem Vermögen verfahre? Er würde damit ein so peinliches Aufsehen erwecken, daß er leicht zur Rechenschaft über die Verwaltung seines Besitzes gezogen werden könnte. Mir fiel dabei Goethes Ausruf im Anfange seiner „ersten Schweizer Briefe" ein! Doch mit meinem Musikwirken hatte es von nun an in Zürich ein bestimmtes Ende.

Dagegen kam es bei mir nun im Hause dann und wann zu einigem Musizieren. Klindworths Klavierauszug vom „Rheingold", auch bereits von mehreren Akten der „Walküre", lagen in sauberen und kostbaren Abschriften vorrätig. Zunächst mußte Baumgartner versuchen, wie er mit dem ungeheuer schwierigen Arrangement zustande käme. Späterhin zeigte der Musiker Theodor Kirchner, welcher in Winterthur niedergelassen war und sich häufig in Zürich aufhielt, größere Fähigkeit zum Vortrage einzelner Stücke des Klavierauszuges. Die Frau des Gesangvereins-Musikdirektors Heim, mit welchen beiden wir in freundschaftlichem Verkehre standen, mußte, als Vertreterin der weiblichen Stimme, zu meinen eigenen Versuchen einige Gesangsszenen vorzutragen, behilflich sein. Sie besaß eine wirklich schöne Stimme und einen herzlichen Ton, und hatte damit selbst bei jenen großen Aufführungen im Jahre 1853 als einzige Solistin mitgewirkt. Nur

war sie durchaus unmusikalisch, und das Treffen der Noten, und namentlich das Takthalten, machte mir viel zu schaffen. Doch brachten wir Einiges zustande, und konnten meinen Bekannten dann und wann einen Vorgeschmack meiner Nibelungenmusik verschaffen. — Doch mußte ich auch hierbei mich sehr mäßigen, da nach jeder Erhitzung mir ein Rückfall der Gesichtsrose drohte. Eines Abends waren wir in kleiner Gesellschaft bei Karl Ritter versammelt; ich geriet auf den Einfall, den „Goldenen Topf“ von Hoffmann vorzulesen, wobei ich nicht beachtete, daß sich das Zimmer allmählich verkühlte. Noch ehe ich mit meiner Vorlesung zu Ende war, saß ich zum Entsetzen aller wieder mit geschwollener roter Nase da, und mußte mich zur Pflege des jedesmal heftig angreifenden Leidens mühevoll nach Hause schleppen. — In solchen leidenvollen Zeiten bildete sich das Gedicht des „Tristan“ immer mehr in mir aus; in den Genesungs-Zwischenzeiten arbeitete ich dagegen eifrig, wenn auch mühsam, an der Partitur der „Walküre“, von welcher ich endlich auch die Reinschrift im März dieses Jahres (1856) vollendete. Doch war ich sowohl durch diese Leiden, als durch die Anstrengung der Arbeit, in einen ungemein gereizten Zustand versetzt. Ich entsinne mich der übelsten Laune, mit welcher ich unsere Freunde Wesendoncks empfing, als sie mir an dem Abende der Beendigung meiner Partitur hierzu eine Art von Gratulationsvisite abstatteten. Ich äußerte mich bei dieser Gelegenheit so ungemein bitter über diese Art von Anteil an meinen Arbeiten, daß die armen gepeinigten Besucher in völliger Bestürzung plötzlich aufbrachen, und es kostete mich viele, an und für sich recht schwierige, Erklärungen, um die zugefügte Kränkung im Laufe der Tage wieder gutzumachen, wobei meine Frau sich durch ausgleichende Vermittelungsbemühungen vorzüglich bemerklich machte. Zwischen ihnen hatte sich überhaupt ein besonderes Band der Verständigung dadurch geknüpft, daß ein sehr freundliches Hündchen, als Nachfolger meines guten Peps, von Wesendoncks akquiriert und uns in das Haus zugebracht worden war. Es war dies ein so artiges und einschmeichelndes Tier, daß es namentlich meine Frau sehr bald zu zärtlicher Freundschaft für sich gewann; auch ich war ihm stets sehr gewogen. Die Wahl des Namens überließ ich diesmal jedoch

meiner Frau, und, wie es scheint um des Pendants zu dem Namen Peps willen, erfand sie den Namen Fips, welchen ich ihm denn auch willig gönnte; doch blieb er immer mehr der eigentliche Freund meiner Frau, wie ich überhaupt, trotz meines großen Gerechtigkeitsgefühles, namentlich gegen die Trefflichkeit der Tiere, nie wieder in so innige Freundschaftsverhältnisse zu ihnen geriet, wie sie zwischen Peps, Papo und mir bestanden hatten.

Um die Zeit meines Geburtstages, Ende Mai, besuchte mich mein alter Freund Tichatschek aus Dresden, der mir seine Anhänglichkeit und enthusiastische Ergebenheit, soweit es bei dem sehr ungebildeten Menschen Bedeutung haben konnte, immer treu erhielt. Am Morgen meines Geburtstages ward ich in sehr rührender Weise durch die Klänge des von mir besonders geliebten Adagios des E-Moll-Quartetts von Beethoven geweckt. Meine Frau hatte hierzu die von mir protegierten Quartettisten eingeladen, und diese hatten recht zartsinnig eben dieses Stück, über welches ich mich ihnen einmal sehr ergriffen geäußert hatte, gewählt. Am Abend sang Tichatschek unsrer Gesellschaft mehreres aus dem „Lohengrin" vor und erregte bei uns allen wahres Erstaunen über den immer noch bewahrten Glanz seiner Stimme. Tichatscheks Ausdauer war es auch namentlich gelungen, die höfische Zaghaftigkeit der Dresdener Intendanz im Betreff der Wiederaufführung meiner Opern, zu überwinden. Diese wurden dort jetzt wieder aufgeführt, und füllten bei großem Erfolge stets das Haus. Bei einem Ausfluge, den wir mit unsrem Gaste nach Brunnen am Vierwaldstätter See machten, zog ich mir durch eine leichte Erkältung den dreizehnten Rückfall meiner Gesichtsrose zu, bei welcher Gelegenheit ich um so mehr litt, als ich, um durch meine schnelle Umkehr die Freude des Gastes nicht zu verderben, in dem übelsten Zustande, außerdem bei einem der schrecklichsten Föhnstürme, welche in Brunnen die Heizung der Zimmer unmöglich machen, dennoch bei der beabsichtigten Partie aushielt. Tichatschek verließ mich an meinem Krankenlager und ich beschloß nun, sofort nach meiner Genesung wenigstens einen Luftwechsel nach dem Süden hin auszuführen, weil mir dieses abscheuliche Leiden in dämonischer Weise an der Lokalität Zürichs für mich zu haften schien.

Ich wählte den Genfer See, und nahm mir vor, etwa in der Nähe von Genf, einen gut gelegenen ländlichen Aufenthalt auszuspähen, um dort eine Kur, für welche mir mein Züricher Arzt Vorschriften machte, anzutreten. So machte ich mich Anfangs Juni nach Genf auf, wobei ich unterwegs große Not mit Fips hatte, der mich zu meiner ländlichen Einsamkeit begleiten sollte, mich aber beinahe zur Veränderung meines Reisezieles bestimmt hätte, da man auf einer gewissen Strecke ihn nicht bei mir im Waggon der Eisenbahn dulden wollte. Der höchsten Energie, welche ich auf die Durchführung meines Willens verwandte, danke ich es daß ich meine Kur bei Genf antrat, weil ich sonst vermutlich eine ganz andere Richtung eingeschlagen hätte. —

In Genf stieg ich zunächst in dem mir altgewohnten Hotel „de l'écu de Genève" ab, wo mancherlei Erinnerungen für mich spielten. Hier konsultierte ich den Dr. Coindet, welcher mich der guten Luft wegen nach Mornex am Mont Salève dirigierte und dort mich in eine „Pension" empfahl. Hier angekommen, suchte ich mir zunächst die Gelegenheit zu einer ungestörten Wohnung aus, und beredete die Dame der Pension, mir einen einsam stehenden Garten-Pavillon, welcher nur ein größeres Gesellschaftszimmer enthielt, zu überlassen. Dies kostete viele Überredung, denn sämtliche Pensionäre, mit denen ich eben in keinerlei Berührung kommen wollte, empörten sich darüber daß der für ihre gesellschaftlichen Vereinigungen ursprünglich bestimmte Raum ihnen entzogen werden sollte. Endlich setzte ich meine Absicht durch; nur hatte ich mich zu verpflichten, des Sonntags vormittags meinen Salon zu räumen, weil er dann vermittelst verschiedener Bänke zur Abhaltung des Gottesdienstes, welcher bei den calvinistischen Pensionärs viel zu sagen schien, hergerichtet werden mußte. Ich gefiel mir hier sehr wohl, und brachte sogleich am ersten Sonntage ehrlich mein Opfer dar, indem ich mich nach Genf begab, um dort die Zeitungen zu lesen. Des andren Tages aber meldete mir die Wirtin, daß das Ärgernis zu groß sei, da man wohl den Gottesdienst, nicht aber die wochentäglichen Spielunterhaltungen in meinem Salon durchsetzen konnte. Es ward mir gekündigt, und ich sah mich nun bei unsrem Nachbar nach einem neuen Unterkommen um.

Dieser Nachbar war ein Dr. Vaillant, welcher ein

ebenfalls stattliches Pensionsgrundstück zu einer Wasserheilanstalt hergerichtet hatte. Ich erkundigte mich bei ihm anfänglich nur nach warmen Bädern, weil ich nach der Anweisung meines Züricher Arztes mich dieser mit Schwefel bedienen sollte; von solchen konnte hier aber keine Rede sein. Da mir Herrn Vaillants ganze Haltung aber sehr gefiel, so teilte ich mich ihm über mein Leiden mit: da ich ihm von den heißen Schwefelbädern und einem gewissen stinkichen Mineralwasser sagte, welches ich trinken sollte, lächelte er und sagte mir: „Monsieur, vous n'êtes que nerveux. Dies alles wird Sie nur noch mehr aufregen; Sie bedürfen nichts als der Beruhigung; wollen Sie sich mir anvertrauen, so verspreche ich Ihnen am Ende zweier Monate so weit Genesung, daß Sie die Gesichtsrose nie wieder bekommen sollen." — Er hat Wort gehalten.

Allerdings gewann ich durch diesen vortrefflichen Arzt eine ganz andre Ansicht von dem hydrotherapischen Verfahren, als sie mir durch jenen „Wasserjuden" von Albisbrunn und die ihm ähnlichen rohen Dilettanten hatte beigebracht werden können. Vaillant war früher ein berühmter Arzt in Paris selbst gewesen, von Lablache und Rossini konsultiert worden, verfiel aber dem Unglücke, an beiden Beinen paralysiert zu werden. Nachdem er vier Jahre lang sich hilflos gequält, seine ganze Praxis verloren und elend geworden war, verfiel er auf den primitiven schlesischen Wasserarzt Prießnitz, zu welchem er sich bringen ließ, und von dem er vollständig geheilt wurde. Hier eignete er sich das ihm so hilfreich gewordene Verfahren an, läuterte, als gebildeter und freisinniger Arzt, es von allen Roheiten seines Erfinders, und versuchte nun den Parisern sich durch Errichtung einer Wasserheilanstalt in Meudon zu empfehlen. Hierfür fand er aber gar keinen Anklang; seine früheren Patienten, welche er nun für den Besuch seiner Anstalt warb, frugen ihn nur, ob man des Abends dort tanze. Es war ihm unmöglich sich zu halten; und diesem Umstande verdankte ich es, daß ich ihn jetzt hier bei Genf mit dem erneueten Versuche, seine Heilmethode praktisch auszubeuten, antraf. Er zeichnete sich schon dadurch aus, daß er nur eine sehr geringe Anzahl von Patienten bei sich aufnahm, weil er erklärte, ein Arzt könne nur dann für die richtige Verwen-

dung und den guten Erfolg seines Verfahrens einstehen, wenn er zu jeder Tageszeit auf das genaueste seine Kranken zu beobachten imstande sei. Der Vorzug seiner Methode, der mir so außerordentlich zustatten kam, war das durchweg beruhigende Verfahren durch die ingeniöseste Anwendung namentlich der geringeren Kältegrade des Wassers.

Außerdem sorgte Vaillant mit besonderer Vorliebe für die Befriedigung meiner Bedürfnisse, vorzüglich im Betreff meiner Ungestörtheit und Ruhe. So ward ich vom gemeinschaftlichen Frühstück, welches mir aufregend und beschwerlich war, frei gelassen, und dafür gestattete man mir, auf meinem Zimmer mir selbst den Tee zu bereiten; nur gab ich mich diesem, für mich bis dahin noch nicht gewöhnten Genusse, unter dem Schutze der Heimlichkeit (denn die anderen Pensionäre durften nichts davon wissen), nach den ermüdenden Anstrengungen der Morgenkur bis zum Exzesse hin, indem ich bei verschlossenen Türen gemeiniglich zwei Stunden lang Tee trank, und dazu Walter Scottsche Romane las. Von diesen Romanen hatte ich nämlich in Genf sehr wohlfeile und hübsche französische Übersetzungen angetroffen, welche ich mir haufenweise nach Mornex brachte. Die Lektüre paßte ganz ausgezeichnet zu meiner Lebensweise, von welcher ich ernstere Studien und Arbeiten gänzlich fernhalten mußte. Außerdem fand ich aber auch Schopenhauers so hoch stellende Ansicht über den Wert dieses, bis dahin mir in zweifelhaftem Lichte erschienenen Dichters, vollkommen bestätigt. Auf einsamen Spaziergängen nahm ich zwar, des mir zu Gebote stehenden sehr kleinen Formates wegen, gewöhnlich einen Band von Byron mit mir, um, auf irgendeiner Berghöhe mit der Aussicht auf den Montblanc gelagert, darin zu lesen. Doch ließ ich ihn bald zu Hause, da ich bemerkte, daß ich ihn gewöhnlich gar nicht aus der Tasche zog. — Die einzige Arbeit, die ich mir gestattete, war der Entwurf von Bauplänen zu einem Hause für mich, welche ich zuletzt mit allem Material eines Architektur-Zeichners ganz korrekt auszuarbeiten versuchte. Auf den kühnen Gedanken hierzu war ich nämlich durch die Unterhandlungen verfallen, welche ich um diese Zeit mit den Musikhändlern Härtels in Leipzig wegen des Verkaufs meiner Nibelungen-Kompositionen eingegangen war. Ich for-

derte für die vier Werke geradeheraus 40 000 Franken, von denen sie mir die Hälfte zum Beginn des Hausbaues zahlen sollten. Wirklich schienen die Verleger durchaus günstig gestimmt auf meine Forderungen soweit einzugehen, daß sie mein Unternehmen mir ermöglichen wollten. Sehr schnell trat aber eine höchst ungünstige Wendung ihrer Meinung von der Rentabilität meiner Arbeiten ein; ich bin mir nicht darüber klar geworden, ob dies die Folge davon war, daß sie sich nun erst mein Gedicht näher angesehen hatten und es für unausführbar hielten, oder ob von der Seite her, von welcher seitdem die Verfolgungen gegen mich immer ersichtlicher ausgingen, derselbe Einfluß auf sie ausgeübt worden war, welcher bisher meistens alle meine Unternehmungen zu verhindern suchte. Genug, ich sah mich bald wieder von der Hoffnung auf das Verdienst der Kapitalien für meinen Hausbau verlassen; doch rückten meine architektonischen Arbeiten vorwärts, und ich verfolgte von nun an das Ziel, mir die Mittel zu ihrer Ausführung zu verschaffen.

Da nun mit dem 15. August genau meine zwei an Dr. Vaillant gelobten Kurmonate zu Ende gingen, verließ ich den mir so wohltätig gewordenen Aufenthalt, besuchte zunächst Karl Ritter, welcher sich mit seiner Frau für das Sommerhalbjahr in einem sehr bescheidenen einsamen Häuschen bei Lausanne niedergelassen hatte. Beide hatten mich einmal in Mornex besucht; nur als ich Karl auch zu einigen Wasserbehandlungen veranlassen wollte, erklärte er nach der ersten Probe, daß ihn auch das beruhigendste Verfahren aufrege. Doch hatten wir uns im ganzen über mancherlei recht artig verständigt, und er kündigte mir für den Herbst seine Wiederkehr nach Zürich an. — So reiste ich mit Fips, um dessenwillen ich absichtlich die widerwärtige Eisenbahnstrecke umging, ziemlich wohlgelaunt im Postcoupé nach Hause zurück. Dort war ebenfalls meine Frau von ihrer Molkenkur auf dem Seelisberg wieder zurückgekehrt, und bereits traf ich auch meine Schwester Clara an, welche als einzige meiner Verwandten in meinem Schweizer-Asyle mich aufgesucht hatte. Mit ihr machten wir sogleich einen Ausflug nach meinem alten Lieblingsorte Brunnen am Vierwaldstätter See, und wir feierten dort einen wunderschönen Abend bei prachtvollem Sonnenunter-

gange und unter sonstigen schönen Einwirkungen der Alpen-Landschaft. Beim Einbruche der Nacht, als der Mond voll auf dem See aufging, stellte es sich denn nun auch noch heraus, daß mir an dem bereits nun öfter besuchten Orte durch die enthusiastische Aufmerksamkeit des Gastwirtes, Oberst Auf-der-Mauer, eine sehr hübsch sich ausnehmende Ovation dargebracht wurde. Auf zwei großen, mit bunten Lampen erleuchteten Kähnen, nahte nämlich die Brunner Blechmusik, lauter Dilettanten von ländlicher Herkunft, dem Ufergestade, auf welches unser Gasthof hinausging. Dort wurden mit eidgenössischer Biederkeit, ohne peinliche Übereinstimmung, einige Kompositionen von mir laut und unwiderleglich vorgetragen. Eine kleine Huldigungsrede, sowie deren gemütliche Erwiderung meinerseits folgten, und bei einigen Flaschen Wein wurden am Ufer allerlei derbe Hände herzhaft von mir gedrückt. Noch in späteren Jahren passierte ich dieses sehr häufig von mir wiedergesuchte Gestade nie, ohne von irgendeinem vertrauten Händedrucke und Anrufe begrüßt zu werden; da ich gewöhnlich im Zweifel war, was dieser oder jener Schiffsmann von mir wollte, erklärte es sich jedesmal daß ich mit einem der Blechinstrumentisten zu tun hatte, welche an diesem heitren Abende es so gut mir mir meinten.

In Zürich belebte sich nun, durch den längern Aufenthalt meiner guten Schwester Clara in unsrer Wohnung, der Familienverkehr in ganz gemütlicher Weise. Ich verkehrte sehr gern mit Clara, welche die eigentliche musikalische Seele meiner Geschwister war; auch tat sie mir oft wohl, wenn ihre Anwesenheit zu einem freundlichen Dämpfer der verschiedenerlei häuslichen Auftritte ward, zu denen, bei der zunehmenden Ausbildung ihres Herzleidens, Minnas sich steigernde mißtrauische Heftigkeit und Eigensinnigkeit Veranlassung gab. — Für den Oktober sollte ich Liszts Besuch erwarten, welcher diesmal in größerer Begleitung längere Zeit in Zürich sich aufhalten wollte. Doch dauerte mir die Erwartung zu lang, um den Beginn der Komposition des „Siegfried“ zu verzögern. Am 22. September begann ich bereits die Aufzeichnung des Entwurfes. Da stellte sich denn eine der Hauptplagen meines Lebens zu entscheidender Bedrängnis ein: unserem Hause gegenüber hatte sich neuerdings ein Blechschmied einquartiert, und betäubte meine Ohren den ganzen Tag über mit seinem

weitschallenden Gehämmer. In meinem tiefen Kummer darüber, nie es zu einer unabhängigen, gegen jedes Geräusch geschützten Wohnung bringen zu können, wollte ich mich schon entschließen, alles Komponieren bis dahin aufzugeben, wo mir endlich dieser unerläßliche Wunsch erfüllt sein werde. Gerade mein Zorn über den Blechschmied gab mir jedoch in einem aufgeregten Augenblicke das Motiv zu Siegfrieds Wutausbruch gegen den „Stümperschmied" Mime ein: ich spielte sogleich meiner Schwester das kindisch zankende Polter-Thema in G-Moll vor, und sang wütend die Worte dazu, worüber wir alle denn so lachen mußten, daß ich beschloß, für diesmal noch fortzufahren. Dies gedieh auch bis zur Niederschrift eines guten Teiles der ersten Szene, als mit dem 13. Oktober mir Liszts Ankunft gemeldet wurde.

Für erst kam Liszt allein an, und brachte sogleich vieles musikalische Leben in mein Haus. Er hatte seine „Faust"- und „Dante"-Symphonien seitdem vollendet, und es war nun wohl ein Wunder zu nennen, sie von ihm auf dem Klavier aus der Partitur mir vorspielen zu hören. Da ich dessen gewiß war, daß Liszt sich von dem großen Eindrucke überzeugt halten mußte, welchen seine Kompositionen auf mich machten, durfte ich ihm auch offen von dem Fehlgriffe des Schlusses der Dante-Symphonie abraten. Wenn mich etwas von der meisterlichen poetischen Konzeptionskraft des Musikers überzeugt hatte, so war es der ursprüngliche Schluß der Faust-Symphonie, welcher zart und duftig mit einer letzten, alles bewältigenden Erinnerung an Gretchen, ohne alle gewaltsame Aufmerksamkeits-Erregung, gegeben war. Ganz so schien mir der Ausgang der Dante-Symphonie angelegt, in welcher das „Paradies" durch das zarte Eintreten des „Magnificat" ebenfalls nur als sanftes, weiches Verschweben angedeutet war. Desto mehr erschreckte es mich, plötzlich diese schöne Intention durch einen pomphaften plagialischen Schluß, welcher, wie mir gesagt wurde, den „Domenico" vorstellen sollte, in beängstigender Weise unterbrochen zu hören. Ich rief laut: „Nein, nein! Das nicht! Heraus damit! Keinen majestätischen Herrgott! Sondern bleiben wir bei dem sanften, edlen Verschweben!" „Du hast recht", rief Liszt, „ich habe es auch gesagt; die Fürstin hat mich anders bestimmt: aber es soll nun so werden

wie du meinst.“ Das war nun schön. Desto größer jedoch war mein Leid, später erfahren zu müssen, daß nicht nur dieser Schluß am „Dante“ beibehalten, sondern sogar der von mir so besonders dankbar empfundene zarte Schluß des „Faust“, in einer mehr auf das Prunkende hinauslaufenden Weise, durch den Eintritt von Chören umgeändert wurde. Da lag denn mein ganzes Verhältnis zu Liszt und seiner Freundin Caroline von Wittgenstein ausgedrückt!

Diese Frau, mit ihrer Tochter Marie, wurde in kurzem aber nun ebenfalls zu einem Besuch erwartet, und die nötigen Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen. Bevor die Damen eintrafen, kam es jedoch noch zu einem höchst verdrießlichen Auftritte zwischen Liszt und Karl Ritter in meiner Wohnung. Liszt schien, bereits selbst durch die Physiognomie Ritters, noch mehr aber durch eine gewisse kurz absprechende Art seiner Äußerungen, sich diesem gegenüber in einem leicht reizbaren Zustande zu befinden. Eines Abends sprach Liszt mit imponierendem Akzente von den Verdiensten der Jesuiten; Ritters ungeschicktes Lächeln hierüber, schien ihm aber widerwärtig gewesen zu sein; über Tisch kam das Gespräch nun auf den Kaiser der Franzosen Louis Napoleon, dessen Verdienste Liszt etwas summarisch uns anzuerkennen auferlegte, während wir im allgemeinen auf die ganzen französischen Zustände nicht vorzüglich zu sprechen waren. Als Liszt, um die Bedeutung Frankreichs für die europäische Kultur in einem bedeutenden Lichte darzustellen, unter andrem auch die französische Akademie erwähnte, und Karl hierüber wieder in sein fatales Lächeln verfiel, reizte dies Liszt aufs äußerste, und in seiner Entgegnung lief etwas mit unter, welches ungefähr so lautete: „Wenn wir dies nicht zugeben wollen, was bleiben wir dann? Paviane.“ Ich lachte, Karl aber lächelte nur wieder, diesmal aber mit dem Lächeln der tödlichsten Verlegenheit. Ich erfuhr später von Bülow, daß jenem bei jugendlichen Raufdiskussionen eine „Pavians-Physiognomie“ vorgeworfen worden war. Bald war es nicht mehr zu verdecken, daß Ritter von dem „Herrn Doktor“, wie er ihn apostrophierte, sich auf das grausamste beleidigt fühlte; er verließ in schäumendem Unmut meine Wohnung, um sie jahrelang nicht wieder zu betreten. Ich erhielt

nach einigen Tagen von ihm einen Brief, worin er von mir, sobald er mich wieder besuchen sollte, zuvor eine vollständige Ehrenerklärung Liszts, und wenn diese nicht zu erreichen wäre, die Ausschließung Liszts aus meiner Wohnung verlangte. Sehr betrübend war es mir, bald auch von Ritters mir so sehr werter Mutter brieflich mein ungerechtes Verfahren gegen ihren Sohn, welchem ich zu keiner Genugtuung für eine in meiner Wohnung erhaltene Beleidigung verholfen hätte, vorgeworfen zu erhalten. Ich geriet für lange Zeit in eine höchst peinliche Spannung mit der mir so nahe befreundeten Familie, da es mir nicht möglich wurde, ihr den Vorgang im rechten Lichte begreiflich zu machen. Als mit der Zeit Liszt hiervon erfuhr, bedauerte auch er dieses Zerwürfnis, und führte seinerseits mit anerkennenswerter Großmut den entgegenkommendsten Schritt der Versöhnung aus, indem er Ritter einen freundlichen Besuch machte, wobei jedoch nichts von dem Vorfalle gesprochen wurde, und welchen Ritter nicht an Liszt, sondern an die bis dahin angekommene Fürstin erwiderte. Hier fand nun allerdings Liszt, nichts weiter tun zu können; somit blieb von jetzt an Ritter von uns ausgeschieden; er verlegte seinen Winteraufenthalt gänzlich von Zürich hinweg, und ließ sich von nun an dauernd bei Lausanne nieder.

Ein großes Leben kam jetzt nicht nur über mein bescheidenes Haus, sondern über ganz Zürich, als die Fürstin Caroline mit ihrer Tochter für einige Zeit ihre Residenz in dem Hotel Baur aufschlug. Die eigentümliche Aufregung, welche die Dame sofort über alles brachte, was sie in den Kreis ihrer Bekanntschaft zu ziehen wußte, erfüllte namentlich auch meine gute Schwester Clara, die um diese Zeit noch bei uns weilte, mit einer wahrhaften Berauschung. Es war als ob Zürich mit einem Male eine Art von Weltstadt geworden wäre: Wagen fuhren hin und her, Bediente meldeten an und ab; Diners, Soupers drängten sich, wir fanden uns plötzlich von einer zunehmenden Anzahl von interessanten Menschen umgeben, von denen wir keine Ahnung gehabt hatten, daß sie in Zürich hausten, welche aber überall alsbald unleugbar auftauchten. Ein Musiker, Winterberger, welcher unter Umständen sich als Original gebärden zu müssen glaubte, war schon von Liszt mitgebracht worden; den gewissen Schumannianer

Kirchner aus Winterthur zog das neue Leben fast für dauernd auch herüber; er unterließ ebenfalls nicht, sich als exzentrisch darzustellen. Hauptsächlich waren es aber die Professoren der Universität Zürich, welche die Fürstin Caroline aus ihren versteckten Züricher Gewohnheiten herauszuziehen wußte. Sie genoß bald jeden einzelnen von ihnen für sich, bald wurden sie uns von ihr en masse serviert. Traf ich von meiner regelmäßigen Mittagspromenade für einen Augenblick ein, so dinierte die Dame einmal mit Semper, das andre Mal mit Professor Köchly, ein drittes Mal mit Moleschott und so fort, en particulier. Selbst mein sonderbarer, so eigentümlicher Freund Sulzer, wurde angezogen und, wie er nicht leugnen konnte, in gewisser Art berauscht. Bei dem allem aber herrschte eine wirklich sehr erleichternde Freiheit und Ungezwungenheit; namentlich waren die einfacheren Abende bei mir, wo die Fürstin mit polnisch patriarchalischer Gemütlichkeit der Hausfrau beim Servieren half, wirklich von großer Behaglichkeit. Eines Mals, nachdem wir musiziert hatten, bildete sich vor mir eine gewiß nicht unanmutige, halb sitzende, halb gelagerte Gruppe, welcher ich meine beiden neu konzipierten Dichtungsstoffe von „Tristan und Isolde“ und den „Siegern“ vortragen mußte. — Die Krone unsrer kleinen Festlichkeiten war nun aber der Geburtstag Liszts, welchen die Fürstin am 22. Oktober mit völligem Pomp bei sich feierte. Da war denn alles vereinigt was nur irgend Zürich bieten konnte. Ein Gedicht brachte uns der Telegraph aus Weimar von Hoffmann von Fallersleben, welches Herwegh, von der Fürstin aufgefordert, mit wunderbar veränderter Stimme zum feierlichen Vortrag brachte. Dann trug ich mit Frau Heim, von Liszt akkompagniert, den ersten Akt und eine Szene des zweiten Aktes der „Walküre“ vor. Über den Eindruck unserer Leistung konnte ich mir einen vorteilhaften Begriff machen, als Dr. Wille das Verlangen äußerte, diese Sachen, um über sie ein richtiges Urteil fällen zu können, nun auch schlecht vorgetragen zu hören, weil er fürchten müsse durch die Virtuosität des Vortrages bestochen worden zu sein. Außerdem wurde von Liszts symphonischen Dichtungen auf zwei Flügeln musiziert. Beim Festmahle kam es zu einem Dispute über Heinrich Heine,

in dessen Betreff Liszt allerhand Verfängliches äußerte; wogegen Frau Wesendonck replizierte, „ob er nicht glaube, daß dennoch Heines Dichtername im Tempel der Unsterblichkeit eingeschrieben sein würde?“ Schnell antwortete Liszt: „Ja, aber mit Kot,“ was begreiflicherweise nicht ohne Sensation vernommen wurde.

Leider widerfuhr unserer Vereinigung bald ein großer Abbruch durch Liszts Erkrankung an einem Hautausschlage, welcher ihn längere Zeit an das Bett fesselte. Als nur einige Genesung eintrat, gingen wir jedoch bald wieder ans Klavier, um unter uns meine zwei fertigen Partituren des „Rheingoldes“ und der „Walküre“ vorzunehmen. Prinzessin Marie hörte gut zu, und vermochte es sogar über einige schwierige Stellen der Dichtung verständnisvoll anderen zur Hilfe zu kommen.

Auch der Fürstin Caroline schien außerordentlich viel daran gelegen zu sein, über die eigentliche „Intrige“ im Betreff des Götterschicksals in meinem „Nibelungenring“ auf das Reine zu kommen. Ich wurde von ihr eines Tages, ganz wie einer der Züricher Professoren, en particulier vorgenommen, um ihr über diesen Punkt genügende Aufklärung zu geben, wobei ich gestehen muß unwiderleglich innegeworden zu sein, daß es ihr wirklich auf das Verständnis der zartesten und geheimnisvollsten Züge ankam, nur in einem etwas zu arithmetisch-mathematischen Sinne, so daß ich am Schlusse fast glaubte, ihr ein französisches Intrigenstück erklärt zu haben. Ihre Lebhaftigkeit in allen solchen Dingen war so groß, wie andrerseits wieder die eigentümliche Gutgelauntheit ihrer Natur; denn sie ertrug es mit wahrer Lustigkeit, als ich im Betreff der ersteren Eigenschaft ihr eines Tages erklärte: ich würde stets in ihrer Gesellschaft, nach den ersten vier Wochen umgebracht sein. Trauer hatte ich über die Veränderungen zu empfinden, welche ich an ihrer Tochter Marie wahrnahm; sie war in den drei Jahren, seitdem ich sie zuerst gesehen, auffällig verblüht. Hatte ich sie damals „das Kind“ genannt, so hätte ich sie jetzt nicht eigentlich als „Jungfrau“ begrüßen können. Eine auflösende Erfahrung schien sie frühzeitig über ihr Alter hinweggerückt zu haben. Nur bei großer Anregung, besonders im abendlichen Kreise, trat das Einnehmende und Blendende ihres Naturells bedeutend hervor. Ich entsinne mich eines hübschen

Abends bei Herwegh, wo ein abscheulich verstimmter Flügel Liszt in gleiche Begeisterung versetzte wie die gräßlichen Zigarren, welche er damals den feinen Sorten leidenschaftlich vorzog. Wir alle mußten wirklich nicht mehr an Zauberei, sondern an Hexerei glauben, als er auf diesem Flügel uns wundervoll vorphantasierte. — Eine auffallende, sehr übellaunige und eigentlich händelsüchtige Gereiztheit, wie sie schon in der fatalen Szene mit dem jungen Ritter vorgekommen war trat mehrere Male, zu meinem wahren Schrecken noch bei Liszt hervor. Namentlich war mit ihm, vorzüglich in Gegenwart der Fürstin Caroline, nicht gut über Goethe zu sprechen. Über den Egmont, den er geringschätzen zu müssen glaubte, weil er sich von Alba „dupieren" ließ, wäre es selbst zwischen uns, da Liszt sehr aufgelegt dazu schien, zu einem Ärgernis gekommen. Ich war jedoch gewarnt, und besaß so viel Ruhe, mich nur an die physiologische Eigentümlichkeit meines Freundes bei dieser Gelegenheit zu halten, und vielmehr seinen Zustand, als den Gegenstand unseres Disputes in Betracht zu nehmen. Nie ist es zwischen mir und ihm zu einer Heftigkeit gekommen; nur blieb mir fortan für mein ganzes Leben das dunkle Gefühl davon, es könne einmal zu einer solchen kommen, und diese müsse dann furchtbar sein; und vielleicht war es auch eben dieses Gefühl, was jede zufällige Ereiferung von mir fernhielt, wiewohl ich sonst wegen meines Aufbrausens und meiner Reizbarkeit unter meinen Freunden bekannt genug war.

Nach einem mehr als sechswöchentlichen Aufenthalte vereinigte uns schließlich für die Rückreise meines so bedeutenden Besuches noch eine Art gemeinschaftlicher Unternehmung auf acht Tage in St. Gallen, wohin wir von einem jungen Musikdirektor Sczadrowsky, zur Unterstützung eines dortigen Gesellschaftskonzertes eingeladen worden waren.

Hier logierten wir zusammen im Gasthof „zum Hecht", wo die Fürstin uns für diese Zeit gleich wie im eigenen Hause bewirtete. So hatte sie auch mir mit meiner Frau ein Zimmer neben dem für sie privatim bestimmten, angewiesen, was uns leider aber eine höchst schwierige Nacht bereitete. Frau Caroline hatte einen ihrer schweren Nervenbeängstigungs-Anfälle bekommen, und um die peinigenden Halluzinationen, von denen sie dann geplagt war, fernzuhalten, war ihre Tochter

Marie genötigt, ihr die ganze Nacht über mit absichtlich sehr erhobener Stimme vorzulesen. Hierüber geriet ich nun in unerhörteste Aufregung, namentlich auch über die mir unbegreiflich erscheinende Rücksichtslosigkeit gegen die Ruhe des Nachbarn, welche sich in diesem Vorgange ausdrückte. In der Nacht um 2 Uhr sprang ich aus dem Bette, klingelte anhaltend einen Kellner wach, um mir in einer der entferntesten Lagen des Gasthofes ein Nachtquartier ohne Vorlesung anweisen zu lassen. Wir zogen richtig um diese Stunde aus: dies ward nebenan bemerkt, verursachte aber keinerlei Eindruck. Sehr verwundert war ich am andern Morgen, Marie ganz unbefangen, ohne die mindesten Spuren von dem Abenteuer, wie gewöhnlich erscheinen zu sehen, und erfuhr nun, daß man in der Umgebung der Fürstin an dergleichen Exzesse vollständig gewöhnt war. — Auch hier füllte sich das Haus bald von allerlei Eingeladenen: so kam Herwegh mit Frau, Dr. Wille mit Frau, Kirchner und manche andre; und das Leben im „Hecht" stand dem im „Hotel Baur" bald in nichts nach. Dies alles galt, wie erwähnt, dem gemütlichen Gesellschaftskonzerte des St. Galler Musikvereins. Liszt studierte in den Proben zwei seiner Kompositionen, „Orpheus" und die „Préludes", zu meiner wahren Freude dem Orchester in vollendeter Meisterschaft ein; trotz der sehr geringen Beschaffenheit der Instrumental-Mittel, fiel die Ausführung doch wirklich schön und schwungvoll aus. Namentlich freute mich das so maßvolle Orchesterstück „Orpheus", dem ich von vornherein bereits eine große Ehrenstelle unter Liszts Kompositionen angewiesen hatte; dem Publikum dagegen gefielen namentlich die „Préludes", von welchen auch der größte Teil wiederholt werden mußte. Ich führte die Eroica-Symphonie von Beethoven auf, und hatte dabei viel zu leiden, weil ich bei solchen Gelegenheiten mich stets erkältete, und dann meistens mich immer im Fieber befand. Auf Liszt, worauf es mir hierbei einzig ankommen konnte, machte meine Auffassung und Wiedergebung des Beethovenschen Werkes einen bedeutenden und richtigen Eindruck. Wir beobachteten uns beide bei unsren Leistungen mit wahrhaft belehrender Aufmerksamkeit und Teilnahme. Zur Nacht mußten wir noch einem kleinen Festmahle beiwohnen, bei welchem von seiten der ehrenwerten St. Galler Bürger es zu recht schönen und ernstlich

gemeinten Auslassungen über die Bedeutung unsres Besuches kam. Da ich von einem dortigen Dichter in besonders eingehender Weise panegyrisch bedacht wurde, veranlaßte mich dies ebenfalls in erregter Weise ernstlich zu antworten. Ja, Liszt geriet in seiner dithyrambischen Begeisterung so weit, auf eine Mustervorstellung des „Lohengrin" in St. Gallen, womit das neue Theater geöffnet werden sollte, anstoßen zu lassen, wogegen niemand etwas einzuwenden hatte. — Am folgenden Tage, dem 24. November, waren wir alle zu verschiedenen Festlichkeiten im Hause eines Hauptmusikfreundes, des vermögenden St. Galler Kaufmannes Bourit vereinigt. Da ging es denn auch ans Klavier, und Liszt spielte unter andrem auch die große B-Dur-Sonate von Beethoven vor, nach welcher Kirchner mit trockener Aufrichtigkeit äußerte: jetzt könne man doch wirklich sagen, etwas rein Unmögliches erfahren zu haben; denn für unmöglich müsse er immer noch halten, was er wiederum doch soeben gehört habe. — Bei dieser Gelegenheit ward denn auch der auf diesen Tag fallenden zwanzigsten Jahresfeier meiner Hochzeit mit Minna gedacht, und es ward nach den Klängen der Hochzeit-Musik aus „Lohengrin" ein ganz artiger polonaisenartiger Festzug durch die verschiedenen Zimmer ausgeführt.

Trotz allen diesen angenehmen Erlebnissen, hätte ich nun doch aber gern der Sache ein Ende gefunden, um in meine häusliche Stille nach Zürich zurückzukehren. Das Unwohlsein der Fürstin verwehrte aber noch, mehrere Tage über, die Abreise meiner Freunde nach Deutschland, und so fanden wir uns veranlaßt noch einige zwecklos spannende Zeit zusammen zu verweilen, bis ich am 27. November endlich meinem Besuche das Geleite nach Rorschach gab, und dort auf dem Dampfschiffe mich von ihnen trennte. — Ich habe seitdem die Fürstin und ihre Tochter nie wieder gesehen, und vermute auch nie wieder mit ihnen zusammenzukommen. —

Nicht ohne Bangigkeit verließ ich die Freunde, von denen die Fürstin wirklich krank, und Liszt mir sehr angegriffen erschien. Ich empfahl ihnen schleunig nach Weimar, zu ihrer Pflege, zurückzukehren; sehr war ich dagegen verwundert, bald von einem wiederum längeren geräusch- und kunstgenußvollen Aufenthalte in München zu erfahren, welcher unmittelbar

unsrem Abschiede folgte. Ich dachte mir da, daß ich doch wohl recht unberufen sei, so organisierten Menschen irgendetwas an- oder abzuraten. Dagegen kehrte ich sehr erschöpft, schlaflos, und vom Froste der kalten Jahreszeit gepeinigt, in meine Züricher Behausung zurück, in der Furcht, durch die vergangene Lebensweise mir wieder einen Rückfall meiner Gesichtsrose zugezogen zu haben. Mit großer Befriedigung wachte ich jedoch des andren Morgens auf, da ich nichts von dem Gefürchteten verspürte, und pries jetzt, sowie fortan immer wo ich nur konnte, meinen trefflichen Dr. Vaillant. Bald erholte ich mich nun soweit, daß ich mit Anfang Dezember die Komposition des „Siegfried“ wieder aufnehmen konnte. Somit trat ich wieder in meine gleichmäßige, äußerlich so wenig zu bezeichnende Lebensweise: Arbeit, große Promenaden, Lektüre, zuzeiten des Abends einen der alten Hausfreunde. Nur belästigten mich die Nachwehen des Zerwürfnisses mit Ritter wegen jenes Vorfalles mit Liszt. Ich geriet mit diesem, in so mancher Lebensphase mir nahegetretenen, jungen Freunde jetzt gänzlich außer Verkehr; er verließ noch vor Ablauf des Winters Zürich, ohne mich wieder gesehen zu haben.

Während ich in den Monaten Januar und Februar (1857), diesmal mit ausführlicher Niederschrift der Komposition statt der früheren nur flüchtigen Skizzierung mit Bleistift, den ersten Akt des „Siegfried“ vollendete, und darauf mich auch sogleich zur Instrumentation desselben anließ, befolgte ich das von Vaillant mir angeratene Verfahren wahrscheinlich mit etwas zu großem Eifer: immer in Furcht vor einer möglichen Rückkehr der Gesichtsrose, suchte ich mich dagegen durch regelmäßig alle acht Tage wiederholtes Schwitzen in der Einpackung, nach hydropathischem System, zu bewahren. Allerdings entging ich dadurch fortwährend dem gefürchteten Übel, nur griff mich diese Behandlung wiederum sehr an, und ich ersehnte die Rückkehr der warmen Jahreszeit, welche mir von der Strenge meiner Behandlung abzulassen gestatten sollte.

Zugleich aber steigerten sich jetzt die Leiden, welche mir durch die Belästigungen von seite lärmender und musizierender Nachbarn bereitet wurden. Außer dem tödlich von mir gehaßten Blechschmiede, mit welchem ich ziemlich jede Woche einmal einen furchtbaren Auftritt hatte, stellten sich auch immer

mehr Klaviere in meinem Hause ein, zuletzt auch noch die sonntägliche Flöte eines Herrn Stockar unter mir. Ich verschwor es nun weiter zu komponieren. Da kamen eines Tages meine Freunde Wesendoncks von einem längeren Winteraufenthalte in Paris zurück, und eröffneten mir die erfreulichste Aussicht auf die Erfüllung meiner sehnlichen Wünsche im Betreff meiner zukünftigen Wohnungsverhältnisse. Wesendonck war schon früher geneigt gewesen, mir nach Wunsch auf einem Punkte, den ich mir aussuchen sollte, ein Wohnhäuschen bauen zu lassen. Meine mit täuschender Künstlichkeit ausgearbeiteten Pläne waren wirklich schon der Prüfung eines Architekten vorgelegt worden. Nur die Akquisition des geeigneten Grundstückes war und blieb von besonderer Schwierigkeit. Auf dem Hügelrücken, welcher in der Gemeinde Enge den Züricher See vom Sihltale trennt, hatte ich seit lange auf meinen Spaziergängen ein Winterhäuschen in das Auge gefaßt, welches das Lavaterhäuschen hieß, weil es diesem berühmten Phrenologen gehört hatte und von ihm gewöhnlich besucht worden war. Ich hatte nun meinen Freund, den Staatsschreiber Hagenbuch dafür gewonnen, sich mit allerhand List danach umzusehen, wie hier einige Jucharte Landes so wohlfeil wie möglich zu akquirieren sein möchten. Hierin erwies sich nun aber die große Schwierigkeit. Das Terrain hing überall parzellenweise mit größeren Grundstücken zusammen, und es fand sich daß, um den einen Punkt zu gewinnen, ein übermäßig großer Komplex von verschiedenen Besitzern hätte zusammengekauft werden müssen. Ich klagte Wesendonck meine Not, und erregte in diesem allmählich die Lust, für sich selbst dieses größere Terrain zu erwerben, und dort ein stattliches Grundstück mit großer Villa für seine eigene Familie anzulegen. Für mich sollte dabei am Ende eine Parzelle abfallen. Die Herrichtung dieses Grundstückes und der Bau seines großen Wohnhauses, welches stattlich und gediegen ausfallen sollte, nahm für jetzt aber meinen Freund genügend in Anspruch; auch fand er wohl, daß die Niederlassung zweier Familien in der gleichen Umzäunung mit der Zeit zu gegenseitigen Unbequemlichkeiten führen könnte. Dagegen fand sich, nur durch einen schmalen Fahrweg von dem seinigen getrennt, ein kleines sehr bescheidenes Landhäuschen mit Garten, welches

ich selbst schon früher im Auge gehabt hatte, und dessen Akquisition für mich Wesendonck nun beschlossen hatte. Ich war durch die Mitteilung dieser Absicht wirklich über alle Maßen erfreut. Desto größer war der Schreck, als der übervorsichtige Akquirant eines Tages erfuhr, daß der gegenwärtige Besitzer, mit welchem er zu zaghaft in Unterhandlung getreten war, soeben sein Grundstück anderwärts verkauft habe. Glücklicherweise fand sich, daß der Käufer ein Irrenarzt war, und infolge des Kaufes nichts anderes beabsichtigte, als mit seiner Irrenanstalt sich meinem Freunde zur Seite niederzulassen; denn diese Nachricht wirkte nun, durch die Erweckung der schreckhaftesten Vorstellungen, auf die Anspannung der höchsten Energie Wesendoncks, welcher jetzt das Grundstück um jeden Preis von dem fatalen Narren-Doktor wieder zu gewinnen den Auftrag gab. So gelangte es denn, ziemlich teuer und in Verdruß erweckender Form, endlich in den Besitz meines Freundes, der es mir nun von Ostern dieses Jahres an, gegen den gleichen Mietzins, welchen ich bisher für meine Wohnung im Zeltwege bezahlt hatte, d. h. für jährlich 800 Franken, zur dauernden Benutzung übergab.

Die Herrichtung des Häuschens, die mich nun mit dem anbrechenden Frühjahre leidenschaftlich beschäftigte, ging nicht ohne manche Verdrießlichkeit vor sich. Das Häuschen, welches nur zur Sommerbewohnung eingerichtet war, mußte durch Beschaffung von Heizung und durch sonstige Vorkehrungen erst noch für den Winter tauglich gemacht werden. Ward auch von seiten des Besitzers hierfür das Nötigste geleistet, so blieb doch immerhin genug übrig, was, sowohl bei der perennierenden Meinungsdifferenz zwischen mir und meiner Frau über alles und jedes, als auch bei meiner im Grunde doch immer gänzlich vermögenslosen bürgerlichen Lage, nie gänzlich endende Schwierigkeiten herbeiführte. In der letzteren Beziehung trat zwar immer von Zeit zu Zeit eine Wendung ein, welche recht gut geeignet war, einem sanguinischen Temperamente ein zuversichtliches Vertrauen auf die Zukunft zu geben: trotz der schlechten Aufführungen meiner Oper, brachte mir der „Tannhäuser" aus Berlin doch unerwartet gute Einnahmen zu. Jetzt hatte sich denn auch auf eine sonderbare Weise in Wien für mich etwas Luft gemacht. Immer nämlich blieb ich dort noch von

dem Hofoperntheater ausgeschlossen, und mir war versichert worden, daß, so lange es einen kaiserlichen Hof gäbe, an eine Aufführung meiner hochverräterischen Opern in Wien nicht zu denken wäre. Diese sonderbare Lage veranlaßte den Direktor des Josephstädter Theaters, meinen alten Rigaschen Direktor Hoffmann, in einem von ihm erbauten großen Sommertheater im Lerchenfeld, außerhalb der Linien von Wien, mit einer besondren Operntruppe den „Tannhäuser" zu wagen. Er bot mir für jede Vorstellung, die ich ihm erlauben würde, eine Tantieme von 100 Franken. Als Liszt, den ich hiervon benachrichtigte, die Sache bedenklich fand, schrieb ich ihm: ich sei gesonnen mich in dieser Angelegenheit auf den Standpunkt Mirabeaus zu stellen, welcher, da er von seinen Standesgenossen nicht zu der Notablen-Versammlung gewählt wurde, sich den Wählern in Marseille als Marchand de drap vorstellen ließ. Das gefiel denn wieder Liszt, und ich zog nun wirklich durch das Lerchenfelder Sommertheater in die österreichische Kaiserstadt ein. Von der Aufführung selbst wurden mir die allerwunderlichsten Dinge berichtet: Sulzer, welcher damals auf einer Reise durch Wien gekommen war, und einer solchen Vorstellung beigewohnt hatte, beklagte sich vornehmlich nur über die Finsternis des Hauses, welche auch nicht ein Wort des Textbuches zu lesen erlaubte, sowie daß es sehr stark hineingeregnet hätte. Anders berichtete mir einige Jahre später der Schwiegersohn der Witwe des Komponisten Hérold, welcher damals auf einer Hochzeitsreise ebenfalls Wien und diese Lerchenfelder Vorstellung besucht hatte: dieser versicherte mich, daß, trotz allen äußeren Mangelhaftigkeiten, die hiesige Vorstellung ihn wahrhaft erfreut und namentlich bei weitem wirkungsreicher ergriffen habe, als die ohne allen Vergleich schlechtere Aufführung im Berliner Hoftheater, welche er nach dieser ebenfalls besucht habe. Für jetzt brachte mir das energische Einschreiten meines alten Rigaschen Theaterdirektors in Wien für zwanzig Vorstellungen, welche er vom „Tannhäuser" im ganzen ermöglichte, wirklich 2000 Franken ein; und es war mir vielleicht verzeihlich, nach einem so eigentümlichen, meine Popularität offen konstatierenden Vorgange, auf unberechenbare Wirkungen meiner Arbeiten, selbst nach der Seite des Gewinnes hin, für die Zukunft zu vertrauen.

Während mich unter solchen Umständen die Einrichtung des ersehnten Landhäuschens beschäftigte, und ich die Instrumentation des ersten Aktes von „Siegfried“ ausarbeitete, versenkte ich mich von neuem in die Schopenhauersche Philosophie, las auch mit besondrer Angezogenheit Scottsche Romane. Auch beschäftigte ich mich ernstlich damit, meinem Eindrucke von den Lisztschen Kompositionen eine bestimmte Bedeutung zuzuweisen, wofür ich zu der Form eines Briefes an Marie Wittgenstein griff, welcher in der Brendelschen Musikzeitung veröffentlicht wurde. —

Als nun die Übersiedelung nach der, wie ich vermeinte, letzten Wohnungszuflucht meines Lebens bevorstand, überlegte ich von neuem, wie ich diesem Leben selbst für den gemeinen Bestand eine Grundlage verschaffen könnte. Noch einmal griff ich meine Unterhandlungen mit Härtels wegen der Nibelungen auf, mußte sie aber spröde und abgeneigt gegen ein Geschäft für dieses Werk finden. Ich klagte dies Liszt, und stellte ihm offen die Zumutung, dem Großherzoge von Weimar, welcher den Aussagen meines Freundes nach sich fortwährend als Schutzpatron meines Nibelungenunternehmens betrachtet wissen wollte, die Schwierigkeiten, auf welche ich hierbei stieße, zu erkennen zu geben. Ich führte hierbei an, daß, wenn einem gewöhnlichen Musikhändler das Befassen mit einem so außerordentlichen Unternehmen nicht wohl zuzumuten sei, von dem Fürsten, welcher dasselbe zu seinem Ehrenpunkte zu machen gedenke, dagegen wohl zu verlangen stünde, daß er sich auch ernstlich an den Vorbereitungen dazu, unter welchen die Ausarbeitung des Werkes selbst wohl sehr füglich begriffen werden müsse, beteilige. In diesem Sinne wollte ich, daß der Großherzog für Härtels eintrete, das Werk mir abkaufe, und in dem Maße der Vollendung der Arbeit es mir bezahle, wodurch er sich zum Eigentümer derselben machen, und später nach Belieben sich dafür selbst durch einen Verleger entschädigen sollte. Liszt verstand mich sehr wohl, konnte jedoch nicht umhin, mir von meinen Annahmen im Betreff Sr. Kgl. Hoheit abzuraten. —

Dagegen zog jetzt die junge Großherzogin von Baden meine Aufmerksamkeit auf sich. Seit mehreren Jahren war vom Großherzog von Baden Eduard Devrient als

Direktor seines Hoftheaters nach Karlsruhe gezogen worden. Ich war seit meinem Fortgange von Dresden, wenn auch mit langen Unterbrechungen, mit Devrient in Verkehr geblieben; er hatte sich noch brieflich über meine Schriften „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama" höchst anerkennend geäußert. Von dem Karlsruher Theater behauptete er mir, dieses sei so schwach, daß er an die Aufführung meiner Opern auf demselben nicht gut gehen zu können glaubte. Plötzlich änderte sich dieses, als der Großherzog geheiratet hatte, und die von meiner alten Freundin Alwine Frommann für mich gewonnene junge Tochter der Prinzessin von Preußen, jetzt in Karlsruhe zur Selbständigkeit gelangt, eifrig nach der Aufführung meiner Werke verlangte. Jetzt wurden denn meine Opern auch dort aufgeführt, und Devrient mußte mir von dem großen Anteile der jungen Fürstin, welche selbst den Proben häufig beiwohnte, berichten. Dies machte auf mich einen sehr freundlichen Eindruck; aus freien Stücken äußerte ich mich hierüber anerkennend in einem Schreiben, welches ich an die Großherzogin richtete, und dem ich als Albumblatt „Wotans Abschied" aus dem Schluß der „Walküre" beilegte.

So kam der 20. April heran, an welchem ich meine bisherige nun bereits vermietete Wohnung im Zeltwege verlassen mußte, ohne das noch nicht ganz fertig eingerichtete Landhaus bereits beziehen zu können. Bei unfreundlicher Witterung hatten sich während der steten Besuche des von Maurern und Schreinern nachlässig okkupierten Häuschens, Erkältungen bei uns eingestellt. In übelster Laune verbrachten wir eine Woche im Gasthofe, und ich überlegte mir, ob es denn überhaupt der Mühe verlohne, erst noch dieses Grundstück zu beziehen, indem es mir plötzlich ahnte daß ich doch auch von dort wieder weiter wandern dürfte. Endlich setzten wir am Ende des April mit Gewalt unsere Einsiedelung durch; es war kalt und feucht, die neuen Heizungen wärmten nicht; wir beide waren krank und vermochten kaum das Bett zu verlassen. Da erschien ein gutes Anzeichen: der erste Brief, der mir zukam, war ein versöhnendes, sehr liebevolles Schreiben der Frau Julie Ritter, wodurch sie mir die Beendigung des Zerwürfnisses wegen des Benehmens ihres Sohnes ankündigte. Nun brach auch schönes

Frühlingswetter herein; am Karfreitag[1]) erwachte ich zum ersten Male in diesem Hause bei vollem Sonnenschein: das Gärtchen war ergrünt, die Vögel sangen, und endlich konnte ich mich auf die Zinne des Häuschens setzen, um der langersehnten verheißungsvollen Stille mich zu erfreuen. Hiervon erfüllt, sagte ich mir plötzlich, daß heute ja „Karfreitag“ sei, und entsann mich, wie bedeutungsvoll diese Mahnung mir schon einmal in Wolframs Parzival aufgefallen war. Seit jenem Aufenthalte in Marienbad, wo ich die „Meistersinger“ und „Lohengrin“ konzipierte, hatte ich mich nie wieder mit jenem Gedichte beschäftigt; jetzt trat sein idealer Gehalt in überwältigender Form an mich heran, und von dem Karfreitags-Gedanken aus konzipierte ich schnell ein ganzes Drama, welches ich, in drei Akte geteilt, sofort mit wenigen Zügen flüchtig skizzierte.

Mitten unter der immer noch nicht beendeten und leidenschaftlich von mir betriebenen Einrichtung des Hauses, drängte es mich nun zur Arbeit: ich griff wieder zum „Siegfried“, und begann die Komposition des zweiten Aktes davon. Während ich nun unschlüssig darüber gewesen war, wie ich mein neu gewonnenes Asyl benennen wollte, mußte ich, da die Einleitung dieses Aktes bei guter Laune mir sehr wohl geriet, laut lachen, als mir einfiel, ich müßte, eben dieser ersten Arbeit entsprechend, mein neues Heimwesen „Fafners Ruh“ nennen. Das durfte nun aber doch nicht sein; und somit blieb es dabei, das Grundstück einfach „Asyl“ zu benennen, mit welcher Benennung ich es denn auch in der Datumangabe meiner Arbeit bezeichnete.

Meine fehlgeschlagenen Aussichten auf die Unterstützung des Großherzogs von Weimar für die Nibelungen-Arbeit nährten aber in mir eine fortgesetzte Verstimmung; ich sah eine Last vor mir, deren ich mich nicht zu entledigen wußte. Zu gleicher Zeit war mir nun eine abenteuerliche Meldung zugekommen: ein Mensch, welcher, sehr natürlich, Ferrero hieß, hatte sich als brasilianischer Konsul von Leipzig aus bei mir gemeldet, und mir Anzeige von der großen Zuneigung des Kaisers von Brasilien für meine Musik gemacht.

---

[1]) [Der Karfreitag fiel 1857 auf den 10. April.]

Meinen Zweifeln an dieser sonderbaren Erscheinung wußte der Mann in seinen Briefen recht hübsch zu entgegnen; der Kaiser liebte das Deutsche, und wünschte mich gerne zu sich nach Rio de Janeiro zu haben, damit ich ihm daselbst meine Opern vorführe, wozu, da dort allerdings nur Italienisch gesungen würde, es nur der Übersetzung meiner Texte bedürfe, was er als sehr leicht und zugleich als sehr vorteilhaft für dieselben ansah. Sonderbarerweise wirkte die hierdurch angeregte Vorstellung in Wahrheit sehr angenehm auf mich, und es schien mir, als müßte ich sehr gut ein leidenschaftliches Musikgedicht zustande bringen können, welches sich im Italienischen ganz trefflich ausnehmen sollte. Wiederum gedachte ich mit stets auflebender Vorliebe an „Tristan und Isolde". Zunächst übersandte ich Herrn Ferrero, um der großmütigen Neigung des Kaisers von Brasilien einigermaßen auf den Zahn zu fühlen, die kostbar eingebundenen Klavierauszüge meiner drei älteren Opern, von deren gnädiger und splendider Aufnahme in Rio de Janeiro ich mir längere Zeit etwas recht Angenehmes erwartete. Weder von diesen Klavierauszügen, noch vom Kaiser von Brasilien und dessen Konsul Ferrero, habe ich in meinem Leben je wieder etwas gehört. Nur Semper geriet noch mit diesem tropischen Lande in eine architektonische Verwickelung: für Rio war eine Konkurrenz zum Bau eines neuen Opernhauses ausgeschrieben; Semper hatte sich zur Teilnahme gemeldet, und verfertigte wunderschöne Pläne dazu, welche uns viele Unterhaltung gewährten, und unter andren dem Dr. Wille eine besonders interessante Aufgabe zu bieten schienen, da er annahm es müsse einem Architekten etwas Neues dünken, ein Operntheater für ein schwarzes Publikum zu entwerfen. Ich habe nicht erfahren, ob die Resultate von Sempers Verkehr mit Brasilien viel befriedigender waren als die des meinigen; jedenfalls weiß ich, daß er das Theater nicht gebaut hat.

Eine heftige Erkältung warf mich für einige Tage in ein starkes Fieber; als ich davon genas, war mein Geburtstag gekommen: des Abends wieder auf meiner Zinne sitzend, überraschte mich der Gesang der drei „Rheintöchter" aus dem Schlusse des „Rheingoldes", welcher aus naher Ferne über die Gärten zu mir herüberdrang. Frau Pollert, die-

selbe deren eheliche Leiden einst in Magdeburg die an und für sich schwierige Wiederaufführung meines „Liebesverbotes“ verhindert hatten, war im vergangenen Winter, immer noch als Sängerin, zugleich aber auch als Mutter zweier Töchter, am Züricher Theater-Himmel erschienen. Da sie immer noch eine gute Stimme hatte, und sich mit äußerster Willigkeit gegen mich benahm, ließ ich sie den letzten Akt der „Walküre“ für sich, und die Szenen der „Rheintöchter“ aus dem „Rheingolde“ mit ihren beiden Töchtern einüben. Öfter hatten wir im vergangenen Winter unseren Freunden kleine Anhörungen davon verschafft; jetzt, an diesem Geburtstagsabende, überraschte mich der Gesang der aufmerksamen Freundinnen in sehr rührender Weise, und plötzlich empfand ich einen sonderbaren Widerwillen gegen die Fortsetzung der Komposition der Nibelungen, um so dringender aber das Verlangen, sofort den „Tristan“ aufnehmen zu können. Ich beschloß meiner langgenährten heimlichen Neigung zu gewähren, und diese neue Arbeit, welche ich nur als eine kurze Unterbrechung jener großen gelten lassen wollte, alsbald zu beginnen. Um mir jedoch das Zeugnis zu geben, daß nicht etwa ein eingetretener Überdruß von jener älteren Arbeit mich zurückscheuchte, beschloß ich jedenfalls erst noch die kaum begonnene Komposition des zweiten Aktes von „Siegfried“ bis zur Beendigung fortzusetzen; was auch mit großer Lust geschah, während ich andrerseits immer deutlicher den „Tristan“ in mir aufdämmern ließ.

Einigermaßen mitwirksam zur Erfassung des „Tristan“ waren jedoch auch äußere Beweggründe, welche das auf die Ausführung dieses Werkes bezügliche Unternehmen mir anziehend und vorteilhaft erscheinen ließen. Diese Motive kamen vollends zu Reife, als Eduard Devrient, Anfangs Juli, mich besuchte und drei Tage bei mir verweilte. Er berichtete mir die gute Aufnahme, welche meine Sendung an die Großherzogin von Baden erfahren hatte. Im ganzen erschien es mir, als ob er beauftragt sei sich mit mir für irgendein Unternehmen zu verständigen; ich teilte ihm mit, daß ich gesonnen sei meine große Nibelungen-Arbeit durch die Ausführung eines Werkes zu unterbrechen, welches, seinem Umfange und seiner Erforderlichkeit nach, mich von neuem in den Verkehr mit den Theatern, wie sie nun eben seien, setzen sollte. Gewiß würde ich mir un-

recht tun, wenn ich mir selbst nachsagen wollte, daß ich aus diesem äußerlichen Grunde die Ausführung des „Tristan" in das Auge gefaßt und beschlossen hätte; dennoch muß ich zugestehen, daß im Betreff der Stimmung, in welcher ich vor mehreren Jahren die Ausführung jenes größeren Werkes in Angriff nahm, bei mir eine merkliche Veränderung eingetreten war. Damals kam ich soeben von meinen Kunstschriften, in welchen ich mir die Gründe des Verfalles unsrer öffentlichen Kunst, und namentlich des Theaters, durch Erforschung eines weiten Zusammenhanges dieser Gründe mit den allgemeinen Kulturzuständen zu erklären gesucht hatte. Damals wäre es mir unmöglich gewesen mich an eine Arbeit zu begeben, bei welcher ich sofort die Aufführung auf unsren Theatern in das Auge zu fassen gehabt hätte. Nur ein gänzliches Absehen hievon konnte, wie ich dies gelegentlich früher bezeugte, mich zur Wiederaufnahme meiner künstlerischen Arbeiten bestimmen. Während ich nun für eine Aufführung der Nibelungendramen unverrückt das eine festzuhalten genötigt war, daß diese Aufführung nur unter so außerordentlichen Umständen, wie ich sie später in dem Vorworte zu der Herausgabe der Dichtung bezeichnete, stattfinden könnte, hatte doch die geglückte Verbreitung meiner älteren Opern soweit Einfluß auf meine Stimmung geübt, daß ich jetzt, indem ich mich der Vollendung meiner großen Arbeit über die Hälfte derselben näherte, nach einer Möglichkeit auch der Aufführung dieses Werkes immer ernstlicher aussah. Bis dahin hatte nun Liszt in seinem Vertrauen auf den Großherzog von Weimar die verborgene Hoffnung meines Herzens genährt; nach den neuesten Erfahrungen hatte sich diese nun aber als gänzlich nichtig herausgestellt, während andrerseits die Hoffnung mir bestätigt wurde, daß ein neues, dem „Tannhäuser" oder „Lohengrin" ähnliches Werk von mir, mit großer Bereitwilligkeit überall aufgenommen werden würde. Die Weise, in welcher ich endlich den Entwurf des „Tristan" ausführte, zeigt zwar deutlich, wie wenig ich hierbei an unsere Operntheater und die Fähigkeit ihrer Leistungen dachte, dennoch, da ich immer zugleich mit einer äußeren Nötigung meiner Lebenslage zu kämpfen hatte, vermochte ich soweit mich selbst zu täuschen, daß ich mir einbilden konnte, mit der Unterbrechung der Komposition der Nibelungen und dem An-

griffe des „Tristan", im praktischen Sinne eines klugerwägenden Menschen zu verfahren. Devrient hörte nun sehr gern von einem solchen, für praktisch ausgegebenen Unternehmen meinerseits; er frug mich, an welches Theater ich für die erste Aufführung meiner neuen Arbeit dächte, worauf ich erwiderte daß ich natürlich nur ein solches in das Auge fassen könnte, bei welchem persönlich mich an der Aufführung zu beteiligen mir möglich sein würde. Entweder, so meinte ich, würde dies in Brasilien der Fall sein, oder, da das Gebiet des Deutschen Bundes mir verschlossen blieb, eine den deutschen Grenzen nahe gelegene Stadt, von der ich annehmen dürfte, daß sie mir einige Kunstmittel zu Gebote stellen könnte. Ich hatte hiefür Straßburg in das Auge gefaßt: aus vielen praktischen Gründen war jedoch Devrient vollständig gegen ein solches Unternehmen eingenommen; eine Aufführung in Karlsruhe, so meinte er, würde dagegen weit eher und erfolgreicher zu bewerkstelligen sein. Ich hatte hiergegen nur dieses eine einzuwenden, daß ich dort mich ja eben nicht persönlich an dem Studium und der Aufführung meines Werkes würde beteiligen können. Was nun aber diesen Punkt betraf, glaubte Devrient, in Berücksichtigung der mir geneigten und zu energischer Teilnahme gestimmten Absicht des Großherzogs von Baden, mir entscheidende Hoffnung machen zu können. Dies war mir nun recht angenehm zu erfahren. Auch hörte ich Devrient mit vieler Teilnahme von dem jungen Tenorsänger Schnorr erzählen, welcher, bei vorzüglichen Mitteln, große Hingebung gerade für meine Werke besässe. — In bester Laune bewirtete ich jetzt Devrient so gut ich konnte; an einem Vormittage spielte und sang ich ihm das ganze „Rheingold" vor, welches ihm recht zu gefallen schien. Halb ernsthaft, halb scherzend sagte ich ihm, ich hätte bei dem Mime an ihn gedacht; denn, wenn es damit nicht zu spät würde, sollte er ihn einmal auszuführen bekommen. Da nun einmal Devrient zugegen war, ging es auch nicht ohne Vorlesung seinerseits ab; ich lud meine Hausfreundschaft, mit Semper und Herwegh, zusammen, und Devrient las uns die Szenen des Antonius aus Shakespeares „Julius Cäsar" in so glücklicher Weise vor, daß selbst Herwegh, welcher von vornherein spöttisch dagegen gestimmt war, den Erfolg der Geschicklichkeit des ge-

übten Schauspielers willig anerkannte. — Von meiner Wohnung aus schrieb Devrient an den Großherzog von Baden, darüber berichtend, was er an mir gefunden und wie er mich angetroffen habe. Kurz nach seiner Verabschiedung von mir erhielt ich nun vom Großherzog einen sehr erfreulichen eigenhändigen Brief, in welchem jener zunächst für das seiner Frau geschenkte Album-Blatt in anerkennendster Weise dankte, und zugleich mir seinen Willen eröffnete, in Zukunft für mein Schicksal und namentlich meine Wiederkehr nach Deutschland eintreten zu wollen.

Die Absicht der Ausführung des nun erst in Angriff zu nehmenden „Tristan“ war von jetzt an mit stärkster Schrift in meinem Lebensplan eingeschrieben. Zunächst verdankte ich dem allen aber die Forterhaltung der guten Laune, in welcher ich für jetzt erst noch den zweiten Akt des „Siegfried“ zu Ende komponierte. Meine täglichen Spaziergänge richtete ich an den heiteren Sommernachmittagen nach dem stillen Sihltal, in dessen waldiger Umgebung ich viel und aufmerksam nach dem Gesange der Waldvögel lauschte, wobei ich erstaunt war, die mir gänzlich neuen Weisen von Sängern kennen zu lernen, deren Gestalt ich nicht sah, und deren Namen ich noch weniger wußte. Was ich von ihren Weisen mit nach Hause brachte, legte ich in der Waldszene „Siegfrieds“ in künstlicher Nachahmung nieder. Anfangs August war ich mit der sorgfältig skizzierten Komposition auch dieses zweiten Aktes zu Ende. Ich freute mich, für den dereinstigen Wiederbeginn der Fortarbeit mir gerade den dritten Akt, mit der Erweckung Brünnhildes, vorbehalten zu haben; denn es war mir, als ob alles Problematische meiner Arbeit nun glücklich gelöst, und jetzt nur noch der eigentliche Genuß derselben zu gewinnen übrig sei.

So war ich, im guten Glauben an die Richtigkeit der Ökonomie meiner künstlerischen Kraft, gerüstet, an die Niederschrift des „Tristan“ zu gehen. Zu einiger Prüfung meiner Geduld kam nun gerade der treffliche Ferdinand Praeger aus London an, über dessen Besuch ich andrerseits mich recht zu freuen hatte, da ich in ihm einen bewährten und ausdauernden Freund erkennen mußte. Nur bildete er sich ein, ausnehmend nervös und vom Schicksale verfolgt zu sein, was mir, da ich mit dem besten Willen nach dieser Seite hin keine Teil=

nahme zu fassen vermochte, einigermaßen peinlich wurde. So halfen wir uns mit einem Ausflug nach Schaffhausen, wo ich zum erstenmal den berühmten Rheinfall besuchte, und nicht unbedeutende Eindrücke davon empfing. — Außerdem bezogen um jene Zeit Wesendoncks endlich ihre, von den Pariser Stukkatur-Arbeitern und Tapezierern gesäuberte, Villa. Hiermit begann nun eine, nicht eigentlich bedeutende, doch aber auf die äußere Wendung meines Lebens einflußreiche neue Phase meines Umganges mit dieser Familie. Wir waren uns jetzt durch die unmittelbare, eigentlich ländliche Nachbarschaft so nahegerückt, daß eine starke Vermehrung der Beziehungen bloß durch die einfache tägliche Berührung nicht ausbleiben konnte. Ich hatte schon öfter bemerkt, daß Wesendonck, in seiner rechtschaffenen Offenheit, durch mein Heimischwerden in seinem Hause sich beunruhigt fühlte; in vielen Dingen, wie in der Heizung, der Beleuchtung, auch den Mahlzeitstunden, wurden Rücksichten auf mich genommen, welche für ihn seinen Rechten als Hausherr nahezutreten schienen. Es bedurfte hierüber einiger vertrauter Mitteilungen, um andrerseits eine halb verschwiegene, halb ausgesprochene Übereinkunft festzustellen, welche mit der Zeit eine bedenkliche Bedeutung im Auge andrer anzunehmen geeignet war. Somit entstand im Betreff unseres nun so nahegerückten Verkehrs eine gewisse Rücksicht, welche unter Umständen für die beiden Eingeweihten unterhaltend wurde.

Sonderbarerweise traf der Zeitpunkt dieser nachbarlichen Annäherung mit dem Beginne der Ausführung meiner Dichtung von „Tristan und Isolde“ zusammen. Jetzt traf Robert Franz zum Besuche in Zürich ein, und erfreute mich durch angenehme Seiten seiner Persönlichkeit, während eben sein Besuch mich darüber beruhigte, daß eine gewisse Spannung, welche seit seinem ersten Auftreten für mich, bei Gelegenheit des „Lohengrin“, namentlich durch die Einmischung seines Schwagers Hinrichs (welcher eine Broschüre über mich geschrieben hatte) eingetreten war, nicht von tiefergehender Bedeutung sei. Wir musizierten; er begleitete meinem Gesange einige seiner Lieder; meine Nibelungenkompositionen schienen ihm zu gefallen. Als ihn jedoch eines Tages Wesendoncks, um eine gemeinschaftliche Vereinigung zu bereiten, zum Diner einluden, bat er sich aus, daß er hierbei

ohne weitere Gäste mit der Familie allein sein dürfe, weil er befürchtete, neben mir nicht aufkommen zu können, woran andrerseits ihm doch einigermaßen gelegen sein müßte. Wir scherzten hierüber, was mir um so leichter fiel, als ich zuzeiten wirklich sehr gern der Mühe der Unterhaltung so eigentümlicher, kurzatmig und dürftig sich äußernder Menschen, als welchen ich auch Franz zu erkennen hatte, überhoben war. Er verließ uns, ohne mir je wieder etwas von sich hören zu lassen.

Als ich jetzt ungefähr den ersten Akt meiner Dichtung von „Tristan" vollendet hatte, stellte sich dagegen ein neuvermähltes junges Paar in Zürich ein, welches allerdings hervorragende Ansprüche an meine Teilnahme geltendmachen durfte. Gegen Anfang September traf Hans von Bülow mit seiner jungen Frau, Liszts Tochter Cosima, im Gasthof zum „Raben" ein. Von dort holte ich sie beide ab, um für ihren längeren, mir vorzugsweise zugedachten Besuch, sie in meinem kleinen Häuschen aufzunehmen.

Der Monat September verfloß uns gemeinschaftlich in sehr anregender Weise. Zunächst vollendete ich währenddem die Dichtung von „Tristan und Isolde", von welcher Hans mir sogleich aktweise eine Reinschrift besorgte. Aktweise las ich sie bereits auch den Freunden vor, bis ich endlich eine kollektive Privat-Vorlesung davon halten konnte, welche viel Eindruck auf die wenigen nah befreundeten Zuhörer machte. Da Frau Wesendonck von dem letzten Akte besonders ergriffen schien, sagte ich tröstend, daß man hierüber nicht zu trauern habe, da es im allerbesten Falle bei so ernster Angelegenheit diese Art von Wendung nähme, — worin mir Cosima rechtgab. Im übrigen musizierten wir sehr viel; denn nun endlich hatte ich an Bülow den richtigen Spieler für die furchtbaren Klindworthschen Arrangements meiner Nibelungen-Partituren gewonnen. Aber auch die nur im Kompositions-Entwurfe niedergeschriebenen beiden Akte des „Siegfried" wußte Hans sofort sich derart anzueignen, daß er sie wie aus einem wirklichen Klavierauszuge zu spielen vermochte. Ich sang dazu, wie gewöhnlich alle Partien; manchmal hatten wir einige Zuhörer, unter denen sich Frau Dr. Wille am besten anließ. Cosima hörte mit gesenktem Kopfe, und gab nichts von sich; wenn man in sie drang, fing sie an zu weinen.

Gegen Ende September verließen mich meine jungen Freunde, um nach ihrem Aufenthaltsorte Berlin, zum bürgerlich geschäftlichen Antritt ihrer Ehe, zurückzureisen.

Wir hatten den „Nibelungen“ durch unser vieles Musizieren daraus vorläufig eine Art von Grabgeläute gegeben, da sie nun gänzlich von mir beiseite gelegt, und in der Folge bei ähnlichen Zusammenkünften nur mit immer vergilbterem Ansehen, wie zur Erinnerung, aus ihren Mappen hervorgeholt wurden. Anfang Oktober begann ich dagegen sofort die Komposition des Tristan, davon ich den ersten Akt bis Neujahr vollendete, und bereits schon auch das Vorspiel instrumentierte. In dieser Zeit bildete sich bei mir eine träumerisch bange Zurückgezogenheit aus. Arbeit, weite Spaziergänge, trotz rauher Witterung, des Abends Lektüre des Calderon, daraus bestand die Gewohnheit, in welcher ich nur zu meinem größten Mißmute gestört wurde. Mein Zusammenhang mit der Welt bezog sich fast nur auf meine Verhandlungen mit dem Musikhändler Härtel wegen der Herausgabe des „Tristan“; da ich diesem meldete, ich hätte, im Gegensatze zu dem ungeheuren Nibelungen-Unternehmen, ein praktikables Werk im Sinne, welches in seinen Anforderungen für die Darsteller sich lediglich auf ein paar gute Sänger beschränke, zeigte er so große Lust auf mein Anerbieten einzugehen, daß ich mich unterstand, von ihm 400 Louisdor zu fordern. Hierauf schrieb mir Härtel, ich möge seine Gegen-Anerbietungen in einem verschlossen beigelegten Briefe nur dann lesen, wenn ich zunächst von meinen Forderungen gänzlich abzustehen mich geneigt finden sollte, da er meinem beabsichtigten Werke nicht die Eigenschaft einer leichten Ausführbarkeit ansehen könnte. In dem verschlossenen Papiere fand ich nun, daß man nur 100 Louisdor anbot, jedoch sich verpflichtete, nach fünf Jahren den Ertrag des Geschäftes mit mir zu teilen, oder aber meine Ansprüche hierauf durch eine abermalige Zahlung von 100 Louisdor mir abzukaufen. Hierauf mußte ich denn eingehen, und machte mich nun bald an die Instrumentation des ersten Aktes um die Partitur sofort heftweise dem Stich zu übergeben.

Außerdem interessierte mich in dieser Zeit eine im Monat November eintretende Krisis auf dem amerikanischen Geldmarkte, deren Folgen während einiger verhängnisvollen Wochen das

ganze Vermögen meines Freundes Wesendonck in Frage zu stellen schienen. Ich entsinne mich, daß die Katastrophe von den Betroffenen mit vielem Anstand getragen wurde; doch gaben die Unterhaltungen über die Möglichkeit des Verkaufes von Haus, Hof und Pferden unseren abendlichen Zusammenkünften eine unvermeidlich schwermütige Stimmung. Wesendonck verreiste, um mit verschiedenen auswärtigen Bankiers sich einzurichten; währenddem ward regelmäßig bei mir, wo ich des Vormittags am „Tristan" komponiert hatte, am Abend immer wieder Calderon vorgelesen, welcher um diese Zeit, nachdem ich mich durch Schacks Werk genügend auf das Bekanntwerden mit der dramatischen Literatur der Spanier vorbereitet hatte, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mich machte. — Endlich ging die amerikanische Krisis glücklich vorüber, und das bald sich herausstellende Ergebnis davon war, daß Wesendoncks Vermögen sich dadurch um ein Bedeutendes vergrößerte. Nochmals las ich in diesen Winterabenden den „Tristan" einem weiteren Kreise von Freunden vor. Gottfried Keller erfreute namentlich die knappe Form des Ganzen, welches eigentlich nur drei ausgebildete Szenen enthielt. Semper ward aber böse darüber, er warf mir vor, alles zu ernst zu nehmen; das Wohltätige der künstlerischen Bildung eines solchen Stoffes bestünde eben darin, daß der Ernst desselben gebrochen würde, um selbst an dem Tieferregendsten einen Genuß gewinnen zu lassen. Das gerade gefalle ihm so an Mozarts Don Juan, daß man die tragischen Typen dort nur wie auf der Maskerade anträfe, wo dann selbst der Domino der Charakter-Maske noch vorzuziehen sei. Ich gab zu, daß ich mir es in vielem leichter machen würde, wenn ich es mit dem Leben ernster, mit der Kunst dagegen etwas leichter nähme; nur würde es bei mir nun einmal wohl bei dem umgekehrten Verhältnisse verbleiben. Im Grunde schüttelte jeder den Kopf. — Nachdem ich den ersten Akt in der Komposition entworfen, und den Charakter meiner musikalischen Ausführung näher erkannt hatte, gedachte ich allerdings wohl mit sonderbarem Lächeln meiner ersten Annahme, mit diesem Werke eine Art von „italienischer Oper" zu schreiben, und daß ich aus Brasilien nichts mehr erfuhr, beunruhigte mich allmählich immer weniger.

Dagegen ward ich am Ende dieses Jahres dringend auf

die Vorgänge aufmerksam gemacht, welche in Paris meine Opern zu betreffen schienen. Von dorther meldete sich mir ein junger Auteur mit dem Wunsche, von mir mit der Übersetzung meines „Tannhäuser" betraut zu werden, da der Direktor des Théâtre lyrique, Herr Carvalho, damit umginge, diese Oper in Paris aufzuführen. Ich erschrak hierüber, weil ich fürchten mußte, meine Eigentumsrechte für meine Werke seien für Frankreich nicht gesichert und man könnte, was mir sehr widerwärtig war, nach Belieben dort darüber schalten. In welcher Art dieses aber eben auch an diesem Théâtre lyrique geschähe, hatte ich kurz zuvor aus einem Berichte über die Aufführung von Webers „Euryanthe", und der widerwärtigen Bearbeitung oder vielmehr Verstümmelung derselben zum Zwecke dieser Aufführung, ersehen. Da nun vor kurzem die ältere Tochter Liszts, Blandine, sich an den berühmten Advokaten E. Ollivier verheiratet hatte, und mir dadurch ein sehr ergiebiger Beistand gesichert war, faßte ich jetzt den Entschluß, auf etwa acht Tage nach Paris zu gehen, um der mir berichteten Angelegenheit dort nachzusehen, und jedenfalls mich der Bewahrung meiner Autorenrechte für Frankreich rechtsgültig zu versichern. Außerdem war ich in schwermütiger Seelenstimmung, wozu wohl wirkliche Überarbeitung, und zwar stetes Befassen mit ebensolchen Arbeiten, an denen Semper, wenigstens im Betreff der Anspannung meiner Seelenkräfte, nicht mit Unrecht den zu großen Ernst rügte, das meiste beigetragen hatte. Von dieser Stimmung, in welcher ich andrerseits alle eigentlichen weltlichen Sorgen verachtete, legte ich, so viel ich mich entsinne, am Silvestertage dieses Jahres (1857) in einem Briefe an meine alte Freundin Alwine Frommann ein Zeugnis nieder.

Mit dem Beginn des neuen Jahres 1858 nahm das Bedürfnis einer Unterbrechung in meiner Arbeit unabweisbar zu, so daß ich, ehe ich den gewünschten Ausflug mir nicht gestattet hätte, wahrhafte Scheu trug, an die Instrumentation des ersten Aktes von „Tristan und Isolde" zu gehen. Denn leider bot mir jetzt Zürich, mein Haus, und mein Freudesumgang auch gar keine Erholung mehr. Selbst die, als so annehmlich vorausgesetzte, unmittelbare Nachbarschaft der Familie Wesendonck mußte mein Unbehagen nur steigern, da es mir wahrhaft unerträglich

wurde, Abende hindurch Gesprächen und Unterhaltungen mich hinzugeben, an welchen, allermindestens zu gleichem Teile mit mir und allen übrigen, mein guter Freund Otto Wesendonck sich beteiligen zu müssen glaubte. Die Ängstlichkeit darüber daß, wie er vermeinte, in seinem Hause sich bald alles mehr nach mir als nach ihm richten würde, gab ihm außerdem die eigentümliche Wucht, mit welcher ein sich vernachlässigt Glaubender bei den von ihm empfundenen Befürchtungen, sich auf jedes Gespräch wirft welches in seiner Gegenwart geführt wird, ungefähr wie ein Löschhut auf das Licht. Mir ward bald alles Druck und Last; nur wer dies gewahrte, und einiges Verständnis hiervon verriet, konnte mir eine unter solchen Umständen immerhin nicht erheiternde Teilnahme erwecken. So beschloß ich denn mitten im harten Winter, trotzdem ich mit Geldmitteln hierfür augenblicklich ganz und gar nicht versehen war und deshalb allerhand ungeduldige Vorkehrungen treffen mußte, die Ausführung meiner Exkursion nach Paris, wobei ich den immer dunkel mir zugrunde liegenden Gedanken eines Fortganges auf Nimmerwiederkehr deutlich wieder hervordämmern fühlte. Zu sehr angegriffen um sogleich weiterreisen zu können, kam ich am 15. Januar in Straßburg an, und schrieb von dort an Eduard Devrient nach Karlsruhe, mit dem Vorschlage, es beim Großherzoge zu vermitteln, daß auf meiner beabsichtigten Rückreise von Paris ich, in Kehl etwa, von einem Adjutanten desselben in Empfang genommen, und zu einem Besuche nach Karlsruhe begleitet werden könnte; denn dort wünschte ich vor allem die für die Aufführung meines „Tristan“ zu bestimmenden Sänger kennen zu lernen. Ich ward bald darauf über diese meine Anmaßung, herzogliche Adjutanten zu meiner Disposition haben zu wollen, von Eduard Devrient abgekanzelt; woraus ich ersah, daß er der Meinung war, ich hätte es dabei nur auf eine unsinnige Ehrenbezeugung abgesehen, wogegen ich nur die einzige praktische Möglichkeit, als politisch Geächteter zu einem rein künstlerischen Zwecke mich nach Karlsruhe wagen zu dürfen, ins Auge gefaßt hatte. Über dieses Mißverständnis mußte ich denn lächeln; zu gleicher Zeit erschreckte mich aber dieser Zug von Seichtigkeit an meinem älteren Freunde genügend, um von hier an über dessen künftiges Benehmen gegen mich mir meine

Gedanken zu bilden. — Für jetzt schleppte ich mich noch zur Erholung meiner abgespannten Nerven in der Abenddämmerung mühsam durch die öffentliche Promenade von Straßburg, und wurde beim Hinblick auf eine Theater-Affiche durch den Namen „Tannhäuser" überrascht. Bei näherer Betrachtung war es die Ouvertüre zum „Tannhäuser", welche beim Beginne der Vorstellung eines französischen Stückes aufgeführt werden sollte. Was hiermit gemeint sei, schien mir durchaus unbegreiflich; natürlich nahm ich aber meinen Platz im Theater, wo es sehr leer war: desto vollzähliger stellte sich aber das Orchester ein, welches in einem schönen Raume sich bis zu bedeutender Stärke versammelte, und unter der Leitung seines Kapellmeisters eine wirklich recht gute Aufführung meiner Ouvertüre zu Gehör brachte. Da ich ziemlich nah in den Sperrsitzen saß, hatte mich der Pauker, welcher im Jahre 1853 in meinen Züricher Aufführungen mitgespielt hatte, erkannt. Nun war es wie ein Lauffeuer durch das ganze Orchester bis zu dessen Chef gegangen, wo meine Anwesenheit jetzt eine große Aufregung verursachte. Das geringe Publikum, offenbar nur des französischen Schauspiels wegen gekommen, und gar nicht im mindesten geneigt von der Ouvertüre besondere Notiz zu nehmen, wurde nun sehr überrascht, als am Schlusse des Musikstückes der Kapellmeister mit dem ganzen Orchester nach meinem Sperrsitze sich hinwandte und einen enthusiastischen Applaus zu hören gab, gegen welchen ich mich dann allerdings zu verneigen hatte. Sehr gespannt folgten mir aller Blicke, als ich nach diesem Auftritte den Saal verließ, um gebührenderweise den Kapellmeister aufzusuchen: dieser nannte sich Hasselmans, war Straßburger, und schien ein sehr gutmütiger wohlwollender Mensch; er begleitete mich in meinen Gasthof, und berichtete mir unter andrem auch, welche Bewandtnis es mit dieser, für mich so überraschenden Aufführung meiner Ouvertüre hatte. Infolge des reichen Legates eines Straßburger Bürgers und Musikfreundes, welcher schon zu dem Bau des Theaters das meiste beigetragen, war dem Orchester, dessen guter Beschaffenheit seine Dotation galt, auferlegt, wöchentlich einmal bei gewöhnlichen Schauspiel-Aufführungen ein größeres Instrumental-Stück im Theater mit voller Besetzung zu Gehör zu bringen. Diesmal war nun zufällig die „Tannhäuser"-Ou-

vertüre daran gekommen. Mir blieb hiervon nichts so lebhaft von Eindruck, als der Neid auf Straßburg, welches einmal solch einen Bürger hervorgebracht hatte, dessengleichen in allen den Städten, wo ich je etwas mit Musik zu tun hatte, ganz besonders auch in Zürich, nie einer das Tageslicht erblickt hatte.

Während ich mit Kapellmeister Hasselmans die Straßburger Musikzustände besprach, fand in Paris das famöse Attentat Orsinis auf den Kaiser statt; schon bei meiner Weiterreise am andren Morgen hörte ich die unklaren Gerüchte, ward aber, als ich am 16. in Paris ankam, vom Kellner meines Hotels mit genauer Angabe der Umstände davon unterhalten. Ich hielt den Vorfall für einen boshaften, auf mich persönlich berechneten Zug des Schicksals; denn ich befürchtete noch beim Frühstück am andren Morgen sofort meinen alten Bekannten, den Agenten des Ministeriums des Innern, eintreten und mich als politischen Flüchtling zum sofortigen Verlassen von Paris auffordern zu sehen. Ich vermutete deshalb, als Gast des großen Hôtel du Louvre, welches um jene Zeit neu eröffnet war, in ein besseres Ansehen bei der Polizei zu geraten, als in einem kleinen Winkel-Hotel der rue des filles St. Thomas, welches ich der Wohlfeilheit wegen zunächst aufgesucht hatte. Eigentlich hatte ich mich in einem mir von früher her bekannten Hotel der rue Le Pelletier einquartieren wollen; gerade von hier aus war nun aber das Attentat verübt worden, und in diesem Hotel hatte man die Hauptverbrecher aufgesucht und festgenommen. Wie sonderbar, wenn ich etwa zwei Tage früher in Paris angekommen und dort abgestiegen wäre!

Nach dieser Beratung mit dem Dämon meines Schicksals suchte ich zunächst Herrn Ollivier und dessen junge Frau auf. An ersterem fand ich alsbald einen sehr einnehmenden und tätigen Freund, welcher die Angelegenheit, die mich der äußerlichen Bestimmung nach, Paris zugeführt hatte, sofort entschlossen in die Hand nahm. Wir gingen eines Tages zu einem ihm befreundeten und wie es schien verpflichteten Notar; ich stellte dort eine geharnischte und wohl verklausulierte Vollmacht, zur Vertretung meiner Eigentumsrechte als Autor, an Ollivier aus, und wurde, trotzdem viele Stempelformalitäten vor sich gingen, dort mit vollendeter Gastfreiheit behandelt, so daß ich

mir unter meines neuen Freundes Schutz recht geborgen vorkam. Nun aber sollte ich, im Palais de Justice in der Salle des pas perdus an Olliviers Seite promenierend, erst noch den berühmtesten Advokaten der Welt, welche da in Barett und Robe herumwandelten, vorgestellt und sogleich bis auf den Grad vertraulich bekannt gemacht werden, daß ich einem Kreis von ihnen, welcher sich um mich bildete, das Süjet des „Tannhäusers“ zu explizieren veranlaßt werden konnte. Das gefiel mir alles sehr wohl. Nicht minder befriedigten mich meine Unterhaltungen mit Ollivier über dessen politische Ansichten und Stellung. Er glaubte nur noch an die Republik, welche nach dem unzweifelhaften Sturze der napoleonischen Herrschaft von neuem und dauernd hervortreten werde. Er und seine Freunde gingen nicht damit um eine Revolution hervorzurufen, sondern nur sich darauf vorzubereiten, diese, wenn sie, wie notwendig, eingetreten sein würde, nicht wieder der Ausbeutung durch Intriganten zu überlassen. In den Prinzipien ging er auf die äußersten Konsequenzen des Sozialismus ein; er kannte und respektierte Proudhon, jedoch nicht als Politiker: nichts aber, so meinte er, könne sich für dauernd begründen, als durch die Initiative der politischen Einrichtung. Auf dem Wege der einfachen Gesetzgebung, auf welchem schon bisher aus Gründen der öffentlichen Nützlichkeit bedeutende Maßregeln gegen den Mißbrauch des Privatrechtes eingeführt worden seien, würden allmählich die anscheinend kühnsten Forderungen für die Begründung eines gleichmäßig verteilten öffentlichen Wohles zur Geltung zu bringen sein. Ich bemerkte nun zu meiner großen Befriedigung nicht unbedeutende Fortschritte in der Entwickelung meines Charakters gemacht zu haben, da ich dieses und manches andere anhören und besprechen konnte, ohne irgendwie in meine bei ähnlichen Diskussionen früher eintretende Aufgeregtheit zu verfallen.

Höchst angenehm wirkte hierbei Blandine auf mich, durch Sanftmut, Heiterkeit und eine gewisse witzige Gelassenheit, bei andrerseits sehr schneller geistiger Apperzeption. Wir verstanden uns am schnellsten; es genügte der leisesten Äußerung, um uns über die Sache und die Personen, mit denen wir in Berührung kamen, sofort gegenseitig klar zu machen. — Es kam der Sonntag und mit ihm ein Conservatoire-Konzert,

wozu mir, da ich sonst nur zu Proben, nie aber zu Aufführungen davon gelangt war, die Freunde einen Platz zu verschaffen wußten, und zwar in der Loge der Witwe des Komponisten Hérold, einer sehr sympathischen Frau, welche sich mir sofort als warme Parteigängerin für meine Musik beurkundete. Diese hatte sie zwar noch nicht selbst kennen gelernt; nur war sie durch den Enthusiasmus ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes, welche beide, wie ich früher erwähnte, auf ihrer Hochzeitsreise in Wien und Berlin den „Tannhäuser“ gehört hatten, mitfühlend dafür gewonnen worden. Das kam mir alles recht angenehm wunderlich vor. Dazu hörte ich hier denn auch zum ersten Male in meinem Leben eine Aufführung der „Jahreszeiten“ von Haydn, welche dem Publikum ein außerordentliches Vergnügen verursachte, da es namentlich die der modernen Musik entfremdeten, bei Haydn so übermäßig häufig die musikalischen Phrasen abschließenden, stabilen Kadenz-Melismen als besonders originelle und reizende Züge aufnahm. Der Rest des Tages ward im vollsten Schoße der Familie Hérold auf recht angenehme Weise zugebracht; dort fand sich am Schlusse des Abends auch ein Mann ein, dessen Erscheinen gerade heute eine auffallende Wichtigkeit beigemessen wurde. Es war dies Herr Scudo, von dem ich erst nachher erfuhr, daß er, als sehr mächtiger musikalischer Redakteur der Revue des deux Mondes, in andren Journalen einen großen Einfluß ausübe, und zwar bisher in einem mir entschieden ungünstigen Sinn. Die freundliche Wirtin hatte gewünscht, bei dieser Gelegenheit ihn, durch sein Bekanntwerden mit mir, freundschaftlich für mich zu stimmen. Ich erklärte, daß durch Unterhaltungen an einem Salon-Abende hiefür wohl nicht viel erreicht werden könnte, und fand auch späterhin bestätigt, daß die Gründe, aus welchen ein solcher Herr, ohne irgendwelche Kenntnis von dem Gegenstand erlangt zu haben, sich gegen einen Künstler erklärt, weder mit dessen Überzeugung, noch selbst seinem Gefallen oder Nichtgefallen etwas zu tun haben. Bei jener späteren Gelegenheit mußte sogar, in einem Berichte des Herrn Scudo über meine Konzerte, die freundliche Familie es büßen, daß sie sich für mich verwendet hatte, da sie selbst als eine Familie von „akuten demokratischen Grundsätzen“ dort dem Gespötte preisgegeben wurde.

Jetzt suchte ich auch meinen in London neu gewonnenen Freund Berlioz auf, und fand ihn im ganzen freundlich gestimmt. Ich hatte ihm mitgeteilt, daß ich eben nur für einen kurzen Ausflug zu meiner Zerstreuung in Paris eingekehrt sei. Er war damals mit der Ausführung der Komposition einer großen Oper „Die Trojaner" beschäftigt; um von dem Werke einen Eindruck zu gewinnen, lag mir vor allem daran, das Gedicht, welches er selbst verfaßt hatte, kennen zu lernen. Er verwendete einen Abend dazu, mir allein dasselbe vorzulesen: hierbei ward mir sehr übel zumute, sowohl was die Konzeption der Dichtung selbst, als andrerseits seinen sonderbar trockenen und dabei theatralisch affektierten Vortrag anlangte. Ich glaubte namentlich in dem letzteren auch den Charakter der Musik zu gewahren, in welchem er seinen Text komponiert haben möchte, und verfiel darüber in vollständige Trostlosigkeit, da ich andrerseits ersah, daß Berlioz dieses Werk für das Hauptwerk, und seine zu erzielende Aufführung für den Hauptzweck seines Lebens ansähe.

Mit Olliviers wurde ich auch von der Familie Erard, in welcher ich meine alte Freundin, die Witwe Spontinis, wieder antraf, eingeladen; wir brachten da einen ziemlich üppigen Abend zu, an welchem ich sehr sonderbarer Weise die musikalische Unterhaltung am Klavier zu stellen hatte. Man behauptete, die verschiedenen Reminiszenzen, welche ich in meiner ungefähren Art auf diese Weise aus meinen Opern zum Besten gab, recht gut verstanden, und im höchsten Gefallen genossen zu haben. Jedenfalls hatte der prachtvolle Salon nie gemütlicher musizieren gehört. Außerdem gewann ich den ungeheuren Vorteil, durch das freundliche Entgegenkommen der Mme. Erard und ihres, nun seit dem Tode ihres Mannes das Geschäft führenden Schwagers Schäffer, mich des Gewinnes eines der berühmten Flügel jener Fabrik zu versichern. Hiermit schien mir der dunkle Zweck meines Ausfluges nach Paris eigentlich sein helles Licht gewonnen zu haben; denn ich war so sehr erfreut hierüber, daß ich, jedes übrige Resultat für durchaus schimärisch erkennend, hierin einzig den wahren Erfolg ersah.

In erheiterter Laune verließ ich somit am 2. Februar Paris, um auf der Heimreise noch meinen alten Freund Kietz in Epernay aufzusuchen. Dort hatte Herr Paul Chan=

don, ein zufälliger Jugendbekannter Kietz' sich des verunglückten Malers angenommen, indem er ihn völlig zu sich in das Haus gezogen, und ihm eine Reihe von Bestellungen auf Porträts zugewiesen hatte. Bei meiner Ankunft wurde ich sogleich unwiderstehlich in das gastfreundliche Haus Chandons gezogen, und durfte mich nicht weigern zwei Tage dort auszuruhen; denn auch ich traf in Chandon einen passionierten Freund meiner Opern, namentlich des „Rienzi“, dessen erster Aufführung er in Dresden seinerzeit beigewohnt hatte. Hier besuchte ich denn auch jene fabelhaften Weinkeller, welche sich meilenweit in den Eingeweiden des Felsenbodens der Champagne hinziehen. Kietz traf ich über einem Ölporträt an, von welchem allgemein die Meinung herrschte, es werde fertig werden, was mich sehr interessierte.

Nach vieler unnötiger Unterhaltung befreite ich mich endlich auch von dieser unverhofften Gastfreundschaft, und kam am 5. Februar nach Zürich zurück, wo ich brieflich zum voraus sogleich für meine Ankunft eine Abend-Gesellschaft bestellt hatte, da ich vielerlei zu erzählen zu haben glaubte, und dies nicht, wie gewöhnlich, durch ermüdende Detail-Mitteilungen an meine einzelnen Freunde, sondern sogleich kollektiv mit einem Male abmachen wollte. Semper, der sich in der Gesellschaft befand, und sich ärgerte in Zürich gewesen zu sein während ich in Paris war, wurde höchst übler Laune über meine heiteren Mitteilungen, und erklärte mich für einen „unverschämten Sohn des Glückes“, da er es offenbar als sein größtes Unglück betrachtete, an sein Züricher Nest angekettet zu sein.

Wie hatte ich innerlich zu dieser Beneidung meines „Glückes“ zu lächeln! Meine äußeren Geschäfte gingen schwerfällig vorwärts, da jetzt meine Opern ziemlich überallhin verkauft waren, und mir jetzt nicht viel von meinem Erwerbs-Kapitale mehr übrigblieb. Da ich nun einmal doch von allen diesen Aufführungen nichts anderes erfuhr und kennen lernte, als das wenige Geld, welches sie mir einbrachten, so war ich auch darauf verfallen, den „Rienzi“ als für unsere schlechten Theater eigentlich recht geeignet noch in den Kauf zu bringen: um ihn anbieten zu können, war eine Wiederaufnahme desselben in Dresden wünschenswert; diese ward aber durch den Eindruck des Orsinischen Attentates, wie man wenigstens vorgab,

verhindert. — So arbeitete ich denn an der Instrumentation des ersten Aktes von „Tristan“ weiter, und konnte mir währenddem immer weniger verheimlichen, daß gegen die Verbreitung dieser Arbeit auf den Theatern sich wahrscheinlich noch andere Einwände, als die der politischen Verfänglichkeit, einstellen würden. So arbeitete ich denn in das Blaue, eigentümlich Hoffnungslose, hinein. —

Im Monat März eröffnete mir Frau Wesendonck, daß sie zur Feier des Geburtstages ihres Gemahles eine Art von Musikaufführung in ihrem Hause vor sich gehen lassen möchte; hierauf war sie durch eine kleine Morgenmusik verfallen, welche ich im Laufe des Winters an ihrem eigenen Geburtstagsmorgen, mit Hilfe von acht Züricher Musikern, freundnachbarlich bewerkstelligt hatte. Der Stolz der Wesendonckschen Villa bestand nämlich in einem verhältnismäßig nicht ungeräumigen, von Pariser Stukkatur-Arbeitern recht elegant hergerichteten, Treppenhause, von welchem ich einmal behauptet hatte, Musik müsse sich da nicht übel ausnehmen. Dies war bei jener vorangegangenen Gelegenheit im kleinen erprobt worden, und sollte sich nun im großen bewähren. Ich erbot mich, ein anständiges Orchester zusammenzubringen, um Fragmente aus Beethovenschen Symphonien, bestehend vorzüglich aus den heiteren Sätzen derselben, zur gesellschaftlichen Unterhaltung aufzuführen. Die nötigen Vorbereitungen hierzu nahmen jedoch Zeit hinweg, und das Datum des Geburtstages mußte überschritten werden. So gelangten wir bis in die Osterzeit, und unser Konzert ging an einem der letzten Tage des Monat März vor sich. Das Ganze des musikalischen Hausfestes glückte in der Tat recht nach Wunsche; ein für die Beethovensche Instrumentation vollzähliges Orchester spielte der, in den umgebenden Gesellschaftsräumen verteilten, Gastversammlung eine kombinierte Auswahl von Symphonie-Fragmenten, unter meiner Anleitung, mit dem besten Gelingen vor. Das Unerhörte eines solchen Haus-Konzertes schien alles in eine sehr erregte Stimmung zu versetzen; mir ward beim Beginn der Aufführung durch die junge Tochter des Hauses ein schöner, nach Sempers Zeichnung in Elfenbein geschnitzter, Taktstock (der erste und einzige mir zum Ehrengeschenk gemachte) überreicht. An Blumen und Zierbäumen, unter denen ich beim Dirigieren stand, fehlte es

auch nicht, und als wir, meinem Geschmacke für die Wirkung einer Musik-Aufführung gemäß, nicht mit einem rauschenden, sondern mit einem tief beruhigenden Stücke, dem Adagio der neunten Symphonie geschlossen, durfte man sich wohl sagen, daß die Züricher Gesellschaft etwas nicht ganz Gewöhnliches erlebt hatte.

Auch meine Freunde, denen zunächst die von mir erwiesene Auszeichnung gegolten hatte, waren davon tief und feierlich ergriffen. Auf mich wirkte der Eindruck dieses Festes in der wehmütigen Weise, wie eine Mahnung daran daß der mögliche Höhepunkt einer Lebensbeziehung erreicht, ja daß der eigentliche Gehalt derselben bereits überboten und die Sehne des Bogens überspannt sei. Mir wurde späterhin von Frau Dr. Wille mitgeteilt, daß sie an jenem Abende von ähnlichen Empfindungen beherrscht worden sei. Am 3. April sandte ich das Manuskript der Partitur des ersten Aktes von „Tristan und Isolde“ zum Stiche nach Leipzig ab; die mit Bleistift skizzierten Blätter der Instrumentation des Vorspieles, welche ich früher bereits an Frau Wesendonck versprochen hatte, schickte ich dieser in die Nachbarschaft hinüber, und begleitete die Sendung mit einem Briefchen, in welchem ich ihr ernst und ruhig die damals mich beherrschende Stimmung mitteilte. Meine Frau war seit einiger Zeit über ihr Verhältnis zu unserer Nachbarin bedenklich geworden; sie beklagte sich immer gereizter, von ihr nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt zu werden, als es der Frau eines Mannes, welchen man so gerne bei sich sähe, gebührte; und überhaupt fand sie, daß bei unsren geselligen Zusammenkünften es von seiten unsrer Freundin sich weniger um Besuche bei ihr, als bei mir handle. Noch nicht hatte sie aber einen eigentlichen eifersüchtigen Verdacht laut werden lassen. Zufällig im Gärtchen sich aufhaltend, traf sie nun an diesem Morgen auf meine Sendung, nahm diese dem Dienstboten ab, erbrach und öffnete den Brief. Da ihr das Verständnis der in diesen Zeilen ausgesprochenen Stimmung durchaus unmöglich war, hielt sie sich desto mehr an eine, ihr geläufige, triviale Deutung der Worte, und glaubte sich demnach berechtigt, in mein Zimmer zu treten, um mir in dem Sinne einer solchen von ihr gemachten schrecklichen Entdeckung die sonderbarsten Vorwürfe zu machen. Sie hat mir nachher gestanden, daß sie hier-

bei nichts so sehr empört habe, als meine große Ruhe und die ihr dünkende Gleichgültigkeit, mit welcher ich ihrem törichten Benehmen entgegnete. Wirklich sagte ich ihr kein Wort, veränderte kaum meine Stellung, und ließ sie einfach wieder zur Türe hinausgehen. Mir selbst sagte ich aber, daß dies also die Form sei, unter welcher die Unerträglichkeit meines nun vor acht Jahren wieder angeknüpften ehelichen Verhältnisses mir unabweisbar zum Bewußtsein kommen und mein Leben fortan entscheiden sollte. Durch eine sehr bestimmte Aufforderung, sich ruhig zu verhalten und sowohl in ihrem Urteile, wie in ihrer Handlungsweise sich keiner Mißgriffe schuldig zu machen, suchte ich auch Minna von der eigentlichen Bedeutung, welche der nichtige Vorgang für uns gewonnen habe, zu unterrichten. Wirklich schien sie etwas davon zu verstehen, und versprach mir, sich ruhig zu verhalten und ihrer törichten Eifersucht keine Folge zu geben. Leider stand die Ärmste aber bereits unter der Einwirkung einer bedenklichen Steigerung ihres Herzleidens auf ihr Gemüt; die eigentümliche Schwarzsichtigkeit und qualvolle Unruhe, welche vollständige Herzerweiterungen auf die Leidenden ausüben, mochten sie nicht mehr verlassen; sie glaubte nach einigen Tagen sich das Herz erleichtern zu müssen, was ihr nur dadurch möglich dünkte, daß sie unsre Nachbarin, ihrer Ansicht nach wohlmeinend, vor den Folgen etwaiger unvorsichtiger Vertraulichkeiten gegen mich warnte. Von einem Spaziergange heimkehrend, traf ich Herrn und Frau Wesendonck im Wagen, soeben auf einer Ausfahrt begriffen; ich bemerkte ihre verstörte Haltung, und dagegen den sonderbar lächelnden zufriedenen Ausdruck in der Miene ihres Gemahls. Mir war es sogleich klar, was hier vorgegangen; denn auch meine Frau traf ich merkwürdig erheitert an; sie reichte mir mit großer Biederkeit die Hand, und kündigte mir ihre erneuerte Freundschaft an. Meiner Frage darnach, ob sie ihr Versprechen etwa gebrochen habe, antwortete sie zuversichtlich, daß sie allerdings als kluge Frau die Sache in Ordnung habe bringen müssen. Ich deutete hierauf ihr an, daß sie vermutlich sehr üble Folgen ihres Wortbruches erleben würde; fürs erste aber dünke es mich unerläßlich, daß sie, in der bereits zuvor zwischen uns beratenen Weise, auf einige Stärkung ihrer Gesundheit bedacht zu sein, und dazu den ihr empfohlenen Kurort Brestenberg am Hallwyler

See in den nächsten Tagen aufzusuchen haben werde. Wirklich war uns von vorzüglichen Kuren, welche der dortige Arzt gegen Herzleiden angewandt hatte, berichtet worden. Auch Minna war mit dem Antritte seiner Behandlung ihres Leidens einverstanden; und so begleitete ich sie bereits nach wenigen Tagen, während welcher ich Erkundigungen nach dem Vorgefallenen im nachbarlichen Hause auswich, mit ihrem Papagei nach dem etwa eine viertel Tagereise entfernten, angenehm gelegenen und erträglich eingerichteten Kurorte. Als ich sie dort zurückließ, überkam sie beim Abschiede das Gefühl des peinlichen Ernstes unserer Lage; ich konnte ihr wenig mehr zum Troste sagen, als daß ich versuchen wollte, die gefürchteten Folgen ihres Wortbruches für unser ferneres Bestehen unschädlich zu machen.

Nach meiner Heimkehr hatte ich nun die üble Wirkung des Benehmens meiner Frau gegen unsre Nachbarin genauer zu erfahren. In ihrer gröblichen Mißverkennung meines wirklichen freundschaftlichen Verhältnisses zu der stets angelegentlich um meine Ruhe und um mein Wohlergehen besorgten jungen Frau, war Minna soweit gegangen, mit Mitteilungen an deren Mann zu drohen, und hatte diese, welche in Wahrheit keines Fehltrittes sich bewußt war, dadurch so sehr beleidigt, daß sie über mich selbst in Verwunderung geriet, weil sie nicht begriff, wie ich meine Frau in solche Verwirrung hätte geraten können lassen. Der Ausgang der hierdurch hervorgerufenen Verstörung der Lage gestaltete sich schließlich, namentlich durch die besonnene Vermittelung unserer allerseitigen Freundin Frau Dr. Wille, dahin, daß ich im Betreff des Benehmens meiner Frau wohl von jeder Art von Mitschuld freigesprochen, jedoch es mir zu Gemüte geführt wurde, daß fortan der Gekränkten es doch unmöglich sein würde mein Haus wieder zu betreten, noch überhaupt den Umgang mit meiner Frau fortzusetzen. Daß ich diesem nur durch das Aufgeben meiner Niederlassung und durch meinen Fortgang von Zürich entgegnen können würde, schien man sich nicht deutlich gemacht zu haben, und überhaupt nicht zugeben zu wollen. Selbst ich geriet, da mein Verhältnis zu der befreundeten Familie, wenn auch gestört, doch in Wahrheit nicht untergraben war, in der Folge auf den Gedanken, es möchte sich mit der Zeit dieses alles wohl ruhig entwirren, und mußte hierfür natürlich vor allem auf eine

Besserung des Zustandes meiner Frau rechnen, durch welche es auch dieser ermöglicht werden dürfte, ihre begangenen Torheiten einzusehen, und mit gutem Verstande fortan den Umgang mit den Nachbarn auch sich selbst wieder zu ermöglichen. —

Hierüber verging einige Zeit, welche auch eine mehrwöchentliche Vergnügungsreise der Familie Wesendonck nach Oberitalien einschloß. — Fast wehmütig anregend wirkte auf mich die Ankunft des bisher versprochenen Erardschen Flügels; ich ersah jetzt plötzlich, mit welchem tonlosen Instrumente, meinem alten Kapellmeister-Flügel von Breitkopf und Härtel, ich mich bis jetzt beholfen hatte, und verwies diesen sofort in den unteren Wohnungsraum, wohin meine Frau, als konservatives Element, sich denselben erbeten hatte. (Sie hat ihn später mit sich nach Sachsen gebracht und, ich glaube, für 100 Taler verkauft.) Der neue Flügel schmeichelte meiner musikalischen Empfindung ungemein, und ganz von selbst geriet ich beim Phantasieren auf die weichen Nachtklänge des zweiten Aktes von „Tristan", dessen Komposition ich wirklich jetzt mit Anfang Mai zu skizzieren begann.

Eine unerwartete Unterbrechung betraf mich hierin durch die Aufforderung des Großherzogs von Weimar, ihn in Luzern, welches er auf seiner Rückkehr von einer italienischen Reise berührte, an einem bestimmten Tage zu treffen. Ich folgte dieser Einladung, und gelangte so, in einem Luzerner Gasthofe, auf dem Zimmer des Kammerherrn von Beaulieu, welcher mir schon aus der Zeit meiner Flucht bekannt war, zu einer längeren Unterredung mit meinem ehemaligen anscheinenden Protektor. Es ging mir aus dieser Unterhaltung hervor, daß mein Vernehmen mit dem Großherzoge von Baden, wegen der Aufführung des „Tristan" in Karlsruhe, einigen Eindruck am weimarischen Hofe gemacht hatte. Denn indem Karl Alexander dieses Verhältnisses ausdrücklich Erwähnung tat, lag ihm daran, im Betreff meiner Nibelungen-Arbeit gegen seine eigenen Erklärungen, daß er stets noch vom lebhaftesten Interesse dafür erfüllt sei, meinerseits die Versicherung zu erhalten, daß ich die Aufführung dieses Werkes für Weimar bestimmen wollte. Es fiel mir leicht in dieser Hinsicht ihm keinerlei Schwierigkeiten zu machen. Im übrigen unterhielt mich die ganze Persönlichkeit des, sehr ungeniert

wohlwollend auf einem engen Kanapee mit mir plaudernden, Fürsten, welcher andrerseits durch eine sonderbare Gewähltheit der Ausdrücke und der Sprache mir offenbar einen vorteilhaften Eindruck von seiner Bildung zu geben bemüht war. Auffallend war es daß es ihn in seiner würdigen Haltung nicht im mindesten störte, als Herr von Beaulieu im allertrockensten Tone ziemlich plumpe Bemerkungen zu unsrer Unterhaltung machte. Nachdem mich der Großherzog in den sorgfältigsten Ausdrücken um meine „eigentliche Meinung" über Liszts Kompositionen gefragt hatte, erweckte es mir ein sonderbares Erstaunen, in seiner ganzen Haltung nicht das mindeste Unbehagen zu erkennen, als über seinen, von ihm so hochgeehrten Freund, der Kammerherr bei dieser Gelegenheit kurz heraus die allerabsprechendsten Meinungen hervorbrachte, nämlich in der Weise, daß Liszts Komponieren doch wohl nur eine Raupe des großen Virtuosen sei. Dies gab mir denn einen sonderbaren Einblick in dieses fürstliche Freundschafts-Verhältnis, während ich meine Mühe hatte einen ernsthaften Ton der Unterredung aufrecht zu erhalten. Noch einmal mußte ich am Morgen des anderen Tages dem Großherzoge einen Besuch machen; diesmal traf ich ihn ohne Kammerherrn, was jedenfalls vorteilhaft auf die Wärme der Äußerungen des Fürsten über seinen Freund wirkte, von welchem er jetzt, unter vier Augen, mir laut bekannte, daß sein Rat und überhaupt sein anfeuernder Umgang von ihm nicht hoch genug geschätzt werden könne. Auch hatte ich nun die Überraschung, die Frau Großherzogin zu uns treten zu sehen und von ihr mit einer höchst verbindlichen Verneigung, welche ihrer großen Regelmäßigkeit wegen mir unvergeßlich geblieben ist, empfangen zu werden. Jedenfalls zählte die Begegnung mit mir bei den hohen Herrschaften zu einem erträglich angenehmen Reise-Abenteuer; im übrigen habe ich seitdem[1]) nie wieder etwas von ihnen vernommen. Als ich später Liszt, kurz vor seinem Fortgange von Weimar, daselbst besuchte, war es ihm unmöglich den Großherzog dazu zu bewegen mich bei sich zu empfangen. —

Kurz nachdem ich von diesem Ausfluge zurückgekehrt war, traf eines Tages, mit einem empfehlenden Briefe Liszts ver-

---

[1]) Dies ist im Jahre 1869 diktiert.

sehen, Karl Tausig bei mir ein. Er war damals 16 Jahre alt, und überraschte, bei großer körperlicher Niedlichkeit, im Betreff seines Verstandes und seines ganzen Benehmens durch eine ungemeine Frühreife. Bereits war er infolge eines öffentlichen Auftretens als Klavierspieler in Wien als „Zukunfts-Liszt“ begrüßt worden. Ungefähr in dieser Weise benahm er sich auch; nur rauchte er bereits schon jetzt die allerstärksten Zigarren welche aufzutreiben waren, so daß ich ein wahres Entsetzen darüber empfand. Andrerseits freute mich sein Entschluß, einige Zeit in meiner Nähe zuzubringen, um so mehr, als ich neben seinem unterhaltenden, halb kindischen und dabei sehr verständigen, ja bereits abgefeimten Wesen, mich an sein ganz erstaunlich fertiges Klavierspiel, wie überhaupt seine schnelle musikalische Fassungskraft, in erfreulichster Weise halten konnte. Er spielte, was man sich nur denken konnte, vom Blatt, und wußte seine ungemeine Fertigkeit für die mutwilligsten Streiche zu meiner Unterhaltung zu verwenden. Alsbald siedelte er sich ganz in meiner Nähe an, war mein täglicher Gast bei den verschiedenen Mahlzeiten und mußte mich auch auf meinen regelmäßigen Spaziergängen in das Sihltal begleiten, wovon er sich jedoch bald zu befreien suchte. Auch zu einem Besuche Minnas in Brestenberg hatte er mich zu begleiten; als ich diese Ausflüge aus Anteil an dem Erfolge der Kur fast regelmäßig alle acht Tage wiederholte, suchte sich Tausig jedoch auch hiervon bald freizumachen, da ihm weder Brestenberg noch der Umgang mit Minna zu behagen schien.

Dafür konnte er einem wiederholten Zusammensein mit ihr nicht ausweichen, als sie Ende Mais, durch ihre Sorge für das Hauswesen getrieben, ihre Kur unterbrechend auf einige Tage zu mir kam. Ich bemerkte an ihrem Benehmen, daß sie den vergangenen häuslichen Vorfällen jetzt keine weitere Bedeutung mehr beilegen zu dürfen glaubte, indem sie ungefähr der Meinung war, es habe sich hier um eine „kleine Liebschaft“ gehandelt, welche sie in Ordnung gebracht hätte. Da sie hierüber mit einer gewissen unangenehmen Leichtfertigkeit sich äußerte, mußte ich ihr eines Abends, so gern ich für jetzt aus Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand es ihr ferngehalten hätte, unsere Lage genau und bestimmt dahin zur Erkenntnis bringen, daß, durch die Folgen ihres Ungehorsames und ihres törichten Benehmens

gegen unsre Nachbarin, die Möglichkeit unsres Verbleibens auf dem, mit solcher Mühe kaum erst hergerichteten Grundstücke, von mir in den allerernstlichsten Zweifel gezogen werde, und ich sie eben darauf vorbereiten müsse, die Notwendigkeit unsrer Trennung in das Auge zu fassen, da ich für den gefürchteten Fall entschlossen sei, an eine ähnliche gemeinschaftliche häusliche Einrichtung irgendwo anders nicht wieder zu gehen. Vieles Ernste, was ich bei dieser Gelegenheit meiner Frau über den ganzen Charakter unsres verflossenen Zusammenlebens zu Gemüte zu führen hatte, schien sie, namentlich bei dem Innewerden davon, daß sie an dem Einsturze des letzten mühsamen Aufbaues unsres bürgerlichen Lebens Schuld trage, heftig zu erschüttern, so daß ich sie hier, zum ersten Male in unsrem Leben, in eine weiche und würdige Klage ausbrechen hörte. Zum ersten und einzigen Male gab sie mir das Zeichen einer liebevollen Demut, indem sie mir, als ich in tiefer Nacht von ihr mich zurückzog, die Hand küßte. Dieses rührte mich außerordentlich, und erweckte mir schnell den Gedanken an die Möglichkeit einer großen und entscheidenden Umkehr im Charakter der armen Frau; und dies bestimmte mich wiederum selbst, meine Hoffnung auf die Möglichkeit eines guten Bestehens in der zuletzt eingenommenen Lebenslage zu setzen.

Diese Hoffnung zu unterstützen ließ sich jetzt auch alles an: meine Frau kehrte zur Vollendung der zweiten Hälfte ihrer Kur nach Brestenberg zurück; die üppigste Sommerwitterung begünstigte meine Aufgelegtheit zur Arbeit am zweiten Akt des „Tristan“; die Abende mit Tausig erheiterten mich; meine Beziehungen zu meinen Nachbaren ließen sich, wie sie sich mir nie feindselig gezeigt hatten, ganz so an, wie ich es für die Gestaltung eines zukünftigen Verhältnisses als würdig und wünschenswert ansehen mußte. Es war leicht anzunehmen, daß, wenn meine Frau nach der gänzlichen Beendigung ihrer Kur noch für einige Zeit ihre Verwandten in Sachsen besucht hätte, endlich die Zeit genügend Macht gewinnen würde, um alles Geschehene der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, so daß auch durch ihr Benehmen, sowie durch die anderseitige Stimmung der sich so ernstlich beleidigt wähnenden Nachbarin, ein tadelloser gegenseitiger Umgang sich von selbst wieder ermöglichen mußte.

Was diese friedliche Stimmung mir noch erheiterte, war bald zu erwartender angenehmer Besuch, sowie zunächst bereits erfreuliche Beziehungen zu den zwei bedeutendsten deutschen Theatern. Im Juni meldete sich bereits der Berliner Intendant auch für „Lohengrin“, worüber es bald zu einer Einigung kam. Aber auch in Wien hatte das forcierte Eindringen des „Tannhäuser“ seinen Eindruck auf die bisherige Haltung der Hoftheater-Direktion hervorgebracht: mit der technischen Leitung des Operntheaters war seit kurzem der gut berufene Kapellmeister Karl Eckert betraut worden; dieser ergriff den glücklichen Umstand eines damals an seinem Theater vereinigten vorzüglichen Sängerpersonales, sowie den andren, einer nötig gefundenen Restauration des Theatersaales selbst, durch welche eine Schließung der Vorstellungen herbeigeführt wurde und somit die günstige freie Zeit für das Studium eines neuen schwierigen Werkes gegeben war, um nun bei seiner Hofbehörde die Annahme meines „Lohengrin“ durchzusetzen; und jetzt machte er mir daraufhin seine Anerbietungen. Ich wollte auf der Einräumung von „Autoren-Rechten“, wie sie in Berlin gewährt waren, bestehen; diese wollte man mir jedoch nicht gewähren können, weil das gegenwärtige alte Theaterhaus bei seinen höchst beschränkten räumlichen Verhältnissen nur sehr dürftige Einnahmen gewähre. Dagegen sah ich nun eines Tages den Kapellmeister Esser, eigens hierzu von Wien entsandt, selbst bei mir eintreten, um jedenfalls alles sogleich in Richtigkeit zu bringen, indem er mir im Namen der Direktion für die ersten zwanzig Aufführungen des „Lohengrin“ 1000 Gulden sofort auszuzahlen, und nach diesen zwanzig Aufführungen eine abermalige Zahlung von 1000 Gulden mir zuzusagen hatte. Das ganz zutrauliche und freundliche Benehmen des ehrlichen Musikers gewann mich sofort, und ohne weiteres schloß ich mit ihm ab, was denn nun zur Folge hatte, daß Esser sofort mit mir die Partitur des „Lohengrin“ eifrig und gewissenhaft durchnahm, und alle meine Wünsche sich wohl notierte. Mit dem besten Vertrauen auf einen guten Erfolg entließ ich ihn, als er dann von mir Abschied nahm um sich in Wien sofort an die Arbeit zu machen.

In guter Stimmung beendete ich somit Anfang Juli die Kompositions-Skizzen des zweiten Aktes von „Tristan“, und

begann auch bereits die festere Ausführung davon, womit ich jedoch nicht ganz über die erste Szene hinaus geriet, weil ich von nun ab andauernden Unterbrechungen in der Arbeit ausgesetzt war. Jetzt traf nämlich abermals Tichatschek zum Besuche bei mir ein, und bezog mein kleines Fremden-Stübchen, um sich von seinen letzten Anstrengungen, wie er sagte, bei mir etwas zu erholen; er hatte sich nämlich zu rühmen, nach abermaliger längerer Verpönung derselben, meine Opern wieder auf das Repertoire des Dresdener Theaters gebracht, und siegreich in ihnen mitgewirkt zu haben. Auch der „Lohengrin" sollte jetzt dort gegeben werden. War dies nun sehr erfreulich, so wußte ich mit dem guten Menschen in so großer Nähe doch nichts anzufangen. Glücklicherweise konnte ich ihn an Tausig zuweisen; dieser verstand meine Verlegenheit, und zog Tichatschek ziemlich den ganzen Tag über durch Kartenspiel an sich. — Bald kam auch der junge, seiner großen Begabung wegen mir so sehr gerühmte, Tenorist Niemann mit seiner Braut, der bedeutenden Schauspielerin Seebach an, und machte namentlich durch seine fast übermenschliche Gestalt auf mich den Eindruck, als sei er mir zum „Siegfried" bestimmt. Daß ich zwei berühmte Tenoristen zu gleicher Zeit bei mir hatte, führte den Übelstand herbei, daß keiner von beiden mir etwas sang, weil sie sich vor einander genierten. Von Niemann nahm ich jedoch in gutem Glauben an, daß auch seine Stimme seiner imponierenden Persönlichkeit gleichkommen müsse.

Hierüber holte ich nun am 15. Juli meine Frau von Brestenberg ab, um sie wieder in unser Haus zu geleiten. Während meiner kurzen Entfernung hatte mein Diener, ein verschmitzter Sachse, geglaubt, durch Errichtung einer Art von Ehrenpforte dem Empfange der zurückkehrenden Hausherrin einige Feierlichkeit geben zu müssen. Dies führte zu großen Verwirrungen: Minna überzeugte sich zu ihrer großen Befriedigung sogleich davon, daß dieser blumengeschmückte Ehrenbogen unseren Nachbarn stark in die Augen fallen müsse, und vermeinte, daß jenen hiermit genug gesagt sei, um ihre Zurückkehr in das Haus nicht etwa als eine demütigende Wiederaufnahme in dasselbe betrachten zu können. Sie hielt mit triumphierendem Behagen darauf, daß diese Festzeichen mehrere Tage lang nicht entfernt würden. — In der gleichen Zeit waren

nun auch Bülows, ihrem Versprechen getreu, zu einem abermaligen Besuche bei mir eingetroffen. Immer verzögerte der unglückliche Tichatschek noch seine Abreise, und nahm somit das einzige kleine Gastzimmerchen fortwährend in Beschlag, so daß ich die Freunde für mehrere Tage noch im Gasthof lassen mußte. Doch ward mir alsbald durch die Besuche, welche diese nicht nur bei mir sondern auch bei Wesendoncks machten, Gelegenheit zu erfahren, welche Wirkung die Ehrenpforte zu meiner großen Überraschung auf das Gemüt der, fortwährend noch das Gefühl ihrer Beleidigung nährenden, jungen Frau unsres Nachbars ausgeübt hatte. Als ich von den leidenschaftlichen Exzessen in dieser Seite benachrichtigt wurde, sah ich nun ein, bis zu welcher Konfusion alles gediehen war, und gab sofort jede Hoffnung eines friedlichen Ausgleiches der zwistigen Lage auf. Es waren dies einige Tage der unausstehlichsten Verwirrung: ich wünschte mich in die fernste Einöde, und war in der sonderbaren Lage, andererseits mein Hauswesen von Gastlichkeit zu Gastlichkeit zu führen. Endlich reiste dann wenigstens Tichatschek ab, und ich konnte meinem Verbleiben doch nun wenigstens den angenehmen Zweck der Beherbergung eines lieben Besuches zuwenden. Wirklich kamen mir Bülows wie vom Himmel, um der greulichen Aufregung in meinem Hause einen Dämpfer aufzusetzen. Hans machte gute Miene, als er, am Tage des bestimmten Einzuges bei mir, mich gerade in einer fürchterlichen Szene mit Minna antraf; denn dieser hatte ich nun, wie ich den Stand der Dinge erkannt, gerade herausgesagt, daß unsres Verbleibens hier länger nun nicht mehr sei, und ich nur noch die Zeit des Besuches unsrer jungen Freunde über meine Abreise verzögern würde. Diesmal hatte ich ihr denn wirklich auch gestehen müssen, daß die Gründe zu meiner Verzweiflung nicht allein von ihrem Benehmen herrührten. — Noch einen vollen Monat brachten wir so gemeinschaftlich in dem von mir ahnungslos „Asyl“ getauften Hause zu: eine lange, höchst qualvolle Zeit, da jeder Tag durch die mir gebrachten Erfahrungen meinen Entschluß, diese Niederlassung gänzlich aufzugeben, immer fester bestärken mußte. Hierunter litten meine jungen Gäste nicht minder; meine Qual trug sich auf alle über, welche ernstlich mit mir sympathisierten. Zu diesen Freunden gehörte bald auch noch Klindworth,

welcher, um das Maß der Freudlosigkeit eines so sonderbaren gastlichen Zusammenseins vollzumachen, ebenfalls von London aus zum Besuche eintraf. So füllte sich täglich das Haus, und besetzte sich der Gasttisch mit bangen, besorgten und unheimlich beängstigten Freunden, für deren Bewirtung wiederum diejenige zu sorgen sich bemühte, welche nächstens für immer diesen Hausstand aufgeben sollte.

Es war mir, als ob es einen Menschen geben müßte, der ganz vorzüglich dazu befähigt sein könnte, Licht und Besänftigung, oder doch mindestens eine erträgliche Ordnung in die uns alle befangende Verwirrung zu bringen. Auch Liszt hatte mir seinen Besuch versprochen: er stand so glücklich außerhalb der verletzten Beziehungen und Verhältnisse, war so welterfahren, und besaß in hohem Grade das, was man „Aplomb" der Persönlichkeit nennt, um mir nicht sehr tauglich dafür erscheinen zu sollen, den gerade hier im Spiele begriffenen Unsinnigkeiten vernünftig beizukommen. Fast war ich geneigt, meine letzten Entschlüsse von der Wirkung seines erwarteten Besuches abhängig zu machen. Vergebens wurde er von uns zur Beschleunigung seiner Reise veranlaßt: er bot mir für einen Monat später ein Rendezvous am Genfer See an! Nun sank mir der letzte Mut. Das Zusammenleben mit meinen Freunden war jetzt nur noch ein trostloses Dahinsiechen; denn, konnte einerseits niemand begreifen, wie ich aus einer mir so wohltätigen häuslichen Niederlassung ruhelos hinausgetrieben werden sollte, so war andrerseits jedem es ersichtlich, daß ich so hier es nicht aushalten konnte. Noch musizierten wir dann und wann, aber in großer Zerstreutheit und nur mit halbem Sinne. Wie um die Betäubung noch vollständiger zu machen, trat in dieser Zeit auch noch die Kalamität eines Eidgenössischen Sängerfestes ein, wobei ich mich gegen allerhand Zumutungen zu wehren hatte, was nicht immer so gutmütig abging, da ich unter andren Herrn Franz Lachner, welcher bei diesem Feste als Gast mitfungierte, von mir abzuweisen und seinen Besuch nicht zu erwidern hatte. Tausig erfreute uns zwar durch das Absingen von Lachners, für dieses Fest komponierten, altdeutschem Schlachtgesang in der erhöhten Oktave, welche ihm durch sein knabenhaftes Falset zu Gebote stand; doch vermochten auch seine Mutwilligkeiten nicht länger uns zu erheitern.

Alles, was unter anderen Umständen diesen sommerlichen Monat zu einem der anregungsvollsten meines Lebens hätte machen können, trug nur zu dem Unbehagen dieser Zeit bei: so auch der Aufenthalt der Gräfin d'Agoult, welche, zum Besuch ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes gekommen, für diese Zeit sich unsrer Gesellschaft anschloß. — Um das Haus vollzumachen, kam nach langem Grollen und Schmollen endlich auch Karl Ritter zu uns, und bewährte sich von neuem als interessanter, eigentümlicher Mensch.

Als endlich sich die Zeit des allseitigen Abschiedes näherte, hatte ich zugleich alles die Aufhebung meines Domiziles Betreffende in Ordnung zu bringen. Ich erledigte das hierzu Nötige durch einen persönlichen Besuch bei Wesendonck, und nahm auch in Bülows Begleitung von dessen Frau Abschied, welche allerdings, trotz stets wiederkehrender Verwirrung ihrer Vorstellungen hierüber, schließlich das sie einnehmende Mißverständnis, welches nun die Aufhebung meiner Niederlassung zur Folge haben mußte, sich selbst vorwurfsvoll zu Herzen zu nehmen schien. — Schmerzlich bewegt schieden alle meine Freunde von mir, während ich den klagenden Ausdrücken derselben fast nur noch meinen apathischen Zustand entgegenzusetzen vermochte. Am 16. August verließen mich auch Bülows, Hans in Tränen aufgelöst, Cosima düster schweigend. — Mit Minna hatte ich verabredet, daß sie noch etwa acht Tage nach mir zurückbleiben sollte, um das Haus zu räumen und nach Gutdünken über unser kleines Eigentum zu verfügen. Ich hatte ihr zwar geraten, diese widerlichen Besorgungen jemand andrem zu übergeben, weil ich nicht begreifen konnte, mit welchen Empfindungen sie an diese, unter solchen Umständen so abscheuliche Beschäftigung, gehen sollte. Sie erwiderte jedoch verweisend: das wäre nicht übel, wenn sie auch noch unsere Sachen bei allem unsren Unglück preisgeben sollte; Ordnung müßte sein! Wirklich betrieb sie, wie ich später zu meinem Leidwesen erfuhr, diesen Auszug und ihren Fortgang mit einer solchen praktischen Feierlichkeit, kündigte in den Tageblättern wegen plötzlicher Abreise wohlfeil zu verkaufende Wirtschaftsgegenstände an, und erregte damit ein so bedeutendes Aufsehen, daß alle Welt darüber in Bestürzung geriet, und nun erst Fragen und Gerüchte entstanden, welche dem ganzen Vorgange und dem hierdurch berührten Ver-

hältnisse die skandalöse Bedeutung gaben, welche seitdem mir und der Familie Wesendonck so peinliche und widerwärtige Erfahrungen zuzogen.

Am Tage nach Bülows Abreise, — denn nur der Aufenthalt dieser Freunde hatte mich bisher selbst noch zurückgehalten, — am 17. August, erhob ich mich beim ersten Tagesgrauen nach schlaflos durchbrachter Nacht vom Bett, und stieg hinab in das Speisezimmer, wo mich bereits Minna zum Frühstück erwartete, da ich um 5 Uhr auf der Eisenbahn abreisen wollte. Sie war gefaßt, nur als sie mich im Wagen zum Bahnhof geleitete, überwältigte sie die Rührung der schweren Stunde. Es war ein wolkenlos heiterer Himmel, der lachendste Sommertag; ich entsinne mich nicht einmal mich umgeschaut, auch beim Abschied nicht eine Träne vergossen zu haben, was mich selbst fast erschreckte. Als ich jedoch mit dem Dampfzuge dahinfuhr, konnte ich mir sogar ein zunehmendes Wohlgefühl nicht verbergen; es war also ersichtlich, daß die gänzlich nutzlose Qual der letzten Zeiten nicht mehr zu ertragen gewesen war, und eine vollständige Lostrennung aus den Zuständen, welche sie in sich schlossen, von meinem Lebenstriebe und seiner Bestimmung gefordert war. — Am Abend des gleichen Tages kam ich in Genf an; dort wollte ich mich zunächst ein wenig ausruhen und sammeln, um für meinen Lebensplan mit einiger Fassung über das Weitere zu verfügen. Da ich es auf einen erneueten Versuch einer Übersiedelung nach Italien abgesehen hatte, so wollte ich, nach meinen früheren Erfahrungen, den vollen Eintritt der frischeren Herbstzeit abwarten, um nicht wieder den üblen Einflüssen des ersten Klima-Wechsels zu weichen. Ich mietete mich für einen ganzen Monat in der Maison Fazy ein, und wollte mir einreden, es müßte dort eine Zeitlang recht gut auszuhalten sein. Ich meldete meinen Vorsatz und meinen weiteren Plan, Italien aufzusuchen, an Karl Ritter in Lausanne: zu meiner Verwunderung erhielt ich von ihm als Antwort die Meldung, daß er ebenfalls seine bisherige Niederlassung aufzugeben und allein nach Italien zu gehen gedenke, da seine Frau in Familienangelegenheiten für diesen Winter nach Sachsen gehen würde. Er bot sich mir als Reisegenossen an. Dies war mir ganz recht, und da Ritter mir zugleich versicherte, daß er von einem vorjährigen Aufenthalte her das

Klima Venedigs als ein um diese Jahreszeit bereits ganz erträgliches kennen gelernt habe, ward ich hierdurch zu dem Entschlusse einer beschleunigten Abreise bewogen. Nur hatte ich noch die Ordnung meiner Paß-Angelegenheiten zu besorgen; ich erwartete nämlich von den betreffenden Gesandtschaften in Bern die Bestätigung dessen, daß ich, immer noch als politischer Flüchtling, in Venedig, welches, obschon zu Österreich, dennoch nicht zum Deutschen Bunde gehörte, nichts zu befürchten hätte. Liszt, an den ich mich ebenfalls um Auskunft hierüber gewendet, glaubte mir durchaus von Venedig abraten zu müssen; dagegen lautete der Bericht, welchen einer meiner Freunde in Bern vom österreichischen Gesandten eingeholt, durchaus unverfänglich, und so meldete ich denn Karl Ritter, nach kaum achttägigem Aufenthalte in Genf, meine Reise-Bereitschaft, infolgedessen ich ihn in seiner sonderbaren Villeggiatur bei Lausanne zum gemeinschaftlichen Antritt der Reise abholte.

Wir sprachen nicht viel auf der Reise und gaben uns schweigend unsren Eindrücken hin. Die Reise führte uns über den Simplon nach dem Lago Maggiore, wo ich denn abermals von Baveno aus die Borromäischen Inseln besuchte. Hier, auf der Garten-Terrasse der Isola Bella, genoß ich in der Gesellschaft meines nie aufdringlichen, sondern eher zu schweigsamen jungen Freundes, einen wundervollen Spätsommermorgen; zum erstenmal fühlte ich mein Gemüt vollkommen beruhigt und mit der Hoffnung auf eine neue und harmonische Zukunft erfüllt. — Unsere Reise setzten wir über Sesto Calende in dem Postwagen nach Mailand fort: kaum gönnte mir Karl dort die Bewunderung des berühmten Doms, so stark zog es ihn nach dem von ihm so sehr geliebten Venedig; und mir war es recht, für so etwas eben wiederum angetrieben zu werden. Als wir am 29. August bei Sonnenuntergang zuerst von dem Eisenbahn-Damme herab Venedig aus dem Wasserspiegel heraus vor unsren Blicken auftauchen sahen, verlor Karl bei einer enthusiastischen Bewegung aus dem Waggon den Hut vor Freude; ich glaubte dahinter nicht zurückbleiben zu müssen, und warf meinen Hut ebenfalls hinaus: so kamen wir beide barhäuptig in Venedig an, und bestiegen sogleich eine Gondel, um den ganzen Canal Grande entlang bis zur Piazzetta bei St. Marco

vorzudringen. Das Wetter war plötzlich etwas unfreundlich geworden, das Aussehen der Gondel selbst hatte mich aufrichtig erschreckt; denn so viel ich auch von diesen eigentümlichen, Schwarz in Schwarz gefärbten Fahrzeugen gehört hatte, überraschte mich doch der Anblick eines derselben in Natur sehr unangenehm: als ich unter das mit schwarzem Tuch verhängte Dach einzutreten hatte, fiel mir zunächst nichts andres als der Eindruck einer früher überstandenen Cholera-Furcht ein; ich vermeinte entschieden an einem Leichenkondukte in Pestzeiten teilnehmen zu müssen. Karl versicherte: ja, das ginge jedem so; aber man gewöhne sich sehr schnell daran. Nun kam die sehr lange Fahrt durch den viel gebogenen Canal Grande: die Eindrücke welche alles hier auf mich machte, wollten mich nicht von meiner bangen Stimmung befreien. Wo Karl neben zerfallenen Mauern nur eine Ca d'oro der Fanny Elsler, oder ein andres berühmtes Palais ersah, fiel mein wehmütiger Blick immer nur auf die zerschälten Ruinen zwischen diesen interessanten Gebäuden. Ich schwieg endlich, und ließ es mir gefallen an der weltberühmten Piazzetta auszusteigen und mir den Dogen-Palast zeigen zu lassen, welchen bewundern zu können ich mir vorbehielt, sobald ich zunächst von der ganzen melancholischen Stimmung, in welche ich mich durch die Ankunft in Venedig versetzt fühlte, befreit sein würde.

Von dem Hotel Danieli aus, wo wir ebenfalls nur ein düstres Unterkommen in Zimmern nach den engen kleinen Kanälen zu, gefunden hatten, suchte ich am andren Morgen zu allernächst eine Wohnung für meinen längern Aufenthalt zu finden. Von einem der drei Paläste Giustiniani, unweit des Palazzo Foscari, hörte ich daß er zurzeit, wegen seiner im Winter nicht sehr günstigen Lage, wenig und fast gar nicht von Fremden bewohnt sei: ich fand dort außerordentlich weite und bedeutende Räume, von denen man mir sagte, daß sie sämtlich unbewohnt bleiben würden; hier mietete ich denn einen stattlichen großen Saal mit daranliegendem geräumigem Schlafzimmer, ließ mein Gepäck schnell dort hinbringen, und sagte mir am 30. August abends, daß ich nun in Venedig wohne. — Die Sorge dafür, hier ungestört arbeiten zu können, bestimmte mich in allem. Ich schrieb sogleich nach Zürich, mir meinen Erardschen Flügel und mein Bett nachzuschicken, da ich im

Betreff des letzteren wohl fühlte, daß ich in Venedig kennen lernen würde was Kälte sei. Außerdem ward mir sehr bald die grau geweißte Wand meines großen Saals verdrießlich, da sie so übel zu dem vollständig und, wie mich dünkte, in gutem Geschmack al fresco ausgemalten Plafond paßte. Ich entschloß mich dieses große Zimmer mit einer, wenn auch sehr ordinären, doch in vollständiges Dunkelrot gefärbten Tapete überziehen zu lassen: dies brachte zunächst viele Unruhe; doch schien es mir sie zu überstehen wohl der Mühe wert, wenn ich von dem Balkon aus mit allmählich immer größerem Behagen auf den wunderbaren Kanal hinabblickte, und mir nun sagte, hier wollte ich den Tristan vollenden. Ich ließ auch sonst noch Einiges tapezieren; namentlich um die gemeinen Türen, welche der ungarische Wirt dem gänzlich verfallenen Palaste statt der, jedenfalls entwendeten kostbaren älteren, hatte einsetzen lassen, zu verdecken, besorgte ich dunkelrote Portieren, wenn auch vom wohlfeilsten Kattun. Im übrigen hatte der Wirt schon für einige theatralische Ausstattung durch das Ameublement gesorgt: es fanden sich nämlich vergoldete Stühle, wenn auch mit gemeinem baumwollenem Plüsch überzogen, vor allem aber ein schön geschnitzter und vergoldeter Tischfuß, auf welchen ein gemeines Tannenholzblatt gesetzt war; darüber mußte denn nun auch ein erträglich roter Teppich angeschafft werden. — Endlich kam der Erard an; er ward in die Mitte des großen Saales gestellt, und nun sollte das wunderbare Venedig musikalisch in Angriff genommen werden.

Alsbald stellte sich aber die bereits von Genua her mir bekannte Dysenterie ein, und machte mich auf Wochen zu jeder geistigen Tätigkeit unfähig. Bereits hatte ich jedoch die unvergleichliche Schönheit Venedigs zu würdigen begonnen, und ich war voller Hoffnung, aus dem Genusse derselben schöne Kräfte für meine wiederkehrende künstlerische Lebenslust zu ziehen. Auf einer meiner ersten Promenaden an der Riva war ich von zwei Fremden angesprochen worden, von denen der eine sich als einen Grafen Edmund Zichy, der andere als einen Fürsten Dolgorukow vorstellte. Beide hatten vor kaum acht Tagen Wien verlassen, wo sie den ersten Aufführungen meines „Lohengrin“ beigewohnt hatten: über den Ausfall derselben meldeten sie mir nun das Erfreulichste, und ihrem Enthusiasmus

konnte ich wohl anmerken, daß der dort empfangene Eindruck ein ungewöhnlich günstiger gewesen sei. Graf Zichy verließ bald wieder Venedig; Dolgorukow jedoch hatte es für den ganzen Winter zu seinem Aufenthalte gewählt. Lag es durchaus in meiner Stimmung, jedem Umgange auszuweichen, so verstand dieser etwa fünfzigjährige Russe es jedoch bald, in seinem Betracht mich nachgiebig zu stimmen. Er hatte eine ernste sehr ausdrucksvolle Physiognomie (er rühmte sich von unmittelbarer kaukasischer Abstammung zu sein), und zeigte nach jeder Seite hin eine wirklich vortreffliche Bildung, hierzu seine Weltkenntnis, und vor allen Dingen auch Verständnis der Musik, mit deren besondrer Literatur er wiederum so bekannt war, daß es auf eine andauernd dafür gepflogene Leidenschaft schließen ließ. Ich hatte ihm alsbald erklärt, daß ich meiner Gesundheit wegen auf jede Gesellschaft verzichte, und durchaus der Einsamkeit bedürfe; war es nun schwer, auf den beschränkten Promenaden Venedigs ihm gänzlich auszuweichen, so führte außerdem das Restaurant im Albergo St. Marco, wo ich mit Ritter täglich für die Mahlzeit zusammentraf, zu unvermeidlicher Berührung mit dem, endlich aufrichtig liebgewonnenen Fremden, welcher in diesem Hotel seine Wohnung genommen hatte, und dem ich unmöglich verwehren konnte dort auch seine Mahlzeit zu nehmen. Wir blieben für die Zeit meines Aufenthaltes in Venedig in fast täglichem, und wirklich angenehmem Verkehr. —

Bedenklicher ward ich andererseits überrascht, als ich eines Abends in meine Wohnung zurückkam und mir die soeben erfolgte Ankunft Liszts in unsrem Palaste gemeldet wurde. Ich stürzte eifrig nach dem mir angezeigten Zimmer, und erblickte dort zu meinem Schrecken den Klavierspieler Winterberger, welcher sich bei meinem Wirte als mein und Liszts Freund eingeführt, und ihn in der ersten Konfusion dazu verleitet hatte anzunehmen, der Ankömmling selbst sei Liszt. Diesen jungen Mann hatte ich allerdings in Liszts Gefolge zuletzt bei dem längeren Besuche meines Freundes in Zürich kennen gelernt; er galt als vortrefflicher Orgelspieler, und wurde außerdem, wann Arrangements für zwei Pianofortes zu spielen waren, als Sekundarius am Klaviere verwendet. Außer einigem albernen Benehmen hatte ich sonst an ihm nicht viel beachtet. Vor allen Dingen war ich nun aber darüber verwundert,

daß er gerade meine Wohnung für seine Unterkunft in Venedig aufgesucht hatte. Er behauptete, er sei nur der Vorbote einer Fürstin Gallitzin, für welche er in Venedig Winter-Quartier zu machen habe; da er hier niemand kenne, in Wien aber von meinem Aufenthalte Kenntnis erhalten hätte, sei es sehr natürlich daß er sich zuallernächst in mein Hotel gewandt habe. Ich bestritt ihm nun durchaus, daß dies ein Hotel sei, und erklärte daß, wenn seine russische Fürstin sich hier neben mir ausbreiten gedenke, ich sofort ausziehen würde. Da beruhigte er mich nun wieder und bekannte, er habe von der Fürstin nur dem Wirte etwas vorgemacht; er glaube diese habe schon wo anders gemietet. Da ich ihn nun wieder frug, was er selbst denn gerade in diesem Palais wolle, ihn auch darauf aufmerksam machte daß es hier sehr teuer sei, und ich die großen Kosten meiner Wohnung nur aus dem Grunde trüge, weil es mir vor allem darauf ankäme ungestört zu wohnen, keinen Nachbar zu haben, und vor allen Dingen nicht Klavier spielen zu hören, suchte er mich durch die Versicherung zu besänftigen, er werde mir gewiß nicht lästig fallen; ich möge nur zunächst über seine Anwesenheit in dem gleichen Hause bis dahin, wo er die Mittel zur Beziehung einer anderen Wohnung gefunden haben werde, mich beruhigen. — Seine nächste Bemühung war, sich bei Karl Ritter einzuschmeicheln; beide suchten ein Wohngemach des Palastes auf, welches genügend von meinen Zimmern getrennt war, um jede Klangverbindung abzuschneiden. Somit ergab ich mich darein, diesen Gast in meiner Nähe zu wissen; doch bedurfte es langer Zeit, ehe ich Ritter erlaubte, ihn einmal des Abends zu mir mitzubringen.

Besser als ihm glückte es einem venetianischen Klavierlehrer, Tessarin mit Namen, meine Geneigtheit zu gewinnen. Dieser war ein typisch schöner Venetianer-Kopf, mit einem sonderbaren Stammeln in der Sprache; übrigens von leidenschaftlicher Vorliebe für die deutsche Musik, mit Liszts neueren Kompositionen, sowie auch mit meinen Opern gut bekannt. Er selbst erkannte sich im Betreff der Musik als einen „weißen Raben“ in seiner italienischen Umgebung. Seine Annäherung an mich erlangte er ebenfalls durch Ritter, welcher überhaupt in Venedig sich mehr dem Studium der Menschenkenntnis, als der Arbeit selbst zu ergeben schien. Er hatte sich an der

Riva dei Schiavoni eine kleine, höchst bescheidene Wohnung in der Sonnenlage, welche er deshalb nie zu heizen nötig hatte, gemietet, weniger für sich als für sein schmales Reisegepäck, da er fast nie zu Hause war, am Tage nach Bildern und Sammlungen, des Nachts aber nach Menschen in den Cafés des Markusplatzes herumlief. Er blieb der einzige, welchen ich regelmäßig jeden Tag sah. Mit Strenge hielt ich im übrigen darauf, jeden weiteren Umgang, ja jede Bekanntschaft von mir fernzuhalten. Von dem Leibarzt der Fürstin Gallitzin, welche selbst bald wirklich in Venedig eintraf und dort, wie es schien, ein großes Haus hielt, ward mir ein Besuch dieser Dame wiederholt nahegelegt; da ich einmal die Klavierauszüge von „Tannhäuser" und „Lohengrin" gebrauchte, und mir gesagt wurde daß die Fürstin die einzige Person in Venedig sei welche sie besäße, war ich unbefangen genug, sie mir von ihr auszubitten, ohne deswegen mich jedoch für verpflichtet zu halten, der Dame einen Besuch zu machen. Nur einmal drang ein Fremder zu mir hindurch, da mir seine Physiognomie, nachdem ich ihm im Albergo St. Marco begegnet, gefallen hatte: dies war der Maler Rahl aus Wien. Für diesen, den Fürsten Dolgorukow, und den Klavierlehrer Tessarin, veranstaltete ich einmal sogar etwas einer Soiree Ähnliches, wobei Einiges von mir musiziert wurde. Hier debütierte auch Winterberger.

Auf diese wenigen Berührungen beschränkten sich alle meine äußeren Erlebnisse in den sieben Monaten, welche ich in Venedig verlebte, während außerdem meine Tagesordnung mit der höchsten Regelmäßigkeit die ganze Zeit über eingehalten wurde. Ich arbeitete bis zwei Uhr, bestieg dann die bereit gehaltene Gondel, um den ernsten Canal Grande entlang nach der heiteren Piazzetta zu fahren, deren ungemein reiche Anmut jeden Tag von neuem belebend auf mich einwirkte. Dort suchte ich mein Restaurant auf dem Markusplatze auf, promenierte nach der Mahlzeit einsam, oder mit Karl, die Riva entlang nach dem Giardino pubblico, der einzigen mit Bäumen bepflanzten Anlage Venedigs, um dann mit dem Einbruche der Nacht auf der Gondel wieder in den immer ernster und schweigender sich anlassenden Kanal hinabzufahren, bis dahin wo ich aus der nächtlichen Fassade des alten Palazzo Giustiniani

einzig meine Lampe mir entgegenleuchten sah. Wenn ich dann Einiges noch gearbeitet hatte, traf, regelmäßig um 8 Uhr vom Plätschern der Gondel angemeldet, Karl bei mir ein, um beim Tee einige Stunden mit mir zu verplaudern. Nur selten unterbrach ich diese Lebensweise durch den Besuch eines der Theater, von welchen ich dem Schauspiel im Theater Camploi, wo Goldonische Stücke sehr gut aufgeführt wurden, den entschiedenen Vorzug gab, wogegen der Oper nur aus Neugierde eine vorübergehende Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Am häufigsten, namentlich wenn schlechtes Wetter an der Promenade hinderte, besuchten wir das am Tage sich produzierende Volksschauspiel im Theater „Malibran"; dort, wo der Eintritt sechs Kreuzer betrug, befanden wir uns unter einem vortrefflichen Publikum (meistens in Hemdärmeln), welchem am häufigsten Ritterstücke vorgespielt wurden. Doch sah ich hier auch eines Tages, zu meinem wahrhaften Erstaunen und völligen Entzücken, das groteske Lustspiel „Le baruffe Chioggiote", welches bereits Goethe am gleichen Orte zu seiner Zeit so sehr angesprochen hatte, und welches mit einer Naturtreue gegeben wurde, wie ich dem nichts Ähnliches aus meiner Erfahrung zur Seite stellen kann.

Im übrigen bot sich aus dem so sehr bedrückten und entarteten venetianischen Volksleben wenig Fesselndes meiner Aufmerksamkeit dar, da ich von der prachtvollen Ruine dieser wundervollen Stadt, in Bezug auf menschliche Regung, nur den Eindruck eines für Fremde feilgehaltenen Bade-Ortes gewinnen konnte. Sonderbarerweise war es das recht deutsche Element der guten Militär-Musik, wie es in der österreichischen Armee so vorzüglich gepflegt wird, welches mich hier auch in eine gewisse Berührung mit der Öffentlichkeit brachte. Die Kapellmeister der beiden in Venedig kantonierten österreichischen Regimenter gingen damit um, Ouvertüren von mir, wie die zu „Rienzi" und „Tannhäuser", spielen zu lassen, und ersuchten mich darum, in ihren Kasernen den Einübungen ihrer Leute beizuwohnen. Hier traf ich denn auch ganze Offizierskorps versammelt, welche sich bei dieser Gelegenheit recht ehrerbietig gegen mich benahmen. Ihre Musikbanden spielten abwechselnd des Abends bei glänzender Beleuchtung in Mitte des Markusplatzes, welcher für diese Art von Musikproduktionen

einen wirklich vorzüglich akustischen Raum abgab. Mehreremal wurde ich am Schlusse der Mahlzeit durch das plötzliche Erklingen meiner Ouvertüren überrascht; ich wußte dann, wenn ich vom Fenster des Restaurants aus mich dem Eindrucke hingab, nicht, was berauschender auf mich wirkte, der unvergleichliche, prachtvoll erleuchtete, von unzähligen sich ergehenden Menschen erfüllte Platz, oder die, alles dieses wie in brausender Verklärung den Lüften zutragende, Musik. Nur fehlte es hierbei gänzlich an dem, was man so leicht sich sonst von einem italienischen Publikum hätte erwarten müssen: zu Tausenden scharte man sich um die Musik und hörte ihr mit großer Spannung zu; nie aber vergaßen sich zwei Hände soweit zu applaudieren, weil jedes Zeichen des Beifalls an einer österreichischen Militär-Musik als ein Verrat am Vaterlande gegolten haben würde. — An dieser sonderbaren Spannung zwischen Publikum und Behörde litt nun eben alles öffentliche Leben in Venedig, und namentlich äußerte sich dies auffallend in dem Verhalten der Bevölkerung gegen die österreichischen Offiziere, welche in der venetianischen Öffentlichkeit wie Öl auf dem Wasser herumschwammen. Nicht minder zurückhaltend, ja feindselig benahm sich das Volk auch gegen die Geistlichkeit, die doch meistens italienischer Herkunft war. Ich sah eine über den Markusplatz dahinziehende geistliche Prozession, in hohem Festornat, von dem Volke mit unverhohlenem Hohngelächter aufgenommen und begleitet.

Während ich von Ritter nur sehr schwierig zu bewegen war, zuzeiten einmal meine Tagesordnung zu unterbrechen, um eine Galerie oder eine Kirche mir anzusehen, obgleich auf jeder nötigen Wanderung durch die Stadt die namenlos mannigfaltigen architektonischen Eigentümlichkeiten und Schönheiten derselben stets von neuem mich entzückten, boten, fast die ganze Dauer meines Aufenthaltes in Venedig über, häufige Gondelfahrten nach dem Lido mir die Hauptgenüsse. Vor allem war es dann die Heimfahrt während des Sonnenunterganges, bei welcher ich stets von den unvergleichbaren Eindrücken überwältigt wurde. Sogleich in der ersten Zeit, noch im September dieses Jahres, genossen wir bei solcher Gelegenheit die zauberhafte Erscheinung des großen Kometen, welcher damals in seinem hellsten Glanze sich zeigte und allgemein auf eine bevor-

stehende kriegerische Katastrophe gedeutet wurde. Dann nahm sich wieder der Gesang eines populären Chor-Vereines, welcher sich unter der Leitung eines venetianischen Arsenal-Beamten gebildet hatte, wie ein echtes Lagunen-Idyll aus. Diese Sänger führten, meist nur dreistimmig, natürlich harmonisierte Volkslieder aus. Neu war es mir, die Oberstimme nicht bis über den Umfang des Altes, also ohne den Sopran zu berühren, sich erheben zu hören, wodurch der Chorklang eine mir bis dahin unbekannte männliche Jugendlichkeit erhielt. Sie fuhren an schönen Abenden, in erleuchteter großer Gondel singend, den Canal Grande entlang, hielten, wohl gegen Bestellung und Bezahlung, vor einzelnen Palästen, wie zur Serenade, an, und zogen gewöhnlich eine Unzahl anderer Gondeln als Begleitung nach sich. — In einer schlaflosen Nacht, wo es mich gegen 3 Uhr des Morgens auf den Balkon meiner Wohnung hinaustrieb, hörte ich denn auch zum erstenmal den altberühmten Naturgesang der Gondoliere. Mich dünkte, ungefähr von dem eine kleine Viertelstunde entfernten Rialto her, den ersten, wie rauhe Klage klingenden, Anruf durch die lautlose Nacht zu vernehmen; aus wiederum weiterer Entfernung ward diesem von andrer Richtung her gleichmäßig geantwortet. In oft längeren Pausen wiederholte sich dieser merkwürdig melancholische Dialog, welcher mich zu sehr ergriff, als daß ich seine jedenfalls sehr einfachen musikalischen Bestandteile in meinem Gedächtnis hätte fixieren können. Doch war ich ein anderes Mal durch eine besondre Erfahrung auch darüber belehrt, daß dieser Volksgesang von überwiegend poetischem Interesse sei. Als ich einmal spät des Nachts durch den düstren Kanal heimfuhr, trat plötzlich der Mond hervor, und beleuchtete mit den unbeschreiblichen Palästen zugleich den, sein gewaltiges Ruder langsam bewegenden, auf dem hohen Hinterteile meiner Gondel ragenden Schiffer. Plötzlich löste sich aus seiner Brust ein dem Tiergeheul nicht unähnlicher, von tief her anschwellender Klagelaut, und dieser mündete sich nach einem lang gedehnten „Oh!“ in den einfach musikalischen Ausruf „Venezia!“ Dem folgte noch einiges, wovon ich aber infolge der großen Erschütterung, die ich empfand, keine deutliche Erinnerung bewahrt habe. Die hiermit zuletzt berührten Eindrücke waren es, welche Venedig während meines Aufenthaltes daselbst für mich charakteri-

sierten und bis zur Vollendung des zweiten Aktes von „Tristan“ mir treublieben, ja, vielleicht die, schon hier entworfene, lang gedehnte Klageweise des Hirtenhornes im Anfange des dritten Aktes mir unmittelbar eingaben. —

Diese Ergebnisse meiner Stimmung stellten sich aber nicht so leicht und unterbrechungslos heraus. Körperliche Leiden und altgewohnte, nie mich ganz freigebende Sorgen, übten oft und andauernd Verhinderung und Störung meiner Arbeit aus. Kaum hatte ich in meiner nach der Nordseite zu gelegenen, häufigen Wirbelwinden ausgesetzten, im Betreff der Heizung so gut wie gar nicht verwahrten Wohnung mich behaglich eingerichtet, sowie den so sehr demoralisierenden Einfluß der Dysenterie überstanden, und war nun eben erst im Begriff, den so grausam zerschnittenen Faden der Ausarbeitung meines zweiten Aktes wieder anzuknüpfen, als infolge der gewaltsamen Veränderung des Klimas und der Luft ein spezifisch venetianisches Leiden, durch eine bösartige Furunkelbildung am Beine, sich einstellte. Da das anfänglich gering geschätzte Übel sich bald außerordentlich schmerzhaft steigerte mußte ich einen Arzt annehmen, welcher fast vier Wochen lang mich sorgfältig zu behandeln hatte. Es war im Spätherbst, gegen Ende November, als gerade jetzt mich Ritter verließ, um seinen Verwandten und Freunden in Dresden und Berlin einen Besuch zu machen; ich blieb während dieser längern Krankheitsperiode somit ganz allein, nur auf den Umgang mit der naiven Dienerschaft meines Hôtel garnis angewiesen. Zum Arbeiten unfähig, zerstreute ich mich durch die Lektüre der Geschichte Venedigs vom Grafen Daru, welcher ich hier an Ort und Stelle großes Interesse abgewann. Namentlich verlor ich dadurch etwas von meinen populären Vorurteilen gegen die tyrannische Regierungsweise des alten Venedigs. Der berüchtigte Rat der Zehn und die Staats-Inquisition erschienen mir vielmehr in dem Lichte einer eigentümlichen, gewiß wohl grauenvollen, Naivität; die offene Ankündigung, daß in dem Geheimnis seiner Handlungsweise die Gewährleistung der Macht des Staates liege, schien mir so bestimmt ein jedes Glied der merkwürdigen Republik für die Bewahrung dieser Heimlichkeit zu interessieren, daß sehr vernünftiger Weise die Ausschließung von jeder Mitwissenschaft zur eigentlichen republikanischen Pflicht gemacht wurde. Eigentliche

Heuchelei blieb diesem Staatswesen somit gänzlich fern, wie denn auch das kirchliche Element, so ehrfurchtsvoll es dem Staate eingeschlossen blieb, doch nie hier den entwürdigenden Einfluß, wie anderswo in Italien, auf die Charakterbildung der Bürger ausübte. Die furchtbar rücksichtslosen Berechnungen der Staatsraison wurden zu Maximen ausgebildet, welche einen durchaus antik heidnischen Charakter, von keiner eigentlich finsteren Färbung, an sich trugen, und lebhaft an die gleichen Maximen der Athener erinnerten, welche, wie wir im Thukydides lesen, von diesen mit größter Unumwundenheit als männliche Sittlichkeitsgrundsätze vorgetragen wurden.

Nebenbei griff ich zu meiner Stärkung, wie so oft schon, auch jetzt wieder zu einem Band Schopenhauer, dem ich mich von neuem innig befreundete, während mir sogar die erhebende Einsicht aufging, nach einer sehr wichtigen Seite hin, allerdings nur vermöge der von ihm selbst mir angegebenen Hilfsmittel, beängstigende Lücken seines Systems ergänzen zu können.

Meine wenigen auswärtigen Beziehungen gestalteten sich um diese Zeit immer beruhigender; nur betrübte mich eines Tages ein Brief Wesendoncks, in welchem dieser mir den Tod seines etwa vierjährigen Sohnes Guido meldete: mir fiel es dabei aufs Herz, daß ich von der Patenschaft dieses Kindes unter dem improvisierten Vorwande, ich möchte ihm Unglück bringen, zurückgetreten war. Mich ergriff der Fall, und da ich in jeder Beziehung mich so sehr nach Ruhe sehnte, malte ich mir schnell auch eine kurze Reise über die Alpen, um etwa den Weihnachtsabend mit meinen alten Freunden zu feiern, in einem herzlich wohltätigen Sinne aus. Ich teilte diesen Gedanken an Frau Wille mit, und erhielt, statt von dieser, sonderbarerweise von ihrem Gemahle als Antwort einen höchst unerwarteten Bericht über das große und höchst unangenehme Aufsehen, welches durch meinen plötzlichen Fortgang von Zürich, namentlich durch die Art in welcher meine Frau ihren Teil daran ausgeführt hatte, erregt und der Familie Wesendonck aufgebürdet worden war. Da ich infolgedessen auch wiederum erfuhr, wie klug und tüchtig hiergegen Wesendonck sich benommen hatte, so knüpfte sich hieran von selbst wieder manche freundliche, und der Gestaltung eines guten Vernehmens günstige Berührung. — Den Beziehungen Minnas zu mir geriet es sehr zum Vorteil,

daß sie, welche jetzt in Dresden im Umgange mit älteren Bekannten sich ruhig verhielt und von mir stets freundlich versorgt wurde, in ihrer Korrespondenz sich klug und rücksichtsvoll benahm, und somit dem Eindrucke, welchen sie mir bei jenem ergreifenden nächtlichen Auftritte gemacht hatte, eine willige Nahrung zuführte. Auch ich stellte ihr eine dereinstige häusliche Wiedervereinigung mit mir gern in Aussicht, nur sollte dies auf der Grundlage einer Dauer versprechenden Niederlassung geschehen, welche ich mir jetzt eben nur in Deutschland, womöglich in Dresden selbst, vorstellen mochte. Um über die Möglichkeiten hiervon zu einer Ansicht zu gelangen, versäumte ich auch nicht, mich an Herrn von Lüttichau selbst zu wenden, da ich durch Minna, welche diesen meinen alten Chef selbst aufgesucht hatte, recht wohltuende Berichte über dessen humanes Benehmen, ja sogar warme Anhänglichkeit an mich erhalten hatte. Ich ging wirklich so weit, ihm ausführlich und herzlich zu schreiben. Dagegen war es dann wieder lehrreich für mich, von ihm gelegentlich einmal nur ein paar trockene Zeilen in geschäftlichem Stile zu erhalten, worin er mir anzeigte, daß zurzeit im Betreff der von mir gewünschten Rückkehr nach Sachsen nichts zu tun wäre. — Andrerseits erfuhr ich durch die Polizeibehörde in Venedig, daß der sächsische Gesandte in Wien es sich auf das eifrigste angelegen sein ließ, mich selbst von Venedig auszutreiben. Dies glückte nun nicht, da ich durch einen eidgenössischen Paß, welchen die österreichischen Behörden zu meiner großen Freude sehr ernstlich respektierten, genügend geschützt war. Somit verblieb mir im Betreff meiner gewünschten Rückkehr nach Deutschland einzig die Hoffnung auf die freundschaftlichen Bemühungen des Großherzogs von Baden hierfür. Eduard Devrient, an den ich mich hierüber, namentlich auch in Beziehung auf unser Vorhaben einer ersten Aufführung des „Tristan", um nähere Auskunft wendete, meldete mir, der Großherzog sähe meine Anwesenheit bei dieser Aufführung jedenfalls als ausgemacht an; ob er, falls seine direkten Bemühungen bei dem Könige von Sachsen um dessen Erlaubnis dazu fruchtlos bleiben sollten, an einen eigenmächtigen bundeswidrigen Schritt hierbei denke, oder wie er sonst dies zu bewerkstelligen beabsichtige, bleibe ihm unbekannt. Somit erkannte ich, daß ich auf eine demnächstige Übersiedelung nach

Deutschland fürerst nur eine sehr ungefähre Rechnung mir machen könnte.

Nebenbei nahmen mich stets die Korrespondenzen um Herbeischaffung der, um diese Zeit namentlich auch des gespaltenen Haushaltes wegen, in nicht geringer Stärke zu beschaffenden Subsistenzmittel ziemlich anhaltend in Anspruch. Glücklicherweise hatten sich bisher einige größere Theater gegen meine Opern noch renitent verhalten, und es waren somit von diesen noch Honorare zu erwarten, während diejenigen der eifrigeren Bühnen bereits aufgezehrt waren. So meldete sich denn auch, als letztes Theater für den „Tannhäuser", das Stuttgarter Hoftheater. Für diesen Ort hatte ich aus dem angegebenen Grunde zu jener Zeit eine besondere Vorliebe, die sich auch noch auf Wien übertrug, welches erst den „Lohengrin" gegeben hatte, und nach dem Erfolge desselben noch zum „Tannhäuser" zu greifen sich genötigt sah. Meine Verhandlungen mit dem damaligen Direktor K. Eckert führten sehr schnell zu, für mich erfreulichen Resultaten.

Dies alles wickelte sich im Laufe des Winters bis zum Frühjahr 1859 ab. Außerdem lebte ich, in der bezeichneten Weise, in größter Stille und Regelmäßigkeit fort. Nach der Heilung meines Beingeschwüres konnte ich noch im Dezember wieder meine regelmäßigen Gondelfahrten nach der Piazzetta, mit der abendlichen Heimkehr antreten, und endlich auch mit einiger Ausdauer meiner musikalischen Arbeit mich hingeben. Gänzlich einsam brachte ich die Weihnacht und den Silvesterabend zu. Nur des Nachts befand ich mich häufig in größerer Gesellschaft, nämlich in den Träumen, welche damals mit großer Lebhaftigkeit sich bei mir einstellten. —

Im Anfang Januar 1859 trat plötzlich Karl Ritter wieder zur Stunde des gewohnten Abendbesuches in mein Zimmer. Ihn hatte währenddem die Sorge für die Aufführung eines von ihm gedichteten Theaterstückes bis an den Strand der Ostsee getrieben. Dies bezog sich auf eine vor kurzem von ihm vollendete Arbeit: Armide, von welcher sehr vieles wiederum das große Talent des jungen Mannes bezeugte; während die Tendenz des Ganzen wirklich abschreckende Blicke in die Seele des Dichters werfen, und demgemäß auch über Einzelnes der Ausführung kein vorteilhaftes Urteil aufkommen ließ, war an=

deres, vorzüglich aber die Begegnung Rinaldos mit Armiden, und die heftige Entstehung ihres Liebesverhältnisses mit wirklich poetischer Glut empfunden und dargestellt. Wie bei allen solchen Arbeiten, welche im Grunde immer von dem Schaden der dilettantenhaften Flüchtigkeit behaftet sind, hätte auch an diesem Drama sehr Vieles geändert und besser ausgeführt werden müssen, wenn es vor allen Dingen auch auf der Bühne Wirkung versprechen sollte. Davon wollte Karl nichts hören; dagegen glaubte er in einem intelligenten Theaterdirektor zu Stettin den Mann gefunden zu haben, der sich über Bedenken, wie sie mir zu eigen waren, hinwegzusetzen imstande wäre. Er hatte sich auch hierin getäuscht, und kam nun, auch von dieser Seite her unbefriedigt, nach Venedig zurück, um, wie er sehnlich wünschte, fortan in das Blaue hinein zu leben. Rom in der Kapuzinerkutte zu durchwandern, und von Stunde zu Stunde sich Kunstschätze anzusehen, dünkte ihm das Los, welches er allen übrigen Lebensbestimmungen vorziehen möchte. Von einer Umarbeitung der Armide wollte er nichts mehr hören, und erklärte dagegen, an die Ausführung eines neuen dramatischen Stoffes gehen zu wollen, welchen er aus Machiavellis „Florentinischen Geschichten“ entnommen habe, den er mir aber nicht näher angeben wollte, weil er fürchtete ich würde ihm davon abraten, da er eben nur Situationen und gar keine Tendenz enthielte. Musikalischen Arbeiten schien er jetzt nicht mehr nachhängen zu wollen, obgleich eine Phantasie für das Klavier, welche er bald nach seiner Ankunft in Venedig niedergeschrieben hatte, mir den jungen Mann auch von dieser Seite her durchaus als interessant erscheinen ließ. — Desto verständigeren Anteil zeigte Karl mir an der, nun endlich andauernd von mir fortgesetzten, Ausarbeitung des zweiten Aktes von „Tristan“. Öfter habe ich ihm, mit Winterberger, auch Tessarin, das eben Vollendete des Abends vorgespielt, und immer führten diese Mitteilungen zu einer sehr warmen Erregtheit. Während der vorangehenden längeren Unterbrechung meiner Arbeit, war von Härtels bereits der erste Akt der Partitur gestochen, und von Bülow für das Klavier arrangiert worden. So lag ein Teil bereits wie in monumentaler Vollendung vor mir, während ich andrerseits noch in gebärungsvoller Aufregung im Betreff der Ausführung des Ganzen war.

Bereits schritt in den ersten Monaten auch die Instrumentation dieses Aktes, welche ich immer heftweise dem Verleger zum Stiche zuschickte, ihrer Vollendung entgegen, und Mitte März konnte ich den letzten Bogen davon nach Leipzig senden.

Jetzt trat denn die Nötigung zu neuen Bestimmungen für meine Lebensbeschlüsse ein; denn es frug sich, wo ich nun den dritten Akt komponieren würde, da ich ihn jedenfalls nur an dem Orte beginnen wollte, wo ich Aussicht hätte ihn auch ungestört vollenden zu können. Dies schien in Venedig nicht der Fall sein zu sollen. Meine Arbeit würde mich bis tief in den Sommer hinein beschäftigt haben, und diesen glaubte ich, schon meiner Gesundheit wegen, in dem um diese Zeit für mich unratsamen Klima Venedigs nicht verbringen zu dürfen. Bereits hatte ich den üblen Einfluß des Mangels erkräftigender Fußwanderungen sehr nachteilig empfunden. Um mich nun einmal tüchtig auslaufen zu können, hatte ich mich mitten im Winter auf der Eisenbahn nach Treviso bringen lassen, um dort einige Meilen landeinwärts dem Gebirge zu mich auszuschreiten. Rauhes Wetter war mir dabei hinderlich gewesen; andere ungünstige Umstände trugen dazu bei, mich von diesem Ausfluge nur den für die Lagunenstadt vorteilhaften Eindruck dahin wieder mitbringen zu lassen, so daß ich mich hier wie in ein Asyl gegen Straßenstaub und mißhandelte Pferde geflüchtet hatte. — Außerdem fand es sich nun auch, daß ich im Betreff meines ferneren Aufenthaltes in Venedig nicht mehr ganz nur von meinem Willen abhing. Ich war neuerdings sehr höflich vor einen Polizei-Kommissär beschieden worden, welcher mir unumwunden mitteilte, daß gegen meinen Aufenthalt in einem Teile der österreichischen Staaten von seiten der sächsischen Gesandtschaft in Wien unaufhörlich agitiert würde. Da ich erklärte, nur bis zum Eintritte des Frühlings noch meinen Aufenthalt ausdehnen zu wollen, wurde mir geraten, auf ein ärztliches Zeugnis gestützt, mir aus Gesundheitsrücksichten vom Erzherzog Max, damals als Vizekönig in Mailand residierend, die Erlaubnis hierzu einzuholen. Ich tat dieses, und der Erzherzog beschied hierauf sofort telegraphisch die venetianischen Behörden, mich in Ruhe zu lassen.

Bald ward mir nun jedoch auch klar, daß eine erneuete Wachsamkeit gegen Fremde durch die politischen Verhältnisse,

welche das österreichische Italien in große Aufregung setzten, veranlaßt sein mochte. Der Ausbruch des Krieges mit Piemont und Frankreich rückte immer näher, und eine ersichtlich große Aufregung zeigte sich immer deutlicher in der italienischen Bevölkerung. Als ich eines Tages mit Tessarin auf der Riva promenierte, gerieten wir in eine ziemliche Anhäufung von Fremden, welche dem Erzherzog Maximilian mit seiner Gemahlin, bei ihrem kurzen Besuche in Venedig, auf ihrem Ausgange neugierig und ehrerbietig entgegensahen. Ich erfuhr dies zunächst durch einen heftigen Ruck meines venetianischen Klavierspielers, welcher mich am Arme von der Stelle fortzuziehen sich bemühte, um, wie er sagte, vor dem Erzherzoge nicht den Hut abziehen zu müssen. Als ich die stattliche, sehr einnehmende Gestalt des jungen Fürsten daherschreiten sah, gab ich meinem Freunde lachend den Laufpaß, und freute mich aufrichtig durch meinen Gruß unbekannterweise meinem freundlichen Beschützer danken zu können. — Bald nahm aber alles einen ernsteren, schwerfällig bedrückenden Charakter an, als nämlich Tag für Tag die Riva von neu ausgeschifften Truppen so übermäßig besetzt war, daß sie für die Promenade gänzlich unbenutzbar wurde. Die Offiziere derselben machten meist einen sehr angenehmen Eindruck auf mich, und das gemütliche Deutsche ihrer harmlosen Unterhaltung heimelte mich ganz traulich an. Dagegen war es mir unmöglich, zu der Mannschaft Zutrauen zu gewinnen, da ich bei ihr meistens den stumpfen und unfreien physiognomischen Charakter gewisser slawischer Hauptstämme der österreichischen Monarchie antraf. Hier war eine gewisse wuchtige Kraft nicht zu verkennen, dagegen ebensowenig ein gänzlicher Mangel an naiver Intelligenz, wie sie das italienische Volk so liebenswürdig auszeichnet. Ich konnte nicht umhin, jener Rasse den Sieg über diese nicht zu gönnen. Mir kehrte der physiognomische Ausdruck dieser Truppen deutlich in die Erinnerung zurück, als ich im Herbst desselben Jahres in Paris wieder die französischen Elite-Truppen, ihre Chasseurs de Vincennes und Zuaven, mit jenen österreichischen Soldaten unwillkürlich vergleichen mußte: da verstand ich denn plötzlich, ohne jede strategische Kenntnisse, die Schlachten bei Magenta und Solferino. — Für jetzt erfuhr ich endlich, daß Mailand bereits im Belagerungszustande und

gegen Fremdenbesuch fast ganz abgesperrt war. Da ich beschlossen hatte, mein Sommer-Asyl in der Schweiz am Vierwaldstätter See zu suchen, mahnte mich diese Nachricht an die Beschleunigung meines Aufbruches, um nicht etwa durch die Kriegsereignisse von meiner Zuflucht abgeschnitten zu werden. So packte ich denn ein, schickte den „Erard“ wieder über den Gotthard, und bereitete mich zum Abschiede von meinen wenigen Bekannten vor. Ritter hatte beschlossen, in Italien zu bleiben, und beabsichtigte sich nach Florenz und Rom zu wenden, wohin soeben Winterberger, mit welchem Karl Freundschaft geschlossen hatte, ihm bereits vorausgeeilt war. Dieser behauptete nämlich, von einem Bruder mit genügenden Geldmitteln für den Genuß Italiens ausgestattet zu sein, welcher ihm außerdem zu seiner Zerstreuung und Erholung, ich weiß allerdings nicht von was, notwendig sei. Somit vermutete Ritter in kürzester Frist ebenfalls Venedig verlassen zu können. Von dem guten Dolgorukow, welchen ich sehr leidend verließ, nahm ich herzlich Abschied, und umarmte Karl auf dem Bahnhofe, vermutlich zum letzten Male, da ich seitdem ohne alle direkte Nachricht von ihm gelassen wurde und bis heute ihn auch nicht wieder sah.

Am 24. März gelangte ich mit einigen Beschwerlichkeiten, welche die militärische Fremden-Kontrolle veranlaßte, nach Mailand, wo ich mir zur Besichtigung des Sehenswerten einen dreitägigen Aufenthalt gönnte. Ohne alle Anleitung hierzu begnügte ich mich mit den einfachsten Nachweisungen, um die Brera, die Ambrosianische Bibliothek, die Cena des Leonardo da Vinci, und den Dom zu besuchen, welchen letztern ich nach allen Richtungen hin auf den verschiedenen Dächern und Türmen bekletterte. Wie immer von den ersten Eindrücken am lebhaftesten betroffen, hielt ich mich in der Brera vorzüglich nur an zwei Gemälde, welche ich sogleich am Eingange antraf: einen heiligen Antonius vor dem Jesuskinde, von van Dyck, und das Martyrium des Stephanus, von Crespi; wobei ich inne ward, daß ich zur Beurteilung von Gemälden nichts tauge, da der Gegenstand, sobald er sich mir deutlich und sympathisch aussprach, mich sofort und einzig bestimmte, wie es eben hier der Fall war. Doch ging mir ein deutlicheres Licht über die Wirkung der rein

künstlerischen Bedeutung eines Meisterwerkes auf, als ich vor der Cena des da Vinci die von allen gemachte Erfahrung auch an mir erlebte, wie das als Gemälde fast gänzlich zerstörte Kunstwerk, nachdem man es in den restaurierenden Kopien, welche dort immer zur Seite stehen, näher untersucht hat, auf den Blick des dann nur noch geistig Schauenden wirkt, wenn er eben von jenen Kopien ab nun wieder auf das zerstörte Original sieht, und hier plötzlich jetzt mit höchster Deutlichkeit das ganz Unnachahmliche wahrnimmt. — Des Abends suchte ich sogleich wieder das mir liebgewordene Lustspiel auf, welches hier in dem winzigen Theatro Re vor einem geringen Publikum des letzten Ranges seinen, von den heutigen Italienern leider so verachteten; Platz eingenommen hatte. Auch hier gab man die Goldonischen Stücke, wie es mir schien, mit großer naiver Virtuosität. Dagegen mußte ich dann wieder im Theater della Scala, unter außerordentlichem äußern Glanze, einem Akte des Zeugnisses für die große Demoralisation des italienischen Kunstgeschmackes beiwohnen. Vor dem glänzendsten und lebhaftesten Publikum, welches man sich nur wünschen kann, ward in dem ungeheuren Theater ein unglaublich nichtswürdiges Opernmachwerk eines neueren Komponisten, dessen Namen ich vergessen habe, aufgeführt. Doch erfuhr ich an diesem Abende, daß dem als so sehr für Gesangsmusik passioniert geltenden italienischen Publikum das Ballett doch bereits auch zur Hauptsache geworden war; denn offenbar diente die vorangehende langweilige Oper nur als Vorbereitung für eine große choreographische Aufführung, welche nichts Geringeres als Antonius und Kleopatra zum Süjet hatte. Hier sah ich sogar den kalten Politikus Octavian, welcher bis jetzt selbst in keine italienische Oper noch sich verloren hatte, mit ziemlicher Bewahrung einer diplomatischen Würde pantomimisch agieren. Die Hauptsache blieb aber das Leichenbegängnis der Kleopatra, welches dem ungeheuren Personale des Balletts Gelegenheit zu den mannigfaltigsten Evolutionen in höchst charakteristischen Kostümen darbot. —

Nach all diesen einsam genossenen Eindrücken reiste ich an einem wunderschönen Frühlingstage über Como, wo alles in üppigster Blüte stand, über das von früher her mir bekannte Lugano und den Gotthard, welchen ich an hohen

Schneewänden im kleinen offenen Schlitten passieren mußte, nach Luzern, wo ich, im Gegensatze zu dem in Italien genossenen üppigen Frühlinge, bei unfreundlichster kalter Witterung ankam. Die Rechnung, die ich mir für den Aufenthalt an diesem Orte gemacht hatte, beruhte auf der Annahme, daß das dortige große Hotel zum Schweizerhof um diese Zeit, bis zu dem Beginne der eigentlichen Sommersaison, gänzlich leer stehe, und ich somit daselbst ohne weitere Vorbereitungen ein geräumiges und von Geräusch ungestörtes Unterkommen finden würde. Hierin konnte ich mich nicht getäuscht haben: Oberst Segesser, der humane Wirt des Gasthofes, wies mir in dem linken Dependance-Gebäude eine ganze Etage zur beliebigen Bewohnung an, in deren Hauptgemächern ich es mir ohne große Kosten ganz bequem machen konnte. Einzig hatte ich mich, da der Gasthof in dieser Zeit nur in den beschränktesten Verhältnissen hiefür versehen war, der Bedienung wegen besonders abzufinden; und hiefür fand ich ein sorgsames, auf meine Bequemlichkeit gut bedachtes Frauenzimmer, welche ich für ihre Dienste, die sie mir namentlich späterhin, als der Gasthof belebter wurde, leistete, im Gedächtnisse behielt, und nach längeren Jahren demzufolge als Haushälterin zu mir berief. Bald kamen dann meine Sachen aus Venedig an. Der „Erard" hatte richtig wieder im Schnee die Alpen passieren müssen; als er in meinem geräumigen Salon aufgestellt war, sagte ich mir dann, alle diese Mühe und dieser Aufwand seien darum bestritten worden, daß ich nun den dritten Akt von „Tristan und Isolde" endlich noch fertig mache. Zuweilen kam mir dies wie eine extravagante Zumutung vor, da die Schwierigkeiten, welche der Vollendung meiner Arbeit entgegenstanden, diese fast verhindern zu sollen bestimmt schienen. Ich verglich mich mit Leto, welche, die Gebärungsstätte für Apollon und Artemis zu finden, ruhelos umhergejagt wurde, bis Poseidon mitleidsvoll ihr die Insel Delos aus dem Meere hervortreten ließ.

Für dieses „Delos" wollte ich nun Luzern ansehen. Nur beherrschte der schreckliche Einfluß eines überaus kalten und anhaltend regnerischen Wetters für lange Zeit, bis zu Ende des Mais, meine Stimmung in allerunfreundlichster Weise. Da dieses neue Asyl wiederum mit so großen Opfern hergestellt

war, glaubte ich jeden Tag vergebens und dieser Opfer unwürdig dahingebracht zu haben, an welchem ich nicht etwas an meiner Komposition gearbeitet hatte. Da ich für den größeren Hauptteil meines dritten Aktes außerdem mit einem so unerhört trüben Gegenstande beschäftigt war, kam es, daß ich der ersten Monate dieser vorübergehenden Luzerner Ansiedelung mich nur mit Grauen entsinnen kann.

Nach den ersten Tagen meiner Ankunft hatte ich bereits Wesendoncks in Zürich besucht. Unser Wiedersehen war wehmütig, doch in keiner Weise befangen. Ich verweilte einige Tage im Hause meiner Freunde, sah darin auch meine älteren Züricher Bekannten wieder, und blickte so wie aus einem Traume in einen Traum. Wirklich war mir alles recht wesenlos geworden. Ich wiederholte im Verlaufe meines Luzerner Aufenthaltes einige Male diesen Besuch, welchen ich zweimal, das eine Mal an meinem Geburtstage, in Luzern selbst erwidert erhielt.

Neben meiner, für jetzt trübsinnig gepflogenen Arbeit, beschäftigten mich auch die Sorgen für meine, sowie meiner Frau Erhaltung. Bereits in Venedig hatte ich mich veranlaßt gefühlt, auf die bis dahin mir treulich gewährte Unterstützung der Familie Ritter ebenso freiwillig, als durch die Berücksichtigung der in dieser mir befreundeten Familie eingetretenen Verhältnisse hierzu genötigt, Verzicht zu leisten. Was aus meinen bisher aufführbaren Opern kläglicherweise zu ziehen war, neigte sich jetzt der Erschöpfung zu. Da ich nach Beendigung des „Tristan“ auf die Wiederaufnahme meiner Nibelungen-Arbeit gewiesen war, glaubte ich nochmals versuchen zu müssen, auf Grund dieser Arbeit, für welche der Großherzog von Weimar nach seinen im vorigen Jahre mir gemachten persönlichen Eröffnungen immer noch eingenommen war, an eine Erleichterung für meine zukünftige Subsistenz zu denken. Ich schrieb deshalb an Liszt, und wiederholte ihm die Bitte, dem Großherzog ernstlich den Vorschlag zu machen, das ganze Werk mit vollem Eigentumsrecht in der Weise anzukaufen, daß auch die dereinstige Herausgabe, insofern von einem Verleger hierfür etwas zu gewinnen war, ihm zufallen sollte. Ich legte hierbei meine gestörten frühern Verhandlungen mit Härtels für einen billigen Anschlag des gewissermaßen abzuschließenden Ge-

schäftes zugrunde. Bald meldete mir Liszt mit beklommener Andeutung, daß die Sache S. K. H. nicht recht munden wolle; was mir denn genügend zu wissen gab.

Andererseits drängten mich die Umstände, jetzt endlich im Betreff des unglückseligen Verlagseigentumes meiner ältern drei Opern bei Meser in Dresden zu einem Abschluß zu kommen, da namentlich einer meiner Hauptgläubiger, der Schauspieler Kriete jammernd nach Wiedererstattung seines Kapitals verlangte. Ein Dresdener Advokat Schmidt erbot sich die Sache in Ordnung zu bringen, und, nach vielem ärgerlichen Hin- und Herschreiben, kam es dahin, daß der Nachfolger des seit kurzem verstorbenen Meser, ein gewisser H. Müller, in das volle Eigentum dieses Verlages eintrat. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit von nichts anderem als steten Kosten und Auslagen meines ehemaligen Kommissionärs; über die Einnahmen war dagegen keinerlei Klarheit zu erlangen: nur gestand mir der Advokat zu, daß der verstorbene Meser allerdings einige tausend Taler beiseite gebracht haben müsse, welche nun aber nicht wieder zu erlangen seien, da er seinen Erben nicht das mindeste Kapital hinterlassen habe. Um den jammernden Kriete zur Ruhe zu bringen, mußte ich daher einwilligen, für gerade so viel als ich diesem und einem geringeren zweiten Gläubiger, an Kapital schuldig war, nämlich für 3000 Taler, schließlich zu verkaufen. Im Betreff der rückständigen Zinsen, und wiederum der Interessen für diese Zinsen, blieb ich Krietes persönlicher Gläubiger: diese zusammen beliefen sich im Jahre 1864 auf 1800 Taler, welche um jene Zeit auch getreulich durch gerichtlichen Zwang von mir eingefordert wurden. Zugunsten meines größesten Gläubigers, Pusinelli, welcher hierbei nur mit einer sehr geringfügigen Zahlung bedacht werden konnte, behielt ich mir das Recht des Eigentumes jener drei Opern für Frankreich vor, nämlich in dem Falle, daß durch meine Bemühungen dort einmal diese Musik aufgeführt und an einen französischen Verleger verkauft werden könne. Es ward dieser Vorbehalt, nach dem Wortlaut eines Briefes des Advokaten Schmidt, von dem nunmehrigen Dresdener Verleger anerkannt. Da Pusinelli den hieraus ihm etwa fließenden Vorteilen im Betreff der Wiedererstattung seines früher mir geliehenen Kapitals, welches er nie wieder von mir verlangen zu

wollen erklärte, freundschaftlich entsagte, war mir hierdurch für die Zukunft, wenn wirklich meine Opern in Frankreich Eingang finden sollten, die einzige Möglichkeit, nicht etwa eines Gewinnes von diesen meinen Werken, sondern der Wiedererstattung der darauf von mir verwendeten Kapitalien, für welche ich hatte aufkommen müssen, eröffnet. Als es späterhin zwischen mir und dem Pariser Musikhändler Flaxland wirklich zu einem Vertrage kam, meldete sich jedoch jener Dresdener Nachfolger Mesers als absoluter Eigentümer meiner Opern, und wirklich gelang es ihm, Flaxland in dem Betriebe seines französischen Geschäftes so sehr zu behindern, daß dieser sich genötigt sah, durch eine Zahlung von 6000 Franken an jenen, sich Ruhe zu erkaufen; wodurch natürlich Flaxland sich in die Lage versetzt sah, mir seine Anerkennung als Eigentümer meiner Werke für Frankreich zu verweigern. Hiergegen rief ich nun wiederholt das Zeugnis jenes Advokaten Adolph Schmidt an, indem ich von ihm nichts weiter forderte, als eine Kopie der, auf jenen, durch die Luzerner Verhandlungen zur Gültigkeit gelangten, Vorbehalt bezüglichen Korrespondenz mir zukommen zu lassen. Auf alle in dieser Angelegenheit an ihn gerichteten Briefe bin ich jedoch hartnäckig ohne Antwort geblieben, und erfuhr auch später von einem Wiener Rechtskundigen, daß ich es aufzugeben habe ein solches Zeugnis erhalten zu wollen, da ich keine rechtlichen Mittel in den Händen hätte, jenen Advokaten, wenn er es nicht zu geben gesonnen sei, dazu zu zwingen. —

Während ich auf diese Art wenig zur Verbesserung meiner Aussichten für die Zukunft erreichen konnte, hatte ich doch wenigstens die Genugtuung, die Partitur des „Tannhäuser" nachträglich noch im Stich hergestellt zu sehen. Da meine früheren autographierten Exemplare, namentlich auch durch die Verschleuderung Mesers, zu Ende gegangen waren, hatte ich bereits von Venedig aus Härtels dazu vermocht, diese Partitur stechen zu lassen. Da nun der Nachfolger Mesers den ganzen Verlag eigentümlich an sich gebracht hatte, war es ihm zum Ehrenpunkte geworden, die Herausgabe der Partitur nicht einem fremden Verleger zu überlassen. Er übernahm daher die Herausgabe derselben für seine Rechnung. Leider fügte es nun aber das Schicksal, daß ich gerade ein Jahr später zu

einer vollständigen Umarbeitung und neuen Abfassung der zwei ersten Szenen veranlaßt wurde. Es ist mir bis auf den heutigen Tag bedauerlich geblieben, diese neue Arbeit der gestochenen Partitur nicht haben einfügen zu können.

Immer noch in der Annahme, daß der „Tristan“ ein gutes Geschäft für die Theater würde abgeben können, ließen Härtels, während ich am letzten Akte arbeitete, auch bereits die Partitur des zweiten Aktes fleißig stechen. Auf mich wirkte der Umgang mit den Korrekturen hiervon, während ich andererseits in den größten Nöten an der Komposition des so ganz ekstatischen dritten Aktes arbeitete, höchst sonderbar, fast unheimlich; denn eben an den ersten Szenen dieses Aktes stellte sich mein Bewußtsein davon endlich klar heraus, daß ich das allergewagteste und fremdartigste, was ich je geschrieben, gerade in dieser, einer sonderbar irrigen Annahme nach, für leicht zu geben angesehenen Oper, niedergelegt hatte. Während ich an der großen Szene des Tristan arbeitete, mußte ich mich unwillkürlich öfter fragen, ob ich denn nicht wahnsinnig sei, solches einem Verleger zum Druck für die Theater übergeben zu wollen. Nicht einen Schmerzensakzent hätte ich aber aufopfern mögen, obwohl alles mich selbst auf das äußerste quälte.

Dem üblen Zustande meines Unterleibes suchte ich u. a. auch durch einen Gebrauch von Kissinger Wasser in mäßigen Dosen beizukommen; da mich das nötige Promenieren hierzu namentlich am frühen Morgen ermüdete und zur Arbeit unfähig machte, geriet ich auf den Gedanken, die abspannende Promenade durch einen kurzen Ritt zu ersetzen. Der Wirt meines Hotels überließ mir zu diesem Exerzitium ein altes fünfundzwanzigjähriges Pferd, welches Lise hieß; auf diesem Tiere ritt ich jeden Morgen, so lange als es Lust hatte vorwärts zu gehen: es trug mich nie sehr weit, sondern kehrte an gewissen Stellen regelmäßig um, ohne im allergeringsten meiner Reiter-Ermahnungen zu achten.

So waren die Monate April, Mai, und zum großen Teil auch Juni vergangen, ohne daß ich, mit der trübseligsten Stimmung kämpfend, über die Komposition der Hälfte meines dritten Aktes hinausgekommen wäre. Endlich meldete sich nun die Fremdensaison; der Gasthof mit seinen Dependancen füllte sich, und an die Aufrechthaltung meines bisherigen ausnahmsweisen

Zustandes im Betreff der Benutzung der Lokalitäten, war ferner nicht zu denken. Man bot mir an, in den zweiten Stock des Hauptgebäudes überzusiedeln, weil dort gewöhnlich nur die für einen Abend durchpassierenden Schweizerreisenden untergebracht würden, während in den Dependancen Ansiedler für längere Zeit, welche somit auch den Tag über ihre Wohnung benutzten, Wohnung erhielten. In der Tat bewährte sich diese Einrichtung ganz überraschend gut; von jetzt an war ich in meiner kleinen Wohnstube mit Schlafkammer für die Stunden meiner Arbeit gänzlich ungestört, da die, nur für den Nachtschlaf von Fremden eingenommenen Zimmer dieses Stockwerkes, am Tage eben gänzlich leer standen. Endlich stellte sich auch eine, volle zwei Monate andauernde, von stets unbewölktem Himmel begünstigte, wahrhaft üppige Sommerwitterung ein. Ich genoß den eigentümlichen Zauber der Verwahrung vor der äußersten Sonnenglut durch sorgfältig gepflegte Kühle und Dunkelheit in meiner Stube, während ich nur des Abends von meinem kleinen Balkon aus, mich der Wirkung der Sommerluft hingab. Sehr erfreuten mich da ein paar gute Hornbläser, welche fast regelmäßig, in einem Nachen auf dem See, durch den Vortrag einfacher Volkslieder sich verdient machten. — Glücklicherweise war ich jetzt auch in meiner Arbeit über den eigentlichen schrecklichen Knotenpunkt hinausgekommen, und die mildere Stimmung desjenigen Teiles meines Gedichtes, welchen ich jetzt noch zu bewältigen hatte, versetzte mich, trotz ihres wehmütigen Charakters, in eine fast freudig behagliche Ekstase, in welcher ich bereits im Anfang des August die Komposition des Ganzen, davon jetzt nur noch Einiges zu instrumentieren war, vollendete.

So einsam ich lebte, gewährten mir die damals so aufregenden Vorgänge des italienischen Krieges genügende Unterhaltung. Mit der gehörigen Spannung des Für und Wider, begleitete ich diese, im ganzen ebenso unerwartete als bedeutende, Begebenheit. Doch blieb ich auch nicht gänzlich ohne Gesellschaft. Im Juli traf der bis dahin mir unbekannte Felix Dräseke zu einem dauernden Besuche in Luzern ein. Nachdem er in einer von Liszt veranstalteten Aufführung das Vorspiel zu „Tristan und Isolde" gehört, hatte er sich fast unmittelbar hierauf entschlossen, mir persönlich näherzutreten. Ich war durch seine Ankunft völlig erschreckt, und erklärte, nicht zu

wissen was ich mit ihm anfangen sollte. Da er mir außerdem in einer gewissen witzelnden Weise viel von Personen und Verhältnissen erzählte, für welche ich immer mehr den Sinn verloren hatte, fiel er mir zunächst fast lästig, was er mir zu seiner Überraschung so lebhaft anmerkte, daß er glaubte nach wenigen Tagen sich wieder von mir fortwenden zu müssen. Dies machte nun mich wiederum betroffen; und nun ließ ich es mir herzlich angelegen sein, ihm eine etwa entstandene schlimme Meinung von mir zu benehmen. Ich durfte ihn bald liebgewinnen; und für längere Zeit, bis kurz vor meinem Fortgang von Luzern, bildete er meinen täglichen Umgang, an welchem ich, da ich es mit einem sehr begabten und nicht eingebildeten Musiker zu tun hatte, viele Freude gewann.

Auch Wilhelm Baumgartner, mein alter Züricher Bekannter, ließ sich, mir zuliebe, auf einige Wochen in Luzern nieder. — Schließlich kam aber noch Alexander Seroff aus Petersburg, um einige Zeit in meiner Nähe verbringen zu können, an: ein sonderbarer, intelligenter Mensch, von ausgesprochener Parteinahme für Liszt und mich. Er hatte in Dresden meinen „Lohengrin“ gehört, und wollte nun weiter von mir erfahren, wozu ich durch den Vortrag meiner „Tristan“-Komposition, in der mir eigentümlichen summarischen Vortragsweise, verhelfen mußte. Mit Dräseke bestieg ich auch den Pilatus, bei welcher Gelegenheit ich wieder sympathische Ängste für einen mit Schwindel behafteten Gefährten zu erleiden hatte. Zum Abschied lud ich ihn noch zu einer Partie nach Brunnen und dem Grütli ein; worauf wir uns für jetzt trennten, da seine bescheidenen Mittel ihm keinen längeren Aufenthalt gestatteten, und auch ich ernstlich an meine Abreise dachte.

Bei dieser frug es sich nur darum, wohin ich mich eigentlich zu wenden habe. Ich hatte mich diesmal brieflich, durch Eduard Devrient, und endlich unmittelbar, an den Großherzog von Baden gewendet, um von diesem die Zusicherung zu erhalten, wenn auch nicht in Karlsruhe selbst, so doch in irgendeinem kleinen Orte der Umgebung mich niederlassen zu dürfen, da schon dies mir genügen würde, um meinem endlich unabweisbar gewordenen Bedürfnisse, zuzeiten mit einem Orchester und einem Gesangspersonale zu tun zu

haben, ja sie nur zu hören, Befriedigung zu verschaffen. Ich erfuhr späterhin, daß der Großherzog wirklich in dieser Angelegenheit sich brieflich an den König von Sachsen gewendet hatte; immer hieß es aber von dorther, man könne mich nicht amnestieren, sondern nur begnadigen, nämlich wenn ich zuvor der richterlichen Untersuchung mich gestellt hätte. Die Erfüllung meines Wunsches blieb also unmöglich, und mir bangte nun davor, wie es zu bewerkstelligen sein sollte, die immer noch beabsichtigte Aufführung meines „Tristan“ unter meiner persönlichen Mitwirkung vor sich gehen zu lassen. Es hieß immer: hiefür werde der Großherzog seine Maßregeln zu ergreifen wissen. Allein, wo sollte ich mich hinwenden, um, mit einiger Aussicht auf Dauer, die endlich doch wieder ersehnte Niederlassung zustande zu bringen? Mir blieb, nach langer Erwägung, nichts als der Entschluß übrig, mich nach **Paris** zu wenden, sei es auch nur, um mich dessen zu versichern, daß ich dann und wann ein gutes Orchester, ein vorzügliches Quartett hören könnte; denn die Entbehrung dieser Anregungen war mir in Zürich doch endlich unerträglich geworden. Nirgends aber als in Paris, wo ich andererseits ungestört mich aufhalten konnte, durfte ich mit Sicherheit darauf rechnen, diese künstlerische Lebens-Erfrischung in genügend edler Weise mir verschaffen zu können.

Endlich mußte ich mich doch auch im Betreff meiner Frau zu einem Entschlusse bewogen fühlen. Wir waren jetzt ein ganzes Jahr über getrennt gewesen; nach den harten Belehrungen, die sie von mir empfangen, und welche, ihren Briefen nach, nicht ohne großen Eindruck auf sie geblieben waren, durfte ich wohl annehmen, daß ein erneuetes Zusammenleben mit ihr, welches andererseits schon die Beseitigung der großen Schwierigkeit ihrer Erhaltung mit einem besondren Umstande zu gebieten schien, von jetzt an erträglich verlaufen würde. Ich kam also mit ihr überein, sie solle sich im Spätherbst mit mir in Paris vereinigen; bis dahin wollte ich für die Ermöglichung einer Niederlassung daselbst sorgen, wozu ich unser in Zürich verbliebenes Mobiliar mit allem Hausrate dorthin zu dirigieren übernahm. — Zur Ausführung dieses Vorhabens waren mir durchaus finanzielle Hilfsmittel vonnöten, für welche ich in irgendwelchen mir bevorstehenden Einnahmen keine Quelle er-

sehen konnte. Was ich zuletzt durch den Großherzog von Weimar im Betreff der Nibelungen zu vermitteln gesucht hatte, nämlich das Eigentumsrecht für die Herausgabe derselben akquirieren zu lassen, bot ich jetzt Wesendonck an. Dieser ging nun ohne Widerspruch auf meinen Wunsch ein, und war bereit für jeden der fertigen Teile meines Werkes mir ungefähr dasjenige Honorar, welches von einem späteren Verleger dafür zu erhoffen war, gegen das hiefür ihm abgetretene Eigentumsrecht auszuzahlen.

Nun konnte ich meine Abreise feststellen, und ich führte sie am 7. September aus, zu welcher Zeit ich mich zunächst auf drei Tage zu einem Besuche bei meinen Züricher Freunden begab. Ich brachte diese Tage wohlgepflegt im Wesendonckschen Hause zu, und sah dort meine früheren Bekannten, namentlich Herwegh, Semper und Gottfried Keller, mit denen ich einen Abend verlebte, welcher sich durch einen leidenschaftlichen Streit mit Semper über die damaligen politischen Ereignisse auszeichnete. Semper erkannte nämlich in dem neuerdings besiegten Österreich das unterliegende deutsche Nationalprinzip; in dem romanischen, durch Louis Napoléon vertretenen Elemente, erkannte er dagegen das assyrische Despotentum, gegen welches er einen Haß in der Kunst wie in der Politik bezeigte. Er äußerte sich hierüber mit solcher Heftigkeit, daß er selbst den sonst so schweigsamen Keller zu lebhafter Diskussion reizte, welche wiederum Semper so stark affizierte, daß er mit wahrer Verzweiflung schließlich mich beschuldigte, durch die Veranlassung seiner Einladung in das Wesendoncksche Haus ihn in eine feindselige Falle gelockt zu haben. Schließlich schieden wir doch wieder als Freunde, und, seitdem wir uns später abermals begegneten, arteten unsere Diskussionen nie wieder zu solcher Leidenschaftlichkeit aus. — Von Zürich begab ich mich noch zu einem Besuche Sulzers nach Winterthur. Ich traf meinen Freund selbst nicht an, dagegen seine Frau mit dem Knaben, welchen sie ihm seitdem geboren hatte; beide machten auf mich einen sehr rührenden und freundlichen Eindruck, welcher schon dadurch bestimmt wurde, daß ich den sonderbaren, so frühalten Freund mir jetzt offenbar als glücklichen Vater zu denken hatte. — —

Am 15. September gelangte ich nun nach Paris. Im Be-

treff der Wohnung hatte ich es auf die Umgebung der Champs Elysées abgesehen, und suchte deshalb zunächst dort ein Absteigequartier, welches ich mir in der Avenue de Matignon nahm. Mein Hauptziel ging darauf, in einem abgelegenen einzelnen Häuschen mir das langersehnte stille Asyl aufzufinden; dies zu suchen bemühte ich mich nun zunächst. Ich glaubte hiefür jede meinem Gedächtnis erreichbare Bekanntschaft benutzen zu müssen. Olliviers waren um diese Zeit nicht in Paris; Mme. d'Agoult war krank, auf der Abreise nach Italien begriffen, und konnte mich nicht empfangen; dafür wies sie mich an ihre Tochter, Gräfin Charnacé, welche ich aufsuchte, ohne mich jedoch für meine Zwecke ihr verständlich machen zu können. Ich suchte auch die Familie Hérold, welche mich bei meinem letzten Pariser Besuche so freundlich empfangen hatte, auf; traf aber in Mme. Hérold eine sonderbare krankhaft aufgeregte Zerstreuung an, so daß ich, wie es schien, statt der Hervorbringung meiner Anliegen nur auf Beruhigung dadurch zu denken hatte, daß ich in keinerlei Weise durch irgendeine Zumutung sie aufzuregen mich bemühte. So machte ich mich denn in meinem leidenschaftlichen Eifer, für den Hauptpunkt der Wohnung zu sorgen, ohne weiteren Nachweis selbst auf, um mir endlich in einer, der früheren Anlage nach noch unvollendeten Seitenstraße der Champs Elysées, nahe der Barrière de l'étoile, nämlich der rue Newton, ein hübsches pavillonartiges Häuschen mit kleinem Gärtchen aufzufinden, welches ich, für 4000 Franken jährlich, zur dreijährigen Miete erhielt. Jedenfalls hatte ich hier vollkommene Stille und gänzliche Entfernung vom Straßengeräusche zu erwarten. Schon dies allein nahm mich sehr für diese neue Akquisition ein. In diesem Häuschen hatte zuletzt der bekannte, und damals vom kaiserlichen Hofe protegierte, Auteur Octave Feuillet gewohnt. Mich verwunderte es nur, daß das Gebäude, trotzdem ich hier auf keine alte Konstruktion traf, innerlich bereits so sehr vernachlässigt war. Der Eigentümer war in keiner Weise dazu zu bewegen, für die wohnliche Herstellung desselben etwas zu tun, selbst nicht wenn ich ihm den Mietpreis erhöht hätte. Der Grund hiervon ward mir allerdings nach kurzer Zeit klar: das Terrain selbst war nämlich, infolge der Neubauten-Pläne für Paris der baldigen Demolierung verfallen. Noch war es

jedoch nicht an der Zeit, den Eigentümern diese Absicht offiziell anzukündigen, weil dadurch sogleich die Ansprüche derselben auf Entschädigung Gültigkeit erlangt haben würden. Demzufolge blieb auch ich im guten Glauben, daß, was ich zur inneren Säuberung und Herrichtung des Grundstückes verwenden würde, mir auf eine Reihe von Jahren sich als ergiebig erweisen würde; somit schritt ich unverzagt zu den hiefür nötigen Bestellungen, ließ mein Mobiliar von Zürich kommen, und glaubte nun, da das Schicksal mich einmal zu solcher Wahl gezwungen hatte, mich für zeitlebens als Pariser Niedergelassener ansehen zu dürfen.

Während diese Einrichtung betrieben wurde, suchte ich mich nun andererseits darüber zu orientieren, was aus den bisher mir bekannt gewordenen Anzeichen einer günstigen Beachtung meiner künstlerischen Arbeiten, für meine zukünftige Lage zu gewinnen wäre. Ich suchte zunächst wieder jenen, zuletzt mit der Bearbeitung meines „Rienzi“ betrauten jungen Mann, Mr. de Charnal auf, um mir von ihm Bericht geben zu lassen. Da fand sich denn, daß Herr Carvalho, der Direktor des Théâtre lyrique, durchaus immer nur vom „Tannhäuser“, und nichts anderem, hören wollte. Diesen selbst vermochte ich nun zu einem Besuche bei mir, um die Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Er bestätigte, daß er im höchsten Grade geneigt sei, eine Oper von mir aufzuführen; nur müsse es der „Tannhäuser sein, weil, wie er erklärte, der Name dieser Oper den Parisern für identisch mit dem meinigen gelte, so daß, wenn man etwas von „Wagner“ aufführen wollte, und dies nicht der „Tannhäuser“ sei, dieses für rein absurd angesehen werden würde. Im Betreff der von mir getroffenen Wahl des Bearbeiters des Poëms dieser Oper schien er große Zweifel zu hegen, ob ich damit nicht einen Fehlgriff getan hätte. Ich suchte mich nun mit Herrn de Charnals Leistung genauer bekannt zu machen, und erkannte allerdings zu meinem Schrecken, daß der junge, recht liebenswürdige Mann, welcher sich seiner letzten Mitarbeiterschaft an einem Melodrama „Schinderhannes“ (von ihm für ein deutsch-romantisches Süjet gehalten) rühmte, von dem Charakter der vorliegenden Arbeit gar keine Ahnung hatte. Da mich sein Eifer rührte, versuchte ich es dennoch, nur einige zur Musik gebrauchbare Verse mit ihm zu-

stande zu bringen, erlahmte jedoch an der fruchtlos hierbei vergeudeten Mühe. —

Nun war ich durch Bülow auf einen jungen, nicht eigentlich mehr praktizierenden Arzt, Auguste de Gaspérini hingewiesen worden, dessen Bekanntschaft er in Baden-Baden gemacht, und an welchem er eine auffallende Neigung für meine Musik erkannt hätte. Auch diesen hatte ich alsbald aufgesucht, und, da ich ihn nicht in Paris antraf, mich brieflich an ihn gewandt. Jetzt sendete er mir, mit ebenfalls brieflicher Empfehlung, seinen Freund Leroy, einen gut gebildeten Pariser Musiklehrer, zu, welcher mich durch sein einnehmendes Wesen alsbald gewann, und mein Vertrauen namentlich dadurch erweckte, daß er mir sofort von dem Befassen mit einem obskuren Theaterjournal-Schreiber, als welcher sich mir endlich Mr. de Charnal herausstellte, abriet, und mich dagegen auf Roger, den so begabten, erfahrenen, und der deutschen Sprache mächtigen, bisher in Paris so beliebten Opernsänger, verwies. Mir fiel hiermit wirklich ein Stein vom Herzen; ich nahm die Einladung, welche Leroy durch Dazwischenkunft eines andren Freundes vermittelte, an, infolge welcher ich eines Tages nach Rogers Landgut zu einer Zusammenkunft mit demselben geleitet wurde. Ich habe den Namen dieser stolzen Besitzung des bis dahin so gefeierten Pariser Tenoristen vergessen; es war das ehemalige Schloß eines Marquis, im großherrlichsten Stil, von einem ungeheuren Jagd-Parke umgeben. Eben die Lust, diesem Parke zuliebe sich auch der Jagdgewehre zu bedienen, hatte dem liebenswürdigen Sänger vor ganz kurzem den schrecklichen Unfall zugeführt, welcher ihm den rechten Arm zerschmetterte. Ich traf Roger jetzt, nach einigen Monaten seit dem Unglücke, bereits vollständig genesen an, nur war ihm der rechte Vorderarm abgelöst, und es handelte sich nun darum, ob das Verfahren eines berühmten Mechanikers, welcher ihm auch für die theatralische Aktion vollkommenen Ersatz des verlorenen Gliedes versprochen hatte, sich bewähren würde. Dies ging, wie ich mich einige Zeit darauf überzeugte, wirklich mit genügendem Erfolge in Erfüllung; ich sah Roger in einer vom Theater der Großen Oper ihm gewährten Benefiz-Vorstellung auftreten, und seines rechten Armes so glücklich sich bedienen, daß er gerade hierfür auf das reichlichste applaudiert wurde. Dennoch

hatte er zu erfahren, daß man ihn für „invalid" hielt, und seine Karriere an der Großen Oper von Paris war von hier an geschlossen. Für jetzt schien es ihm angenehm zu sein, auf dem ihm durch mein Anliegen eröffneten Wege sich auch einer Art von literarischer Wirksamkeit zu versichern. Er ging mit vieler Freude auf meinen Vorschlag des Versuches einer praktischen Übersetzung des „Tannhäuser" ein, und sang mir, nach einem bereits von ihm verfertigten französischen Text einiger Hauptstellen daraus, selbst mehreres vor, was mir sehr geglückt erschien. So verließ ich, nachdem ich einen Tag bei ihm zugebracht und eine Nacht geruht, das Schloß des bis dahin so verwöhnten, und nun einem sehr traurigen Verfalle entgegengehenden Sängers, in freundlicher, hoffnungsvoller Stimmung, da mir namentlich sein intelligentes Eingehen auf mein Werk einen angenehmen Begriff von der Kulturfähigkeit des französischen Geistes beigebracht hatte. — Daß ich dennoch alsbald auf Rogers Arbeit verzichten mußte, kam daher, daß dieser für allernächst durch seine eigene Lage und durch die Versuche, dieser unter den traurigen Umständen, in die er geraten war, einen neuen Halt zu geben, für längere Zeit gänzlich in Anspruch genommen wurde, und somit auf meine Nachfrage deshalb kaum Antwort geben konnte. Ich verlor ihn hierdurch zunächst gänzlich aus dem Auge.

Selbst zu diesem Versuche mit Roger war ich jedoch mehr zufällig veranlaßt worden, als daß ich mich selbst dazu gedrängt gefühlt hätte. Immer hielt ich nur noch den Plan fest, in Paris eben nur einen passenden Aufenthalt für mich zu suchen, wogegen meine ernstlich gemeinten künstlerischen Unternehmungen stets auf das, andererseits mir unzugänglich bleibende, Deutschland gerichtet blieben. Bald gewann jedoch alles eine andere Richtung, als die von mir immer noch im Auge behaltene Aufführung des Tristan in Karlsruhe schließlich gänzlich abgemeldet wurde. Ich mußte unentschieden darüber bleiben, auf welcher Seite der eigentliche Grund zu dieser Aufgebung des früher so ernstlich gemeint erschienenen Unternehmens lag. E. Devrient zeigte mir an, daß alle seine Bemühungen die Rolle der Isolde geeignet zu besetzen, zuletzt an meiner Erklärung gegen die Sängerin Garrigues (damals bereits an den jungen Schnorr verheiratet) gescheitert seien, und daß er

sich für alles Weitere um so weniger Rat wüßte, als selbst der mir ja so vorzüglich ergebene Tenorist Schnorr an der Ausführbarkeit des letzten Teiles seiner Aufgabe verzweifelt wäre. Ich erkannte sogleich, daß hier eine Störung vorliege, deren schädliche Wirkung ich sofort beseitigt haben würde, wenn es mir selbst gestattet gewesen wäre, auch nur auf eine kurze Zeit mich in Karlsruhe einzufinden. Allein gerade dieser Wunsch schien, sobald ich ihn von neuem wieder kundgab, eine völlige Erbitterung gegen mich zu erwecken; hierin bezeigte sich namentlich Devrient mit solcher Heftigkeit und Härte, daß ich darauf geraten mußte, den Grund meiner Fernhaltung von Karlsruhe vorzüglich in seiner persönlichen Abneigung dagegen, in der Leitung seines Theaters von mir sich gestört zu sehen, aufzusuchen, wogegen ich den milderen Fall darin ersah, daß der Großherzog sich peinlich davon berührt fühlte, seine früher mir eröffneten Aussichten auf meinen Besuch in seiner Residenz Karlsruhe mir nicht erfüllen zu können, und nun es ihm fast erwünscht erscheinen müßte, wenn die Veranlassung zu jenem Besuche aus anderen Ursachen von selbst hinwegfiele. Bereits erhielt ich jetzt durch Bülow, welcher wiederholt in Karlsruhe gewesen war, mehr als genügende Andeutungen über Devrients Gesinnungen in dem erwähnten Betreff. Zur vollkommenen Klarheit hierüber zu gelangen, sollte mir noch für später vorbehalten bleiben; für jetzt war es mir von der wichtigsten Entscheidung, einsehen zu müssen, daß ich von Deutschland vollkommen abgeschnitten blieb, und namentlich für die so sehr mir am Herzen liegende Aufführung des Tristan an ein ganz neues Terrain denken mußte. Schnell entwarf ich den Plan, für Paris selbst eine deutsche Theater-Unternehmung zu veranlassen, wie solche in früheren Jahren, namentlich unter Mitwirkung der Schröder-Devrient, bereits zustande gekommen waren. Ich glaubte mich dessen für gewiß halten zu können, daß die mir bekannten vorzüglichsten Sänger der deutschen Theater, wenn ich sie zu einer solchen Unternehmung nach Paris berufen würde, gern Folge leisteten; auch erhielt ich sofort von Tichatschek, Mitterwurzer, dem Tenoristen Niemann, sowie auch von der Sängerin Luise Meyer in Wien, bereitwillige Zusage für den Fall, daß es mir glückte eine solide Unternehmung einer deutschen Opernsaison in Paris

zu begründen. Somit verblieb mir zunächst die allerdings bedeutende Sorge, den hierfür geeigneten Mann in Paris selbst aufzufinden, welcher auf seine Gefahr die Ausführung meines Planes unternommen hätte. Dieser ging darauf hin, die Salle Ventadour, von der Schließung der italienischen Opern-Aufführungen ab, mit der eintretenden Frühjahr-Saison für zwei Monate zu mieten und von einem ausgewählten deutschen Sänger- und Chorpersonale zunächst den „Tannhäuser" und „Lohengrin" und schließlich den „Tristan" selbst, sowohl den Parisern, als vor allem mir selbst, vorzuführen.

Mit diesem Vorhaben im Kopfe, war ich nun in eine ganz andere, und von der ersten Tendenz meiner neuen Pariser Ansiedelung sehr verschiedene, Richtung meiner Sorgen und Bemühungen geraten; es mußte mir jetzt sehr daran gelegen sein, Bekanntschaften, und namentlich solche von Einfluß, zu machen. Aus diesem Grunde war es mir erwünscht, den zuvor nur flüchtig mir bekannt gewordenen Gaspérini für dauernd in Paris eintreffen zu sehen, und durch ihn, dem ich sofort meine neuen Pläne mitteilte, mit einem ihm besonders gewogenen, reichen und, wie mir gesagt wurde, nicht einflußlosen Manne, einem Herrn Lucy, zu jener Zeit Generalpächter in Marseille, in freundschaftlichster Weise bekannt gemacht zu werden. Infolge unsrer Besprechungen mußte immer als das Nötigste erkannt werden, den Mann zu finden, welcher als unerläßlicher finanzieller Garant für die projektierte Unternehmung aufgekommen wäre. Mein Freund Gaspérini konnte mir nicht bestreiten, daß es ein recht natürlicher Einfall meinerseits sei, unter den von ihm selbst mir beigebrachten Voraussetzungen Herrn Lucy für diesen nötigen Mann zu halten; nur dünkte es ihm ratsam, seinem Freunde mit einiger Vorsicht unsre Zumutungen zu stellen, da er zwar eine große „chaleur de cœur" besäße, dennoch aber vor allem Geschäftsmann sei, und von Musik wenig verstünde. Vor allen Dingen erschien es daher nötig, in Paris selbst mich und meine Musik in bedeutender Weise bekannt zu machen, um auf einen in dieser Weise erzielten Erfolg unsre weiteren Unternehmungen begründen zu können. Aus dieser Rücksicht faßte ich nun den Entschluß, zunächst einige größere Konzert-Aufführungen zu veranstalten. Zur Bewerkstelligung dieses Unternehmens hatte auch ich sofort meinen

alten Freund Belloni, den ehemaligen Sekretär Liszts, in den Kreis meiner angelegentlichen Bekanntschafts-Pflege aufzunehmen. Dieser gesellte uns sogleich seinen Kompagnon, einen sehr intelligenten, und, wie ich nie anders erfahren habe, gutartigen Menschen, namens Giacomelli, zu. Der letztere redigierte ein Theater-Journal, und wurde mir von Belloni besonders seines „schönen Französisch", sowie seiner sonstigen ungemeinen Rührigkeit wegen, vorzüglich empfohlen. Das sonderbare Redaktionsbureau meines neuen Protektors ward von jetzt an zu einem der wichtigsten, fast täglich von mir frequentierten Rendezvous mit allen den eigentümlichen Wesen, mit denen für Theaterangelegenheiten und ähnliche Zwecke in Paris zu verkehren ist.

Zu allernächst handelte es sich darum, für meine beabsichtigten Konzerten den geeignetsten Saal zu erwerben. Es war ersichtlich, daß ich am allervorteilhaftesten vor dem Pariser Publikum auftreten würde, wenn ich hierfür den Saal und das Orchester der Großen Oper selbst erlangen könnte. Deshalb hatte ich mich an den Kaiser Napoléon zu wenden, welches meinerseits in einem von Gaspérini redigierten, bündigen Schreiben ausgeführt wurde. Hierbei war jedoch vor allem die, aus seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Meyerbeer zu schließende, mir feindselige Stimmung und Haltung des damaligen Haus- und Staatsministers Fould zu beachten. Seinem befürchteten schädlichen Einflusse sollte der des Herrn Mocquard, des Sekretärs Napoléons, und — wie Ollivier behauptete — des Verfassers der kaiserlichen Reden, entgegengesetzt werden. Auf diesem Punkte entschloß sich Herr Lucy, in einem „Elan" feuriger Generosität, an seinen Jugendfreund, als welcher Herr Mocquard in seinem Gedächtnisse lebte, selbst mit einem empfehlenden Schreiben sich zu wenden. Da selbst hierauf jede Gegen-Mitteilung aus den Tuilerien ausblieb, geriet ich, unter den Beratungen mit meinen praktischeren Freunden Belloni und Giacomelli, in täglich sich bestärkende Zweifel über unsere Macht gegen den Staatsminister, und trat dagegen nun in Unterhandlungen mit Herrn Calzado, dem Direktor der Italienischen Oper. Zu allernächst erfuhren wir hier einen direkten Abschlag; worauf ich mich endlich selbst zu einer Unterredung mit diesem Manne

aufmachte. Hier gelang es mir wirklich durch eine, mich selbst überraschende Kraft meiner Überredungskunst, namentlich auch durch Vorspiegelung eines möglichen großen Erfolges meiner zukünftig von den Italienern zu gebenden neuesten Oper „Tristan“, zunächst wenigstens das Zugeständnis der Vermietung der Salle Ventadour für drei, im Zwischenraume von je acht Tagen sich folgende Abende, zu erlangen; von dem Mietpreise von 4000 Franken für den Abend, und zwar eben nur für das Lokal und die Beleuchtung allein, vermochte jedoch schließlich auch meine feurigste Beredsamkeit, welche von Giacomelli beim Nachhausegehen auf das höchlichste bewundert wurde, nichts mehr abzudingen.

Jetzt erschien bereits nichts wichtiger, als mir ein ausgezeichnetes Orchester zusammenzubringen, und es für meine Konzerte in Verpflichtung zu nehmen, wofür zunächst meine beiden Agenten vollauf zu tun hatten. Infolge ihrer Bemühungen in dieser Angelegenheit gewann ich nun auch die ersten Anzeichen einer bisher nicht vermuteten feindseligen Haltung meines alten Freundes Berlioz gegen mich und meine Unternehmung.

Noch voll von den guten Eindrücken, welche mein Zusammentreffen mit Berlioz im Jahre 1855 in London auf mich zurückgelassen, und welche er selbst durch eine freundschaftliche Korrespondenz mit mir einige Zeit unterhalten hatte, war ich sogleich nach meiner diesmaligen Anwesenheit in dessen Wohnung gegangen; da ich ihn hier nicht antraf, kehrte ich auf die Straße zurück, wo ich nun Berlioz im Nachhausegehen begegnete, und zu bemerken hatte daß mein Anblick ihm einen krampfhaften Schrecken verursachte, welcher sich in seiner Physiognomie und ganzen Haltung in wahrhaft grauenhafter Weise ausdrückte. Keinen Augenblick im Zweifel darüber, wie es zwischen ihm und mir stünde, verbarg ich meinen eigenen Schrecken unter der andrerseits natürlichen Besorgnis für sein Befinden, von welchem er mir auch sogleich versicherte, daß es höchst qualvoll sei, da er gegen die heftigen Anfälle einer Neuralgie nur noch durch die Elektrisiermaschine, von deren Gebrauch er soeben nach Hause zurückkehrte, sich aufrecht erhalten könne. Um seine Schmerzen nicht zu vermehren, erbot ich mich sogleich ihn zu verlassen, was ihn jedoch wieder bis dahin beschämte, daß er mich dringend ersuchte nochmals in seine Woh-

nung mit ihm hinaufzusteigen. Hier gelang es mir, ihn durch die wahrhaftige Eröffnung meiner Absichten auf Paris einigermaßen freundlich zu stimmen: selbst ein von mir vermutlich auszuführendes Konzert-Unternehmen solle nur den Zweck haben, die nötige Aufmerksamkeit des Publikums mir soweit zuzuwenden, als es für das Zustandebringen einer Deutschen Oper, durch welche ich mir meine, von mir selbst noch nicht gehörten, Werke vorführen zu lassen wünschte, erforderlich sei; wogegen ich auf eine französische Aufführung des „Tannhäuser", wie sie der Direktor Carvalho im Sinne gehabt zu haben scheine, durchaus verzichtete. — Infolge dieser Erklärungen geriet ich für einige Zeit mit Berlioz in ein ganz erträgliches, ja anscheinend durchaus freundschaftliches Vernehmen. So glaubte ich denn auch, meine Agenten im Betreff der Akquisition von Orchester-Musikern für die projektierten Konzerte sehr wohl darauf anweisen zu können, in dieser Angelegenheit den gewiß sehr kundigen Rat meines erfahrenen Freundes zu Hilfe zu nehmen. Auch meldeten jene mir, daß Berlioz sich anfänglich teilnahmvoll bezeigt, daß dies aber sich plötzlich geändert habe, als eines Tages Madame Berlioz zu ihren Verhandlungen in das Zimmer getreten, und in den, ärgerlicher Verwunderung vollen Ausruf ausgebrochen sei: „Comment, je crois que vous donnez des conseils pour les concerts de Mr. Wagner?" In Bezug auf diese Dame hatte Belloni in Erfahrung gebracht, daß sie soeben ein kostbares Bracelet von Meyerbeer zugesandt erhalten habe. „Rechnen Sie nicht auf Berlioz!" Mit dieser Ermahnung war seitens meines kundigen Agenten diese ganze Angelegenheit in Ordnung gebracht.

Überhaupt sah ich von jetzt an die strahlende Physiognomie des guten Belloni nie anders mehr, als von den Wolken der bängsten Sorgen verhüllt. Er glaubte herausgefunden zu haben, daß die sämtliche Pariser „Presse" mir im höchsten Grade feindselig gestimmt sei, wobei er nicht den mindesten Zweifel darüber aufkommen ließ, daß dies die Folge der ungeheuren Aufregung sei, welche Meyerbeer jetzt in Berlin auszustehen habe. Er wußte von einer leidenschaftlichen Korrespondenz von dorther, mit den hauptsächlichsten Feuilletonisten der Pariser Journale zu berichten, unter andrem: daß der famose Fioren-

tino Meyerbeers Bestürzung über mein Pariser Vorhaben bereits dadurch ausgebeutet habe, daß er ihm gedroht meine Musik gut zu finden; was diesen natürlich wiederum zu den ungeheuerlichsten Bestechungen veranlassen mußte. Belloni geriet hierdurch in wachsende Bekümmernis, und gab mir den Rat, vor allem auf finanzielle Unterstützung für mein Vorhaben bedacht zu sein, oder aber, wenn ich in dieser Beziehung aussichtslos sei, so möchte ich einzig mich auf die kaiserliche Macht stützen zu können versuchen. Besonders seine Erklärung, daß die, in jeder Hinsicht auf meine Gefahr hin auszuführenden Konzerte, ohne finanziellen Rückhalt nicht zu wagen wären, mußte auch mich von neuem zur Vorsicht bestimmen, denn alle meine Geldhilfsquellen waren durch meine Übersiedelung und neue Einrichtung in Paris durchaus erschöpft. Somit mußte ich nochmals darauf geraten, zu den zuerst angeknüpften Unterhandlungen mit den Tuilerien, bezüglich der kostenfreien Überlassung der Großen Oper und ihres Orchesters, mit erneueter Energie mich zurückzuwenden. Hierfür trat nun Ollivier mit Ratschlägen und sinnreichen Empfehlungen ein, deren Befolgung mich in sehr fremdartige, wenn auch äußerst flüchtige Berührungen setzte: so geriet ich unter andrem bis in das Kabinett des Herrn Camille Doucet (eines Chefs im Ministerium Foulds und zugleich dramatischen Auteurs) immer in der Absicht, auf solchem Wege dem unnahbaren und gefürchteten Staatsminister und Meyerbeerianer selbst beizukommen. Infolge einer einzigen dieser Empfehlungen geriet ich jedoch in andauernde, sehr freundschaftliche, wenn auch für unsere nächsten Zwecke durchaus nutzlose Beziehungen, und zwar zu Herrn Jules Ferry. Der Kaiser und sein Sekretär schwiegen hartnäckig, und zwar selbst noch dann, als ich vom Großherzoge von Baden die Verwendung seines Gesandten in Paris, endlich sogar die des schweizerischen Gesandten Dr. Kern für mich veranlaßt hatte, welche angespannten Kräfte ihrerseits immer nur dahin wirken sollten, mir, und wohl auch dem Kaiser, über den gefürchteten Fould Aufklärung zu verschaffen. Vergebens: Alles schwieg. —

Unter diesen Umständen hatte ich es als eine recht sonderbare Einmischung des Schicksals in meine Lage anzusehen, daß Minna ihre Bereitheit zur Einkehr bei mir in Paris mir an=

kündigte, und ich demnächst ihre Ankunft zu erwarten hatte. Sowohl bei der Auswahl als der Einrichtung des Häuschens in der rue Newton, war ich mit besondrer Berücksichtigung des künftigen Zusammenlebens mit Minna ausgegangen: mein Wohnraum war von dem ihrigen durch eine Treppe geschieden, und ich hatte Sorge dafür getragen, daß auch der ihr zugeteilten Wohnung es nicht an Behaglichkeit fehle. Vor allem aber auch war ich in die, seit meiner letzten Wiedervereinigung mit ihr in Zürich gepflegte, Neigung verfallen, welche es mir eingab, durch besondere Annehmlichkeit der Ausstattung, bis dahin wo mir die Liebe zum Luxus vorgeworfen werden sollte, die Räume mir freundlich einzurichten, gleichwie um hierdurch das Zusammenleben mit der immer mir fremder werdenden Frau zu einer erträglichen Möglichkeit zu gestalten. Außerdem bot sich in dem Häuschen der rue Newton auch die Gelegenheit einen Salon herzurichten, und, mochte ich hierfür auch keineswegs ausschweifend verfahren, so fand es sich doch endlich, daß ich, zu den ungeheuren Beschwerden eines nicht enden wollenden Verkehres mit den so unzuverlässigen Pariser Arbeitern, auch noch in zuvor nicht berechnete Unkosten geriet. Doch tröstete ich mich damit, daß, da es nun einmal so sein sollte, Minna durch den Einzug in dieses Haus, welches sie fortan zu bewirtschaften hatte, in gute Stimmung geraten würde. So glaubte ich namentlich auch auf die Anstellung einer Pflegerin für sie bedacht sein zu müssen, und ließ mir vom Mme. Hérold eine hiefür besonders geeignet dünkende Person empfehlen. Außerdem hatte ich mir sogleich bei meiner Ankunft einen Diener zugelegt, welcher, obwohl ein ziemlich alberner Walliser, und früherer päpstlicher Leibgardist, doch bald mit großer Liebe an mir zu hängen schien.

Zu diesem Personale brachte nun Minna selbst ihre frühere Züricher Köchin mit, in deren Begleitung ich sie endlich am 17. November auf dem Perron des Bahnhofes empfangen durfte. Hier übergab Minna mir sofort den Papagei und das Hündchen Fips, wodurch ich unwillkürlich an jene ihre frühere Ankunft im Hafen von Rorschach, vor nun zehn Jahren, erinnert wurde. Gerade wie damals gab sie mir auch jetzt sofort zu verstehen, daß sie nicht aus Not zu mir käme, und wenn ich sie übel behandeln würde, sie recht gut wisse wohin sie

zurückzukehren hätte. Im übrigen hatte ich wohl nicht zu verkennen, daß gegen damals eine nicht unbedeutende Veränderung in ihr vorgegangen sei: sie bekannte mir, daß sie von der ähnlichen Angst und Besorgnis erfüllt wäre, wie eine Person, die einen neuen Dienst anzutreten habe, und nicht recht wisse, ob sie sich darin zurechtfinden würde. Hiergegen suchte ich sie durch die Bekanntmachung mit meiner äußeren Lage, an der ich ihr Teilnahme zu verstatten nicht versäumte, zu zerstreuen. Leider hatte sie aber auch hierfür weder Sinn noch Verständnis, wogegen ihre Aufmerksamkeit sogleich einzig durch die Innerlichkeiten unseres Hauses in Anspruch genommen wurde. Daß ich mir einen Diener angenommen hatte, bemerkte sie mit Hohn; daß ich ihr aber unter dem Titel einer Kammerjungfer eine, wie ich wahrhaftig meinte, ihr sehr nötige Pflegerin angestellt hatte, versetzte sie sogleich in Wut. Dieses Frauenzimmer, von welcher mir Mme. Hérold zu ihrer Empfehlung versichert hatte, daß sie sich mit engelhafter Geduld der Pflege ihrer kranken hochbejahrten Mutter unterzogen hätte, wurde alsbald durch das Verhalten Minnas gegen sie in dem Grade demoralisiert, daß ich nach kürzester Frist es mir selbst eifrig angelegen sein ließ, sie wieder zu entlassen; bei welcher Gelegenheit ich mir heftige Vorwürfe darüber zuzog, daß ich der Dienerin eine kleine Gratifikation zuwandte. In noch höherem Grade gelang die vollständige Depravation meines Dieners, welcher schließlich erklärte, keine Befehle von meiner Frau mehr annehmen zu wollen, durch meine Widersprüche hiergegen sogar in fahrlässiges Benehmen auch gegen mich geriet, und ebenfalls in kürzester Frist fortgeschickt werden mußte. Er hinterließ mir eine sehr solide vollständige Livree, welche ich ihm soeben erst für teures Geld angeschafft hatte, und welche fortan müßig dahing, da ich keine Neigung empfand je wieder einen Bedienten in dieselbe zu stecken. Hiergegen muß ich allerdings der Schwäbin Therese, welche fortan während meines ganzen Pariser Aufenthaltes die Bedienung des Hauses allein besorgte, für ihre Leistung das allervorzüglichste Zeugnis geben. Dieses Frauenzimmer, mit einem ungewöhnlichen natürlichen Verstande begabt, übersah nämlich auch vollständig meine peinliche Lage ihrer Herrin gegenüber, begriff namentlich die üblen Eigenschaften derselben, und wußte sie zu meinen Gunsten, wie zum

Vorteil des Hausstandes selbst, durch eine nie ermüdende Tätigkeit für mich unschädlich zu machen.

So schloß sich denn um diese Zeit, durch diese letzte Wiedervereinigung mit Minna, ein nun wiederholt von mir durchlebter Kreislauf, um, wie es schien, ganz von neuem wieder zu beginnen. Diesmal durfte ich es für ein Glück erachten, daß jetzt von keiner Einkehr in eine stille Zurückgezogenheit die Rede war, sondern daß es sich um den Antritt einer unendlichen Folge von äußeren Beziehungen und Tätlichkeiten handelte, zu denen wiederum ich ganz gegen meine Wahl und Neigung durch das Schicksal hingetrieben wurde. —

Mit dem Neujahr 1860 trat jetzt eine sehr unerwartete Wendung für die Möglichkeit des Gelingens meiner Unternehmungen ein. Der Kapellmeister Esser in Wien vermittelte an mich den Wunsch des Musikhändlers Schott in Mainz, eine neue Oper von mir für seinen Verlag zu erwerben. Hierfür hatte ich jetzt nichts anderes als das „Rheingold“ anzubieten; die eigentümliche Beschaffenheit dieses, nur als Vorspiel zu der großen Nibelungen-Trilogie gedachten Werkes, machte es mir schwierig, ohne weitere Andeutungen in diesem Bezug, es einfach nur als „Oper“ anzubieten. Dennoch erschien der Eifer Schotts, jedenfalls ein neues Werk von mir seinem Verlagskatalog einzureihen, so groß, daß ich endlich alle Bedenken überwand und, ohne Verhehlung der Schwierigkeiten für die Verbreitung dieses Werkes, es ihm zur Verfügung stellte, sobald er mir 10 000 Franken dafür zahlen wollte, wogegen ich ihm allerdings die Erwerbung der nachfolgenden drei Hauptstücke, zu dem gleichen Preise für ein jedes derselben, zusicherte. Sogleich faßte ich den Plan, falls Schott auf meine Forderung einginge, die hieraus sich ergebende so unerwartete Einnahme zur Betreibung meiner Pariser Unternehmung zu verwenden. Durch das hartnäckige Schweigen des kaiserlichen Kabinetts ermüdet, gab ich jetzt an meine Agenten den Auftrag, mit Signor Calzado für das italienische Opernhaus zu drei Konzerten abzuschließen, sowie das nötige Orchester und die erforderlichen Gesangskräfte anzuwerben. Als dies im Gange war, ward ich wiederum durch zögernde Gegenanerbietungen von Schott geängstigt; um ihn mir nicht abwendig zu machen, trug ich bereits dem Musikdirektor Schmidt in Frankfurt brieflich auf,

die Unterhandlungen mit Schott auf Grund einer bedeutend ermäßigten Forderung meinerseits fortzusetzen. Kaum war dieser Brief abgesandt, als Schotts Schreiben eintraf, in welchem er mir schließlich seine Bereitwilligkeit auf meine Forderung von 10 000 Franken einzugehen, kundgab. Dies veranlaßte meinerseits ein Telegramm an Schmidt, durch welches ich den ihm gegebenen Auftrag angelegentlichst zurücknahm.

Mit gutem Mute verfolgten nun ich und meine Agenten die eingeleitete Konzert-Unternehmung, deren Vorbereitung meine ganze Tätigkeit vollauf in Beschlag nahm. Ich hatte für einen Gesangchor zu sorgen, und glaubte hierfür das teuer zu bezahlende Personal der Italienischen Oper durch einen deutschen Gesangverein verstärken zu müssen, welcher mir unter der Leitung eines gewissen Herrn Ehmant nachgewiesen wurde. Um die Mitglieder desselben mir geneigt zu machen, hatte ich eines Abends ihr Vereinslokal in der rue du Temple aufzusuchen, und mit guter Laune mich an den Bierdunst und Tabaksdampf zu gewöhnen, in welchem hier biedere deutsche Kunstbestrebungen sich mir offenbaren sollten. Außerdem wurde ich aber auch mit Herrn Hervé, dem Lehrer und Dirigenten eines französischen Volksgesangvereines, dessen Übungen in der Ecole de médecine vor sich gingen, in Verbindung gesetzt, und traf hier auf einen wunderlichen Enthusiasten, welcher von seiner Methode, Leute ohne Noten Musik singen zu lassen, die Regeneration des französischen Volks-Geistes erwartete. Die peinlichsten Beschwerden verursachte mir aber die Nötigung, den größten Teil der Orchesterstimmen der von mir auszuführenden Fragmente erst kopieren zu lassen. Ich nahm hierfür mehrere arme deutsche Musiker in Sold, welche sich nun von früh bis in die Nacht in meiner Wohnung niederließen, um unter meiner Anleitung und Aufsicht die oft schwierigen Einrichtungen vorzunehmen.

In diesen mit Leidenschaftlichkeit betriebenen Besorgungen traf mich jetzt Hans von Bülow an, welcher, wie es sich namentlich in dem Erfolge erwies, fast weniger um der Betreibung seiner eigenen Angelegenheiten als konzertgebender Virtuos, sondern um meinen Unternehmungen hilfreich sich zu erweisen, für längere Zeit in Paris eingetroffen war. Er wohnte bei Liszts Mutter, verbrachte aber die größte Tageszeit bei

mir, um überall, wo es nottat, so jetzt zunächst bei der Anfertigung der Kopien zu helfen. Nach jeder Seite hin war seine Mittätigkeit außerordentlich; namentlich aber schien er es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, seine, bei einem vorjährigen Besuche von Paris unter der Anleitung seiner Frau angeknüpften, gesellschaftlichen Verbindungen für meine Unternehmung nützlich zu machen. Der Erfolg hiervon ergab sich mit der Zeit; für jetzt half er bei der Ausführung der Konzerte selbst, für welche nun die Proben begannen.

Die erste dieser Proben fand im Herzschen Saale statt, und führte zu einer Aufregung der Musiker gegen mich, welche fast einer Emeute glich. Ich hatte mich beständig mit ihnen zu streiten über Gewohnheiten ihrerseits, welchen nicht nachgeben zu dürfen ich meinerseits durch Vernunftsgründe zu erweisen mich bemühte. Besonders empörte sie mein Sechsachtel-Takt, welchen ich ihnen nach dem Schema des Vierviertel-Taktes schlug, während sie unter tumultuarischen Protestationen behaupteten, er müsse nach dem des Alla-breve-Taktes geschlagen werden. Infolge eines scharfen Appells meinerseits an die Disziplin eines wohlgeordneten Orchesters, erklärte man mir, man sei keine preußischen Soldaten, sondern freie Männer. Endlich sah ich wohl ein, daß eines der Hauptgebrechen diesmal in der fehlerhaften Aufstellung des Orchesters lag, und entwarf nun meinen Plan für die nächste zweite Probe. Nach einer Beratung mit meinen Freunden fand ich mich hierzu am frühesten Morgen im Konzertsaale ein, ordnete selbst eine zweckmäßige Aufstellung der Pulte an, und bestellte vor allem ein für alle Musiker ausreichendes Frühstück, zu welchem ich beim Beginn der Probe in folgender Weise einlud: ich sagte den Musikern, daß von dem Erfolge unserer heutigen Zusammenkunft das Zustandekommen meiner Konzerte abhänge; wir dürften den Saal nicht verlassen, ehe wir hierüber nicht ganz im klaren seien; deshalb ersuchte ich die Herren, zunächst eine Probe von zwei Stunden zu machen, sodann ein im anliegenden Salon bereitetes frugales Frühstück zu sich zu nehmen, worauf wir dann sofort eine zweite Probe, welche ich ihnen als solche auch bezahlen würde, abhalten sollten. Die Wirkung dieser Proposition war ganz außerordentlich: die vorteilhafte Orchesteraufstellung erleichterte die Unterhaltung der guten Stimmung; der günstige

Eindruck, welchen das nun gespielte Vorspiel zu „Lohengrin“ auf alle machte, ließ endlich den Enthusiasmus ausbrechen und bereits am Schlusse der ersten Probe war alles, Spieler und Zuhörer, unter denen sich auch G a s p é r i n i befand, zur höchsten Gunst für mich hingerissen. Wahrhaft erfreulich äußerte sich nun dieser Geist bei der auf der Bühne der Italienischen Oper selbst abgehaltenen Hauptprobe; hier war es mir bereits möglich, einen nachlässigen Trompeter mit harten Ausdrücken aus dem Orchester fortzuweisen, ohne hierbei durch den Geist der Kamaraderie im mindesten behindert zu werden.

Das erste Konzert ging endlich am 25. Januar (1860) vonstatten; die Aufnahme aller Stücke, welche ich aus meinen verschiedenen Opern, bis zu „Tristan und Isolde“, gewählt hatte, war von seiten des Publikums eine vollständig günstige, ja enthusiastische. Ich erlebte es hier, daß ein Stück, der Marsch aus „Tannhäuser“, durch stürmischen Applaus unterbrochen wurde, und zwar, wie es schien, aus Freude an der Überraschung davon daß meine Musik, von der man so viel Gegenteiliges behauptet hatte, so lang zusammenhängende Melodien aufwies.

Sehr befriedigt, sowohl von der Ausführung des Konzertes, als der Aufnahme, die es gefunden, hatte ich an den folgenden Tagen die entgegengesetzten Eindrücke zu überwinden, welche durch die Auslassungen der Presse hierüber in mir hervorgerufen wurden. Es zeigte sich jetzt, daß B e l l o n i sehr richtig gesehen hatte, und daß gerade unsere durch seine Voraussehungen veranlaßte Nicht-Einladung der Presse die Wut der Gegner nur noch verstärkt hatte. Da bei der ganzen Unternehmung es jedoch mehr auf eine Anregung für energische Freunde, als auf das Lob der Rezensenten abgesehen war, so beunruhigte mich das Toben dieser Herren bei weitem weniger, als das Ausbleiben günstiger Anzeichen von jener Seite her. Vor allem beängstigte es mich aber, daß das vollständig gefüllt erscheinende Haus keine größere Einnahme, als es sich fand, abgeworfen hatte. Wir hatten zwischen 5000 und 6000 Franken eingenommen, aber über 11 000 Franken Unkosten gehabt. Die letzteren hätten nun zum Teil ersetzt werden können, sobald bei dem zweiten, weniger kostbaren Konzerte eine möglichst gesteigerte Einnahme erwartet werden durfte. B e l l o n i und G i a c o m e l l i hin-

gen aber die Köpfe; sie glaubten sich der Einsicht nicht verschließen zu dürfen, daß das Konzert nicht der Genre der Franzosen sei, welcher durchaus das dramatische Element, d. h. Kostüme, Dekorationen, Ballett und dergleichen verlange um sich befriedigt zu fühlen. Die geringen Bestellungen zum zweiten Konzert, welches am 1. Februar gegeben wurde, hatten meine Agenten sogar in die Nötigung versetzt, für eine künstliche Anfüllung des Saales Sorge zu tragen, um wenigstens den Anschein zu retten; ich mußte sie hierin vollkommen gewähren lassen, und war späterhin verwundert zu erfahren, wie sie es angefangen hatten, die ersten Ränge dieses aristokratischen Theaters in einer Weise zu bevölkern, daß alle Welt, selbst unsere Feinde, hierdurch getäuscht wurden. Die wirkliche Einnahme betrug dagegen wenig über 2000 Franken, und nun bedurfte es allerdings meiner Hartnäckigkeit, und meiner Verachtung aller Nöten, die mir hieraus entstehen konnten, um das für den 8. Februar angesagte dritte Konzert nicht abzubestellen.

Mein Schottsches Honorar, von welchem ich allerdings einen Teil auf die Bedürfnisse meiner jetzt wiederum erschwerten häuslichen Existenz zu verwenden hatte, war darauf gegangen, und ich hatte mich nach Subsidien umzusehen. Diese erlangte ich zunächst mit schwerer Mühe durch Gaspérinis Vermittlung von dem Manne, auf dessen Gewinn für mich in einem bei weitem wichtigeren Sinne es eigentlich bei der ganzen Konzertunternehmung abgesehen war. Dies war der bereits erwähnte Generalpächter aus Marseille, Herr Lucy, welcher um die Zeit meiner Konzerte in Paris ankommen sollte, und von welchem mein Freund Gaspérini annehmen zu dürfen glaubte, daß ein bedeutender Erfolg meinerseits vor dem Pariser Publikum ihn zu dem großartigen Entschluß anregen würde, sich zur finanziellen Übernahme der Durchführung meines Projektes einer Deutschen Oper in Paris zu erklären. Dagegen blieb nun Herr Lucy im ersten Konzert gänzlich aus, und stellte sich nur zu einem Teile des zweiten ein, bei dessen Anhörung er einschlief. Daß er nun um einen Vorschuß von mehreren Tausend Franken für das Zustandebringen des dritten Konzertes angegangen wurde, schien ihn ganz natürlich gegen jede weitere Zumutung unsererseits zu schützen, so daß er eine gewisse Befriedigung empfand, um den Preis dieses Darlehens

vor allem weiteren Eingehen auf meine Pläne bewahrt zu sein. Mußte auch mir nun die Durchführung dieses dritten Konzertes im Grunde nutzlos erscheinen, so erfreute dieses mich doch, sowohl durch den guten Geist der Ausführung selbst, als durch die schöne Aufnahme von seiten eines Publikums, welchem meine Agenten zwar auch diesmal noch zu einem volleren Anscheine hatten verhelfen müssen, das doch aber eine merkliche Zunahme an zahlenden Besuchern in sich schloß.

Mehr als der Unmut über diese, äußerlich betrachtet, verfehlte Konzert-Unternehmung, wirkte jedoch in dieser Zeit die Wahrnehmung des außerordentlichen Eindruckes, welchen ich auf einzelne hervorgebracht, auf meine Stimmung. Unverkennbar hatte sowohl dieser Eindruck unmittelbar, als die hierüber sich äußernde Presse mittelbar, ein außerordentliches Interesse mir zugewendet. Daß ich sämtlichen Journalen keine Einladungen zugestellt hatte, schien von allen Seiten als eine bewunderungswürdige Kühnheit aufgefaßt zu werden. Die Haltung der Rezensenten war im allgemeinen von mir bestimmt vorausgesehen worden; nur erweckte es mein Bedauern, daß selbst solche, wie ein Herr Franc-Marie, Berichterstatter für die Patrie, welcher sich am Schlusse des ersten Konzertes in äußerster Ergriffenheit dankbar an mich gewendet hatte, dem Losungsworte der Kamaraderie unweigerlich zu folgen sich genötigt sahen, und schließlich soweit gebracht wurden, ihre mir in Wahrheit geneigte Gesinnung zu verleugnen. Ein wahrhaft ärgerliches Aufsehen erregte jedoch Herr Berlioz mit einem anfänglich in gewundenen Ausdrücken sich abmühenden, schließlich in offenbar perfiden Suppositionen sich ergehenden Artikel im Journal des Débats. Diesem, als meinem alten Freunde, entschloß ich mich sein schlechtes Benehmen nicht so leicht hingehen zu lassen, und antwortete ihm mit einem Briefe, welchen ich mit höchster Mühe in ein gutes Französisch übersetzen, sowie mit einiger Beschwerde in das Journal des Débats einrücken ließ. Es schien nun, daß gerade dieser Brief solche, auf welche mein Konzert selbst bedeutend gewirkt hatte, in einem sehr lebhaften Sinne mir zuwendete. Unter diesen meldete sich bei mir ein Herr Perrin, vormaliger Direktor der Opéra comique, jetzt vermögender Schöngeist und Maler, später jedoch Direktor der Großen Oper. Dieser hatte Lohengrin und

Tannhäuser in Deutschland gehört, und erging sich in Äußerungen, welche mich annehmen ließen, er würde, wenn er hiefür in die Lage komme, es sich zum Ehrenpunkte machen diese Werke nach Frankreich überzusiedeln. — In gleicher Lage der Bekanntschaft mit meinen Opern, durch deutsche Aufführungen, befand sich ein Graf Foucher de Careil, welcher mit mir ebenfalls in einen auszeichnenden andauernden Verkehr trat. Dieser hatte sich durch verschiedene Publikationen über deutsche Philosophie, namentlich durch eine Herausgabe des Leibniz, in Ansehen gesetzt, und es konnte mir nicht uninteressant sein, durch seine Gesellschaft mit einer ehrenwerten, von mir bisher durchaus ungekannten Seite des französischen Geistes, in Berührung gebracht zu werden.

Übergehe ich einige flüchtige Bekanntschaften, welche mir diese Zeit zuführte, und unter denen ein russischer Graf Tolstoi sich besonders vorteilhaft auszeichnete, so habe ich nun des vorzüglichen Eindruckes auf mich zu gedenken, welchen der Romancier Champfleury durch eine hinreißend liebenswürdige Broschüre, deren Gegenstand ich und meine Konzerte waren, auf mich machte. In anscheinend flüchtig hingeworfenen Aphorismen war hier eine so große Empfindung von meiner Musik und selbst meiner Persönlichkeit ausgesprochen, wie ich sie zuvor ähnlich nur in Liszts Auslassungen über „Lohengrin“ und „Tannhäuser“, seitdem aber in dieser prägnanten und schwungvollen Art nie wieder erfahren habe. Meine hierauf folgende persönliche Bekanntschaft mit Champfleury führte mir einen sehr einfachen und in einem gewissen Sinne gemütlichen Menschen zu, dessengleichen sonst nur selten, und zwar als einer aussterbenden Gattung der französischen Bevölkerung angehörend, angetroffen werden dürfte.

In ihrer Art noch bedeutender war aber die Annäherung des Dichters Baudelaire an mich. Diese eröffnete sich durch einen Brief an mich, worin er mir seine Eindrücke von meiner Musik, als auf einen Menschen, der durchaus nur Farben- aber keinen Tonsinn gehabt zu haben glaubte, bewirkt hätte. Seine, in der seltsamsten Phantastik mit bewußter Kühnheit sich bewegenden, Auslassungen hierüber zeigten mir in ihm sofort im mindesten einen Menschen von sehr ungewöhnlichem Geiste, welcher mit ungestümer Energie den von mir empfange-

nen Eindrücken in ihren weitesten Konsequenzen folgte. Seiner Namens-Unterschrift fügte er die Angabe seiner Wohnung nicht bei, um, wie er erklärte, mich nicht zu dem Gedanken zu verleiten, er wolle etwas von mir. Es versteht sich daß ich auch ihn aufzufinden wußte, und ihn demjenigen Kreise von Bekanntschaften einreihte, welchen ich von jetzt an die Abende des Mittwochs zu ihrem Empfange bei mir ankündigte.

Dies war mir von meinen älteren Pariser Bekannten, unter denen *Gaspérini* sich fortgesetzt treu erhielt, als den Pariser Gewohnheiten entsprechend angeraten worden; und so kam ich dazu, in meinem kleinen Häuschen der rue Newton ganz nach der Mode „Salon" zu halten, wobei sich *Minna*, trotzdem sie sich nur jämmerlich mit einigen französischen Brocken zu helfen vermochte, in einer sehr respektablen Stellung fühlte. Dieser „Salon", an welchem auch *Olliviers* freundschaftlich teilnahmen, bevölkerte sich einige Zeit über durch immer zunehmende Affluenz. Hier fand sich auch eine ältere Bekannte, *Malwida von Meysenbug*, wieder zu mir, um fortan für das ganze Leben mir nahe befreundet zu werden. Ich war ihr zuvor ein einziges Mal, und zwar während meines Aufenthaltes in London (1855), persönlich begegnet, nachdem sie bereits früher mit enthusiastischer Zustimmung sich mir über mein Buch „Das Kunstwerk der Zukunft" brieflich zu erkennen gegeben hatte. Damals, in London, wo wir uns eines Abends bei einer Familie *Althaus* zusammenfanden, traf ich sie noch von all den Wünschen und Entwürfen für die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts erfüllt an, zu denen ich durch jenes Buch mich selbst bekannt hatte, von welchen ich aber jetzt, namentlich unter der Anleitung *Schopenhauers*, durch die Erkenntnis der tiefen Tragik der Welt, sowie der Nichtigkeit ihrer Erscheinungen, in einem fast gereizten Sinne abgewendet worden war. Es war mir peinlich, bei meinen Diskussionen hierüber von der enthusiastischen Freundin nicht verstanden zu werden und ihr geradeweges als Renegat einer edlen Sache zu erscheinen. Wir schieden in großer Verstimmung. Jetzt erschrak ich fast, *Malwida* wieder in Paris anzutreffen: gar bald löschte sich aber jede peinliche Erinnerung an jene Londoner Debatten aus, als sie mir sofort mit der Erklärung entgegenkam, daß der damalige zwistige Disput auf sie den entscheiden-

den Erfolg gehabt hätte, welcher sie bestimmte sich unverzüglich mit der Schopenhauerschen Philosophie bekannt zu machen. Nachdem ihr dies durch das ernstlichste Studium gelungen, sei sie allerdings zu der Einsicht gelangt, daß ihre damals geäußerten und heftig behaupteten Ansichten über Weltbeglückung ihrer Seichtigkeit wegen mich mit großem Verdruß erfüllt haben müßten. Sie erklärte sich jetzt als meine eifrigste Bekennerin, und faßte diese Bekenntnis sogleich im Sinne einer um all mein Wohlergehen allerernstlichst besorgten Freundin auf. Wenn ihr, welche ich dem Anstande gemäß zunächst in die Stellung einer Freundin zu meiner Frau zu bringen hatte, das schreckliche Mißbehagen unseres, nur noch scheinbar ehelichen Zusammenlebens, auf den ersten Blick nicht entgehen konnte, und sie gegen die aus dem Wahrgenommenen resultierenden Übelstände mit herzlicher Fürsorge einzuschreiten sich angelegen sein ließ, so blieb es ihr auch alsbald nicht verborgen, in welcher schwierigen Lage ich, bei meinen fast ziellosen Unternehmungen, bei gänzlich mangelnder materieller Sicherung meiner Existenz, in Paris mich befand. Die großen Unkosten, in welche die gegebenen drei Konzerte mich gebracht, waren endlich niemandem der sich um mich bekümmerte unbekannt geblieben; auch Malwida hatte bald erraten, in welchen Schwierigkeiten ich mich befand, da nach keiner Seite eine Aussicht sich eröffnen wollte, welche als ein praktischer Erfolg meiner bisherigen Unternehmungen, und als ein Ersatz der ihnen gebrachten Opfer angesehen werden konnte. Ganz aus eigenem Antrieb fühlte sie sich verpflichtet an eine Hilfe für mich zu denken, und suchte diese in der mir zu verschaffenden Bekanntschaft einer Mme. Schwabe, der Witwe eines reichen englischen Kaufmannes, in deren Hause sie als Erzieherin der älteren Tochter ein Unterkommen gefunden hatte. Sie verhehlte sich und mir nicht, welch üble Zumutung mir mit der Pflege dieser Bekanntschaft gestellt war; dennoch hielt sie sich an die, von ihr angenommene, Gutmütigkeit dieser ziemlich grotesken Frau, sowie an die Eitelkeit derselben, welche mir die Auszeichnung des Besuches meines Salons gewiß zu vergelten suchen werde. In Wahrheit waren alle meine Subsistenz-Mittel zu Ende; und diese schlimme Lage zu verleugnen erhielt ich den Mut einzig durch den Abscheu, den ich empfand, als ich erfuhr, man gehe unter den Deutschen

von Paris damit um, durch eine anzustellende Sammelung mich für die Unkosten meiner Konzerte zu entschädigen. Bei der Nachricht hiervon schritt ich sofort mit der Erklärung ein, daß jene Annahme meiner Bedürftigkeit infolge von Verlusten auf einem falschen Gerüchte beruhe, und ich jede Bemühung in diesem Sinne ablehnen müsse. Mme. Schwabe, welche sich regelmäßig in meinen Soireen einfand, und ebenso regelmäßig beim Musizieren einschlief, fand sich nun aber veranlaßt, durch die sorgsame Meysenbug mir ihre persönliche Hilfe anbieten zu lassen. Diese erstreckte sich auf etwa 3000 Franken, welche mir in diesem Augenblicke allerdings auf das äußerste nötig waren; da ich das Geld nicht geschenkt annehmen wollte, stellte ich der Dame, welche dies in keiner Weise verlangte, freiwillig über die empfangene Summe einen Wechsel auf ein Jahr aus, welchen sie in der Annahme, einzig meinem Gefühle dadurch Genüge zu tun, nicht aber ihrerseits Rechte auf Wiedererstattung sich zu sichern, gutmütig akzeptierte. Als späterhin wirklich die Zeit der Fälligkeit dieser Wechsel erschien, wendete ich mich, da andrerseits meine Lage mir die Einlösung derselben durchaus unmöglich machte, an die in Paris verbliebene Meysenbug, um bei der, seitdem wieder auswärts sich befindenden Besitzerin des Papieres, sich für die Erneuerung desselben durch Verlängerung auf ein neues Jahr, zu verwenden: diese entgegnete mir nun mit ernstlichster Überzeugung, ich solle mir doch selbst diese geringe Mühe ersparen, da die Schwabe die mir übergebene Summe nie anders als eine freiwillige Beisteuer zum Gelingen meiner Pariser Unternehmung, für welche sie ernstliches Interesse zu empfinden sich geschmeichelt hätte, angesehen habe. Wir werden späterhin erfahren, welche Bewandtnis es damit hatte.

Ebenso überrascht als gerührt war ich, in dieser seltsam aufgeregten Zeit das Huldigungsgeschenk eines Dresdner Bürgers, Richard Weiland zugeschickt zu erhalten; es war eine nicht kunstlose Silber-Arbeit, ein von einem Lorbeerkranze umgebenes Notenblatt darstellend, auf welchem die Anfangstakte von Hauptthemen aus meinen Opern bis zu „Rheingold“ und „Tristan“ eingegraben waren. Der bescheidene Mann besuchte mich später einmal, und erklärte mir, daß er fast unausgesetzt den Aufführungen meiner Opern an verschiedenen Orten nach-

gereist sei, bei welchen Gelegenheiten er von der Prager Aufführung des „Tannhäusers“ im Gedächtnis erhalten hatte, daß dort die Ouvertüre zwanzig Minuten gedauert, während sie unter meiner Leitung in Dresden nur zwölf in Anspruch genommen hatte.

In einer anderen Weise sehr freundlich anregend erwies sich für mich eine Berührung mit Rossini, welchem ein Witzreißer für die Journale ein bon mot untergeschoben hatte, wonach er seinem Freunde Caraffa, als dieser sich für meine Musik erklärte, bei einem Diner vom Fisch nur die Sauce serviert und dies damit erklärt haben sollte, daß ja sein Freund auch die Musik ohne Melodie liebe. Hiergegen protestierte nun Rossini in einem öffentlichen Schreiben sehr förmlich und ernsthaft, erklärte das ihm unterlegte bon mot für eine „mauvaise blague“ und bezeugte zugleich, daß er derartige Scherze sich nie im Betreff eines Mannes erlauben würde, den er darin begriffen sehe das Gebiet seiner Kunst zu erweitern. Nachdem ich hiervon Kenntnis erhalten, zögerte ich keinen Augenblick Rossini meinen Besuch zu machen, und ward von ihm in der Weise freundlich empfangen, wie ich dies später in einem, meinen Erinnerungen an Rossini gewidmeten Aufsatze beschrieben habe. — Nicht minder war ich auch erfreut im Betreff meines alten Bekannten Halévy zu erfahren, daß er in dem Streite über meine Musik freundlich für mich Partei genommen hatte. Über meinen Besuch bei ihm, sowie die bei dieser Gelegenheit gepflogene Unterhaltung, verweise ich auf meinen früheren bereits vorgreifend gegebenen Bericht.

Bei allen diesen, mehrerenteils freundlichen und ermunternden Begegnungen, wollte dennoch aber nichts herauskommen, was für die Gestaltung meiner Lage einer sicheren Aussicht geglichen hätte. Immer noch mußte ich darauf gespannt bleiben, ob mir auf mein an den Kaiser Napoléon deshalb gerichtetes Gesuch ein Bescheid gegeben, und die Mittel der Großen Oper zu einer Wiederholung meiner Konzerte mir zugewiesen werden würden. Denn nur hieraus, nämlich wenn ich gar keine Kosten zu tragen hatte, konnte mir auch ein immer nötiger werdender Vorteil erwachsen. Es blieb ausgemacht, daß der Minister Fould mit höchster Leidenschaftlichkeit beim Kaiser mir entgegenstehe. Da ich nun hiergegen die sehr überraschende

Erfahrung gemacht, daß der Marschall Magnan meinen sämtlichen drei Konzerten beigewohnt hatte, durfte ich bei diesem Herren, gegen welchen der Kaiser aus den Zeiten des zweiten Dezembers her besondere Verbindlichkeiten hatte, auf eine nicht ungünstig zu verwertende Teilnahme für mich schließen. Da ich es durchaus darauf absah, dem mir höchst widerwärtig gewordenen Herrn Fould etwas anzuhaben, meldete ich mich daher bei dem Marschall, und hatte infolgedessen die große Überraschung, eines Tages einen Huszaren an meinem Hause anreiten zu sehen, welcher vom Pferde herab die Klingel anzog und meinem erstaunten Diener das Schreiben Magnans überreichte, in welchem dieser mich zu sich beschied. In der Kommandantur von Paris empfing mich demzufolge der bis zur Verwogenheit stattliche Militär: dieser unterhielt sich sehr verständig mit mir, indem er mir seinen Gefallen an meiner Musik unverhohlen bezeugte, und hörte meinen Bericht über die so auffallend zwecklosen Versuche, welche ich beim Kaiser angestellt, sowie auch die Kundgebung meines Verdachtes in Bezug Foulds, mit wahrhaftiger Aufmerksamkeit an. Mir ward später berichtet, er habe noch am gleichen Abende in den Tuilerien Fould sehr bestimmt in meinem Betreff zur Rede gestellt.

Jedenfalls bleibt es gewiß, daß ich von jetzt an immer bestimmtere Anzeichen einer Wendung meiner Angelegenheiten von dieser Seite her erfuhr. Das Entscheidende trug sich aber zu, als von einer, mir bisher gänzlich unbeachtet gebliebenen Seite her, zu meinen Gunsten eine Bewegung sich kundgab. Bülow, welcher von der Teilnahme an dem Ausgange aller dieser Dinge gefesselt, seinen Aufenthalt in Paris immer noch verlängert hatte, war hier mit Empfehlungsbriefen der damaligen Prinzessin-Regentin von Preußen an den Gesandten Grafen Pourtalès angekommen gewesen. Seine Erwartung, von diesem Herren endlich selbst den Wunsch, daß ich ihm vorgestellt werden möchte, ausgedrückt zu sehen, blieb bisher unerfüllt. Um ihn zur Bekanntschaft mit mir zu nötigen, griff er endlich zu dem Mittel, den preußischen Gesandten nebst seinem Attaché, Grafen Paul Hatzfeld, zu einem Déjeuner in dem vorzüglichen Restaurant Vachette, zu welchem ich ihn begleiten sollte, einzuladen. Der Erfolg dieser Zusammenkunft

war allerdings ganz nach Wunsch; namentlich erfreute mich Graf Pourtalès durch große Einfachheit und ungeheuchelte Wärme seiner Unterhaltung, wie seines Benehmens gegen mich. Von jetzt an besuchte mich Graf Hatzfeld, wohnte auch meinen Mittwochs-Empfängen bei, und überbrachte endlich Botschaften im Sinne einer am Hofe der Tuilerien vorgehenden Bewegung zu meinen Gunsten. Endlich ersuchte er mich, mit ihm den Grafen Bacciochi, den Oberstkämmerer des Kaisers, zu besuchen. Von diesem erhielt ich dann die ersten Anzeichen einer Antwort auf ein früheres Gesuch an den Kaiser: es hieß da, warum ich denn auf ein Konzert in der Großen Oper bestünde; ein solches interessiere ja niemanden ernstlich und könnte mir keinen weiteren Erfolg bringen; es wäre dagegen vielleicht besser wenn man dem Direktor dieses kaiserlichen Institutes, Herrn Alphonse Royer, eine Verständigung mit mir über eine für Paris zu komponierende Oper anempfehle. Da ich hiervon nichts hören wollte, blieben mehrere solche Konferenzen fruchtlos; zu einer derselben begleitete mich jedoch Bülow, bei welcher Gelegenheit wir an dem wunderlichen Herrn Grafen, den Belloni in seiner Jugend als Billett-Kontrolleur an der Scala in Mailand fungierend gekannt haben wollte, die lächerliche Bemerkung machten, daß er, vermutlich infolge nicht sehr ehrenwerter körperlicher Gebrechen, gewisse willenlose krampfhafte Bewegungen seiner Hand nur durch beständiges Spielen mit einem Stöckchen zu verbergen bemüht war, welches er mit scheinbarer Künstlichkeit an sich auf und ab springen ließ. Auch nach diesem Beginne eines unmittelbaren Verkehres mit der kaiserlichen Behörde, schien es in meiner Angelegenheit zu fast gar nichts kommen zu wollen, als eines Vormittags Graf Hatzfeld mich mit der Nachricht überraschte, der Kaiser habe am vergangenen Abende den Befehl zur Aufführung meines „Tannhäuser“ erteilt. Die entscheidende Veranlassung hierzu sei von der Fürstin Metternich gegeben worden. Diese sei, als man soeben in der Umgebung des Kaisers über mich sich unterhalten habe, hinzugetreten, und, vom Kaiser um ihre Meinung befragt, habe sie, welche die Oper in Dreden gesehen hatte, mit solch herausforderndem Enthusiasmus sich über den „Tannhäuser“ geäußert, daß der Kaiser ihr sofort das Versprechen gegeben habe, den

Befehl zur Aufführung desselben zu erteilen. Zwar sei Fould, dem noch am selben Abende der kaiserliche Befehl zuging, in höchste Wut hierüber ausgebrochen; Napoléon habe ihm aber bedeutet, er könne nicht zurück, denn er habe der Fürstin Metternich sein Wort gegeben. Nun wurde ich denn wieder zu Bacciochi geführt, welcher mich diesmal mit sehr ernster Miene empfing, zunächst aber die sonderbare Frage nach dem Süjet meiner Oper an mich richtete. Ich mußte ihm dieses in Kürze mitteilen, und als ich zu Ende war, fuhr er befriedigt auf: „Ah! le pape ne vient pas en scène? C'est bon! On nous avait dit que vous aviez fait paraître le Saint-Père, et ceci, vous comprenez, n'aurait pas pu passer. Du reste, monsieur, on sait à présent que vous avez énormément de génie; l'empereur a donné l'ordre de représenter votre opéra.“ Er versicherte mich des weiteren, alles würde mir zu Gebote gestellt werden, um meine Wünsche zu befriedigen; ich solle mich fortan hierüber einzig mit dem Direktor Royer in das Vernehmen setzen.

Diese Wendung der Dinge brachte mich in eine dumpfe Verwirrung, da meine innere Stimme zu allernächst mir nur die seltsamen Mißverständnisse bezeichnete, welchen ich sie zu verdanken hatte. Allerdings war mir jede Hoffnung geschwunden, meinen ursprünglichen Plan, meine Werke mit einer ausgewählten deutschen Truppe in Paris aufzuführen, verwirklicht zu sehen, und ich durfte mir nicht verbergen, daß ich jetzt auf das gute Glück eines Abenteuerers angewiesen war. Einige Unterredungen mit dem Direktor Royer genügten, um mich über den Charakter der mir zugeführten neuen Unternehmung aufzuklären. Er hatte keine angelegentlichere Sorge als mich von der Notwendigkeit einer Umänderung des zweiten Aktes zu überzeugen, weil hier die Einführung eines großen Balletts unumgänglich sei. Auf diese und ähnliche Zumutungen gab ich so gut wie gar keine Antwort, und frug, heimkehrend, mich nur was ich nun anfangen sollte, wenn ich mich entschlösse der Aufführung meines „Tannhäuser“ in der Großen Oper geradeswegs zu entsagen.

Hierzu nahmen mich andere, unmittelbar meine Lage berührende, Sorgen drängend genug ein, um ihrer Abhilfe zunächst meine ganze Tätigkeit zuzuwenden. In diesem Sinne beschloß

ich ein von Giacomelli eingeleitetes Unternehmen, meine Konzerte in Brüssel zu wiederholen, zu allernächst auszuführen. Mit dem dortigen Théâtre de la Monnaie war eine Übereinkunft für drei Konzerte, deren Einnahme nach Abzug aller Kosten zur Hälfte mir überlassen sein sollte, abgeschlossen worden. In Begleitung meines Agenten reiste ich nun am 19. März nach der belgischen Hauptstadt, um zu versuchen ob es mir gelingen würde, dort einigen Ersatz für mein an den Pariser Konzerten verlorenes Geld zu gewinnen. Unter der Anleitung meines Mentors sah ich mich genötigt, allerhand Zeitungsredaktoren, unter anderen belgischen Sommitäten aber auch Herrn Fétis père aufzusuchen. Von diesem wußte ich, daß er bereits vor Jahren von Meyerbeer gegen mich sich hatte erkaufen lassen: es war mir nun unterhaltend, mit diesem autoritätisch sich gerierenden Menschen in eine Art von Diskussion zu geraten, in welcher er schließlich gänzlich als gleicher Ansicht mit mir sich kundgab. — Hier machte ich aber auch die merkwürdige Bekanntschaft des Staatsrats Klindworth, dessen Tochter, oder, wie manche wissen wollten, Gattin, mir schon früher, als ich mich in London aufhielt, von Liszt empfohlen worden war; dort war sie jedoch damals nicht eingetroffen, und ich hatte nun das Vergnügen, mich hier in Brüssel zu meiner Überraschung von ihr eingeladen zu sehen. Während sie sich außerordentlich zuvorkommend um mich bemühte, sorgte Herr Klindworth selbst für eine unerschöpfliche Unterhaltung aus den Erfahrungen seiner wunderlichen Laufbahn als diplomatischer Agent in allerhand, mir undeutlich gebliebenen, Interessen. Ich speiste mehreremal bei ihnen, und ward dort mit Graf und Gräfin Coudenhove, letztere die Tochter meiner älteren Freundin Frau Kalergis, bekannt. Herr Klindworth zeigte sich hierbei stets im höchsten Grade für mich eingenommen, so daß er eine Empfehlung an den Fürsten Metternich, dessen Vater er besonders nahe gestanden zu haben erklärte, mir aufzudringen für nötig hielt. — Nur als mich bei einer letzten Unterhaltung seine, bei aller sonstigen Frivolität seiner Maximen, mich befremdende Berufung auf die alles lenkende „Vorsehung“, zu einer ärgerlichen Replik stimmte, verlor er alle Fassung, so daß ich bereits glaubte, er sei im Begriffe vollkommen mit mir zu brechen, — eine Befürchtung,

welche sich aber für jetzt, und selbst in späteren Zeiten, nicht erfüllen zu wollen schien. — Außer dieser interessanten Bekanntschaft gewann ich in Brüssel jedoch nichts, als Kummer und nutzlose Anstrengung. Das erste Konzert war bei aufgehobenem Abonnement stark besucht; allein die, infolge einer von mir mißverstandenen Klausel, auf mich allein fallenden Kosten der eigentlichen musikalischen Aufführung, wurden von der Direktion so stark berechnet, daß auf meinen Gewinn-Anteil fast gar nichts fiel; dies sollte nun das zweite Konzert ausgleichen; dieses ging aber im Abonnement vor sich; da sich außer den Abonnenten, von denen man mir sagte, daß sie eigentlich das ganze Haus besetzten, bezahlende Besucher nur spärlich eingefunden zu haben schienen, kam auch diesmal nicht so viel für mich heraus, daß ich die durch die Begleitung eines Agenten und Dieners verstärkten Reise- und Aufenthalts-Kosten damit decken konnte. Hierauf beschloß ich denn dem Versuch eines dritten Konzertes zu entsagen, und reiste von Mme. Street, eben jener Tochter Klindworths, mit einer böhmischen Glasvase beschenkt, in nicht besonders erfreulicher Laune nach Paris zurück. Doch hatte dieser Aufenthalt durch einen von hier aus unternommenen sehr kurzen Ausflug nach Antwerpen, mich doch einigermaßen zerstreut. Durchaus nicht in der Stimmung, die spärlich hierfür mir gegönnte Zeit zur Besichtigung von Kunstschätzen zu verwenden, hatte ich mich mit dem äußeren Anblicke der Stadt, welcher mir weniger Altertümliches bot, als ich es vermutet hatte, begnügt. Sehr verdrießlich jedoch blieb ich durch meine Enttäuschung über die Lage der berühmten Zitadelle gestimmt. Ich hatte zugunsten der Szene des ersten Aktes meines Lohengrin angenommen, diese Zitadelle, welche ich mir als die alte Burg von Antwerpen dachte, böte jenseits der Schelde einen irgendwie hervorragenden Punkt dar; statt dessen nun nichts als eine unterschiedslose Fläche, mit in die Erde eingegrabenen Befestigungen, zu erkennen war. Bei späteren Aufführungen des „Lohengrin", welchen ich beiwohnte, mußte ich nun gewöhnlich über die auf stattlichem Berge im Hintergrunde sich erhebende Burg des Theaterdekorateurs lächeln.

Ende März nach Paris zurückgekehrt, hatte ich zunächst wohl nichts weiter als meine gänzlich von Mitteln entblößte und

dabei aussichtslose Lage zu bedenken. Ich mußte mir unter dem Drucke dieser Sorgen um so sonderbarer vorkommen, als in meinem Hause, wo ich mir nichts davon merken ließ, infolge meiner Aufsehen erregenden Situation sich eine völlige Vogue einstellte; die Mittwochs-Empfänge wurden immer glänzender, interessante Fremde suchten sie auf, um durch mich zu gleicher Fortune zu gelangen; Fräulein Ingeborg Stark, die nachherige Gattin des jungen Hans von Bronsart, stellte sich mit hinreißender Elegance bei uns ein, um das Klavierspiel zu besorgen; Fräulein Aline Hund aus Weimar trat ihr bescheiden zur Seite; ein äußerst begabter junger französischer Musiker, Camille Saint-Saëns, nahm in sehr erfreulicher Weise an der musikalischen Unterhaltung teil, und zu meinen übrigen französischen Bekanntschaften hatte sich eine der wertvollsten, diejenige des Herrn Frédéric Villot gesellt. Diesen Conservateur des tableaux du Louvre, einen sehr zarten und feingebildeten Herrn, hatte ich im Laden des Musikhändlers Flaxland, mit welchem ich in nicht unwichtigen Verkehr getreten war, eines Tages angetroffen, als er dort soeben sich nach der Ankunft der von ihm bestellten Partitur des Tristan erkundigte; hierüber ganz erstaunt, hatte ich ihn, nachdem ich ihm vorgestellt und davon unterrichtet worden war, daß er bereits die Partituren meiner früheren Opern besäße, nach der Möglichkeit aus meinen dramatischen Kompositionen einen Genuß zu ziehen gefragt, da ich nicht begreifen wollte, wie er, ohne der deutschen Sprache mächtig zu sein, gerade über diese Musik, welche so ganz mit der Dichtung zusammenhänge, sich Aufklärung verschaffen konnte; nachdem er mir hierauf die geistvolle Antwort gegeben, daß gerade meine Musik ihm die beste Anleitung zum Verständnis auch meiner Dichtung gegeben habe, faßte ich eine ernstliche Zuneigung für diesen Mann, und blieb fortan sehr erfreut, mich mit ihm in anregender Berührung erhalten zu können. So glaubte ich späterhin ein sehr ausführliches Vorwort zu der Übersetzung meiner Operndichtungen keinem Würdigeren als ihm widmen zu können. Die Partituren meiner Opern, die er selbst nicht zu spielen verstand, ließ er sich durch den zuvor genannten, wie es scheint von ihm protegierten, jungen Musiker Saint-Saëns vorführen. Die Fertigkeit und das Talent Saint-Saëns' lernte ich hierüber nun

auch bis zu meinem wahrhaften Erstaunen kennen; mit einer ganz unübertrefflichen Fertigkeit und Schnelligkeit im Überblicke der kompliziertesten Orchester-Partituren, verband dieser junge Mann ein nicht minder bewunderungswürdiges Gedächtnis; er wußte meine Partituren, zu welchen sich nun auch der „Tristan" gesellte, nicht nur aus dem Kopfe zu spielen, sondern auch die, wesentlichen wie minder wesentlichen, Einzelheiten derselben hierbei mit einer solchen Genauigkeit anzugeben, daß man glaubte er sähe die Partitur immer deutlich vor seinen Augen. Später erfuhr ich wohl, daß sich zu dieser stupenden Rezeptivität bei Erfassung alles technischen Materiales der Musik, keine intensive Produktivität bei ihm entwickeln wollte, so daß ich ihn unter seinen fortgesetzten Versuchen, als Komponist aufzutreten, mit der Zeit gänzlich aus den Augen verlor.

Jetzt hatte ich denn nun auch mit dem Direktor der Großen Oper, Herrn Royer, in nähere Vernehmung zu treten, und zwar im Betreff der ihm befohlenen Aufführung des „Tannhäuser". Es vergingen hierüber zwei Monate, ehe ich mir darüber klar wurde, ob zu der ganzen Sache Ja oder Nein zu sagen sei. Bei keiner Unterredung mit jenem Manne blieb die Ermahnung, an ein Ballett im zweiten Akte zu denken, unberührt; ich betäubte, aber überzeugte ihn nie durch meine Beredsamkeit. — Zunächst konnte ich mich aber nicht weigern, an eine brauchbare Übersetzung der Dichtung zu denken.

Im Betreff dieser Arbeit war es bereits sonderbar unstet zugegangen. Nachdem, wie ich schon früher berichtet, Mr. de Charnal hierfür sich als unfähig erwiesen, Roger mir andauernd aus den Augen geschwunden war, Gaspérini aber auch keinen rechten Ernst für die Übernahme dieser Arbeit mir bezeigt hatte, stellte sich ein Herr Lindau bei mir ein, welcher mir mit Zuversicht erklärte, er getraue sich mit Hinzuziehung des jungen Edmond Roche die rechte Übersetzung vom „Tannhäuser" zustande zu bringen. Dieser Lindau, aus dem Magdeburgischen gebürtig und vom preußischen Militärdienst flüchtig geworden, war mir von Giacomelli, als der von ihm für den Vortrag des „Etoile du soir" in einem meiner Konzerte engagierte französische Sänger plötzlich absagte, als sehr geübter Stellvertreter empfohlen worden. Er hatte sich sogleich bereit erklärt, ohne Probe den „ihm sehr vertrauten Vor-

trag" jenes Gesangsstückes zu übernehmen, was mich dazu bestimmte, ihn für ein vom Himmel mir gesandtes Genie zu halten. Nichts glich dagegen meinem wahrhaften Erstaunen über die unerhörte Frechheit dieses Menschen, welcher mit der dilettantenhaftesten Scheu, ohne auch nur einen Takt des Gesanges deutlich vernehmen zu lassen, am Abend des Konzertes seiner Aufgabe sich in einer Weise entledigte, daß wiederum nur das Erstaunen des Publikums über diesen unbegreiflichen Vorgang den lauten Ausbruch eines allgemeinen Unmutes zurückzuhalten schien. Nichtsdestoweniger wußte Lindau, welcher für seine Untat allerhand Erklärungen und Entschuldigungen vorzubringen verstand, in meinem Hause, wenn auch nicht als glücklicher Sänger, so doch als teilnehmender Freund sich einzuführen, und, namentlich auf seine bald gewonnene Beliebtheit bei Minna hin, als fast täglicher Gast sich zu behaupten; weniger seinen Versicherungen, daß er über enorme Konnexionen disponiere, als seiner ausgesuchten Gefälligkeit bei allen nur möglichen Besorgungen, verdankte er jedoch die wirkliche Nachsicht, welche ich ihm, trotz beständigem innerem Widerstreben gegen seine Bekanntschaft, angedeihen ließ.

Was mich nun aber für den Gedanken, ihn an einer Übersetzung des „Tannhäuser" teilnehmen zu lassen, bestimmte, war seine Anrufung der Mitarbeiterschaft des jungen E. Roche.

Mit diesem war ich sogleich nach meiner Ankunft in Paris (im September des verflossenen Jahres) in außerordentlicher und einnehmender Weise bekannt geworden. Um mein damals von Zürich mir nachgesandtes Mobiliar in Empfang zu nehmen, hatte ich mich auf den Bureaus der Douane einzufinden; dort ward ich an einen bleichen, dürftig, aber lebhaft aussehenden, jungen Menschen gewiesen, mit welchem ich meine Angelegenheit zu erledigen hatte; als ich ihm meinen Namen nennen wollte, unterbrach er mich enthusiastisch: „O, je connais bien Mr. Richard Wagner, puisque j'ai son portrait suspendu au-dessus de mon piano." Ganz erstaunt frug ich dieser Bekanntschaft näher nach, und erfuhr, daß er wirklich durch genaues Studium der Klavierauszüge meiner Opern zu meinem enthusiastischen Anhänger geworden war. Nachdem er mir zunächst mit der aufopferndsten Gefälligkeit meine verdrießlichen Geschäfte auf der Douane abzumachen geholfen hatte, mußte

er mir versprechen mich zu besuchen; dies geschah, und ich konnte nun näher in die kümmerliche Lage dieses armen Menschen blicken, welcher mir, soweit ich dies zu beurteilen mich getrauen durfte, Zeugnisse für eine edle poetische Begabung beibrachte, außerdem mir erzählte, daß er auch als Violinist in den Orchestern der kleinen Vaudeville-Theater sich durchzuhelfen gesucht habe, hierbei aber in jeder Hinsicht so elend daran gewesen sei, daß er in Rücksicht auf seine Familie (denn er war schon verheiratet) eine geringe, aber dennoch mit festem Gehalte und Aussicht auf Avancement verbundene Bureau-Anstellung vorziehen mußte. Von seiner innigen Bekanntschaft mit meiner Musik konnte ich mich wirklich überzeugen; er behauptete, sie biete ihm den einzigen Trost für sein trauriges Leben. Im Betreff seiner dichterischen Elaborate konnten mir Gaspérini und andere Kompetente nichts anderes aussagen, als daß sie zum mindesten schöne Verse darböten. Bereits hatte ich an ihn für die Übersetzung des „Tannhäuser“ gedacht, und da jetzt das einzige Gebrechen, welches ihn an dieser Arbeit verhindern mußte, nämlich seine Unkenntnis der deutschen Sprache, durch Lindaus Hinzuziehung gehoben schien, sprach die Möglichkeit einer solchen Übereinkunft sofort für die Annahme des Vorschlages dieses Letzteren.

Zu allernächst kamen wir überein, eine schlichte Prosa-Übersetzung des ganzen Süjets, welche ich natürlich Lindau allein aufzugeben hatte, in das Werk zu setzen. Ehe ich diese zur Hand bekam, war eine sonderbare Zögerung eingetreten, deren Grund mir späterhin dadurch erklärt wurde, daß Lindau nicht einmal diese trockene Übersetzung anzufertigen verstand, und sie einem armen Menschen, einem Franzosen, der aber Deutsch verstand, gegen ein, für jetzt vorgespiegeltes, und mit der Zeit mir abzupressendes Honorar aufgedrängt hatte. Zugleich hatte Roche einige Hauptstrophen meiner Dichtung in Verse gebracht, welche mir sehr gefielen, und mit diesen beiden Zeugnissen der Tüchtigkeit meiner Mitarbeiter stellte ich mich nun bei Royer ein, um seiner Zustimmung zu einem Auftrage an jene mich zu versichern. Es schien diesem nicht recht zu sein, daß ich zwei unbekannte Menschen hierfür bestellen wollte; doch behauptete ich, jedenfalls erst gründliche Versuche vornehmen zu müssen. Hartnäckig darauf bedacht, Roche den

Auftrag nicht zu entziehen, beteiligte ich, der ich alsbald mich von Lindaus vollständiger Unfähigkeit zu jeder Mithilfe überzeugte, in angestrengtester Weise mich an der Arbeit. Oft saßen die beiden vier Stunden lang bei mir, um nur ein paar Verse zustande zu bringen, bei welcher Gelegenheit ich gewöhnlich in die Versuchung kam, Lindau, welcher nicht einmal das Verständnis des deutschen Textes verriet, dennoch aber jederzeit mit den unverschämtesten Vorschlägen bei der Hand war, zur Türe hinauszuwerfen. Nur weil ich für jetzt nicht wußte, wie ich dem armen Roche den Anteil an seiner Arbeit erhalten konnte, hielt ich jedoch unter fortgesetztem Ärger die unsinnige Assoziation aufrecht.

Diese qualvolle Arbeit hielt mehrere Monate an, während welcher ich andrerseits mit Royer nun näher über die Vorbereitungen zur Aufführung des „Tannhäuser“, namentlich im Betreff der Besetzung der Partien, zu verkehren hatte. Es mußte mich seltsam dünken, daß fast keiner der Sänger der Großen Oper hierfür vom Direktor in Vorschlag gebracht wurde; wirklich waren sie alle auch mir selbst unsympathisch, mit Ausnahme einer Mme. Gueymard, welche ich gerne zur „Venus“ verwendet hätte, die mir aber (aus mir unklar gebliebenen Gründen) abgeschlagen wurde. Um übrigens gewissenhaft das vorhandene Personal zu mustern, hatte ich jetzt mehrere Male Vorstellungen von Opern wie „Favorite“, „Trovatore“ und „Semiramis“, beizuwohnen, bei welchen Gelegenheiten mir allerdings die innere Stimme so deutlich den Irrweg zeigte, auf welchen ich mich getrieben fand, daß ich beim Nachhausegehen mich stets entschlossen zu fühlen glaubte, dem ganzen Vorhaben mit Bestimmtheit zu entsagen. Dagegen verführte mich immer wieder die unverhohlene Freimütigkeit, mit welcher Royer, der hierzu autorisiert war, mir die Herbeiziehung jedes irgend von mir gewünschten Sängers anbot. In diesem Betreff handelte es sich vor allem um einen Tenoristen für die Hauptpartie: ich konnte hierfür auf keinen andern, als auf den von allen Seiten mir so sehr gerühmten Niemann in Hannover verfallen. Selbst Franzosen, wie Foucher de Careil und Perrin, welche ihn gerade in meinen Partien gehört hatten, bestätigten seine besondere Tüchtigkeit; dem Direktor erschien eine solche Akquisition unter allen Umständen höchst

wünschenswert für sein Theater, und so ward Niemann jetzt eingeladen, zu dem Zwecke des Abschlusses eines Engagements, sich in Paris einzufinden. Außerdem wünschte Herr Royer, daß ich mich für das Engagement einer Mme. Tedesco welche „tragédienne“ sei, und besonders ihrer Schönheit wegen dem Repertoire der Oper sehr nützlich sein würde, mich zu erklären, da er keine bessere als diese zur „Venus“ vorschlagen könne. Ich gab, ohne die Dame zu kennen, diesem vortrefflichen Ratschlage meine Zustimmung, erklärte mich übrigens mit dem Engagement eines Fräuleins Sax, einer noch unverdorbenen jungen Sängerin mit sehr schöner Stimme, sowie eines italienischen Baritonisten Morelli, dessen sonores Organ mir bei einer jener von mir besuchten Aufführungen, im Gegensatze zu den krankhaften Sängern dieses Genres der französischen Oper, aufrichtig gefallen hatte, einverstanden, und hatte somit für jetzt alle nötig dünkenden Vorkehrungen, wie es schien, nach bestem Ermessen, in Wahrheit aber ohne allen inneren Glauben an die Sache, besorgt.

Während dieses Verkehres verstrich mein 47. Geburtstag unter mehr als mißmütigen Stimmungen, denen einzig am Abende dieses Tages ein besonders helles Leuchten des Jupiter eine ahnungsvolle Wendung gab. Die angebrochene schöne Jahreszeit, welche dem geschäftlichen Verkehr in Paris nie günstig ist, trug zur Steigerung meiner Nöten bei: ich war und blieb fortgesetzt ohne Aussicht auf die Möglichkeit, mir die Mittel zur Bestreitung meines ziemlich kostspielig gewordenen Haushaltes zu verschaffen. Unter allen übrigen Beklemmungen fortwährend bemüht, hierfür Rat zu suchen, hatte ich mich auch mit dem Musikhändler Flaxland in einen Verkauf meiner für Frankreich so weit als möglich zu verwertenden Eigentumsrechte an den Opern „Fliegender Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ eingelassen. Der hierüber abgeschlossene Kontrakt besagte, daß der Verleger mir sofort 1000 Franken für jede der drei Opern auszahlen sollte, dagegen weitere Zahlungen erst nach den Aufführungen derselben auf einem Pariser Theater, und zwar mit 1000 Franken nach den ersten zehn, und abermals so viel nach den darauf bis zur zwanzigsten folgenden Repräsentationen in Aussicht gestellt wurden. Von diesem Vertrage gab ich sogleich meinem alten Freunde Pusinelli,

zu dessen Gunsten im Betreff der Zurückzahlung seiner früher für die Herausgabe meiner Opern mir geliehenen Kapitale ich beim Verkaufe derselben an Mesers Nachfolger dies stipuliert hatte, Nachricht, indem ich ihn zugleich bat, die Erstattung der ersten a conto-Zahlung Flaxlands mir zu erlassen, da ich eben, um jene Opern in Paris noch zur Möglichkeit einer Rentabilität zu bringen, mich jetzt mittellos bemühen müßte. Der Freund genehmigte in allem meine Verfügung. Desto widerwärtiger benahm sich dagegen der Dresdener Verleger, welcher sofort sich über Beeinträchtigung seiner Eigentums-Rechte auch für Frankreich beklagte, und hierdurch Flaxland in der Weise belästigte, daß dieser fortan wiederum gegen mich Schwierigkeiten zu erheben sich als berechtigt vorgeben konnte.

Fast war ich auch auf diesem Wege nur in neue Widerwärtigkeiten geraten, ohne mir eine irgendwie ausreichende Hilfe zu gewinnen, als eines Tages Graf Paul Hatzfeld bei mir erschien, um mich zu bitten Mme. Kalergis, welche soeben in Paris angekommen sei, zu besuchen, und von ihr Mitteilungen in Empfang zu nehmen. Ich sah die Dame, seit meinem Aufenthalte mit Liszt im Jahre 1853 in Paris, zum ersten Male wieder, und wurde von ihr mit der Erklärung empfangen, daß sie um so mehr bedauere bei meinen im vergangenen Winter gegebenen Konzerten nicht zugegen gewesen zu sein, als sie dadurch die Gelegenheit verloren habe, mir zur rechten Zeit in beschwerlichen Umständen behilflich zu sein. Sie erfahre, daß ich hierbei große Verluste erlitten habe, welche man ihr auf 10 000 Franken angebe, und sie ersuche mich nun, den Ersatz hierfür von ihr anzunehmen. Hatte ich zuvor es für schicklich erachten müssen, dem Grafen Hatzfeld, da man mit jener widerwärtigen Kollekte sich auch an die preußische Gesandtschaft gewandt hatte, jene Verluste geradesweges zu leugnen, so fand ich jetzt nicht den mindesten Grund dafür, vor der großherzigen Frau mich zu verstellen. Es war mir als ob sich nur etwas erfüllte, was ich von je erwarten zu dürfen mich berechtigt wähnte; und ich empfand hiergegen sofort nur das einzige Bedürfnis, dieser seltenen Frau ebenfalls zu erwidern, wenigstens ihr etwas sein zu können. Alle meine Beunruhigungen, welche mir der fernere Umgang mit ihr verursachte, entsprangen aus der Unbefriedigung dieses einen Wunsches, in welchem der son-

derbare Charakter und der unstete Lebenslauf derselben mich erhielt. Für jetzt versuchte ich aber sogleich ihr irgend etwas zu erweisen, was ihr jenen Wunsch als einen wahrhaftigen bewähren sollte. Ich improvisierte eigens für sie eine Audition des zweiten Aktes von „Tristan“, bei welcher Mme. Viardot, die ich mir bei dieser Gelegenheit näher befreundete, mit mir gemeinschaftlich die Gesangpartien übernehmen sollte, während ich für das Klavierspiel Klindworth aus London auf meine Kosten mir kommen ließ. Diese sehr merkwürdige intime Aufführung ging im Hause der Viardot vor sich; außer Mme. Kalergis, für welche sie einzig stattfand, war nur Berlioz noch zugegen. Für seine Hinzuziehung hatte sich Mme. Viardot ganz besonders verwendet, wie es schien, in der sehr bestimmten Absicht, die zwischen mir und Berlioz entstandenen Verstimmungen zu verwischen. Welchen Eindruck die unter solchen Umständen vor sich gehende Aufführung dieses exzentrischen Fragments auf die Beteiligten und Anwesenden hinterließ, ist mir undeutlich geblieben; Mme. Kalergis blieb stumm, Berlioz äußerte sich einzig anerkennend über die „Chaleur“ meines Vortrages, der sich allerdings von dem meiner Assistentin, welche alles meist nur mit halber Stimme andeutete, merklich genug unterscheiden mochte. Von der hieraus entstehenden Situation schien besonders Klindworth zu großem Unmut berührt worden zu sein; er hatte sich zwar seiner Aufgabe vortrefflich entledigt, erklärte aber bei der Wahrnehmung des Benehmens der Viardot, welche vermutlich aus Rücksicht auf den anwesenden Berlioz zu jener Lauheit im Vortrage ihrer Partie bestimmt worden sei, vor Ärger sich verzehrt zu haben. Dagegen empfanden wir größere Befriedigung, als wir eines Abends bei mir den ersten Akt der „Walküre“ vornahmen, bei welcher Aufführung diesmal, außer Mme. Kalergis, auch der Sänger Niemann zugegen war.

Dieser war nämlich auf die Einladung des Direktor Royer, um des Abschlusses eines Kontraktes willen, nach Paris gekommen. Ich erstaunte über die Art, die ihm zu eigen geworden, und mit welcher er sogleich unter der Haustüre mit der Frage: „Nun, wollen Sie mich oder nicht?“ sich vorstellte. Hiergegen hatte er sich bei unserem gemeinschaftlichen Besuche im Bureau

des Direktors vortrefflich zusammengenommen, um einen guten Effekt zu machen, welcher denn auch nicht ausblieb, da alle Welt über das Phänomen erstaunt war, einen Tenoristen von solch übermäßiger Leibesbeschaffenheit anzutreffen. Dennoch hatte er sich zu einer scheinbaren Audition zu bequemen, für welche er die Erzählung der Pilgerfahrt des „Tannhäuser" auf der Szene der Großen Oper von ihm agiert und gesungen, gewählt hatte. Mme. Kalergis und Fürstin Metternich, welche im geheimen dieser Probe beigewohnt hatten, waren, wie nicht minder die Mitglieder der Direktion, sogleich enthusiastisch für Niemann eingenommen worden. Er wurde für acht Monate, mit einem monatlichen Gehalte von 10 000 Franken, engagiert, und es galt dieses Engagement einzig der Aufführung des „Tannhäuser", da ich gegen ein vorheriges Auftreten des Sängers in anderen Opern Protest einlegen zu müssen glaubte.

Es war eben der Abschluß dieses Engagements, welcher, im Betracht der außerordentlichen Umstände unter denen auch dieses zustande kam, mich mit einem bisher ungekannten Gefühle einer Macht, die mir plötzlich zugeteilt war, erfüllte. Auch mit der Protektorin des ganzen Unternehmens, als welche unverkennbar die Fürstin Metternich angesehen werden mußte, war ich jetzt in näheren Verkehr getreten, und fand mich von ihrem Manne, sowie von den weiteren gesandtschaftlichen Kreisen, welchen beide angehörten, mit einer auszeichnenden Wärme aufgenommen. Namentlich der Fürstin schien man einen allmächtigen Einfluß an dem kaiserlichen Hofe von Frankreich zusprechen zu müssen; der sonst so einflußreiche Staatsminister Fould konnte in den Angelegenheiten, die mich betrafen, nichts mehr gegen sie ausrichten. Ich war von ihr angewiesen, für alle mein Wünsche mich stets nur an sie zu wenden: sie würde alles durchzusetzen wissen, was ihr um so mehr am Herzen läge, als sie wohl sähe, daß ich selbst zu der ganzen Unternehmung noch kein rechtes Vertrauen habe.

Unter diesen Auspizien schien sich der Sommer bis zum Herbst, wo die Proben beginnen sollten, ganz erfreulich für mich anzulassen. Es war mir von Wert, gerade jetzt in dem Stande zu sein, für Minnas Gesundheit, welcher eine Kur im Bade Soden bei Frankfurt dringend anempfohlen war, gemächlich sorgen zu können; sie reiste Anfangs Juli dahin ab, und ich ver-

sprach ihr nach Ablauf ihrer Kur-Zeit, bei Gelegenheit eines jetzt mir ermöglichten Besuches am Rheine, sie von dort abzuholen.

In meinen Beziehungen zum Könige von Sachsen, welcher bisher aus „juristischen Gründen" hartnäckig meiner Amnestierung widerstrebt hatte, war jetzt nämlich eine Wendung zum Besseren eingetreten. Ich verdankte diese der wachsenden Teilnahme der übrigen deutschen Gesandtschaften, namentlich der österreichischen und preußischen, für mich. Herr von Seebach, der sächsische Gesandte und Gatte einer Cousine meiner großherzigen Freundin, Kalergis, welcher mir sich ebenfalls in recht herzlicher Weise teilnahmsvoll erwies, schien es nicht länger ertragen zu haben, von seinen Kollegen über meine so anstößige Lage als „politischer Flüchtling" interpelliert zu werden. Er hatte es demgemäß für seine Angelegenheit gehalten, beim sächsischen Hofe zu meinen Gunsten zu vermitteln. Hierzu schien auch von der damaligen Prinzessin-Regentin von Preußen, wiederum durch Vermittelung des Grafen Pourtalès, wohlgesinnt mitgewirkt zu werden. Ich erfuhr, daß bei einer in Baden stattgefundenen Zusammenkunft der deutschen Fürsten mit Kaiser Napoléon ein gewichtiges Wort von ihr beim Könige von Sachsen eingelegt worden sei. Nach der Beseitigung von allerlei lächerlichen Bedenken, welche Herr von Seebach mir hatte vortragen müssen, eröffnete dieser mir endlich, daß der König Johann mich zwar nicht amnestieren, somit auch die Rückkehr in das Königreich Sachsen mir nicht gestatten könnte, jedoch gegen meinen Aufenthalt in den übrigen deutschen Bundesstaaten, welche ich etwa zu künstlerischen Zwecken besuchen möchte, sobald von ihrer Seite kein Bedenken aufkäme, fortan nichts einzuwenden haben würde. Herr von Seebach empfahl mir selbst an, bei meinem ersten Besuche der Rheinländer der Prinzessin-Regentin von Preußen mich vorzustellen, um ihr meinen Dank für ihre Fürsprache auszusprechen, woran dem Könige von Sachsen selbst gelegen zu sein schiene.

Ehe ich zur Ausführung dieses Vorsatzes kam, hatte ich mit meinen Übersetzern des „Tannhäuser" noch die quälendsten Mühen zu überstehen. In dieser, sowie aller vorangegangenen Beschwerde, befand ich mich wiederum in meinem alten Zu-

stande des Leidens, welcher namentlich im Unterleibe seinen Sitz zu haben schien. Hiergegen verordnete man mir das Reiten; es fand sich ein freundlicher junger Mann, der Maler Czermak, welchen Fräulein Meysenbug mir zugeführt hatte, und der sich jetzt erbot, bei den mir verordneten Reitübungen behilflich zu sein. Ich hatte hierzu bei einem Pferdeverleiher ein Abonnement zu nehmen, infolgedessen mir und meinem Genossen eines Tages die ausbedungenen geduldigsten Pferde des Stalles zugeführt wurden, auf welchen wir nun mit möglichster Vorsicht einen Ritt in das Bois de Boulogne wagten. Wir wählten hierzu die Vormittagsstunden, um nicht mit den eleganten Kavalieren der hohen Welt zusammenzutreffen. Da ich mich auf Czermaks Erfahrung verlassen hatte, war ich nun erstaunt, bei dieser Gelegenheit, ihn, wenn nicht an Reitkunst, doch jedenfalls an Mut zu übertreffen, da ich den allerdings äußerst beschwerlichen Trab meines Tieres ertrug, während er mit lauten Deprekationen sich gegen Wiederholung dieser Übung erklärte. Kühn gemacht beschloß ich nun eines Tages allein auszureiten; der Stallknecht, welcher mir das Pferd gebracht hatte, behielt mich bis zur Barrière de l'Etoile im Auge, jedenfalls gespannt darauf, ob ich mit dem Pferde über diese Gegend hinauskommen würde: als ich mich der Avenue de l'Impératrice näherte, weigerte sich auch mein Schimmel hartnäckig weiter zu schreiten, bog seitwärts und rückwärts aus, blieb wiederum stehen, bis ich mich endlich zur Umkehr entschloß, welcher glücklicherweise der vernünftige Stallknecht vorsorglich entgegenkam; er half mir auf offenem Platze vom Rosse, und führte dieses lächelnd heim. Hiermit war mein letzter Versuch, es im Reiten zu etwas zu bringen, für alle Zeiten beendigt; er kostete mich zehn erworbene Abonnements, welche unbenutzt in meinem Pulte verblieben.

Dafür erquickten mich fortan die einsamen Fußpromenaden im Bois de Boulogne, auf denen mich das Hündchen Fips munter begleitete, und auf welchen ich von neuem die Vortrefflichkeit dieser Kulturanlage schätzen lernte. Auch sonst war es um mich stiller geworden, wie dies immer der Sommer in Paris mit sich bringt. Bülow, seitdem er den unerhörten Erfolg seines Dejeuners bei Vachette an dem kaiserlichen Befehle zur Aufführung des „Tannhäuser" mit erlebt, hatte sich bereits

vorlängst nach Deutschland zurückbegeben, und ich trat nun im August den wohlvorbereiteten Ausflug nach den deutschen Rheingegenden an, wo ich zunächst über Köln mich nach Koblenz wendete, um die dort vermutete Augusta von Preußen aufzusuchen. Ich erfuhr jedoch, daß sie sich in Baden aufhalte, und schlug somit den Weg über Soden ein, wo ich Minna mit der, seit einiger Zeit von ihr angeworbenen Freundin Mathilde Schiffner, zur Weiterreise abholte. Hierbei berührten wir Frankfurt, wo ich meinen ebenfalls durchreisenden Bruder Albert seit Dresden zum ersten Male wieder sah.

Hier besann ich mich darauf, daß ich mich am Wohnorte Arthur Schopenhauers befände; eine sonderbare Scheu hielt mich von einem Besuche bei ihm ab; meine Stimmung war viel zu zerstreut und von allem dem abliegend, was in einem Gespräche mit Schopenhauer, selbst wenn ich mich ihm ernstlich gewachsen gefühlt hätte, den einzigen Punkt ausmachen konnte, um dessenwillen andrerseits eine Begegnung mit Schopenhauer mir wichtig sein mußte. Wie mit so vielem in meinem Leben es mir ergangen ist, verschob ich eine der wichtigsten Angelegenheiten desselben auf die sehnsüchtig erhoffte andere Zeit, welche nun endlich bald wohl erscheinen würde! Im Betreff Schopenhauers dünkte mich wohl, daß schon ein Jahr nach diesem flüchtigen Besuche Frankfurts, als ich mich in dieser Gegend für länger niederließ um meine Meistersinger auszuführen, diese Zeit gekommen wäre: dort war Schopenhauer gerade in diesem Jahre gestorben, — was mich zu einem selbstvorwurfsvollen Nachdenken über die Unberechenbarkeit des Schicksals stimmte.

Dagegen ward bereits jetzt eine andere Hoffnung mir zunichte; ich hatte mir nämlich geschmeichelt, Liszt zu einem Zusammentreffen mit mir hier in Frankfurt bestimmen zu können: dort jedoch fand ich nur den Brief, worin er mir anzeigte, daß die Erfüllung meiner Bitte ihm unmöglich sei. — Von hier aus wendeten wir uns gerade nach Baden-Baden, wo, während Minna mit ihrer Freundin sich dem Reize der Verführung durch das Roulette-Spiel aussetzte, ich mich vermittels eines Empfehlungsbriefes des Grafen Pourtalès an Gräfin Haacke, Hofdame J. K. Hoheit, um einen Empfang bei meiner

hohen Gönnerin bewarb. Nach einigem Zögern, erhielt ich von ihr den Bescheid, ich möge sie nachmittags um 5 Uhr in der Trinkhalle aufsuchen. Es war ein naßkalter Tag, die ganze Umgebung des Lokales um diese Zeit wie ausgestorben, als ich mich der verheißungsvollen Trinkhalle zuwandte, in welcher Augusta mit Gräfin Haacke auf und ab schritt, und huldvoll anhielt, als sie an mir vorüberkam. Ihr Vortrag bestand fast lediglich in Beteuerungen ihrer gänzlichen Machtlosigkeit nach jeder Seite hin, gegen welche ich, unvorsichtig genug, des mir von seiten des Königs von Sachsen gegebenen Winkes, bei ihr der mir gewährten Vergünstigung wegen mich zu bedanken, erwähnte. Dies schien sie offenbar zu verdrießen, und sie entließ mich unter gleichgültigen Bezeugungen einer ziemlich unbedeutenden Teilnahme. Später sagte mir meine alte Freundin Alwine Frommann, sie wisse nicht was der Prinzessin an mir mißfallen haben müßte, vielleicht sei es meine sächsische Aussprache gewesen. — Für diesmal verließ ich somit das sonst so gepriesene Paradies von Baden, ohne irgendeinen freundlichen Eindruck mit mir zu nehmen, bestieg mit Minna allein in Mannheim das Dampfschiff, welches mich zum ersten Male eine Rheinfahrt abwärts führte, wobei es mir in die Erinnerung kam, daß ich wiederholt den Rhein überschritten hatte, ohne diese so charakteristische Gedenkstraße des deutschen Mittelalters kennen gelernt zu haben. Mit einer eiligen Zurückkehr über Köln beendigte ich diesen, nur achttägigen Ausflug, um von jetzt an der Lösung des peinlich ernst sich gestaltenden Problems meiner Pariser Unternehmung mich zuzuwenden.

Was mir die Beschwerden, denen ich entgegenging, sehr erleichtern zu wollen schien, war das freundschaftliche Verhältnis, welches der junge Bankier Emil Erlanger mit mir einzugehen sich angelegen sein ließ. Ein sonderbarer Mensch, Albert Beckmann, ehemaliger hannöverischer Revolutionär, späterer Privatbibliothekar des Prinzen Louis Napoléon, jetzt Preß-Agent für verschiedene, mir nicht klar gewordene Interessen, hatte als erklärter Parteigänger für mich meine Bekanntschaft zu machen gewußt, und sich hierbei stets ausnehmend gefällig bewiesen. Jetzt erklärte er mir, daß auch Herr Erlanger, für welchen er ebenfalls in Preß-Angelegenheiten tätig war, meine Bekanntschaft zu machen wünsche; ich

war im Begriff, ihm dies rund abzuschlagen, indem ich ihm erklärte, von einem Bankier nichts nötig zu haben als sein Geld; diesem Scherze wurde sogleich mit der ernstesten Versicherung erwidert, daß eben in dem ersichtlich mir nötigen Sinne Erlanger mir nützlich zu werden wünsche. Ich lernte infolgedessen einen wirklich recht angenehmen Menschen kennen, welcher zunächst von einer wirklichen Liebe zu meiner Musik, die er in Deutschland häufig gehört hatte, zu teilnehmender Gesinnung für mich bestimmt worden war. Er trug mir unverhohlen seinen Wunsch vor, meine finanziellen Geschäfte ihm von mir übergeben zu erhalten, worunter zunächst wohl nichts anderes zu verstehen war, als daß er sich zu den für die Dauer mir nötig werdenden Subsidien verpflichten wolle, wogegen ich ihm alle meine aus Pariser Unternehmungen resultierenden Einnahmen zur Verwaltung übergeben sollte; es läge ihm daran, so sagte er, in Paris als mein Bankier zu gelten. Dieses Anerbieten war mir so neu, als es andrerseits meiner eigentümlichen Lage zutreffend entsprach; wirklich hatte ich nach dieser Seite meines finanziellen Bestehens hin, bis zur Entscheidung meiner ganzen Pariser Situation, keine Belästigungen mehr zu bestehen. War auch der Umgang mit Herrn Erlanger von all den Umständen begleitet, welche die bloße Gutartigkeit eines Menschen nicht aufzuheben vermag, so fand ich doch in ihm zu jeder Zeit einen treu ergebenen, und für mein Wohlergehen, sowie für das Gelingen meiner Unternehmung ernstlich besorgten Menschen.

Diese höchst befriedigende Wendung, welche unter andren Umständen mir wohl den besten Mut zu geben geeignet war, vermochte jedoch gegenüber einem Unternehmen, dessen gänzliche Hohlheit und Ungeeignetheit für mich fast bei jeder Berührung mit ihm mir klar aufgehen mußte, mir zu keiner Art freundlicher Stimmung zu verhelfen. Mit Mißmut ging ich an alles, was diese Unternehmung, welche andrerseits die Grundlage des mir erwiesenen Zutrauens war, fördern sollte. Nur vermochte eine neue Bekanntschaft, welche hierdurch mir zugeführt wurde, in angenehmer Weise mich abermals über den Charakter meines Vorhabens in eine ermunternde Unklarheit zu versetzen: Herr Royer erklärte mir, daß er die Übersetzung, welche ich unter unerhörten Bemühungen durch meine beiden Volontäre hatte zustande bringen lassen, nicht gelten lassen könne, und empfahl

mir auf das angelegentlichste Herrn Charles Truinet, mit dem Autornamen Nuitter, zur gründlichen Umarbeitung derselben. Dieser noch junge Mann, von ungemein einnehmendem, freundlich offenem Wesen, hatte sich schon vor einigen Monaten auf die Empfehlung E. Olliviers, dessen Kollege als Avocat au barreau de Paris er war, bei mir eingefunden, um mir seine Mithilfe zur Übersetzung meiner Opern anzubieten. Stolz auf meine Verbindung mit Lindau hatte ich ihn jedoch abgewiesen; jetzt war aber die Zeit gekommen, wo, infolge der Erklärungen des Herrn Royer, das erneuete Anerbieten Truinets in Betracht gezogen werden mußte. Er verstand kein Deutsch, erklärte jedoch selbst hierfür an seinem alten Vater, welcher längere Zeit in Deutschland gereist und sich einiges Nötige von unserer Sprache angeeignet hatte, einen genügenden Rückhalt zu haben. In Wahrheit bedurfte es nach dieser Seite hin aber keiner besonderen Kenntnisse, da es wirklich nur darauf anzukommen schien, den Versen, welche der arme Roche, unter der unverschämten Domination durch den alles besser wissen wollenden Lindau, ängstlich zusammengebracht hatte, ein freieres französisches Ansehen zu geben. Mich nahm bald die unermüdliche Geduld, welche Truinet, um meinen Anforderungen auch in musikalischer Hinsicht zu entsprechen, auf immer neue Veränderungen verwendete, für diesen letzten Mitarbeiter ein. Von jeder Einmischung in diese neue Bearbeitung mußten wir fortan den als ganz unfähig erkannten Lindau entfernt halten, wogegen Roche insofern als Kollaborateur beibehalten wurde, als seine Arbeit zur Grundlage der neuen Versifizierung diente. Roche, der nur schwer von seinem Bureau der Douane abkommen konnte, blieb des weiteren jeder Bemühung überhoben, da Truinet vollkommen frei war und sich täglich mit mir in Verbindung erhalten konnte. Ich ersah nun daß sein Advokatentitel ihm nur als Schmuck diente, und er nie daran dachte einen Prozeß zu führen, wogegen er sein Interesse hauptsächlich der Administration der Großen Oper zuwendete, welcher er außerdem als Archivar derselben attachiert war. Bald mit diesem oder jenem Kameraden verbunden, arbeitete er aber auch an kleinen Theaterstücken für das Vaudeville und niederere Theater, ja selbst für die Bouffes parisiens, über welchen Teil

seiner Tätigkeit er jedoch mit großer Verschämtheit stets jeder Auskunft zu entgehen wußte. War ich ihm für die schließliche Einrichtung eines singbaren und allgemein als acceptable beurteilten Textes meines „Tannhäuser" recht verbunden, so entsinne ich mich doch nicht von seinen poetischen, ja selbst ästhetischen Anlagen hingerissen worden zu sein; wogegen sein Wert als kundiger, warm und unbedingt ergebener Freund zu jeder Zeit, und namentlich der allerschlimmsten, immer deutlicher erkannt werden durfte. Ich entsinne mich kaum, je wieder einen Menschen von so zartem Urteil in den schwierigsten Dingen, und dabei von so energischer Bereitwilligkeit schließlich für die von mir behauptete Ansicht einzustehen, angetroffen zu haben.

Zunächst hatten wir gemeinschaftlich eine ganz neue Arbeit zu fördern. Einem stets von mir gefühlten Bedürfnisse entsprechend, hatte ich nämlich die Veranlassung dieser sorgsam vorbereiteten Aufführung des „Tannhäuser" ergriffen, um die erste Szene der Venus in einem bedeutenden Sinne zu erweitern und zu vervollständigen. Hierzu verfaßte ich den Text in zwanglosen deutschen Versen, um dem Übersetzer die volle Freiheit einer geeigneten französischen Ausführung zu überlassen: man bezeugte mir daß Truinets Verse nicht übel ausgefallen seien, und auf diese führte ich dann die Szene zuerst musikalisch aus, um später den deutschen Text der Musik schließlich anzupassen. — Außerdem hatten meine ärgerlichen Debatten mit der Direktion im Betreff eines großen Ballets mich dahin bestimmt, der einleitenden Szene des „Venusberges" ebenfalls eine bei weitem größere Ausdehnung als früher zu geben, wodurch nach meiner Meinung dem Balletpersonale eine so ausschweifende choreographische Aufgabe gestellt sein sollte, daß man in dieser Hinsicht sich über meine Unwillfährigkeit nicht mehr zu beklagen haben möchte. Die musikalische Komposition der beiden Szenen beschäftigte mich nun während des Monates September in bedeutender Weise, während zugleich ich im Foyer der Großen Oper die Klavierproben zu „Tannhäuser" begann.

Das zum Teil für diesen Zweck neu engagierte Personal war jetzt versammelt, und es interessierte mich nun den Charakter des Studiums eines neuen Werkes bei der französischen Oper kennen zu lernen. Dieser läßt sich einfach bezeichnen

durch: höchste Trockenheit bei außerordentlicher Genauigkeit; in beiden Hinsichten exzellierte der Chef du Chant, Mr. Vauthrot, ein Mann, den ich, weil ich ihm nie eine warme Äußerung abgewann, für gegen mich feindselig halten zu müssen glaubte, der aber andererseits durch die peinlichste Sorgfalt hierfür mir bewies, wie ernst er es mit der Sache meine. Er bestand noch auf namhaften Korrekturen des Textes, zum Zwecke einer vorteilhaften Unterlegung unter den Gesang. Ich hatte mich durch die Kenntnis Auberscher und Boieldieuscher Partituren zu der Annahme verleiten lassen, daß die Franzosen gegen die Betonung stummer Silben in Poesie und Gesang gänzlich gleichgültig seien; Vauthrot behauptete, das seien nur die Komponisten, nicht aber gute Sänger. Seinen mannigfach aufstoßenden Bedenken im Betreff von Längen, entgegnete ich mit der Bemerkung, daß ich nicht begriffe, wie man in der Oper mit irgend etwas das Publikum zu langweilen befürchten könne, nachdem man es daran gewöhnt habe, an der Rossinischen „Semiramis", welche jetzt dort häufig gegeben wurde, Gefallen zu finden: hier sann er nach, und gab mir recht, was die Monotonie der Handlung wie der Musik beträfe; nur vergäße ich, daß weder Handlung noch Musik bei solchen Aufführungen vom Publikum in Betracht gezogen würden, sondern alle Aufmerksamkeit des Publiums sich einzig auf die virtuose Leistung der Sänger richte. Auf diese war es nun beim „Tannhäuser" ebensowenig abgesehen, als sie mir anderenfalles auch irgendwie zu Gebote gestanden hätte; die einzige Virtuosin meines Personals war eine ziemlich groteske, aber üppige Jüdin, Mme. Tedesco, welche aus Portugal und Spanien von italienischen Operntriumphen zurückkehrte; sie schien offenbar sehr zufrieden, durch meine willenlose Wahl zur „Venus" zu einem Engagement an der Pariser Oper gelangt zu sein, und gab sich auch alle erdenkliche Mühe, die ihr gänzlich fremdartige, nur für eine wahrhafte Tragödin bestimmte Aufgabe, soweit es möglich, zu lösen, was eine Zeitlang wirklich zu einem guten Erfolge sich anzulassen schien, als in vielen Spezialproben mit Niemann es unverkennbar zu einer lebhaften Neigung zwischen „Tannhäuser" und „Venus" führte. Da Niemann auch mit großem Geschick sich der französischen Aussprache bemächtigte, nahmen diese Proben in denen sich auch Fräulein Sax erfreulich bewährte,

einen wahrhaft hoffnungerweckenden Fortgang, was für jetzt dadurch noch ungestört blieb, daß mir hierbei die Bekanntschaft des Herrn Dietsch noch nicht nähertrat; denn dieser assistierte als chef d'orchestre und zukünftiger Dirigent der Oper, vorläufig, nach dem Herkommen des Institutes, nur erst den Klavierproben, um in ihnen sich genau mit den Intentionen der Sänger bekannt zu machen. Noch weniger störte mich Herr Cormon, der Regisseur der Oper, welcher ebenfalls bei den Proben zugegen war, und von dem beiläufig sogenannte Setzproben, in welchen das Spiel der Szene bereits verabredet und angeordnet wurde, mit dem von den Franzosen gewohnten lebhaften Geschick geleitet wurden. Selbst wo dieser oder auch andere mich nicht verstanden, ordnete man sich doch immer willig meinen Entscheidungen unter, da ich immer noch für allmächtig angesehen wurde, und jeder der Meinung war, ich könne durch die Fürstin Metternich alles durchsetzen was ich wolle. Manches war geeignet, diesen Glauben zu bestärken: so hatte ich erfahren daß Prinz Poniatowski mit der Wiederaufnahme einer seiner durchgefallenen Opern dem Fortgange unserer Proben beschwerlich zu fallen drohe; meiner Klage hierüber entsprach die unerschrockene Fürstin sogleich durch die Auswirkung eines Befehles, nach welchem die prinzliche Oper zurückgelegt wurde, was mir natürlicherweise nicht eben die Freundschaft dieses Herren gewinnen konnte, worüber mich ein Besuch bei ihm ziemlich deutlich aufklärte.

Außerhalb dieser Beschäftigung ward ich zugleich durch einen Besuch meiner Schwester Luise und eines Teiles ihrer Familie zerstreut. Daß ich sie nur mit höchster Schwierigkeit bei mir bewirten konnte, lag in dem sonderbaren Umstande, daß es jetzt überhaupt lebensgefährlich geworden war in meine Wohnung zu gelangen; es enthüllte sich jetzt nämlich, warum, als ich die Wohnung mietete, der Wirt zwar auf einen längeren Kontrakt, durchaus aber auf keine Reparaturen in seinem Hause einging; denn es war bereits von der Pariser Umbaubehörde beschlossen, die rue Newton, mit allen Dependenzien, abzugraben, um von einer der Brücken aus einen breiten Boulevard nach der Barrière de l'Étoile hin anlegen zu können. Bis auf den letzten Augenblick wurde dieser Plan offiziell aber desavouiert, um hiermit sich die Entschädigungszahlungen für die zu expro=

priierenden Grundstücke so lange wie möglich zu sparen. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß dicht an meiner Haustüre die Straße bis zu einer immer ansehnlicheren Tiefe abgegraben wurde, so daß, wenn man sie anfänglich nicht mehr mit Wagen passieren konnte, meine Wohnung endlich auch zu Fuß unerreichbar ward. Der Besitzer des Hauses hatte unter solchen Umständen gegen mein Verlassen der Wohnung nichts einzuwenden, und verlangte nur, daß ich ihn um Entschädigung verklagen sollte, weil dies der einzige Weg sei, um seinerseits wiederum zur Verklagung des Gouvernements gelangen zu können. Meinem Freunde Ollivier war um diese Zeit, wegen eines parlamentarischen Vergehens, auf ein Vierteljahr die Ausübung seiner Advokaten-Praxis untersagt worden; er wies mich nun für die Führung meines Prozesses an seinen Freund Picard, welcher, wie ich aus den späteren gerichtlichen Verhandlungen ersah mit vielem Humor sich seiner Aufgabe entledigte. Dennoch blieb jede Entschädigung für mich (ob für den Propriétaire, weiß ich nicht) aus, und ich mußte mich einfach mit der Entbindung von meinem Miet-Kontrakte begnügen. Somit hatte ich die Erlaubnis, mich nach einer anderen Wohnung umzusehen, welche ich jetzt in geringer Entfernung von der Oper aufsuchte, und dürftig und unfreundlich in der rue d'Aumale auffand. Bei rauhem Wetter vollzogen wir im Spätherbst den beschwerlichen Umzug, bei welchem Luises Tochter, meine Nichte Ottilie, mir als tüchtiges Kind freundlich behilflich war. Leider hatte ich mich hierbei aber stark erkältet, wogegen ich auch hier mich nicht schonte, und von neuem mich den wachsenden Aufregungen der Proben aussetzte, bis mich endlich ein typhöses Fieber darnieder warf.

Wir waren im Monat November angelangt; meine zur Heimkehr genötigten Verwandten verließen mich im Zustande der Besinnungslosigkeit, und ich blieb nun der Behandlung meines Freundes Caspérini überlassen, zu welchem ich aber in meinen Fieberparoxysmen alle erdenklichen Hilfsärzte herbeigezogen verlangte, von denen auch wirklich Graf Hatzfeld wenigstens den Arzt der preußischen Gesandtschaft herbeibrachte. Das hiermit begangene Unrecht gegen meinen äußerst besorgsamen Freund beruhte keineswegs auf einem Mißtrauen gegen ihn, sondern es war dies eine Ausgeburt meiner Fieberphanta-

sien, welche mein Gehirn nur mit den übermütigsten und üppigsten Phantasien erfüllten. Außerdem, daß in diesem Zustande Fürstin Metternich und Mme. Kalergis mir eine vollständige Hofhaltung einrichteten, zu welcher auch der Kaiser Napoléon von mir eingeladen wurde, bestand ich in Wirklichkeit darauf, daß Emil Erlanger mir eine Villa bei Paris zur Verfügung stellte, wohin man mich bringen solle, da ich doch unmöglich in dem finsteren Neste, wo ich wirklich lag, mich wieder erholen können würde. Endlich aber bestand ich mit Entschiedenheit darauf, nach Neapel gebracht zu werden, wo ich mir im zwanglosen Umgange mit Garibaldi eine sofortige Genesung versprach. Gegen allen diesen Unsinn hielt Gaspérini tapfer aus; er und Minna bewältigten mich wütend sich sträubenden, um mir die nötigen Senfpflaster auf die Fußsohlen zu applizieren. Oft sind mir in unruhigen Nächten meines späteren Lebens ähnliche eitel hochmütige Phantasmen wiedergekehrt, welche ich beim Erwachen mit Grauen als, den in jenem Fieberzustande entsprungenen, verwandt erkannte. Nach fünf Tagen wurden wir des Fiebers Herr, nur schien ich jetzt erblinden zu wollen, und meine Schwäche war ungemein. Endlich wich wohl auch die Affektion der Sehkraft, und nach einigen Wochen getraute ich mich wieder die wenigen Straßen bis zur Oper dahinzuschleichen, um meiner Sorge für den Fortgang der Proben Genüge zu tun.

Hier schien man, mit den sonderbarsten Gefühlen in diesem Betreff, mich für dem Tode verfallen gehalten zu haben; ich erfuhr daß die Proben ganz unnötigerweise bisher ausgesetzt worden waren. Des weiteren machte ich jetzt immer mehr Wahrnehmungen von einem inneren Verfall dieser Angelegenheit, welche ich zunächst, da ich der Erholung zu sehr bedürftig war, mir zu verbergen gewaltsam mich bemühte. Ich erfreute mich dagegen mit sonderbarer Gelauntheit an der Publikation einer Übersetzung meiner vier, bis dahin erschienenen Operndichtungen, welche ich mit einem sehr ausführlichen Vorworte, an Herrn Frédéric Villot gerichtet, eingeleitet hatte. Die Übersetzung von allem diesem hatte mir Herr Challemel Lacour besorgt, ein Mann, den ich als früheren politischen Flüchtling bei Herwegh in Zürich gelegentlich kennen gelernt hatte, und welcher mir nun als geistvoller Übersetzer so

vortreffliche Dienste geleistet hatte, daß alle Welt über den Wert seiner Arbeit günstig urteilte. Den deutschen Urtext des Vorwortes hatte ich dem Buchhändler J. J. Weber in Leipzig, unter dem Titel „Zukunftsmusik", zur Veröffentlichung übergeben. Auch diese Broschüre gelangte jetzt an mich, und erfreute mich als vermutlich einzige Ausbeute meiner ganzen, äußerlich so glänzend sich ausnehmenden Pariser Unternehmung. — Zugleich vermochte ich jetzt noch die neue Komposition zu Tannhäuser vollständig zu beendigen: von dieser war noch die große Tanz-Szene im Venusberg übrig geblieben, welche ich eines Morgens um 3 Uhr, nach durchwachter Nacht, zum Schluß brachte, als gerade Minna, welche mit einer Freundin dem großen Ball des Hôtel de Ville beigewohnt hatte, von dort zurückkehrend in die Wohnung trat. Ihr besorgte ich außerdem ziemlich reiche Geschenke zur Weihnacht, während ich selbst auf den Rat meines Arztes fortfuhr, durch ein Beefsteak des Morgens und durch ein Glas bayerisches Bier vor Schlafengehen, in meiner lange sich verzögernden Wiedergenesung mich zu stärken. Das Silvesterfest begingen wir jedoch in diesem Jahre nicht, wogegen ich ruhig in das neue Jahr 1861 hinüberschlief.

Mit dem Beginn des neuen Jahres verwandelte sich auch die, mit meiner Erkrankung eingetretene schlaffe Betreibung der Proben zu Tannhäuser, in eine entschlossenere Inangriffnahme aller Akzidenzien der beabsichtigten Aufführung. Zugleich hatte ich aber auch zu bemerken, daß sich die Stimmung aller Beteiligten wesentlich verändert hatte. Die über die Gebühr zahlreichen Proben machten mir den Eindruck, als wenn man von seiten der Direktion mehr an der strikten Ausführung eines Befehles sich hielte, als durch eine Hoffnung auf einen guten Erfolg geleitet wäre. Und allerdings gewann ich jetzt immer mehr den Einblick in die wirkliche Lage der Dinge. Von seiten der Presse, welche ganz in Meyerbeers Händen war, wußte ich längst was ich mir zu erwarten hatte. Auch die Direktion hatte jetzt, vermutlich nach mannigfachen Bemühungen die Hauptführer der Presse geschmeidig zu stimmen, die Überzeugung gewonnen, daß von dieser Seite her das Wagnis meines „Tannhäuser" nur eine feindliche Aufnahme finden würde. Diese Einsicht drängte sich selbst den allerhöchsten

Kreisen auf, und man schien von dieser Seite her nun auf Mittel zu sinnen, die in der Oper ausschlaggebende Partei des Publikums für mich zu gewinnen. Fürst Metternich lud mich eines Tages ein, dem neuen Staatsminister, Grafen Walewski, von ihm mich vorstellen zu lassen; dies geschah mit einiger Feierlichkeit, welche sich namentlich in der an mich gerichteten, sehr persuasiven Rede des Grafen, kundgab, als dieser mich davon zu überzeugen suchte, daß man durchaus meine Fortune wünsche und mir den größten Succès zu bereiten gedenke: ich habe dies, so schloß er, in meinen Händen, sobald ich mich dazu entschlösse, dem zweiten Akte meiner Oper ein Ballett einzufügen; es solle sich hierbei nicht etwa um ein Geringes handeln: es wurden mir die allerberühmtesten Tänzerinnen von Petersburg und London vorgeschlagen, unter denen ich nur wählen sollte; ihr Engagement sei sofort beschlossen, sobald ich ihrer Mitwirkung meinen Erfolg anvertrauen wollte. Ich glaube daß ich mit nicht mindrer Beredsamkeit erwiderte, als ich alle diese Propositionen ablehnte; daß ich damit aber gänzlich ohne Erfolg blieb, beruhte darauf, daß ich den Herrn Minister nicht zu verstehen schien, als er mir erklärte, ein Ballett im ersten Akte zähle für gar keines, weil diejenigen habitués, denen bei einem Opernabende einzig am Ballett es liege, neuerer Zeit erst um 8 Uhr dinierten und somit erst gegen 10 Uhr, also um die Mitte der Opern-Aufführung, das Theater zu besuchen gewohnt seien. Meiner Einwendung, daß, wenn ich diese Herrn mir nicht verpflichten könnte, ich dafür wohl auf einen andern Teil des Publikums im wirklichen Sinne zu wirken vermöchte, entgegnete er mit unerschütterlicher Feierlichkeit, daß diese Herrn es einzig wären, auf deren Mithilfe zu einem guten Erfolge gerechnet werden könne, da sie Macht genug besäßen selbst dem üblen Verhalten der Presse Trotz zu bieten. Als ich auch für diese Rücksicht taub blieb, und mich erbot lieber mein Werk gänzlich zurückzuziehen, ward mir wiederum mit großem Ernste versichert, durch den Befehl des Kaisers, welchen alle Welt auszuführen habe, sei ich Herr der Sache; man würde in allem meinen Wünschen nachkommen, wogegen er mir nur einen freundschaftlichen Rat erteilen zu müssen geglaubt habe.

Das Resultat dieser Unterredung machte sich mir nun bald in vielen Anzeichen bemerklich. Mit Feuer warf ich mich auf

die Ausführung der großen und exzentrischen Tanzszenen des ersten Aktes, für welche ich jetzt auch den Ballettmeister Petipa mir zu gewinnen suchte; ich forderte Unerhörtes, vom gewohnten Ballettwesen gänzlich Abliegendes; ich verwies auf die Tänze der Mänaden und Bacchanten, und versetzte ihn hiermit nur in ein Erstaunen darüber, daß ich vermeinte, es würde so etwas, was er sehr wohl verstünde, mit seinen niedlichen Tanz-Eleven herauszubringen sein: denn, so eröffnete er mir, auf die eigentlichen Tänzerinnen der Oper hätte ich, da ich mein Ballett in den Anfang des ersten Aktes verlegt, doch wohl von selbst verzichtet; wogegen er mir nun einzig etwa das Engagement von drei ungarischen Tänzerinnen, welche bisher in den Féerien der Porte St. Martin getanzt hatten, für die drei Grazien anzubieten vermöchte. War es mir im Grunde recht, mit jenen vornehmen Ballettdamen nichts zu tun zu haben, so drang ich nun desto mehr darauf, daß das eigentliche Ballettkorps in eine bedeutende Bewegung gesetzt wurde. Ich wollte das männliche Personal auf einen bedeutenden Fuß gebracht wissen, erfuhr aber, daß hierfür, außer einigen Schneidern, welche, für monatlich 50 Franken, während der Pas der Solotänzerinnen verlegen an den Kulissen figurierten, nichts aufzutreiben sei. Endlich wollte ich die Sache durch das Kostüm erzwingen, und erbat mir hierfür bedeutende Vorlagen; nun erfuhr ich aber, nachdem ich durch manche Hinterhaltigkeit ermüdet war, durch die aufrichtige Mitteilung meines treuen Freundes Truinet, daß die Direktion entschlossen sei, für das gänzlich verloren erachtete Ballett nicht einen Sou auszugeben. Dies war das erste der Anzeichen, welche mich bald darüber aufklärten, daß der „Tannhäuser“ selbst in den Kreisen der Verwaltung bereits als vergebene Arbeit und verlorene Mühe aufgefaßt wurde.

Die hieraus sich ergebende Stimmung lastete von jetzt an mit immer zunehmendem Drucke auf allem, was zur Vorbereitung der stets sich verzögernden Aufführung unternommen wurde. Die Proben waren mit dem Beginne des Jahres bereits in das Stadium der szenischen Arrangements und Orchesterübungen eingetreten: hier ging alles mit einer Sorgfalt zu, welche mir anfangs sehr angenehm auffiel, bis sie mir endlich lästig wurde, weil ich einsah, daß durch ewiges Repetieren die Kräfte er-

schlafften, während ich mich jetzt getrauen durfte, wenn ich alles nach meiner Weise in die Hand genommen haben würde, die Sache schnell im besten Sinne an das Ziel zu bringen. Nicht aber die hieraus entstandene Ermüdung war es, welche den Hauptträger meines Werkes, den Sänger Niemann schließlich seiner, anfangs mit so Hoffnung erweckender Energie erfaßten Aufgabe, abwendig machte. Er war darüber aufgeklärt worden, daß meinem Werke der Untergang geschworen sei. Von jetzt an verfiel er in eine Schwermut, welcher er, mir gegenüber, den Charakter des Dämonischen zu geben sich bemühte; er behauptete nur noch schwarz sehen zu können, und brachte hierbei einiges ganz vernünftig Lautende hervor, nämlich eine Kritik des ganzen Institutes der Oper und ihres Publikums, die Beschaffenheit unseres Sängerpersonales, von welchen doch gewiß keiner in meinem Sinne für seine Rolle geeignet sei, und dazu alles das, was ich wohl selbst mir nicht verschweigen konnte, sobald ich, sei es mit dem Chef du Chant, dem Regisseur, Ballettmeister und Chordirektor, besonders aber dem Chef d'orchestre, über mein Werk verkehrte. Vor allen Dingen bestand Niemann, welcher anfänglich die größte Vollständigkeit der zu gebenden Partie mit vollem Bewußtsein sich zum Gesetz gemacht hatte, auf Kürzungen; meinem Erstaunen hierüber entgegnete er, ich möchte doch nur ja nicht glauben, daß es auf diese oder jene Stelle ankommen würde; wir seien in einer Unternehmung begriffen, die nicht summarisch genug abgetan werden könnte.

Unter diesen wenig ermutigenden Umständen schleppte sich das Studium des „Tannhäuser“ bis in die Nähe der sogenannten Generalproben hin. Von allen Seiten her strömten die Freunde meiner vergangenen Lebensjahre in Paris zusammen, um der „Glorie“ der erwarteten ersten Aufführung beizuwohnen. Unter diesen befand sich Otto Wesendonck, Ferdinand Präger, der unselige Kietz, für welchen ich noch dazu Reise- und Aufenthaltskosten zu zahlen hatte, glücklicherweise aber auch Herr Chandon aus Epernay mit einem Korb „fleur du jardin“, dieser seiner vorzüglichsten Champagnersorte, welche dem glücklichen Erfolge des „Tannhäuser“ zugetrunken werden sollte. Aber auch Bülow kam, bedrückt und traurig von den Beschwerden seines eigenen Lebens,

wie in der Hoffnung, an einem guten Erfolge meiner Unternehmung sich ermutigen und erfrischen zu können. Ich wagte nicht ihm den von mir erkannten schlimmen Stand der Sache trocken mitzuteilen; im Gegenteil, da ich ihn so entmutigt sah, zeigte ich ihm gute Miene zum bösen Spiele; nur entging es ihm bei der ersten Probe, welcher er beiwohnte, selbst nicht, wie hier alles beschaffen war; auch ich verhehlte ihm nun nichts mehr, und so verblieben wir die Zeit bis zu den stets von neuem sich verzögernden Aufführungen in einem wehmütigen Verkehre, welchem bloß die seinerseits unablässig gemachten Anstrengungen, mir nützlich zu sein, eine lebendige Bewegung gaben. Auf welcher Stelle wir nur unser groteskes Unternehmen auffaßten, überall stießen wir auf Ungeeignetes, Unbefähigtes: so war es nicht möglich, die zwölf Waldhörner, welche in Dresden so kühn die Jagdrufe des ersten Aktes hatten erschallen lassen, im großen Paris zusammenzubringen; ich hatte hierüber mit einem schrecklichen Menschen, dem berühmten Instrumentenmacher S a x zu verkehren, welcher mit allerhand Surrogaten von S a x o p h o n s und S a x h o r n s mir aushelfen mußte, und außerdem noch mit der Direktion der Musik hinter der Szene amtlich betraut war. Es ist unmöglich geblieben, diese Musik je richtig spielen zu lassen.

Das eigentliche Hauptleiden entstand uns jedoch durch die, in so hohem Grade als wir sie jetzt erfanden, vorher nicht vermutete Unfähigkeit des Orchesterdirigenten Mr. D i e t s ch. In den bisher abgehaltenen zahllosen Orchesterproben, hatte ich mich gewöhnt dieses Menschen wie einer Maschine mich zu bedienen; von meinem gewöhnlichen Platze auf der Bühne, dicht vor seinem Pulte, hatte ich ihn mit dem Orchester zugleich dirigiert, und hierbei vor allen Dingen meine T e m p i in der Weise behauptet, daß ich keinen Zweifel darüber haben konnte, alles Angegebene würde auch nach meiner Entfernung von der Mitwirkung fest bestehen bleiben. Dagegen fand ich nun, daß, sobald D i e t s ch sich selbst überlassen war, alles in das Schwanken geriet, in dem nicht ein Tempo oder eine Nuance mit Bewußtsein und Sicherheit festgehalten wurde. Jetzt erkannte ich die äußerste Gefahr in der wir schwebten. Wenn keiner der Sänger für seine Aufgabe geeignet war, und somit durch ihre richtige Lösung eine wahrhaftige Wirkung hervorzubringen ver-

sprechen konnte; wenn der eigentliche Lebensnerv der jetzigen Pariser Aufführungen, das Ballett und selbst die brillante Ausstattung, diesmal gar nicht, oder doch nur in bescheidenem Sinne, zu dem Ganzen mitwirken konnte; wenn der ganze Geist der Dichtung, und das gewisse Etwas, was selbst in den schlechtesten Aufführungen in Deutschland mein Werk dort das Publikum gewissermaßen anheimeln läßt, hier fremd und höchstens nur sonderbar berühren konnte: so war es schließlich der im Orchester prägnant sich aussprechende Charakter der Musik, welcher, wenn er energisch zum Ausdrucke kam, mit Bestimmtheit selbst auf ein Pariser Publikum Eindruck machen durfte. Gerade hier aber sah ich nun alles in ein farbloses Chaos sich verlieren, und jede Linie der Zeichnung sich verwischen; außerdem gerieten die Sänger in zunehmende Unsicherheit, ja selbst die armen Mädchen des Balletts fanden den Takt zu ihren trivialen Pas nicht mehr; und so glaubte ich endlich mit der Erklärung einschreiten zu müssen, daß die Oper eines anderen Dirigenten bedürfe, sowie daß im Notfalle ich mich selbst anböte, seine Stelle zu vertreten. Diese Erklärung trieb jetzt die Verwirrung welche sich rings um mich zusammengezogen hatte, auf ihre Spitze; selbst das Orchester, welches die Unfähigkeit seines Dirigenten längst erkannte und laut verspottete, nahm jetzt, wo es sich um ihren autorisierten Chef handelte, Partei gegen mich; die Presse wütete über meine „arrogance“, und allen hieraus entstandenen Bewegungen gegenüber wußte Napoléon III. mir keinen anderen Rat erteilen zu lassen, als, von meinem Begehren abzustehen, da ich dadurch meine Lage und die Aussichten meines Werkes nur auf das äußerste gefährden würde. Dagegen ward mir zugestanden, daß ich die Proben erneuern, und deren so viele halten lassen sollte, bis ich befriedigt sei. —

Dieser durch anbefohlene Erneuerung der Proben ergriffene Ausweg konnte zu nichts anderem führen, als zur höchsten Ermüdung für mich und das gesamte aktive Personal, während es andrerseits immer dabei blieb, daß Herr Dietsch für das Tempo unzurechnungsfähig war. Als ich mir hiernach endlich den gewaltsamen Anschein gab, durch Anforderungen für den rechten Vortrag der unvermeidlichen Aufführung zu nützen, brach die Opposition gegen das „Zuviel“ des Probierens bei den impetuosen Musikern des Orchesters zuerst aus. Ich merkte

hieran wohl, daß die Versicherung meiner relativ so aufzufassenden „Macht“ von seiten der Generaldirektion nicht sehr aufrichtig gemeint war, und gelangte, gegenüber der allmählich immer stärker werdenden Bezeugung der Übermüdung von allen Seiten, zu dem Entschlusse, meine „Partitur“ — wie man es nannte — zurückzufordern, d. h. der Aufführung der Oper zu entsagen. Ich richtete ein ganz besonderes Postulat in diesem Sinne an den Staatsminister Walewski, erhielt aber zur Antwort, daß meinem Verlangen unmöglich entsprochen werden könnte, und dies zwar schon der bedeutenden Kosten wegen, welche bisher die Vorbereitungen meiner Oper verursacht hätten. Ich wollte mit diesem Bescheide mich nicht zufrieden geben, und berief die näher für meine Angelegenheit sich interessierenden Freunde, unter denen sich Graf Hatzfeld und Emil Erlanger befanden, zu einer Konferenz zusammen, um mit ihnen über die mir zu Gebote stehenden Mittel zur Verbietung der Aufführung des „Tannhäuser“ im Opernhause zu beraten. (Der Zufall fügte, daß dieser Konferenz auch Otto Wesendonck zugegen war, welcher immer noch auf die Freude, der ersten Aufführung beizuwohnen, in Paris wartete; hier überzeugte er sich wohl, wie hoffnungslos diese Angelegenheit stand, und flüchtete alsbald nach Zürich zurück. Ganz so war es bereits Präger ergangen; nur Kietz, welcher für sein Weiterleben in dieser Welt sich einiges Geld in Paris zu verschaffen bemüht war, hielt unter den Schwierigkeiten, hierzu zu gelangen, treulich aus.) Wenn das Resultat auch dieser Konferenz eine neue Vorstellung an den Kaiser Napoléon war, so war die gleiche Vergünstigung, mit welcher mir geantwortet wurde, immer wieder nichts anders als die Autorisation zur Veranstaltung neuer Proben; bis ich denn endlich, in tiefster Seele ermüdet, beschloß, der Sache, über welche ich mir bereits im pessimistischen Sinne vollkommen klar war, auch äußerlich ihren Verlauf zu lassen.

Während ich nun in dieser Stimmung zur endlichen Ansetzung der ersten Aufführung meiner Oper meine Zustimmung gegeben hatte, wurde ich auch andrerseits auf das wunderlichste in dieser Angelegenheit bedrängt. Jeder meiner Freunde und Parteigänger forderte einen guten Platz für die erste Aufführung; von der Direktion ward mir jedoch bedeutet, daß die Be-

setzung des Auditoriums gerade bei solchen Gelegenheiten ganz in die Hände des Hofes und seiner Dependenzien gelegt sei. An wen man diese Plätze vorzüglich vergab, wurde mir bald auch klar genug; für jetzt hatte ich nur die große Beschwerde zu bestehen, vielen meiner Freunde nicht nach Wunsch dienen zu können. Unter diesen bezeigten sich einige außerordentlich empfindlich gegen die vermeintlich von mir ihnen widerfahrene Vernachlässigung: Champfleury beschwerte sich in einem Briefe über flagranten Freundschaftsbruch; Gaspérini aber trat mit mir in ein offenes Zerwürfnis, da ich seinem Protektor und meinem Gläubiger, dem Generaleinnehmer Lucy aus Marseille, nicht eine der glänzendsten Logen reserviert hatte. Ja selbst Blandine, welche in den Proben der Oper, denen sie angewohnt hatte, vom liebenswürdigsten Enthusiasmus für mein Werk erfüllt worden war, vermochte schließlich, als ich ihr und ihrem Gatten Ollivier nichts andres als ein paar Sperrsitze zuweisen konnte, den Argwohn einer gegen meine besten Freunde begangenen Zurücksetzung meinerseits nicht zu wehren. Es bedurfte der ganzen Kaltblütigkeit Emils, um den Versicherungen der unerhörten Lage, in welcher ich mich als von allen Seiten verraten darstellen mußte, bei der tief beleidigt sich wähnenden Freundin gerechte Berücksichtigung zu verschaffen. Nur der arme Bülow verstand alles; er litt mit mir, und unterzog sich jeder Bemühung, um mir in allen diesen Widerwärtigkeiten zu helfen. Die Aufnahme der ersten Aufführung am 13. März klärte nun wohl alles auf, und namentlich meine Freunde begriffen, daß ich sie bei dieser Gelegenheit nicht darauf einzuladen gehabt hatte, einem meiner Triumphe beizuwohnen.

Über den Verlauf dieses Abends habe ich an andren Orten bereits genügend berichtet; ich durfte mir schmeicheln, daß schließlich das Gefallen an meiner Oper die Oberhand behalten habe, da die eigentliche Absicht meiner Gegner jedenfalls auf die vollständige Abbrechung dieser Aufführung gezielt hatte, was zu erreichen ihnen eben unmöglich blieb. Nur betrübte es mich, andren Tages von meinen Freunden, an deren Spitze hier Gaspérini stand, nichts als Vorwürfe darüber zu empfangen, daß ich die Besetzung des Hauses bei dieser ersten Vorstellung gänzlich meinen Händen habe entwinden lassen; das habe

Meyerbeer anders verstanden, welcher seit seinen ersten Erfahrungen in Paris nie die Kreierung einer seiner Opern zugelassen habe, ohne der Besetzung des Saales bis in seine innersten Winkel versichert zu sein; da ich jedoch für meine besten Freunde, wie für Herrn Lucy, nicht gesorgt hätte, habe ich mir nun den Mißerfolg des erlebten Abends selbst zuzuschreiben. In diesen und ähnlichen Angelegenheiten hatte ich nun den ganzen Tag nichts wie Briefe zu schreiben und allerhand versöhnende Bemühungen mir angelegen sein zu lassen. Vor allen Dingen drang man jetzt in mich mit Ratschlägen dafür, wie das Versäumte bei den nächsten Vorstellungen gutzumachen sei; da mir von der Direktion nur eine sehr geringe Anzahl von Freiplätzen zu Gebote gestellt werden durfte, mußten jetzt zum Ankaufe von Billetten Geldmittel herbeigeschafft werden. Mir widerstand es, Emil Erlanger oder sonst irgend jemand in dieser widerwärtigen Angelegenheit, welche von meinen Freunden mit heiligem Eifer betrieben wurde, anzugehen; Giacomelli hatte aber herausgefunden, daß ein Geschäftsfreund Wesendoncks, der Kaufmann Aufmordt, seine Hilfe in dem Sinne, mit etwa 500 Franken auszuhelfen, angeboten habe. Ich ließ nun diese für mein Wohlergehen Besorgten ganz nach ihrer Ansicht verfahren, neugierig darauf, was diese früher von mir versäumten und nun nachgeholten Erfolgsmittel helfen würden.

Diese zweite Aufführung fand am 18. März statt, und wirklich ließ sich der erste Akt vortrefflich an; die Ouvertüre war ohne Opposition rauschend applaudiert worden, und Mme. Tedesco, welche schließlich durch eine mit Goldstaub gepuderte Perücke gänzlich für ihre Partie der Venus gewonnen worden war, rief mir in der Loge des Direktors, als das sogenannte „Septuor" des Finales wiederum lebhaft applaudiert worden war, triumphierend zu, daß jetzt alles in Ordnung sei und wir gesiegt hätten. Als dagegen im zweiten Akte plötzlich sich grelle Pfeifen vernehmen ließen, wendete der Direktor Royer mit dem Ausdrucke vollständiger Resignation sich zu mir um, und sagte: „Ce sont les Jockeys; nous sommes perdus." Mit den Herren dieses Jockei-Klubs, welche die tonangebende Macht des Theaters ausübten, waren vermutlich im Auftrage des Kaisers über das Schicksal meiner Oper völlige Unterhandlungen gepflogen worden; man hatte von ihnen nur das

Gewährenlassen dreier Aufführungen der Oper verlangt, nach welchen man ihnen versprach die Oper dermaßen zu kürzen, daß man sie nur als lever de rideau für ein darauffolgendes Ballett geben werde. Die Herren waren aber hierauf nicht eingegangen: erstlich habe man an mir während der bereits so sehr bestrittenen ersten Aufführung keineswegs die Haltung eines Menschen bemerkt, welcher zu dem in Aussicht gestellten Verfahren seine Zustimmung geben werde; demnach, zweitens, vielmehr zu befürchten sei, daß, wenn man zwei Aufführungen der Oper noch ungestört gehen lasse, diese sich so viel Anhänger gewinnen dürfte, daß man sie den Ballettfreunden wohl noch dreißigmal de suite servieren werde, wogegen man denn beizeiten Einspruch zu tun entschlossen sei. Daß diese Herren es ernstlich gemeint hatten, erkannte jetzt der vortreffliche Herr Royer; und von nun an war jeder Widerstand seinerseits, trotz der Unterstützung des Kaisers und seiner Gemahlin, welche stoisch dem Toben ihrer eigenen Courtisans anwohnten, aufgegeben.

Die hierbei gewonnenen Eindrücke wirkten auf meine Freunde erschütternd; Bülow umarmte nach der Vorstellung schluchzend Minna; diese selbst war den Beleidigungen ihrer Nachbarn, die sie in der Eigenschaft meiner Frau erkannt hatten, nicht entgangen; unser treues Dienstmädchen, die Schwäbin Therese, war von einem wütenden Tumultuanten verhöhnt worden, da sie aber merkte, daß dieser Deutsch verstand, hatte sie ihn mit einem kräftigen „Schweinhund" für einige Zeit zur Ruhe zu bringen vermocht; Kietz war sprachlos geworden, und Chandons „Fleur du jardin" verkümmerte in der Vorratskammer.

Mir stellten sich jetzt, da ich erfuhr daß trotz allem eine dritte Vorstellung angesetzt blieb, nur zwei Auswege dar, von denen der eine ein nochmaliger Versuch der Zurückziehung meiner Partitur, der andere aber die Forderung war, die Oper an einem Sonntage, nämlich außer Abonnement, zu geben, wobei ich annahm, daß eine solche Aufführung als keine Provokation für die Habitués gelten könnte, welche an solchen Tagen ihre Logen dem gelegentlich sich meldenden, zahlenden Publikum zu überlassen gewohnt waren. Der Vorschlag dieses Stratagems schien der Direktion, wie den Tuilerien zu gefallen; man ging

darauf ein: nur weigerte man sich, meinem Verlangen gemäß diese Aufführung als dritte und letzte zu bezeichnen. Sowohl ich als Minna blieben von dieser Vorstellung fern. Es war mir ebenso widerwärtig meine Frau, als die Sänger auf dem Theater mißhandelt zu wissen. Wahrhaft bedauerte ich Morelli und Fräulein Sax, welche mir unweigerlich ergeben sich erwiesen. Bereits nach der ersten Vorstellung war ich Fräulein Sax in den Korridors beim Nachhausegehen begegnet, und hatte sie scherzhaft darüber verhöhnt, daß sie ausgepfiffen worden sei; mit stolzem Ernste erwiderte sie mir dagegen: „Je le supporterai cent fois comme aujourdhui. Ah, les misérables!“ In einen sonderbaren Widerstreit mit sich selbst war Morelli geraten, als er die Stürme der Tumultuanten auszuhalten hatte. Sein Spiel beim Verschwinden der Elisabeth im dritten Akte, bis zum Beginn seines Gesanges an den Abendstern, war ihm von mir auf das genaueste vorgezeichnet worden; er durfte sich durchaus nicht von der Felsbank entfernen, von welcher aus er, dem Publikum halb zugewandt, der Scheidenden seinen Gruß nachzusenden hatte. Der Gehorsam war ihm hier schwer angekommen, da er behauptete, es sei gegen allen Gebrauch der Oper, daß der Sänger eine so wichtige Gesangsstelle nicht ganz am Proszenium, dem Publikum unmittelbar zugewendet, vortrüge. Als er nun in der Aufführung seine Harfe ergriff, um den Gesang zu beginnen, rief es im Publikum: „Ah! il prend encore sa harpe“, worauf alle Welt in tobendes Lachen ausbrach, welchem neues Pfeifen so andauernd folgte, daß Morelli endlich den Entschluß faßte, kühn seine Harfe beiseite zu legen, nach üblicher Sitte in das Proszenium vorzutreten und nun ohne alle Begleitung (denn Dietsch fand sich erst im zehnten Takte zurecht) entschlossen seine Abendphantasie vortrug, wobei denn alles ruhig wurde, endlich atemlos lauschte, und am Schlusse den Sänger mit Applaus bedeckte.

Da die Sänger somit den Mut bezeugten, neuen Stürmen entgegenzutreten, konnte ich nichts dagegen haben, vermochte aber nicht mehr, mich in der unaktiven Lage eines leidenden Zuschauers bei so unwürdigen Vorgängen zu behaupten. Demnach blieb ich, wie gesagt, bei dieser, im Betreff ihres möglichen Erfolges zweifelhaften, dritten Aufführung zu Haus. Nun kamen aber nach den verschiedenen Akten die Boten, welche uns

berichteten: Truinet war bereits nach dem ersten Akte gänzlich meiner Meinung geworden, die Partitur jedenfalls zurückzuziehen; es hatte sich gefunden, daß die Jockeis sich von dieser Sonntags-Vorstellung nicht, wie üblich, ferngehalten, sondern ausdrücklich von Anfang an sich eingestellt hatten, um auch nicht eine Szene ohne Tumult vorübergehen zu lassen. Es war wie man mich versicherte, bereits im ersten Akte, zu einer zweimaligen gänzlichen Unterbrechung der Vorstellung durch fünfzehn Minuten lang andauernde Kämpfe gekommen. Der bei weitem größte Teil des Publikums ergriff, ohne damit irgend ein Urteil über mein Werk aussprechen zu wollen, dem bubenhaften Benehmen der Tumultuanten gegenüber mit Hartnäckigkeit meine Partei; nur waren sie mit ihren Manifestationen den Angreifern gegenüber in einem großen Nachteile: wenn alles sich durch Applaudieren und Beifalls- sowie Abwehrungsrufe bis auf das äußerste ermüdet hatte, und es nun wieder ruhig werden zu wollen schien, begannen die Jockeis ohne alle Anstrengung munter auf ihren Jagdpfeifen und Flageolets zu spielen, so daß die Entscheidung jedenfalls ihnen angehören mußte. In einem Zwischenakte trat einer jener Herren in die Loge einer vornehmen Dame, welche ihn einer ihrer Freundinnen, vor Wut schäumend, mit den Worten vorstellte: „C'est un de ces misérables, mon cousin“; dieser zeigte dagegen eine vollkommen heitere Miene: „Was wollen Sie? Mir fängt die Musik selbst an zu gefallen; aber Sie werden begreifen, daß man sein Wort halten muß. Erlauben Sie mir, daß ich mich wieder an die Arbeit mache.“ Mit diesen Worten beurlaubte er sich. — Den gemütlichen sächsischen Gesandten, Herrn von Seebach, traf ich des andern Tages in vollständiger Heiserkeit an; er, sowie alle seine Freunde, hatte durch das nächtliche Toben die Stimme gänzlich eingebüßt. — Fürstin Metternich war zu Hause geblieben; sie hatte bereits während der beiden ersten Vorstellungen den offen beleidigenden Hohn unserer Gegner zu ertragen gehabt. Die Wut, bis zu welcher es hierbei gekommen war, bezeichnete sie mir dadurch, daß sie ihre besten Bekannten nannte, mit welchen sie hierüber in einen so ausartenden Konflikt geraten war; sie hatte ihnen gesagt: „Geht mir mit Eurem freien Frankreich. Zu Wien, wo doch am Ende ein rechter Adel vorhanden ist, wäre der Fall, daß ein Fürst Liechten-

stein oder Schwarzenberg aus seiner Loge pfeifend zu „Fidelio“ ein Ballett verlangte, undenkbar.“ Ich glaube, daß sie auch dem Kaiser in diesem Sinne zugesetzt hatte, und diesem zufolge es in Überlegung gezogen worden war, ob man den Ungebührlichkeiten jener Herren, welche leider zum großen Teile dem kaiserlichen Hofstaate selber angehörten, durch polizeiliche Anordnungen ein Ziel setzen könnte. Hiervon hatte verlautet, und wirklich glaubten meine Freunde an einen vorbereiteten Sieg, als sie bei der dritten Vorstellung die Korridors des Theaters stark mit Polizei-Mannschaft besetzt sahen; nur stellte es sich später heraus, daß diese Vorsicht dem Schutze der Jockeis galt, da man vermutete, sie könnten vom Parterre aus zur Strafe ihrer Frechheit angegriffen werden. Es scheint, daß die Vorstellung, welche übrigens doch wiederum zu Ende gebracht worden war, durchgängig von einem nie endenden Tumulte begleitet wurde. Nach dem zweiten Akte fand sich bei uns auch die Frau des ungarischen Revolutionsministers von Szemere ein, und zwar in völliger Auflösung und mit der Versicherung, es sei im Theater nicht mehr auszuhalten. Von dem Verlaufe des dritten Aktes konnte mir niemand etwas Unterscheidbares berichten; er schien einem fortgesetzten Schlachtgewühle mit Pulverdampf geglichen zu haben.

Ich bestellte mir nun für den andren Morgen Freund Truinet, um mit ihm die Note an die Direktion zu redigieren, gemäß welcher ich zum Schutze der Sänger, welche ich von einem Teile des Publikums, gegen den die kaiserliche Administration keine Sicherstellung zu ergreifen vermöge, nicht mehr statt meiner mißhandelt wissen dürfte, meine Partitur zurückzöge, und jede weitere Aufführung als Autor verböte. Das Erstaunliche war, daß ich mit diesem Einschreiten gar nicht etwa eine Prahlerei ausübte; denn wirklich war eine vierte und fünfte Aufführung bereits angesetzt, und die Administration hielt mir entgegen, daß sie auch ihre Verpflichtungen gegen das Publikum habe, welches sich zu diesen Vorstellungen fortgesetzt herandränge. Ich veranstaltete hiergegen durch Truinet, daß mein Brief sofort tags darauf im Journal des Débats abgedruckt wurde, und nun erfolgte, nach wiederum einigem Zögern, die Erklärung der Administration, daß sie in die Zurücknahme meines Werkes einwillige.

Mit diesem Ausgange nahm jetzt auch ein Prozeß sein Ende, den bis dahin Ollivier für mich gegen jenen Herrn Lindau geführt hatte, welcher um Teilnahme an den „Droits d'auteur“ für den Text eingekommen war, an welchen er der dritte gleich berechtigte Mitarbeiter zu sein behauptete. Sein Advokat, Maître Marie, begründete die Gerechtigkeit seiner Forderung auf ein vermeintlich von mir aufgestelltes Prinzip, nach welchem es mir nicht auf die Melodie, sondern bloß auf die Richtigkeit der Deklamation der Worte des Textes ankomme, für welche doch ersichtlich weder Roche noch Truinet, da beide nicht Deutsch verstünden, hätten sorgen können. Hiergegen ereiferte sich nun Ollivier beim Plaidoyer so lebhaft, daß er nahe daran schien, den Beweis für die rein musikalische Essenz meiner Melodie durch den Vortrag des „Abendsterns“ zu führen. Hierdurch hingerissen wiesen die Richter die Forderung meines Gegners zurück, gaben mir aber, da dieser einigen Anteil am Beginn der Arbeit gehabt zu haben schien, eine billige Entschädigung auf. Jedenfalls hätte ich diese aus den Revenuen der Pariser Aufführung des „Tannhäuser“ nicht entrichten können, da ich bei der Zurückziehung der Oper sofort mit Truinet übereinkam, den vollen Betrag der Droits d'auteur, sowohl für den Text als die Musik, an den armen Roche abzutreten, dem mit dem Durchfalle meines Werkes eine einzige Hoffnung auf Besserung seiner kümmerlichen Lage verloren gegangen war.

Noch andere Beziehungen lösten sich sofort nach diesem Ausgange der Dinge. Bis dahin hatte mich in den letzten Monaten nämlich auch ein Cercle artistique in Bemühung gesetzt: dieser hatte sich, wie es schien, unter bedeutender Mitwirkung der deutschen Gesandtschaften, in den aristokratischesten Kreisen zu dem Zwecke guter Aufführungen guter Musik außerhalb des Theaters zur Belebung des Interesses hierfür eben in vornehmen Kreisen gebildet. Unglücklicherweise geriet er in seinem Manifeste darauf, seine Bemühungen um gute Musik mit denen des Jockei-Klubs um gute Pferdezucht zu vergleichen. Jedenfalls wünschte man, alles, was einen bedeutenden musikalischen Namen hatte, für sich zu gewinnen: ich mußte, mit der Beisteuer von jährlich 200 Franken, mich als Mitglied aufnehmen lassen, und wurde dafür, mit Herrn Gounod und mehreren

andren Pariser Notabilitäten, in ein artistisches Komitee gewählt, zu dessen Präsidenten Auber gemacht wurde. Mit dieser Gesellschaft hielten wir öfters Sitzungen bei dem Grafen d'Osmond, einem lebhaften jungen Manne, der im Duell einen Arm verloren hatte und Musik-Dilettantismus trieb. In gleicher Weise lernte ich hier einen jungen Prinzen Polignac kennen, welcher mich vorzüglich durch seinen Bruder, dem man eine vollständige Übersetzung des „Faust“ zu verdanken hatte, interessierte. Ich mußte eines Morgens bei ihm dejeunieren, und hier enthüllte er sich als Musikphantast: es kam ihm darauf an, mich von der Richtigkeit seiner Auffassung der A-Dur-Symphonie Beethovens zu überzeugen, in deren letztem Satze er alle Phasen eines Schiffbruchs deutlich nachweisen zu können behauptete. Unsere gemeinschaftlichen Sitzungen, welche zunächst den Anordnungen und Vorbereitungen zu einem großen und klassischen Konzerte galten, für das aber auch ich etwas zu komponieren haben sollte, belebten sich einzig durch den pedantischen Eifer Gounods, welcher mit unermüdlicher süßlicher Breite das Sekretariat führte, während Auber stets nur mit kleinen, unverkennbar zum Schluß der Diskussion drängenden, nicht immer sehr delikaten bons mots die Verhandlungen mehr unterbrach als leitete. Wirklich erhielt ich, auch nach dem entscheidenden Durchfalle des „Tannhäuser“, noch einmal eine Einladung zur Teilnahme an den Sitzungen dieses Komitees zugesandt, besuchte sie aber nie wieder, und erklärte auch an den Präsidenten der Gesellschaft, wegen vermutlich baldiger Abreise nach Deutschland, meinen völligen Austritt.

Nur mit Gounod verblieb ich auch hiernach noch in freundschaftlichen Beziehungen. Mir wurde von diesem berichtet, daß er in der Gesellschaft überall mit Enthusiasmus für mich eingetreten sei; er solle ausgerufen haben: „Que Dieu me donne une pareille chûte“. Zur Belohnung hierfür schenkte ich ihm eine Partitur von „Tristan und Isolde“, denn sein Benehmen freute mich um so mehr, als mich keine freundschaftliche Rücksicht dazu hatte bewegen können, seinen „Faust“ anzuhören.

Jetzt wurde ich überhaupt mit vielen energischen Verfechtern meiner Sache bekannt gemacht; namentlich in den kleinen, von Meyerbeer noch nicht beachteten Journalen, wurde ich wirklich gefeiert, und manche sehr gute Phrase kam hierbei zum

Vorschein. Irgendwo las ich, mein „Tannhäuser“ sei „la symphonie chantée“. — Baudelaire zeichnete sich durch eine sehr geistreiche und scharfe Broschüre in der gleichen Angelegenheit aus; und endlich überraschte mich selbst Jules Janin durch sein Feuilleton im Journal des Débats, in welchem er mit voller Indignation, seiner Weise gemäß, eine etwas abschweifende Notiz von dem ganzen Vorgange gab. — In den Theatern wurden Parodien des „Tannhäuser“ dem Publikum zum besten gegeben, und Musard glaubte das Publikum nicht stärker in seine Konzerte ziehen zu können, als wenn er täglich mit ungeheuren Lettern die Ouvertüre zu „Tannhäuser“ annoncierte. Auch Pasdeloup gab häufig Stücke von mir in demonstrativem Sinne. — Endlich gab die Frau des österreichischen Militärbevollmächtigten, Gräfin Löwenthal, eine große Matinee, in welcher Mme. Viardot verschiedenes aus „Tannhäuser“ singen mußte, wofür sie 500 Franken erhielt. — Sonderbarerweise vermischte man mein Schicksal auch mit dem eines Herrn de la Vaquerie, welcher mit einem Drama, Les funérailles de l'honneur, ebenfalls in skandalöser Weise durchgefallen war. Diesem gaben seine Freunde ein Ehrenbankett, zu welchem auch ich eingeladen wurde. Wir beide wurden bei dieser Gelegenheit enthusiastisch gefeiert; man hörte glühende Reden über die „Enkanaillierung“ des Publikums, und schweifte etwas in das politische Gebiet hinüber, welches meinem Festgenossen durch seine Verwandtschaft mit V. Hugo leicht zuzuweisen war. Leider hatten meine speziellen Enthusiasten ein Pianino angeschafft, an welchem ich nun, von höchster Gewalt genötigt, beliebte Stücke aus „Tannhäuser“ schließlich zum besten geben mußte, wodurch das Fest sich gänzlich in eine Huldigung für mich allein verwandelte.

Noch bedeutsamer erschien es, als man auf die eigentümliche Popularität, welche man mir zuerkannte, größere Unternehmungen zu berechnen sich anließ. Der Direktor des Théâtre lyrique sah sich mit allen Kräften nach einem Tenor für den „Tannhäuser“ um, und nur daß er ihn nicht fand, nötigte ihn auf die Absicht, meine Oper sogleich wieder zu geben, zu verzichten. Mr. de Beaumont, Direktor der Opéra comique, befand sich am Bankerott, und hoffte sich mit dem „Tannhäuser“ zu retten, in welchem Sinne er mit Anträgen mir auf das lebhaf-

teste zusetzte. Allerdings hoffte er zu gleicher Zeit hiermit die Hilfe der Fürstin Metternich beim Kaiser, welcher ihn aus seiner Verlegenheit ziehen sollte, zu gewinnen. Er schalt mich kalt, als ich auf seine glänzenden Vorspiegelungen nicht einging, wozu ich allerdings aus keinem Grunde Lust hatte. Doch ließ es mich nicht ohne Interesse, als ich erfuhr, daß kurz hierauf Roger, welcher jetzt bei der Opéra comique war, einen Teil des letzten Aktes von „Tannhäuser" einer zu seinem Besten gegebenen Vorstellung einflocht, womit er sich die wütendsten Angriffe der großen Presse zuzog, beim Publikum jedoch eine gute Aufnahme gewann. Nun mehrten sich aber die Projekte. Im Namen einer Gesellschaft, an deren Spitze ein ungeheuer reicher Mann stünde, meldete sich ein Mr. de Chabrol, mit dem Journalistennamen Lorbac, zur Gründung eines „Théâtre Wagner", von welchem ich nichts hören wollte, außer wenn man einen gut renommierten und erfahrenen Mann zum Direktor gewänne. Hierzu wurde Herr Perrin auserwählt. Dieser lebte seit Jahren in der festen Zuversicht, eines Tages zum Direktor der Großen Oper ernannt zu werden, und glaubte sich daher nicht kompromittieren zu dürfen. Zwar schrieb er den Durchfall des „Tannhäuser" einzig der Unfähigkeit des Herrn Royer zu, dessen Sache es ja eben gewesen wäre, die Presse für die Unternehmung zu gewinnen: die Beweise dafür zu liefern, daß, wenn er es in die Hand nähme, alles sogleich ein anderes Ansehen gewinnen, und der „Tannhäuser" reüssieren würde, reizte ihn somit sehr zur Teilnahme an; jedoch äußerst kalt und vorsichtig, glaubte er den Propositionen des Herrn Lorbac ersichtliche Schwächen abzumerken; da dieser mit ihm über gewisse Provisionen unterhandelte, glaubte Perrin sofort den Charakter einer nicht ganz tadellosen Spekulation zu erkennen, und erklärte, wenn er ein Wagner-Theater gründen wollte, würde er hierzu schon die nötigen Fonds in seiner Weise finden können. In diesem Sinne trug er sich wirklich auch ernstlich mit dem Gedanken, einmal ein großes Kaffeehaus „Alcazar", das andere Mal den „Bazar de la bonne nouvelle" für ein solches Theater zu akquirieren. Für seine Unternehmung schienen sich nun auch die rechten Kapitalisten finden zu wollen; Herr Erlanger glaubte mit Erfolg zehn Bankiers werben zu können, von denen jeder mit 50 000 Franken an der Unternehmung sich

beteiligte, wonach dann ein Fonds von 500 000 Franken Herrn Perrin zur Führung übergeben worden wäre. Gar bald verlor jener aber den Mut, als er gewahr wurde, daß die von ihm angegangenen Herren wohl auf ein Theater zu ihrem persönlichen Amüsement, nicht jedoch aber für die seriöse Tendenz, meine Werke in Paris einheimisch zu machen, ihr Geld verwenden wollten.

Mit dieser niederschlagenden Erfahrung trat denn auch Herr Erlanger von seiner ferneren Teilnahme an meinem Schicksale zurück; im kaufmännischen Sinne betrachtete er den mit mir eingegangenen Vertrag als eine Art von Geschäft, welches nun eben nicht reüssiert habe. Die Ordnung meiner finanziellen Lage schien somit jetzt von anderen Freunden zu übernehmen zu sein, und hierfür meldeten sich mit großer Zartheit die deutschen Gesandtschaften, welche den Grafen Hatzfeld beauftragt hatten, bei mir nach meinen Bedürfnissen sich zu erkundigen. Hiergegen faßte ich meine Situation einfach so auf, daß ich infolge des Befehls des Kaisers zur Aufführung meiner Oper meine Zeit an eine Unternehmung vergeudet habe, deren Fruchtlosigkeit nicht meine Schuld sei. Nicht mit Unrecht machten meine Freunde mich auf meine Fahrlässigkeit aufmerksam, mit welcher ich beim ersten Beginn gewisse Entschädigungsstipulationen festzusetzen versäumt hätte, welche dem praktischen Sinn der Franzosen sehr geläufig und einleuchtend gewesen sein würden. In Wahrheit hatte ich mir für meine Mühe und Zeit keinen Ersatz ausbedungen, und blieb somit einfach auf die im günstigen Falle des Erfolges mir zukommenden Droits d'auteur angewiesen. Da es mir unmöglich fiel, wegen der Nachholung des Versäumten an die Administration der Oper oder an den Kaiser selbst mich zu wenden, so ließ ich mir es schon gefallen, daß die Fürstin Metternich es übernahm, für mich einzutreten. Graf Pourtalès hatte sich soeben in Berlin aufgehalten, um dort den Prinzen Regenten von Preußen zu dem Befehl einer Aufführung des „Tannhäuser" zu meinem Vorteile zu bewegen. Leider hatte dieser aber gegen seinen Intendanten Herrn von Hülsen, welcher mir durchaus feindselig gesinnt war, seinen Befehl nicht durchsetzen können. Da ich einer langen Periode vollständiger Hilflosigkeit entgegensah, überließ ich daher notgedrungen es der Fürsorge

meiner fürstlichen Patronin, meine Ansprüche auf Entschädigung zu vertreten, und begab mich für jetzt am 15. April (denn in der kurzen Zeit eines Monats seit den Aufführungen des „Tannhäusers" hatten sich alle diese Nachspiele abgespielt) auf eine kurze Reise nach Deutschland, um dort für meine Zukunft mir einigen Boden zu gewinnen.

Auf den gleichen Weg hatte sich der einzige, der meine wahren Bedürfnisse vollständig begriff, mitten aus dem Wirrsaal der Pariser Aufführungen mir voraus begeben: Bülow hatte mir jetzt aus Karlsruhe von den guten Dispositionen der großherzoglichen Familie für mich Nachricht gegeben, und ich faßte nun schnell den Plan, jene so unselig verzögerte Aufführung meines „Tristan" dort jetzt ernstlich in das Werk zu setzen. Demnach traf ich in Karlsruhe ein, und wenn für die Ausführung meines schnell gefaßten Planes mich etwas bestimmen konnte, so war es die ungemein biedere Aufnahme, welche ich hier von seiten des Großherzogs von Baden fand. Der hohe Herr schien ein herzliches Bedürfnis darnach zu haben, mir ein ernstes Zutrauen zu sich zu erwecken; in der vertraulichsten Unterredung, an welcher auch seine junge Frau teilnahm, ließ der Großherzog es sich angelegen sein, mich darüber zu belehren, daß seine gründliche Teilnahme nicht sowohl mir als Opernkomponisten, den zu beurteilen er ebensowenig Neigung empfand als Kenntnis sich zutraute, sondern dem Manne, der um seiner deutschen und freien Gesinnung wegen viel zu erleiden gehabt habe, gelte. Da ich aus ganz natürlichen Gründen der politischen Bedeutung meiner Vergangenheit keinen besonderen Wert beizumessen vermochte, dünkte ihm dies mißtrauische Zurückhaltung, und er ermutigte mich dagegen durch die Versicherung, daß, wenn auf diesem Gebiete Fehler, ja große Verschuldungen vorgefallen seien, dies mehr diejenigen träfe, welche auch in Deutschland verbleibend nicht glücklich geworden, und dafür durch innere Leiden gewiß ebenfalls gebüßt hätten; wogegen es nun die Pflicht der Schuldigen sei, ihre begangenen Fehler gegen die damals Ausgestoßenen gut zu machen. Gern stellte er mir sein Theater zur Verfügung, und erteilte hierfür die nötigen Befehle an den Direktor desselben. Dieser, mein alter „Freund" Eduard Devrient, rechtfertigte durch die peinliche Befangenheit, in

welche ihn meine Ankunft versetzt hatte, die von Bülow mir gemachten Mitteilungen über die vollendete Nichtigkeit der bisher von ihm erheuchelten teilnahmvollen Gesinnungen für mich. In der freudigsten Stimmung, welche mir die schöne Aufnahme beim Großherzoge hervorgerufen, wußte ich aber auch Devrient bald, wenigstens scheinbar, dahin zu bringen, wohin ich ihn haben wollte. Er mußte mit mir jetzt ernstlich auf die beabsichtigte Vorstellung des „Tristan“ eingehen, und da es ihm nicht zu leugnen einfiel, daß, namentlich seit dem Abgange Schnorrs nach Dresden, er die nötigen Sänger für mein Werk nicht besitze, verwies er mich auf Wien, wobei er seine Verwunderung darüber nicht unterdrückte, daß ich überhaupt dort meine Opern nicht zur Aufführung bringen wollte, wo eben alles dazu vorhanden sei. Es kostete mich Mühe ihm begreiflich zu machen, warum ich einige außerordentliche Vorstellungen meines Werkes in Karlsruhe der möglichen Einreihung derselben in das Repertoire des Wiener Operntheaters vorzöge. Ich erhielt somit die Genehmigung für mein Vorhaben, zu Schnorr, welcher jedenfalls hierfür als Gast nach Karlsruhe herbeigezogen werden sollte, in Wien die mir sonst noch nötigen Sänger für die beabsichtigte „Mustervorstellung“ in Karlsruhe, auszusuchen.

Somit war ich auf Wien angewiesen, und hatte jetzt nach Paris zurückzukehren, um dort meine Angelegenheiten bis auf den Punkt zu ordnen, daß ich für die Ausführung meines weiteren Projektes genügend ausgerüstet sei. Leider hatte mich hier, wohin ich nach sechstägiger Abwesenheit zurückkehrte, nichts andres zu beschäftigen, als wie ich mich mit den für meine Lage nötigen Geldmitteln versähe, unter welchen Umständen mir gewisse teilnahmvolle Annäherungen und Versicherungen, wie sie mit gesteigerter Wärme mir zukamen, ebenso beunruhigend als gleichgültig waren. Während die in weiterem Maßstabe aufgefaßten Operationen für eine mir zu bietende Entschädigung von seiten der Fürstin Metternich mit geheimnisvoller Langsamkeit sich vollzogen, war es ein Kaufmann Stürmer, welchen ich früher in Zürich kennen gelernt hatte, und der sich in Paris fortwährend mit biederer Teilnahme um mich bekümmerte, durch dessen Hilfe es mir jetzt möglich ward, mein Haus für das erste zu versorgen und mich selbst

auf die Reise nach Wien zu begeben. — Liszt war seit längerer Zeit in Paris angekündigt, und während der abgelaufenen verhängnisvollen Zeit oft sehnlich von mir herbeigewünscht worden, weil es wohl nahelag anzunehmen, daß gerade er, in der nur ihm zuerkannten Stellung zu den Notabilitäten des Pariser Lebens, ungemein hilfreich auf die Entwirrung der so arg verwickelten Verhältnisse hätte einwirken können. Ein geheimnisvolles briefliches Achselzucken war auf jede meiner Anfragen wegen der Verzögerung seiner Ankunft die Antwort gewesen. Es klang wie Ironie, als ich gerade jetzt, wo ich mich zur Reise nach Wien fertiggemacht hatte, erfuhr, daß Liszt in den nächsten Tagen in Paris ankommen werde. Da ich jetzt nur der Bedrängnis meiner Lage nachzugehen hatte, welche durchaus verlangte, daß ich neue Fäden für meinen Lebensplan anknüpfte, verließ ich gegen Mitte Mai Paris, ohne meines alten Freundes Ankunft abzuwarten.

Ich stellte mich zunächst zu einer erneueten Unterredung mit dem Großherzoge in Karlsruhe ein, fand die gleiche freundliche Aufnahme, und erhielt die Erlaubnis, die in Wien von mir auszuwählenden Sänger für eine Musteraufführung des „Tristan“ im Karlsruher Theater anzuwerben. Demzufolge reiste ich nun nach Wien, stieg im Erzherzog Karl ab, und erwartete die Erfüllung des vom Kapellmeister Esser zuvor brieflich mir gegebenen Versprechens, mir einige Vorstellungen meiner Opern vorzuführen. Hier war es denn, wo ich zum ersten Male den „Lohengrin“ aufgeführt hörte. Trotzdem die Oper bereits sehr häufig gegeben war, fand sich das ganze Personal doch zunächst zu einer vollständigen Theaterprobe, wie ich es gewünscht hatte, ein. Das Orchester trug sogleich das Vorspiel mit so schöner Wärme vor, die Stimmen der Sänger, und manche ihrer guten Eigenschaften, traten bei der Ausführung des ihnen bereits höchst vertrauten Werkes so überraschend wohltätig hervor, daß ich, von dem hierdurch auf mich gemachten Eindrucke überwältigt, jede Neigung zur Kritik der Gesamtleistung verlor. Man schien die tief gerührte Stimmung in welcher ich war zu bemerken, und Herrn Dr. Hanslick mochte dies der geeignete Moment dünken, sich mir, der ich zuhörend auf der Bühne saß, freundschaftlich vorstellen zu lassen: ich grüßte ihn kurz, wie einen gänzlich Unbekannten, worauf der

Tenorist Ander mir ihn abermals mit der Bemerkung, daß Herr Hanslick mein alter Bekannter sei, vorstellte; ich erwiderte kurz, daß ich mich sehr wohl des Herrn Hanslick erinnerte, und wendete mich wieder einzig der Probe zu. Es scheint, daß es nun meinen Wiener Freunden gerade so erging, wie früher meinen Londoner Bekannten, als diese mich jedem Versuche, dem gefürchtetsten Rezensenten meine Beachtung zuzuwenden, abgeneigt fanden. Dieser Mensch, welcher sich als angehender Student seinerzeit bei einer der ersten Aufführungen des „Tannhäuser" in Dresden eingefunden, und damals mit glühendem Enthusiasmus über mein Werk referiert hatte, war seitdem, wie sich dies bei Gelegenheit der Aufführung meiner Opern in Wien entschied, zu meinem bissigsten Gegner geworden. Das mir wohlgesinnte Personal der Oper schien von jetzt an keine andre Sorge zu haben, als mich, wie sie es verstanden, mit diesem Rezensenten zu versöhnen; da dies nicht gelang, mögen diejenigen nicht unrecht haben, welche mein ferneres Mißgeschick in jeder auf Wien berechneten Unternehmung dieser von neuem mir zugezogenen Feindschaft beimessen.

Für jetzt schien aber der Strom der mir günstigen Meinung alles Widerwärtige hinwegschwemmen zu wollen. Die Aufführung des „Lohengrin", welcher ich beiwohnte, ward zu einer jener ununterbrochenen heißblütigen Ovationen, wie ich sie nur bei dem Wiener Publikum erlebt habe. Man wünschte mir noch meine beiden Opern in gleicher Weise vorzuführen; doch empfand ich eine gewisse Scheu vor der Wiederholung des an jenem Abend Erlebten; da ich außerdem von den großen Schwächen der Aufführung des „Tannhäuser" unterrichtet war, nahm ich nur noch eine Vorstellung des bescheideneren „Fliegenden Holländer" an, namentlich weil es mir daran lag, den in dieser Oper exzellierenden Sänger Beck kennen zu lernen. Auch diesmal erging sich das Publikum in den gleichen Freudenbezeigungen, und ich durfte nun, von allseitigem Wohlwollen getragen, an die Erledigung meines eigentlichen Geschäftes denken. Die akademische Jugend hatte mir die Ehre eines Fackelzuges zugedacht, welche ich jedoch ablehnte, wodurch ich namentlich Esser außerordentlich für mich einnahm. Er, sowie die obersten Behörden der Oper, frugen sich nun, in welcher Weise diese Triumphe auszubeuten sein möchten. Ich stellte

mich dem Grafen Lanckoronski, Obersthofmeister des Kaisers vor, der mir als sonderbarer, und von der Kunst und deren Bedürfnissen gänzlich nichts verstehender Herr geschildert worden war. Als ich ihm mein Gesuch dahin vortrug, er möge, in einer gewissen Zeit, den Hauptsängern seiner Oper, namentlich Frau Dustmann (früher Luise Meyer) und Herrn Beck, vielleicht auch Herrn Ander, für die von mir in Karlsruhe projektierte Aufführung des „Tristan", einen längeren Urlaub erteilen, entgegnete mir der alte Herr sehr trocken, daß das nicht möglich sei. Er fand es dagegen weit vernünftiger, daß, da mir sein Personal zusagte, ich mein neues Werk doch lieber in Wien geben möchte. Mir entfiel alsbald der Mut, diesem Ansinnen mich entgegenzustellen.

Als ich, mit dieser neuen Wendung meiner Angelegenheit beschäftigt, die Treppen der Hofburg hinabstieg, trat am Tore ein stattlicher Mann von ungemein sympathischem Ansehen auf mich zu, um mir seine Begleitung im Wagen bis zum Gasthof anzubieten. Dies war Joseph Standhartner, ein vorzüglich in der vornehmen Welt beliebter Arzt, großer Musik-Enthusiast, und dazu bestimmt, in alle Zukunft mir als innig ergebener Freund zu dienen. — Schon hatte sich aber auch Karl Tausig zu mir gefunden, welcher damals sich auf Wien geworfen, und die beabsichtigte Eroberung dieses Terrains für Lisztsche Kompositionen durch mehrere, im vorangegangenen Winter von ihm eingeleitete und selbst dirigierte Orchester-Konzerte, in Angriff genommen hatte. Er führte mir den ebenfalls nach Wien verschlagenen Peter Cornelius, den ich nur von jener Begegnung in Basel 1853 her kannte, zu. Beide schwärmten damals in dem kürzlich erschienenen, von Bülow arrangierten Klavierauszuge des „Tristan". In meinem Gasthofzimmer, wohin Tausig einen Bösendorferschen Flügel besorgt hatte, ging es bald heißblütig musikalisch her: man hätte gern sogleich die Proben von „Tristan" begonnen; jedenfalls ward mir die Annahme des Vorschlages, mein Werk zuerst hier aufzuführen, so nahegelegt, daß ich schließlich mit dem Versprechen, nach einigen Monaten wiederzukommen um sofort das Einstudieren zu beginnen, von Wien abreiste.

Ich fühlte einige Beklommenheit dem Großherzoge von Baden meinen veränderten Entschluß mitzuteilen; so daß ich

dem Einfalle, erst nach einem sonderbaren Umwege Karlsruhe zu berühren, gern nachgab. Mein Geburtstag fiel in die Zeit der Zurückreise, und ich beschloß ihn in Zürich zu feiern. Über München gelangte ich ohne Verzug nach Winterthur, wo ich meinen Freund Sulzer anzutreffen gedachte; leider war dieser abwesend, und ich traf nur seine Frau, welche viel Rührendes für mich hatte, sowie seinen kleinen Sohn, einen lebhaft mich einnehmenden Knaben, an. Ihn selbst wußte ich am folgenden Tag, eben am 22. des Monates, in Zürich anzutreffen, und verbrachte so den nicht unbedeutenden Rest des Tages hier in einem engen Gasthofzimmer, in welchem mich meine Reiselektüre, die „Wanderjahre" Goethes, zum ersten Male mit dem vollen Verständnisse dieser wunderlichen Komposition fesselte. Namentlich war es die eigentümliche Schilderung des Aufbruches der Gesellen, in welcher es zu einer fast wilden Lyrik kommt, durch deren Eindruck auf mich der Geist des Dichters auch für dieses Werk mir vertraulich nahe trat. Des anderen Morgens gelangte ich beim ersten Anbruche des Tages nach Zürich. Ein wundervoller klarer Morgen bestimmte mich, auf weiten Umwegen die altgewohnten Spaziergänge im Sihltal bis zu dem Gute Wesendoncks aufzusuchen. Hier war ich vollkommen unangemeldet; ich erkundigte mich nach den Gewohnheiten des Hauses, und hörte, daß Wesendonck um diese Zeit nach dem Speisesaale herabkäme, um allein zu frühstücken. Dahin setzte ich mich in eine Ecke und erwartete nun den gutmütigen langen Menschen, wie er schweigend zu seinem Kaffee herantrat, und endlich in herzliches Erstaunen, mich hier zu finden ausbrach. Der Tag verging sehr freundschaftlich; Sulzer, Semper, Herwegh, auch Gottfried Keller, wurden herbeigeschafft, und ich genoß die Befriedigung einer recht gelungenen Überraschung unter so eigentümlichen Umständen, welche soeben noch mein Schicksal zum aufgeregten Tagesgespräch der Freunde gemacht hatten.

Eilig wandte ich mich dann des anderen Tages nach Karlsruhe, wo von dem Großherzoge meine Mitteilungen mit freundlicher Billigung aufgenommen wurden. Ich konnte ja mit Recht melden, daß eben mein Gesuch um den Urlaub der Sänger abgeschlagen worden, und die zuvor projektierte Aufführung

in Karlsruhe dadurch unmöglich gemacht worden war. Ohne alle Wehmut, sondern mit unverhohlenem Wohlgefühl, nahm Eduard Devrient diese Wendung auf, und er verhieß mir in Wien eine glänzende Zukunft. — Für jetzt holte mich hier Tausig ein, welcher bereits in Wien sich zu einer Reise nach Paris, um dort mit Liszt zusammenzutreffen, entschlossen hatte, und jetzt von Karlsruhe aus mit mir gemeinschaftlich über Straßburg die Reise fortsetzte.

In Paris wieder angelangt, traf ich meinen dortigen Hausstand bereits der Auflösung sich nähernd an. In diesem Betreff lag es mir jetzt an nichts Weiterem, als an der Beschaffung der Mittel zum Fortgange von Paris, sowie zu einer nächsten Verfügung über eine gänzlich aussichtslose Zukunft. Einstweilen hatte jedoch Minna noch Gelegenheit, ihre Talente zur häuslichen Bewirtung zu zeigen. Liszt, der bereits in Paris in seine alte Strömung geraten war, und von seiner eigenen Tochter Blandine nur im Wagen, in welchem er von Besuch zu Besuch fuhr, gesprochen werden konnte, fand, durch sein gutes Herz geleitet, auch die Zeit, sich einmal bei mir zum „Beefsteak" einzuladen; ja er gelangte dazu, mir einen ganzen Abend zu schenken, für welchen er freundschaftlich zur Abmachung meiner kleinen Verbindlichkeiten sich mir zu Verfügung stellte. Vor einigen Freunden aus den vergangenen Notzeiten her, spielte er an diesem Abende auch Klavier; und hier begegnete es, daß der arme Tausig, welcher tags zuvor in einer einsamen Stunde mir Liszts Phantasie über den Namen „Bach" zu meinem wahrhaften Erstaunen vorgespielt hatte, nun vor Liszt, als dieser wie von ungefähr uns dasselbe Stück produzierte, zu einem wahrhaft zermalmenden Gefühle der Ohnmacht gegen diesen, über alles Erstaunliche hinausragenden Koloß, zusammenschrumpfte. — Außerdem waren wir zu einem Frühstücke bei Gounod versammelt, welches ungemein langweilig verfloß, und nur durch des armen Baudelaire, wie im Geleise der Verzweiflung sich bewegenden, Esprit belebt wurde. Dieser, „criblé de dettes" wie er mir sagte, täglich genötigt auf extravagante Mittel für seine Erhaltung zu sinnen, hatte sich mir wiederholt mit den abenteuerlichsten Vorschlägen zur Ausbeutung meines ruhmvollen Fiasko genähert. Ganz unfähig, meinerseits auf irgendeinen derselben einzugehen, mußte ich

mich jetzt freuen, diesen geistvollen Menschen unter die Adlerflügel des Lisztschen „Ascendant“ geflüchtet anzutreffen. Liszt führte ihn überallhin, wo unter gewissen Umständen Fortune zu verschaffen war; ob ihm dies zu etwas verhalf, konnte ich nicht erfahren, sondern nur daß er bald nach dieser Zeit, und zwar, wie ich glaube, nicht im Übermaße des Glückes starb. — Außer an diesem festlichen Morgen traf ich noch einmal mit Liszt zu einem Diner im österreichischen Gesandtschaftshotel zusammen, welche Gelegenheit mein Freund auf das artigste benutzte, um durch Andeutung einiger Stellen aus „Lohengrin“ auf dem Klavier vor der Fürstin Metternich mir seine Sympathie zu bezeugen. Ohne daß man meine Begleitung hierbei für nötig gehalten hätte, war er auch zu einem Diner in den Tuilerien gezogen worden; von dort her berichtete er mir eine recht schickliche Unterhaltung des Kaisers Napoléon mit ihm über die Angelegenheit meines „Tannhäusers“ in Paris, deren Ausgang festgestellt zu haben schien, daß ich mit meinem Werke eben in der „Großen Oper“ am unrechten Platze gewesen sei. Ob Liszt auch mit Lamartine hierüber verkehrt hatte, blieb mir unbekannt; nur weiß ich, daß er durch diesen älteren Freund mehreremal abgehalten worden war, meinem Wunsche einer Zusammenkunft mit ihm zu entsprechen. Tausig, welcher anfangs sich meistens zu mir geflüchtet hatte, geriet schließlich in seine natürliche alte Abhängigkeit von seinem Meister, so daß auch er mir endlich gänzlich verschwand, als er mit Liszt zu einem Besuch der Mme. Street nach Brüssel abreiste. —

Ich wünschte nun auf das sehnlichste von Paris fortkommen zu können. Von meiner Wohnung in der rue d'Aumale war ich, vermöge eines Geschenkes von 100 Franken an den Portier, durch geglückte Weitervermietung losgekommen: somit hatte ich nur abzuwarten, welche Mitteilungen mir endlich von seiten meiner Protektoren zukommen würden. Da ich hier nicht drängen konnte, verzögerte sich meine Lage in der peinlichsten Weise, wobei es jedoch an neckenden Einmischungen freundlich sich ausnehmender Zwischenfälle nicht fehlte. So hatte ich die wunderliche Zuneigung eines Fräulein Eberty, der ältlichen Nichte Meyerbeers gewonnen; sie hatte mit fast wütender Teilnahme für mein Geschick die widerwärtigen Erfahrungen

der „Tannhäuser"-Aufführungen durchgemacht, und schien es sich nun herzlich angelegen sein zu lassen, zur Aufheiterung meiner unangenehmen Lebenslage beizutragen: so veranstaltete sie bei einem vorzüglichen Restaurant des Bois de Boulogne im schönsten Frühlingswetter für uns und Kietz, welchen wir noch nicht losgeworden waren, ein ganz artiges Diner. — Auch die Familie Flaxland, mit welcher ich zuvor wegen der Herausgabe des „Tannhäuser" in einiges Zerwürfnis geraten war, bemühte sich jetzt nach allen Seiten hin, mir Annehmlichkeiten zu erweisen, von denen ich allerdings gewünscht hätte, daß sie ohne Veranlassung gewesen wären.

Unter allen Umständen blieb es doch fest, daß wir mit nächstem Paris zu verlassen hätten. Für Minna war eine Fortsetzung ihrer vorjährigen Kur im Bade Soden in Aussicht genommen, worauf sie zu ihren älteren Bekannten nach Dresden sich begeben sollte, während ich meine Zeit abwarten würde, um zum Beginn des Studiums von meinem „Tristan" nach Wien zu gehen. Allen unsren Hausrat beschlossen wir wohlverpackt bei einem Spediteur in Paris zurückzustellen. Während wir so mit dem Gedanken der so peinlich sich verzögernden Abreise uns beschäftigten, erwogen wir auch die Beschwerlichkeit des Transportes unsres Hündchens Fips, auf der Eisenbahn. Eines Tages, am 22. Juni kam meine Frau von einem Ausgange mit dem, bei dieser Gelegenheit auf eine unerklärt gebliebene Weise tödlich beschädigten Tiere zurück; nach dem Berichte Minnas mußten wir glauben, der Hund habe auf der Straße ein dort ausgestreutes heftiges Gift verschlungen; sein Zustand war jammervoll: ohne irgend eine äußere Beschädigung zu zeigen, atmete er nur so heftig, daß wir an eine bedeutende Verletzung der Lunge glauben mußten; im ersten wütenden Schmerze nach dem Vorfalle hatte er Minna gewaltig in den Mund gebissen, so daß ich jetzt schnell einen Arzt herbeiholte, welcher uns jedoch jede Befürchtung, daß es sich hier etwa um die Verletzung durch einen tollen Hund handle, sofort benahm. Nur dem armen Tiere war in gar keiner Weise Hilfe zu leisten, da es nur still zusammengekauert dalag, und immer kürzer und heftiger atmete. Gegen 11 Uhr des Nachts schien er unter Minnas Bett eingeschlafen zu sein; als ich ihn hervorholte, war er jedoch tot. Der Eindruck dieses Trauerfalles blieb zwischen mir

und Minna unausgesprochen. Die Haustiere hatten in unsrem kinderlosen Zusammenleben eine sehr wichtige Bedeutung gewonnen; der jähe Tod dieses so muntren und liebenswürdigen Tieres trat wie ein letzter Riß in ein längst unmöglich gewordenes Zusammenleben ein. Für jetzt hatte ich keine eifrigere Sorge, als die Leiche dem gewöhnlichen Lose gestorbener Hunde in Paris, nämlich auf die Straße geworfen und des Morgens vom Unratabräumer mit aufgelesen zu werden, zu entziehen. Herr Stürmer hatte in unsrer Nähe, in der rue de la Tour des dames, einen kleinen Garten hinter seinem Hause, wo ich anderen Tages Fips beerdigen wollte; es kostete einen seltenen Aufwand von Überredung, die Haushälterin des eben verreisten Besitzers zu der Erlaubnis zu bewegen, daß ich mit dem Concierge meines Hauses unter dem Gebüsch des Gärtchens eine möglichst tiefe Grube zur Aufnahme des armen Hündchens graben lassen dürfte. Der traurige Akt ging vor sich, ich bedeckte die Grube auf das sorgfältigste und suchte die Stelle so unkenntlich wie möglich zu machen; denn mir ahnte es, daß Herr Stürmer einen Widerwillen gegen die Beherbergung der Hundesleiche empfinden und sie wieder entfernen lassen möchte, welchem wirklich eintretenden Mißgeschick ich hierdurch gewehrt hatte.

Endlich kündigte mir Graf Hatzfeld in der freundschaftlichsten Weise an, daß mir unbekannt bleiben wollende, an meiner unverdienten Lage teilnehmende Freunde meiner Kunst sich vereinigt hätten, mir die nötigen Mittel zur Hebung der mich belastenden Schwierigkeiten anzubieten. Ich erachtete es schicklich, für diesen guten Erfolg einzig meiner Gönnerin, der Fürstin Metternich mich dankbar zu erklären, und ging nun an die Anordnung zur schließlichen Aufhebung meiner Pariser Niederlassung. Es lag mir daran, daß, sobald alle hierauf bezüglichen Bemühungen überstanden waren, Minna unverzüglich zur Antretung ihrer Kur nach Deutschland abreiste, wogegen ich dort für das erste kein näheres Ziel vor mir sah, als einen Besuch bei Liszt in Weimar, wo im August ein Deutscher Musikertag mit Abschieds-Aufführungen Liszt scher Kompositionen vor sich gehen sollte. Außerdem wünschte Flaxland, welcher den Mut gefaßt hatte, auch meine übrigen Opern noch Französisch herauszugeben, mich noch für so lange in Paris

festzuhalten, bis ich die Übersetzung des Textes vom „Fliegenden Holländer“ mit Truinet zustande gebracht hätte. Hierzu bedurfte ich noch einiger Wochen, welche ich unmöglich mehr in unsrer gänzlich ausgeräumten Wohnung verbringen konnte: Graf Pourtalès, hiervon unterrichtet, lud mich nun ein, für diese Zeit im preußischen Gesandtschaftshotel meinen Aufenthalt zu nehmen, was ich als ein seltenes, ja nie in gleicher Weise mir widerfahrenes Entgegenkommen, mit ahnungsvollem Danke annahm. Am 12. Juli entließ ich Minna nach Soden, und kehrte am gleichen Tage im Gesandtschaftshotel ein, wo man mir ein freundliches Stübchen, mit der Aussicht auf den Garten und weitem Blick über die Tuilerien, anwies. In einem Bassin daselbst badeten zwei schwarze Schwäne, zu denen ich mich mit träumerischer Neigung hingezogen fühlte. Als der junge Hatzfeld mich hier aufsuchte, um sich im Namen meiner Gönner nach meinen Bedürfnissen zu erkundigen, überwältigte mich zum ersten Male seit langen Zeiten eine große Ergriffenheit, ein tiefes Gefühl des Wohlbefindens im Zustande völliger Besitzlosigkeit und Losgelöstheit von allem, was man gewöhnlich unter dauernden Lebensverhältnissen versteht.

Ich erbat mir, meinen „Erard“, welchen ich nicht mit dem übrigen Mobiliar hatte einpacken lassen, für die Zeit meines Aufenthaltes herbeischaffen lassen zu dürfen, und es wurde mir hierfür ein schönes Zimmer in der Belétage eingeräumt. Hier arbeitete ich des Morgens an der Übersetzung des „Fliegenden Holländers“, und verfaßte zwei musikalische Albumblätter, von denen das für die Fürstin Metternich bestimmte, ein seit langer Zeit mir vorschwebendes artiges Motiv enthaltend, späterhin zur Veröffentlichung gelangte, während ein gleiches für Frau von Pourtalès mir abhanden gekommen ist. — Nicht nur beruhigend, sondern wahrhaft befriedigend wirkte der Umgang mit der Familie meines Gastfreundes auf mich; wir speisten täglich gemeinschaftlich, und sehr häufig erweiterte sich das häusliche Mittagsmahl zu dem bekannten „diplomatischen Diner“. Ich lernte hier den ehemaligen preußischen Minister Bethmann-Hollweg, den Vater der Gräfin Pourtalès kennen, und geriet mit ihm in nähere Besprechung meiner Tendenzen bezüglich des Verhältnisses der Kunst zum Staate. Als es mir gelungen war, den Minister hierüber in

das Klare zu bringen, erfolgte sofort auch die desperate Erklärung, daß mit dem Staatsoberhaupte eine ähnliche Verständigung stets unmöglich bleiben werde, weil für diesen die Kunst nur in das Gebiet der Belustigung gehöre. — Neben Graf Hatzfeld nahmen an den häuslichen Zusammenkünften auch die beiden andren Attachés, ein Prinz Reuß und Graf Dönhoff öfter teil. Der erstere schien der Politikus der Gesandtschaft zu sein, und wurde mir wegen seiner großen und geschickten Mitwirkung in der Betreibung meiner Angelegenheit am kaiserlichen Hofe gerühmt, wogegen der letztere mich einfach durch seinen physiognomischen Charakter und seine einnehmende biedere Freundlichkeit vorteilhaft ansprach. Auch mit Fürst und Fürstin Metternich traf ich hier wieder in geselligem Verkehr zusammen. Es konnte mir nicht entgehen, daß in unser gegenseitiges Vernehmen eine gewisse Befangenheit sich eingestellt hatte; durch ihre energische Teilnahme für das Schicksal des „Tannhäuser" war Fürstin Pauline eine Zeitlang nicht nur den rohesten Berührungen von seiten der Presse, sondern auch einem sehr unritterlichen, boshaften Benehmen von seiten der sogenannten höheren Gesellschaft ausgesetzt gewesen: ihr Gemahl schien dies alles gut ertragen, ohne Zweifel jedoch sehr widerwärtige Augenblicke verlebt zu haben. Es war mir nun schwer darüber klar zu werden, in welchem Sinne die Fürstin für alles Ausgestandene durch eine wahrhafte Sympathie mit meiner Kunst Entschädigung gefunden hatte; aller Welt galt sie nur als ein höchst launenhaftes, im unausgesetzten Effektmachen geübtes Weib. Mir selbst war es nie möglich gewesen, in meinem vorangehenden Umgange mit ihr irgendeinen Weg wahrhafter Annäherung aufzufinden: Alles, was ich im Betreff ihres Wesens zu bestätigen hatte, war nur ein keckes Selbstbewußtsein, eine hierauf sich gründende rücksichtslose Energie, und eine sehr geübte Klugheit in der Beurteilung der realen Verhältnisse. Was sie mit der Versicherung, welche sie mir mit fast kindischer Verschämtheit eines Tages gab, daß sie nämlich „Fugen" sehr gern höre, mir sagen wollte, ist mir undeutlich geblieben. Was den, seinem Naturell nach ziemlich dürftigen und kalten Fürsten, zu mir hinzuziehen schien, ging mir aus seiner Neigung, selbst das Komponieren zu erlernen, hervor; doch war er so klug, von dieser Seite mich nicht zu belästigen, wogegen ich Gelegenheit

fand, den richtigen Takt in der Beurteilung der politischen Dinge zu würdigen, welcher, wie es mir schien, diesem Manne weniger durch Ausbildung natürlicher Anlagen, als durch den Instinkt seiner Geburt und seiner Stellung zu eigen war. — Nachdem ich öfter mit meinen liebenswürdigen Gastfreunden die Abende in vertraulichem Verkehre zugebracht, und sogar zu dem Versuche, hierbei über Schopenhauer zu belehren, Veranlassung erhalten hatte, führte eine größere Abend-Gesellschaft zu völlig berauschenden Anregungen. Hier wurde in einem Kreise mir durchaus gewogener Freunde lebhaft aus meinen verschiedenen Werken musiziert; Saint-Saëns hatte das Klavier übernommen, und ich erlebte das Seltsame, daß eine neapolitanische Fürstin Campo-Reale die Schluß-Szene der „Isolde" mit schöner Aussprache des Deutschen und überraschender Sicherheit der Intonation, zu des tüchtigen Musikers Begleitung, uns zum Vortrag brachte.

Während ich so im Verlaufe dreier Wochen mich hier angenehm ausruhte, besorgte Graf Pourtalès für meine bevorstehende Reise nach Deutschland mir einen vornehmen preußischen Ministerialpaß, nachdem seine Bemühungen, mir einen sächsischen Paß zu verschaffen, an der Ängstlichkeit des Herrn von Seebach gescheitert waren. Bevor ich diesmal, wie ich glaubte auf immer, von Paris Abschied nahm, drängte es mich noch, den wenigen französischen Freunden, welche an meinen überstandenen Nöten treulich teilgenommen hatten, ein vertrauliches Lebewohl zu sagen. Mit Gaspérini, Champfleury und Truinet kam ich in einem Café der rue Lafitte zusammen; wir unterhielten uns hier bis in die späteste Nacht, und als ich meinen Nachhauseweg nach dem Faubourg St.-Germain antreten wollte, erklärte Champfleury, welcher hoch am Montmartre wohnte, mich nach Hause geleiten zu müssen, weil wir doch nicht wüßten ob wir uns je wiedersehen würden. Ich erfreute mich hierbei des wunderbaren Eindruckes, welchen in hellster Mondnacht die jetzt gänzlich menschenleeren Straßen von Paris auf mich machten; nur die bis in die höchsten Stockwerke der Häuser hinausreichenden Firmen des ungeheuren geschäftlichen Verkehres, wie er namentlich die rue Richelieu im Beschlag hat, schienen in pittoresker Weise den Lärmen des Tages in die Nacht hinüberzutragen. Champ-

fleury rauchte sein Pfeifchen und unterhielt mich über die Chancen der französischen Politik: sein Vater sei ein alter Bonapartist vom reinsten Wasser; da er jedoch täglich die Zeitungen lese, sei er kürzlich zu der Äußerung veranlaßt worden: Pourtant, avant de mourir je voudrais voir autre chose. An der Türe des Gesandtschaftshotels nahmen wir einen sehr freundlich gerührten Abschied.

Doch auch mit einem jungen Pariser Freunde, den ich bisher noch nicht erwähnt, kam es zu einem ähnlichen freundschaftlichen Lebewohl. Gustave Doré war mir schon im ersten Anfange meines Pariser Auftretens durch Ollivier zugesandt worden; er hatte beabsichtigt, eine phantastische Zeichnung von mir im Akte des Orchesterdirigierens zu entwerfen. Zur Ausführung hiervon kam es allerdings, aus mir unbekannten Gründen, nicht, vielleicht, weil ich nicht mit besonderer Neigung darauf einging. Doch blieb mir Doré fortgesetzt zugetan, und jetzt gehörte er zu denjenigen, welche, mit höchster Entrüstung über die mir angetane Schmach, es sich angelegen sein ließen, mir ihre Freundschaft zu beweisen. Unter die vielen Illustrationen, welche der ungemein produktive Mensch ausführte, beabsichtigte er auch die „Nibelungen" aufzunehmen; ich wünschte ihn nun hierfür mit meiner Auffassung dieses Mythen-Zyklus bekannt zu machen; dies fiel allerdings sehr schwer; da er mir jedoch versicherte, er habe einen Freund, der in deutscher Sprache und Literatur sehr bewandert sei, so erlaubte ich mir, ihm den vor kurzem erschienenen Klavier-Auszug des „Rheingoldes", aus dessen Texte ihm der Grundzug meiner Gestaltung des Stoffes am besten verdeutlicht werden könnte, zum Geschenk zu machen, womit ich ihm zugleich das von ihm zuvor mir überreichte Geschenk eines Exemplars seiner soeben erschienenen Illustration des „Dante" erwiderte.

Voll guter und freundlicher Eindrücke, welche mir als die eigentliche Ausbeute meines so mühevollen Pariser Unternehmens von wahrem Werte gelten durften, verließ ich in der ersten Woche des August das wohltätige Asyl meiner preußischen Freunde, um über Köln zunächst nach dem Bade Soden mich zu begeben. Hier fand ich Minna in der Gesellschaft der bewußten Mathilde Schiffner an, welche ihr als leicht zu tyrannisierende Freundin unentbehrlich geworden zu sein schien.

Ich verweilte hier höchst beschwerliche zwei Tage, welche ich dazu verwendete, der armen Frau begreiflich zu machen, daß sie sich in Dresden, wo ich für jetzt noch nicht mich aufhalten durfte, niederzulassen habe, während ich in Deutschland, zunächst in Wien, nach einer neuen Basis meiner Unternehmungen mich umsehen würde. Sie vernahm, mit einer eigentümlichen Genugtuung auf ihre Freundin blickend, meinen Vorsatz und mein Versprechen, unter allen Umständen darauf bedacht sein zu wollen, sie mit 1000 Talern jährlich zu versorgen. Diese Abmachung blieb fortan auch die Norm meines Verhaltens zu ihr für den Rest ihres Lebens. Sie begleitete mich noch nach Frankfurt, wo ich, um mich zunächst nach Weimar zu wenden, von ihr Abschied nahm. Hier war vor kurzem Schopenhauer gestorben. —



Vierter Teil

1861—1864



So reiste ich wiederum durch Thüringen und der Wartburg vorbei, deren Anblick oder Besuch somit einen eigentümlichen Zusammenhang mit meinem Scheiden von, oder meiner Zurückkehr nach, Deutschland erhielt. In Weimar traf ich nachts um 2 Uhr ein, um des anderen Tages in die von Liszt mir bereitete Wohnung auf der Altenburg geführt zu werden. Dieser meldete mir mit Bedeutung, daß ich in Prinzeß Mariens Zimmer aufgenommen sei. Im übrigen fehlten diesmal alle Frauen zur Bewirtung; Fürstin Caroline befand sich bereits in Rom, und ihre Tochter war an Fürst Constantin Hohenlohe nach Wien verheiratet. Nur Miß Anderson, die Erzieherin Mariens, war zurückgeblieben, um Liszt bei der Bewirtung seiner Gäste behilflich zu sein. Im übrigen fand ich die Altenburg im Begriff versiegelt zu werden; der jugendliche Onkel Liszts, Eduard, war zu diesem Zwecke, sowie zur Aufnahme des Inventares alles Eigentumes, aus Wien angekommen. Nebenher herrschte aber eine ungemeine gastliche Belebtheit, da es einer Tonkünstler-Versammlung galt, und Liszt einen guten Teil derselben bei sich im Hause untergebracht hatte. Unter diesen Hausgästen waren zunächst Bülow und Cornelius inbegriffen; alle, und namentlich Liszt selbst, boten mir den sonderbaren Anblick ihr Haupt nur mit Reisekappen bedeckt zu sehen, was ich sogleich auf die große Ungeniertheit dieses, Weimar zugedachten, ländlichen Musikfestes zu deuten hatte. In dem oberen Stocke des Hauses war Franz Brendel, nebst Gemahlin, mit einiger Feierlichkeit logiert; bald wimmelte es von Tonkünstlern, unter denen ich meinen alten Bekannten Dräseke, sowie einen jungen Weißheimer, welchen mir Liszt einmal zum Besuche nach Zürich geschickt hatte, antraf. Auch Tausig stellte sich ein, schloß sich aber von unseren ungenierten Zusammenkünften meistenteils aus, um

einem Liebesverhältnisse mit einer jungen Dame nachzugehen. Bei kleineren Ausflügen wurde mir von Liszt Emilie Genast als Begleiterin zugeteilt, worüber ich mich, da sie sehr verständig und witzig war, nicht zu beklagen hatte. Auch lernte ich den Violinspieler und Musiker Damrosch kennen. Sehr erfreut war ich, meine alte Freundin Alwina Frommann, obwohl in einiger Spannung mit Liszt, hier wiederum begrüßen zu können. Da endlich auch Blandine mit Ollivier aus Paris eintraf, um neben mir in der Altenburg zu wohnen, gewannen die an sich lustigen Tage eine fast aufgeregte Heiterkeit. Am ausgelassensten fand ich Bülow, welchem die Orchester-Direktion bei der Faust-Symphonie Liszts zugeteilt war. Seine Regsamkeit war außerordentlich; er hatte die Partitur vollständig auswendig gelernt, und führte sie uns mit dem, keineswegs aus der Elite der deutschen Musiker bestehenden, Orchester mit ganz ungemeiner Präzision, Feinheit und Feuer vor. Nächst dieser Symphonie war das Gelungenste die Musik zu „Prometheus“; besonders ergreifend aber wirkte auf mich der Vortrag eines von Bülow komponierten Lieder-Zyklus: „Die Entsagende“, durch Emilie Genast. Außerdem boten die Aufführungen des Festkonzertes wenig Erfreuliches, worunter eine Kantate von Weißheimer „Das Grab im Busento“ zu rechnen ist; wogegen es zu einem wahren und großen Ärgernis mit einem „deutschen Marsche“ von Dräseke kam. Diese wunderliche Komposition des sonst so begabten Menschen, welche wie im Hohn verfaßt aussah, wurde aus nicht leicht zu verstehenden Gründen von Liszt mit herausfordernder Leidenschaft protegiert; List bestand auf der Durchführung des Marsches unter Bülows Direktion. Auch diese gelang schließlich Hans, und zwar auswendig: doch führte dies endlich zu einem unerhörten Ärgernis. Liszt, welcher infolge der jubelnden Aufnahme seiner eigenen Komposition nicht zu bewegen war dem Publikum sich ein einziges Mal zu zeigen, erschien bei der schließenden Aufführung des Dräsekeschen Marsches plötzlich in der Proszeniums-Loge, um dem Werke seines Schützlings, welches von den Zuhörern endlich mit unaufhaltsamem Mißmut zurückgewiesen wurde, mit weit hervorgestreckten Händen und donnerndem Bravo-Rufen zu applaudieren. Es entspann sich hierüber ein völliger Kampf, welchen Liszt allein, zorngeröteten Antlitzes,

mit dem Publikum führte. Blandine, welche an meiner Seite saß, war gleich mir in heller Verzweiflung über dieses unerhörte provozierende Benehmen ihres Vaters, und es dauerte lange, ehe auch wir über den Vorgang uns beruhigten. Von Liszt selbst war als Erklärung wenig herauszubekommen; wir hörten nur einige Male wütend verachtende Bezeigungen über das Publikum, für welches dieser Marsch noch viel zu gut gewesen sei; und ich erfuhr andrerseits, daß dies sonderbarerweise aus Rankünе gegen das eigentliche weimarische Publikum geschah, welches jedoch hier gar nicht in Betreff kam. Liszt behandelte diese Angelegenheit nämlich als eine Revanche für Cornelius, dessen Oper „Der Barbier von Bagdad" vor einiger Zeit unter Liszts persönlicher Leitung aufgeführt, und vom Weimarer Publikum ausgepfiffen worden war. Außerdem bemerkte ich nun wohl auch, daß Liszt in diesen Tagen anderweitig großen Ärger zu erleiden hatte. Wie er mir selbst gestand, war es ihm darauf angekommen, den Großherzog von Weimar zu einem auszeichnenden Benehmen gegen mich zu bewegen; er wollte daß dieser mich mit ihm zur Hoftafel einladen sollte; da jener Bedenken fand, einen noch jetzt vom Königreich Sachsen ausgeschlossenen politischen Flüchtling zu bewirten, vermeinte Liszt wenigstens den Weißen Falken-Orden für mich durchsetzen zu können. Auch dieses war ihm abgeschlagen worden. Da er mit seinen Bemühungen für mich beim Hofe so übel angekommen war, sollte nun wenigstens die Bürgerschaft der Residenz das ihrige zur Feier meiner Anwesenheit tun; es war ein Fackelzug für mich beschlossen. Als ich hiervon hörte, gab ich mir alle Mühe das Vorhaben zu hintertreiben; was mir denn auch gelang. Ganz ohne Ovation sollte es jedoch nicht abgehen: eines Vormittags stellte sich der Justizrat Gille aus Jena mit sechs Studenten unter meinem Fenster zur Absingung eines gemütlichen Sing-Vereins-Liedes ein, welcher Bezeigung ich mich auf das herzlichste dankbar erwies. Dagegen gestaltete sich ein großes Festmahl, bei dem alle Tonkünstler versammelt waren, und welchem auch ich zwischen Blandine und Ollivier beiwohnte, zu einer recht herzlichen Ovation für den nun wieder in Deutschland begrüßten, während der Zeit seiner Verbannung lieb und berühmt gewordenen Komponisten des „Tannhäuser" und des „Lohengrin". Liszt sprach kurz, aber energisch, und

einem besondren Festredner gegenüber hatte auch ich mich ausführlicher vernehmen zu lassen. Sehr angenehm waren mehrere ausgewählte Versammlungen an Liszts Mittagstische, bei deren einer ich auch der abwesenden Wirtin der Altenburg gedachte. Einmal aber speisten wir im Garten, und hier hatte ich die Freude auch die gute Frommann, welche sich sehr verständig mit Ollivier unterhielt, mit Liszt ausgesöhnt, teilnehmen zu sehen.

So nahte nach einer sehr mannigfaltig aufgeregt durchlebten Woche der Tag der Trennung für uns alle. Es war eine freundliche Fügung, daß ich meine beschlossene Reise nach Wien zu einem großen Teil in der Begleitung Blandinens und Olliviers ausführen konnte. Diese hatten beschlossen, Cosima in Reichenhall, wo diese einer Kur wegen sich aufhielt, zu besuchen. Als wir am Bahnhofe gemeinschaftlich von Liszt Abschied nahmen, gedachten wir auch Bülows, welcher in den vergangenen Tagen sich so ungemein ausgezeichnet hatte, und der einen Tag früher verreist war; wir ergossen uns in seinem Lobe, nur bemerkte ich vertraulich scherzend, er hätte Cosima nicht zu heiraten gebraucht; worauf Liszt mit einer kleinen Verneigung hinzusetzte: „das war Luxus".

Nun überkam uns Reisende, d. h. namentlich Blandine und mich, bald eine ausgelassen heitere Laune, welche sich namentlich durch Olliviers, bei jedem Auflachen unsrerseits wiederholte, neugierige Frage: „qu'est ce qu'il dit?" steigerte. Dieser mußte es sich gutmütig gefallen lassen, daß wir fortgesetzt im Deutschen unsere Spässe trieben; doch wurden seine häufigen Nachfragen nach einem Tonique oder Jambon cru, welche die Hauptelemente seiner Ernährung auszumachen schienen, immer Französisch von uns bedient. In Nürnberg, wo wir unser Nachtlager zu halten gezwungen waren, kamen wir erst spät nach Mitternacht an, und wurden mit vieler Mühe nach einem Gasthof gebracht, welcher uns jedoch nur nach langem Warten geöffnet wurde. Ein ältlicher dicker Gastwirt entschloß sich auf unsere Bitten, in so später Zeit uns noch Zimmer anzuweisen; um dies zu bewerkstelligen ließ er uns jedoch, nach vielem ängstlichen Überlegen, erst längere Zeit in einem Hausflur warten, entfernte sich durch einen hinteren Korridor, und dort hörten wir ihn vor einer Kammertüre mit schüchterner Freundlichkeit den

Namen: „Magdalene“ rufen. Er wiederholte dies mehrere Male mit dem Bedeuten, es seien Gäste da; fluchend wurde ihm von einem Frauenzimmer geantwortet. Nach vielem inständigen Bitten von seiten des Wirtes kam Magdalene, im Négligé, endlich heraus, und brachte uns, nach mancher geheimen Überlegung mit dem Wirte, in die für uns ausgewählten Kammern; wobei das Sonderbare des Vorfalles darin bestand, daß das unmäßigste Gelächter, welches wir alle drei beständig unterhielten, weder vom Wirt, noch von seiner Magd bemerkt zu werden schien. Des andren Tages besichtigten wir einige Merkwürdigkeiten der Stadt, zuletzt auch das Germanische Museum, welches seiner damaligen Armseligkeit wegen namentlich meinem französischen Freunde Geringschätzung abgewann; die bedeutende Sammlung von Marter-Instrumenten, unter denen sich ein mit Nägeln ausgeschlagener Kasten besonders auszeichnete, erregten Blandinen aber einen mitleidigen Ekel.

Am Abend gelangten wir nach München, welches am andren Tage, nachdem für „Tonique“ und Schinken wieder gesorgt war, namentlich von Ollivier mit großer Befriedigung in Augenschein genommen wurde. Er fand daß der antikisierende Stil, in welchem namentlich die von König Ludwig I. ausgeführten Kunstgebäude sich darstellten höchst vorteilhaft gegen die Gebäude sich auszeichnete, mit welchen Louis Napoléon, zu Olliviers größtem Ärger, Paris anzufüllen beliebt hatte. Er versicherte, er werde hierüber in Paris sich vernehmen lassen. Hier traf ich zufällig einen ehemaligen jungen Bekannten, Herrn von Hornstein wieder; ich stellte ihn als „Baron“ meinen Freunden vor: seine putzige Gestalt und sein tölpelhaftes Benehmen unterhielten ihre Heiterkeit, welche wiederum zu einem wahren Feste ausartet, als „le baron“ vor unserer nächtlichen Abreise nach Reichenhall uns alle, damit wir auch nach dieser Seite hin München kennen lernten, noch in eine ziemlich entfernt liegende Bierbrauerei führen mußte. Es geschah dies in finstrer Nacht; außer einem Lichtstumpfe, mit welchem „der Baron“ selbst in den Keller steigen mußte um uns Bier heraufzuholen, bot sich keine Beleuchtung dar; doch schien das Bier außerordentlich zu schmecken, und nachdem Hornstein mehrere Male seine Kellerfahrt wiederholt hatte, bemerkten wir bei der nun mit nötig gewordener Eile auszuführenden, ungemein be-

schwerlichen Wanderung durch Feldäcker und Gräben zum Bahnhofe hin, daß das ungewohnte Labsal uns etwas verwirrt hatte. Blandine verfiel sogleich nach dem Besteigen des Waggons in tiefen Schlaf, aus dem sie erst bei Tagesanbruch erwachte, als wir in Reichenhall anlangten, wo uns nun Cosima empfing und nach der zu unserer Aufnahme hergerichteten Wohnung geleitete.

Wir freuten uns zunächst über den Gesundheitszustand der Schwester, den wir als bei weitem weniger beängstigend erkannten, als er zuvor, namentlich mir, zur Kenntnis gekommen war. Ihr war hier eine Molkenkur verordnet worden. Wirklich wohnten wir auch am andren Morgen einer Promenade nach der Molken-Anstalt bei; auf das hier eingenommene Heilmittel selbst schien jedoch Cosima weniger Wert zu legen, als auf die Wanderungen und den Aufenthalt in der so ausgezeichnet stärkenden Gebirgsluft selbst. Von der Heiterkeit des Umganges, welche auch hier sogleich sich einstellte, blieben jedoch Ollivier und ich meistens ausgeschlossen, da die beiden Schwestern zur größeren Vertraulichkeit ihrer durch stetes Lachen bis in die Ferne bemerkbaren Gespräche, sich gewöhnlich in ihre Kammer vor uns verschlossen, sodaß mir die französische Konversation mit meinem politischen Freunde fast allein verblieb. Doch wußte ich mir einige Male Zutritt zu den Schwestern verschaffen, um ihnen unter andrem mein Vorhaben anzukündigen, sie, da um beide ihr Vater sich nicht mehr bekümmere, zu adoptieren, — was weniger mit Vertrauen als mit Heiterkeit aufgenommen wurde. Ich beklagte mich einmal gegen Blandine über Cosimas Wildheit, was jene zunächst nicht begreifen wollte, bis sie mich dahin verstand, daß sie mir meinen Ausdruck selbst als gemeinte „timidité d'un sauvage“ erklärte. Nach wenigen Tagen mußte ich aber endlich an die Fortsetzung meiner bis jetzt so anmutig unterbrochenen Reise denken; ich nahm im Hausflur Abschied und begegnete hier einem fast scheu fragenden Blicke Cosimas.

In einem Einspänner fuhr ich zunächst das Tal hinab nach Salzburg. An der österreichischen Grenze hatte ich ein Abenteuer mit dem Zollamte zu bestehen. Liszt hatte mir in Weimar ein Kistchen der kostbarsten, von Baron Sina ihm selbst verehrten, Zigarren geschenkt; von meinem Aufenthalte in Venedig her die unerhörten Schikanen kennend, durch welche die

Einbringung dieses Artikels in Österreich erschwert ist, war ich darauf verfallen gewesen, diese Zigarren einzeln unter meiner Wäsche und in den Kleidertaschen zu verstecken. Der Zolldiener, ein alter Soldat, schien aber auf solche Vorsichtsmaßregeln vorbereitet zu sein, und zog geschickt aus allen Falten meines kleinen Reisekoffers die Corpora delicti hervor. Ich hatte ihn durch ein Trinkgeld zu bestechen gesucht; dieses hatte er auch wirklich zu sich genommen, und ich war um desto empörter, als er mich nun vor dem Amte denunzierte. Hier hatte ich eine starke Strafe zu zahlen, erhielt aber nun die Erlaubnis die Zigarren rückkaufen zu können, wovon ich jedoch wütend abstand; als mir dann die Quittung für meine ausgezahlte Strafe zugestellt wurde, übergab man mir aber zugleich auch den preußischen Taler, welchen zuvor der Zollsoldat ruhig zu sich gesteckt hatte. Als ich mich nun wieder zur Weiterreise in den Wagen setzte, sah ich diesen Zolldiener ruhig vor einem Schoppen sitzend und sein Stück Brot mit Käse verzehren, wobei er mich höflich grüßte: ich bot ihm jetzt seinen Taler wiederum an, diesmal aber verweigerte er ihn anzunehmen. Ich habe mich später oft noch darüber geärgert, daß ich damals nicht den Namen dieses Menschen mir geben ließ, da ich den Gedanken festhielt, er müsse ein ausgezeichnet treuer Diener sein, als welchen ich ihn später gern zu mir genommen hätte.

Über Salzburg, wo ich von Regengüssen überflutet ankam und die Nacht zubrachte, gelangte ich anderen Tages endlich an meinen vorläufigen Bestimmungsort W i e n. Hier gedachte ich die Gastfreundschaft des aus der Schweiz her mir befreundeten K o l a t s c h e k anzunehmen; dieser, von Österreich längst amnestiert, hatte mich in Wien bei meinem vorherigen Aufenthalte aufgesucht, und für den Fall, daß ich auf längere Zeit zurückkommen würde, um mir den unangenehmen Aufenthalt in einem Gasthofe zu ersparen, sein Haus angeboten. Schon aus Gründen der Sparsamkeit, welche um diese Zeit mir so sehr zur Nötigung gemacht war, war ich auf dieses Anerbieten gern eingegangen, und fuhr nun mit meinem kleinen Gepäcke sogleich nach dem mir bezeichneten Hause hin. Zu meinem Erstaunen erkannte ich sogleich, daß ich mich in der allerentferntesten Vorstadt, fast ohne alle Verbindung mit Wien selbst, befand, außerdem das Haus aber auch ganz verlassen war, weil Kolatschek

mit seiner Familie einen Sommeraufenthalt in Hütteldorf bezogen hatte; mit Mühe fand ich eine alte Magd heraus, welche durch ihren Herrn von meiner Ankunft ungefähr berichtet zu sein glaubte. Sie zeigte mir ein kleines Zimmer, in welchem, wenn ich wollte, ich schlafen könnte; weder für Wäsche noch sonstige Bedienung schien sie aber vorgesehen zu sein. Höchst ungemütlich berührt durch diese Enttäuschung fuhr ich zunächst in die Stadt zurück, um in einem Kaffeehause am Stephans-Platze, wo den Aussagen der Magd nach Kolatschek um eine gewisse Zeit sich einfinden sollte, diesen zu erwarten. Ich saß da längere Zeit, erkundigte mich wiederholt nach dem von mir Erwarteten, bis ich endlich S t a n d h a r t n e r eintreten sehe. Sein höchstes Erstaunen mich hier anzutreffen wurde in der gemütlichsten Weise noch dadurch gesteigert, daß er mir erklärte nie in seinem Leben noch in dieses Kaffee eingetreten zu sein, und daß nur ein ganz besondrer Zufall ihn gerade heute um diese Stunde hierhergeführt habe. Er vernahm die Lage, in der ich mich befand, war sogleich in höchster Weise darüber aufgebracht, daß ich bei meiner so dringenden Beschäftigung im Mittelpunkte der Stadt am verlassensten Ende Wiens wohnen sollte, und bot mir sofort seine eigene Wohnung, welche er mit seiner ganzen Familie jetzt für sechs Wochen verlassen werde, zu einstweiligem Unterkommen an. Eine hübsche Nichte, welche mit ihrer Mutter und Schwester im gleichen Hause wohnte, sollte für alle nötige Bedienung auch Frühstück usw. sorgen, und ich würde somit zu höchster Bequemlichkeit in der ganzen Wohnung mich ausdehnen können. Jubelnd führte er mich sofort in sein Haus, welches bereits von seiner Familie, die zu einem Sommeraufenthalte nach Salzburg vorausgegangen, verlassen worden war. Kolatschek wurde benachrichtigt, mein Reisegepäck hereingeholt, und noch einige Tage genoß ich in Standhartners Gesellschaft die Annehmlichkeit der behaglichen Gastfreundschaft. Nun hatte ich aber auch aus meines Freundes weiteren Mitteilungen die für meine Lage eingetretenen Schwierigkeiten zu vernehmen. Die im vergangenen Frühjahr für jetzt (ich war am 14. August in Wien angekommen) entworfenen Proben zu „Tristan und Isolde“ hatten bereits auf unbestimmte Zeit vertagt werden müssen, weil der Tenorist A n d e r sich stimmkrank hatte melden müssen. Auf diese Nachricht glaubte ich eigentlich sofort meinen Aufent-

halt in Wien als unnütz erkennen zu müssen; nur hätte mir niemand zu raten gewußt, wohin ich mich wenden sollte. um irgendeinem Zwecke nachzugehen.

Meine Lage war, wie mir nun erst deutlich wurde, gänzlich verlassen, denn ich erschien mir von aller Welt aufgegeben. Hatte ich mir vor wenigen Jahren noch damit schmeicheln können, in einem ähnlichen Falle bei Liszt in Weimar einen freundlichen Aufenthalt für das Abwarten zu gewinnen, so hatte ich nun, wie ich dies bereits erwähnte, bei meiner Rückkehr nach Deutschland, bloß der Versiegelung seines Hauses beizuwohnen gehabt. So beschäftigte mich jetzt vor allem das Umsehen nach irgendeinem befreundeten Unterkommen. Somit wendete ich mich, fast nur noch in diesem Sinne, an den Großherzog von Baden, welcher mich ja vor kurzem erst so freundschaftlich und teilnahmvoll begrüßt hatte. Ich legte ihm in einem ausdrucksvollen Schreiben mein Bedürfnis an das Herz, versicherte ihm, daß es mir vor allem um ein, wenn auch noch so bescheidenes Asyl ankäme, und ersuchte ihn mir dieses in oder bei Karlsruhe durch die Gewährung einer Pension von 1200 Gulden zu verschaffen. Wie erstaunt war ich, hierauf eine nicht mehr eigenhändige, sondern nur von dem Großherzog unterschriebene Antwort zu erhalten, in welcher mir auseinandergesetzt wurde, daß bei einer Gewährung meiner Bitte eine Einmischung meinerseits in die dortigen Theater-Angelegenheiten, und somit leicht berechenbare Mißhelligkeiten mit dem Direktor desselben, meinem jetzt so vortrefflich sich bewährenden alten Freunde E. Devrient, vorauszusehen seien; da in solchen Fällen der Großherzog sich genötigt sehen würde, vielleicht zu meinen Ungunsten, wie er sich ausdrückte, „das Amt der Gerechtigkeit zu verwalten", so müsse er nach reiflicher Erwägung bedauern mir die Erfüllung meines Wunsches versagen zu müssen. — Die Fürstin Metternich glaubte, bei meinem Fortgange von Paris, mein Bedürfnis auch nach dieser Seite hin zu erraten, und wies mich für Wien mit herzlicher Betonung an die Familie des Grafen Nákó, von dessen Frau namentlich sie mir in bedeutungsvollem Sinne sprach. Nun hatte ich, sogleich nach meinem Einzug in die Wohnung Standhartners, durch diesen während der wenigen Tage vor seiner Abreise noch die Bekanntschaft des jungen Fürsten Rudolf Liechtenstein,

unter seinen Freunden nur unter dem Namen „Rudi" bekannt, gemacht. Er wurde mir als leidenschaftlicher Verehrer meiner Musik von seinem sehr vertrauten Arzte in einnehmendster Weise empfohlen. Mit diesem, den ich, als Standhartner nun zu seiner Familie abgegangen war, häufig im „Erzherzog Karl" beim Speisen antraf, wurde der Plan eines Besuches bei Graf Nákó, auf dessen entfernterem Gute Schwarzau, verabredet. In gemütlichster Weise wurde die, teilweise auf der Eisenbahn stattfindende Fahrt, in der Begleitung der jungen Frau des Fürsten ausgeführt. Von ihnen wurde ich nun in Schwarzau den Nákos vorgestellt: ich traf in dem Grafen einen ausgezeichnet schönen Mann, in ihr dagegen eine Art von kultivierter Zigeunerin an, deren Talent im Malen sich durch riesengroße Kopien Van Dyckscher Bilder, von denen die Wände prangten, in auffälliger Weise kundgab. Peinigender war dagegen ihr Musizieren am Klavier, bei welchem sie nur Zigeunerweisen mit allerechtestem, wie sie sagte, von Liszt verfehltem Vortrage zu Gehör brachte. Die Musik des „Lohengrin" schien andrerseits alle sehr für mich eingenommen zu haben; dies bestätigten mir noch andere zum Besuch anwesende Magnaten, unter welchen ich auch den von Venedig her mir bekannten Grafen Edmund Zichy vorfand. Ich lernte hier die Tendenz einer freimütigen ungarischen Gastfreundschaft kennen, ohne jedoch von dem Inhalte der Gespräche sonderlich erbaut zu sein. Leider hatte ich mich bald zu fragen, was ich unter diesen Leuten zu tun haben sollte. Für die Nacht war mir ein anständiges Gastzimmer angewiesen, und des andren Tages sah ich mich beizeiten nach dem Umfange der schön gepflegten Umgebung des stattlichen Schlosses um, mit dem Erwägen, in welchem Teil desselben mir vielleicht ein längerer gastlicher Aufenthalt gewährt sein dürfte. Meinen anerkennenden Bemerkungen über die Ausdehnung der Gebäude wurde beim Frühstück jedoch mit der Versicherung begegnet, daß es leider kaum für die Bedürfnisse der gräflichen Familie ausreiche, da namentlich die junge „Komtesse" mit ihrer Bedienung eines großen Aufwandes bedürfe. Es war ein kalter Septembermorgen den wir bei dieser Gelegenheit im Freien zubrachten; mein Freund „Rudi" schien verstimmt: ich fror, und bald nahm ich meinen Abschied von der Magnatentafel, mit dem Bewußtsein noch selten mit so artigen

Menschen mich zusammen befunden zu haben, ohne im mindesten zu begreifen, was ich mit ihnen etwa gemein haben könnte. Dies Gefühl drang sich mir vollends bis zum Überdruß auf, als ich mit mehreren der „Kavaliere" gemeinschaftlich bis zu der Eisenbahnstation von Mödling fuhr, und während dieser Stunde zu stetem Schweigen mich gezwungen sah, da buchstäblich nur das so bekannt gewordene Gespräch über Pferde von ihnen geführt wurde.

In Mödling stieg ich aus, um hier den Tenoristen Ander zu besuchen, bei welchem ich mich für diesen Tag, mit der Absicht den „Tristan" vorzunehmen, eingeladen hatte. Es war noch sehr früh und ein heller, mit der Zeit sich erwärmender, Vormittag; ich beschloß, ehe ich Ander aufsuchte, einen Spaziergang in die liebliche Brühl. Dort ließ ich mir in dem Garten des schön gelegenen Gasthofes ein zweites Frühstück bereiten, und genoß in vollendeter Einsamkeit eine höchst erquickliche Stunde. Die Waldvögel waren bereits verstummt, dafür gesellte sich ein bis in das Ungeheuere anwachsendes Heer von Sperlingen um mein Frühmahl; da ich sie mit den Brotkrummen fütterte, wurden sie endlich so kirr, daß sie in ganzen Flügen auf dem Tisch vor mir zum Raube sich niederließen. Dies erinnerte mich an jenen Morgen in der Taverne des Gastwirtes Homo bei Montmorency. Auch hier, nachdem ich manche Träne vergossen, lachte ich endlich laut auf, und schlug meinen Weg nach der Sommerwohnung des Herrn Ander ein. Leider fand ich an diesem bestätigt, daß seine Stimmkrankheit nicht wohl nur ein Vorwand sei. Jedenfalls mußte ich mir bald gestehen, daß dieser dürftige Mensch, welcher zwar in Wien als ein Halbgott verehrt wurde, seiner Aufgabe als „Tristan" unter keinen Umständen gewachsen sein würde. Doch tat ich das meinige, weil ich doch nun einmal hier war, ihm den ganzen „Tristan", in meiner mich so sehr aufregenden Weise, vorzuführen; wobei er behauptete, die Partie sei wie für ihn geschrieben. Mit Tausig und Cornelius, die ich in Wien wiederum angetroffen und welche ich für diesen Tag zu Ander herausbeschieden hatte, kehrte ich des Abends nach Wien zurück.

Mit diesen beiden, welche sich herzlich um mich bekümmerten und nach Kräften mich zu erheitern suchten, verkehrte ich viel; nur hielt sich Tausig, der in gewisse vornehme Aspirationen ge-

raten war, etwas mehr zurück. Doch nahm auch dieser junge Freund noch an Einladungen teil, welche uns gemeinschaftlich zu Frau Dustmann, damals zum Sommeraufenthalt in Hietzing sich befindend, beriefen. Hier kam es einige Male zu Diners, auch zu einzelnen Gesangstudien von der projektierten „Isolde“, für welche dieser Sängerin Stimme die seelische Empfänglichkeit nicht abzugehen schien. Dort las ich auch einmal wieder das Gedicht des „Tristan“ vor, immer in der Meinung, ich werde mit Geduld und Enthusiasmus das Vorhaben seiner Aufführung doch noch ermöglichen. Für jetzt bedurfte es aber der ersteren am meisten, während mit dem letzteren gar nichts zu erreichen war; Ander war und blieb stimmkrank, und kein Arzt wollte genau die Zeit bestimmen, in welcher er von seinem Übel erlöst sein würde.

Ich verbrachte die Zeit, so gut es ging, und verfiel darauf, die für Paris auf französischem Texte ausgeführte neue Szene zu „Tannhäuser“ in das Deutsche zurückzuübersetzen. Cornelius mußte mir hierfür die in sehr defekten Zustand geratene Originalpartitur kopieren; seine Kopie eignete ich mir zu, ohne dem in seinen Händen verbliebenen Original weiter nachzufragen: was hieraus sich entwickelte, werden wir später erfahren.

Zu uns gesellte sich auch noch der von früher her mir bekannte Musiker Winterberger, welchen ich in einer von mir sehr beneideten Lage antraf: in dem sehr freundlichen Hause der Gräfin Bánffy, einer alten Freundin Liszts, war er in Hietzing ganz vortrefflich aufgenommen; dort lebte er behaglich und hatte für nichts zu sorgen, da die gütige Dame es für ihre Pflicht hielt, es dem sonst so verdienstlosen Menschen an nichts fehlen zu lassen. Von ihm erhielt ich nun wieder auch Nachrichten über Karl Ritter, und erfuhr, daß Ritter jetzt in Neapel im Hause eines Klaviermachers gegen Erteilung von Unterricht an dessen Kinder freie Wohnung und Kost anzunehmen hatte. Nachdem alles aufgebraucht, hatte Winterberger, wie es scheint, auf einige Empfehlungen Liszts hin, sich auf Abenteuer in Ungarn aufgemacht; dieses schien ihm aber nicht nach Behagen ausgefallen zu sein, wofür er denn nun jetzt im Hause der guten Gräfin entschädigt wurde. Bei dieser Dame, gleichfalls als Hausgenossin, traf ich eine vortreffliche Harfenspielerin

Fräulein **Mößner** an; diese hatte sich auf Anordnung der Gräfin mit der Harfe in den Garten zu verfügen gehabt, und nahm sich hier, an und mit ihrem Instrumente, in recht kühner Weise ganz erfreulich aus, so daß ich davon einen angenehm nachhaltigen Eindruck gewann. Leider geriet ich mit der jungen Dame darüber, daß ich ihr kein Solo für ihr Instrument komponieren wollte, in Zerwürfnis: nachdem sie meine bestimmte Weigerung erhalten ihrem Ehrgeiz zu frönen, beachtete sie mich nicht mehr.

Zu den besonderen Bekanntschaften, welche mir Wien in dieser für mich so beschwerlichen Epoche verschaffte, gehörte nun auch der Dichter **Hebbel**. Da es mir nicht undenkbar erschien, daß ich vielleicht für längere Zeit Wien als den Ort meiner Wirksamkeit zu bestimmen haben würde, hielt ich eine nähere Bekanntschaft mit den dortigen literarischen Notabilitäten für ratsam. Auf diejenige mit Hebbel bereitete ich mich durch eine vorherige Bekanntmachung mit seinen Theaterstücken umständlicher vor, wobei ich den besten Willen darein setzte sie gut zu finden, und ein näheres Vertrautwerden mit Hebbel für wünschenswert zu halten. Die Wahrnehmung der großen Schwächen seiner Dichtungen, welche ich namentlich in der Unnatürlichkeit der Konzeptionen, sowie des zwar immer gesuchten, meistens aber gemein bleibenden Ausdruckes derselben erkannte, schreckte mich für jetzt nicht ab, meinen Vorsatz auszuführen. Ich habe ihn nur einmal besucht, und bei dieser Gelegenheit mich auch nicht sonderlich lange mit ihm unterhalten: die exzentrische Kraft, welche in den meisten seiner dramatischen Figuren explodieren zu wollen scheint, fand ich in der Persönlichkeit des Dichters in keiner Weise ausgedrückt; das was mich hieran unangenehm befremdete, fand ich plötzlich erklärt, als ich wenige Jahre nachher erfuhr, Hebbel sei an einer Knochenerweichung gestorben. Über das Wiener Theaterwesen unterhielt er sich mit mir in der Stimmung eines vernachlässigten, seine Angelegenheiten aber dennoch geschäftsmäßig betreibenden Dilettanten. Ich fühlte mich nicht besonders angeregt einen Besuch bei ihm zu wiederholen, namentlich seit er den bei mir verfehlten Gegenbesuch mir durch eine Karte notifizierte, auf welcher er sich als: „Hebbel, chevalier *des* plusieurs ordres“ meldete.

Meinen alten Freund **Heinrich Laube** fand ich hier

als längst eingeübten Direktor des k. k. Hof-Burgtheaters wieder. Bereits bei meinem ersten Besuche im vergangenen Frühjahre hatte er es für seine Pflicht erachtet, mich den Wiener literarischen Notabilitäten vorzuführen; unter diesen verstand er, sehr praktisch gesinnt, hauptsächlich Journalisten und Rezensenten. Als besonders interessant für mich hatte er bei einem größeren Diner auch Dr. Hanslick eingeladen, und hier war er sofort darüber erstaunt, daß ich mit diesem kein Wort sprach, woraus er den Grund zu der Voraussagung nahm, daß ich es in Wien schwer haben würde, wenn ich auf ein Feld künstlerischer Wirksamkeit Bedacht nähme. Bei meiner diesmaligen Wiederkehr war ich ihm einfach als alter Freund willkommen, und er bot mir, so oft ich dazu Lust hatte, seinen Mittagstisch, welchen er als passionierter Jäger durch frisches Wildbret zu bereichern wußte, zum Mitgenuß an. Nicht sehr häufig machte ich jedoch von dieser Einladung Gebrauch, da mich der aus der trockensten Theatergeschäftsroutine einzig sich belebende Geist der Unterhaltung bald unangezogen ließ. Nach der Mahlzeit versammelten sich, zu Kaffee und Zigarre, gewöhnlich Schauspieler und Literaten um einen größeren Tisch, an welchem, da Laube schweigend im Rauche seiner Zigarre nur ausruhte, seine Frau zumeist den Hof hielt. Diese war nämlich gänzlich, ihrem Manne zuliebe, Theater-Directrice geworden, und hielt es für nötig mit gewählten Reden längere Zeit über Dinge zu sprechen, von denen sie nicht das mindeste verstand; wobei einzig die in früherer Zeit von mir so gern an ihr wahrgenommene große Gutmütigkeit mich wiederum erfreute, da sie, wenn keiner der Höflinge ihr zu widersprechen wagte, auf meine sehr ungenierten Berichtigungen gewöhnlich mit unverhohlener Heiterkeit einging. Ihr und ihrem Gemahl, mit denen ich, da ihr Ernst mir so sehr gleichgültig war, gewöhnlich nur scherzend und in Witzen verkehrte, galt ich hauptsächlich wohl nur als genialer Faselhans, so daß mir Frau Laube, als ich später in Wien meine Konzerte aufführte, sich mit freundlicher Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß ich ja ganz gut dirigieren könnte, was sie nach irgendwelchem Zeitungsberichte über mich gar nicht erwartet hätte.

In Einem wurde mir Laubes praktische Kenntnis der Dinge nicht unwichtig, nämlich durch die Bekanntmachung mit dem

Charakter der Persönlichkeiten der höheren Instanzen der k. k. Hoftheater. Da kam es denn heraus, daß hier ein Hofrat von Raymond von allergrößter Wichtigkeit sei; der alte Graf Lanckoronski, der sonst auf seine Autorität sehr eifersüchtige Oberhofmarschall, getraute sich ohne diesen, als namentlich im Finanzfach sachverständig geltenden Mann, nicht gut selbständige Entschlüsse zu fassen. Raymond selbst, den ich bald als ein Muster von Ungebildetheit kennen lernte, wurde, besonders durch die fortwährend mich herabziehende Wiener Presse, in bezug auf mein Vorhaben den „Tristan“ aufzuführen, scheu gemacht, und zur Hinterhaltigkeit getrieben. Offiziell blieb ich für meinen Verkehr immer nur an den eigentlichen Direktor des Operntheaters, Herrn Salvi, den früheren Gesangslehrer einer Kammerfrau der Erzherzogin Sophie, angewiesen; dieser, ein durchaus unfähiger, kenntnisloser Mensch, mußte sich nun mir gegenüber die Miene geben, als ob ihm, dem Befehle der obersten Instanz gemäß, nichts dringender als die Förderung des „Tristan“ am Herzen läge. Er suchte demgemäß, durch stets bezeigten Eifer und Wohlwollen, die immer bedenklichere Stimmung, welche sich in dem Personale selbst ausbreitete, mir zu verdecken.

Wie es hier stand, erfuhr ich eines Tages, als eine Gesellschaft unserer Sänger mit mir auf das Landgut eines Herrn Dumba, der mir als enthusiastischer Gönner bekannt gemacht wurde, eingeladen war. Herr Ander hatte seine „Tristan“-Partie mitgenommen, wie um zu zeigen, daß er sich keinen Tag von ihr zu trennen vermöchte: hierüber erzürnte Frau Dustmann, welche Ander eines auf meine Täuschung berechneten, heuchlerischen Spieles, bezichtigte; denn Ander, so gut wie sonst jeder, wisse, daß er die Partie nicht singen werde, und daß es nur auf eine Gelegenheit abgesehen werde, die Verhinderung des „Tristan“ in irgendeiner Weise ihr, der Frau Dustmann, in die Schuhe zu schieben. Gegen so üble Wahrnehmungen suchte nun Salvi immer wieder wie eifrig fördernd sich einzumischen. Er empfahl mir den Tenoristen Walter vorzunehmen; da ich diesen, als mir durchaus widerwärtig, verwarf, verwies er mich auf fremde Sänger, welche er zu berufen bereit sei. Hier kam es wirklich zu einigen Versuchs-Gastspielen, von denen ein Herr Morini die besten Aussichten zu

eröffnen schien. Wirklich war ich so tief herabgestimmt und nur von dem Triebe mein Werk um jeden Preis zu fördern eingenommen, daß ich, mit Cornelius einer Aufführung der „Lucia“ von Donizetti beiwohnend, selbst meinen Freund für ein günstiges Urteil über den Sänger zu gewinnen suchte. Cornelius, in ernstliches Anhören versunken, fuhr, als ich ihn voll Spannung betrachtete, plötzlich in einem „Scheußlich, scheußlich!“ heraus, worüber wir beide so herzlich lachen mußten, daß wir alsbald in wirklich heitrer Stimmung das Theater verließen.

Als mit einem ehrlichen Menschen vom Theater verkehrte ich schließlich nur noch mit dem Kapellmeister Heinrich Esser. Er hatte sich mit großem Ernste in das für ihn sehr beschwerliche Studium des „Tristan“ hineingearbeitet, und nie verlor er ernstlich die Hoffnung, die Aufführung doch noch zu ermöglichen, wenn ich mir nur den Tenoristen Walter auswählen wollte; trotz meiner steten Weigerung, von dieser Hilfe Gebrauch zu machen, blieben wir immer gute Freunde. Da auch er ein tüchtiger Fußgänger war, durchwanderten wir öfters die Umgegend Wiens, unter meinerseits enthusiastischen und seinerseits redlich ernsten Unterhaltungen.

Während diese „Tristan“-Angelegenheit sich wie ein unabsehbar chronisches Leiden dahinzog, war Ende September Standhartner mit seiner Familie zurückgekehrt. Im nächsten Zusammenhang hiermit stand, daß ich mich nach einer Wohnung umsah, für welche ich mir einen Gasthof zur „Kaiserin Elisabeth“ auswählte. Im fortgesetzten freundlichen Verkehr mit der Familie meines Freundes, lernte ich nun auch dessen Frau, nebst den dreien Söhnen und einer Tochter aus deren erster Ehe, sowie ein junges Mädchen aus ihrer zweiten Ehe mit Standhartner, vertraulich kennen. Im Betreff meiner vorangehenden Niederlassung in der mir befreundeten Wohnung hatte ich vor allem die angenehme Pflege zu bedauern, welche mir die genannte Nichte Seraphine, sowohl durch ihre nie ermüdende Sorgfalt, als auch ihren angenehmen witzigen Umgang bereitet hatte. Sie war von mir, ihrer niedlichen Figur und ihres stets sorgfältig „à l'enfant“ gelockten Haares wegen, die Puppe benannt worden. Jetzt hatte ich mich im düstren Gasthofszimmer schwieriger zu behelfen. Auch wuchsen die

Kosten meines Unterhalts bedenklich an. Von Theaterhonoraren entsinne ich mich in dieser Zeit nur 25 oder 30 Louisdor für den „Tannhäuser" aus Braunschweig erhalten zu haben. Dagegen erhielt ich aus Dresden von Minna einige Blätter des silberflitternen Blattkranzes übersandt, welchen einige Freundinnen ihr zu der am 24. November von ihr gefeierten silbernen Hochzeit verehrt hatten. Daß es bei dieser Sendung ihrerseits an bitteren Auslassungen nicht fehlte, konnte mich nicht verwundern; ich versuchte dagegen, ihr Hoffnung auf eine goldene Hochzeit beizubringen. — Für jetzt, da ich so ganz zwecklos in einem kostspieligen Wiener Gasthof saß, tat ich noch mein möglichstes, um mir für die Aufführung des „Tristan" noch eine Aussicht zu verschaffen. Ich wandte mich an Tichatschek nach Dresden, ohne natürlich eine Zusage erhalten zu können. Das gleiche versuchte ich und wiederfuhr mir mit Schnorr. So mußte ich mir denn sagen, daß es um meine Angelegenheit ziemlich elend stünde.

In einer gelegentlichen Mitteilung an Wesendoncks in Zürich hatte ich hiervon kein Hehl gemacht: wie es scheint um mich zu erheitern, luden sie mich zu einem Rendezvous in Venedig ein, wohin sie sich soeben für einen Vergnügungs-Ausflug aufmachten. Gott weiß was mir im Sinne liegen mochte, als ich auf das Ungefähre hin im grauen November mich wirklich auf der Eisenbahn zunächst nach Triest, und von da mit dem Dampfschiff, welches mir wiederum sehr schlecht bekam, nach Venedig aufmachte, und im Hotel „Danieli" mein Kämmerchen bezog. Meine Freunde, welche ich in sehr glücklichen Beziehungen antraf, schwelgten im Genuß der Gemälde und schienen es darauf abgesehen zu haben, durch meine Teilnahme am gleichen Genuß mir die Grillen zu vertreiben. Von meiner Lage in Wien schienen sie nichts begreifen zu wollen, wie ich denn überhaupt nach dem schlimmen Ausfalle der, mit so glorreichen Hoffnungen betrachteten Pariser Unternehmung, bei den meisten meiner Freunde ein still resigniertes Aufgeben fernerer Hoffnungen auf meine Erfolge immer mehr kennen zu lernen hatte. Wesendonck, der immer mit einem ungeheueren Opernglas bewaffnet zu Kunstbesichtigungen sich bereithielt, brachte mich nur einmal zur Mitbesichtigung der Kunst-Akademie, welche ich bei meiner früheren Anwesenheit in Venedig nur von außen kennen

gelernt hatte. Bei aller Teilnahmlosigkeit meinerseits, muß ich jedoch bekennen, daß Tizians Gemälde der Himmelfahrt der Maria eine Wirkung von erhabenster Art auf mich ausübte, so daß ich seit dieser Empfängnis in mir meine alte Kraft fast wie urplötzlich wieder belebt fühlte.

Ich beschloß die Ausführung der „Meistersinger“.

Nachdem ich mit meinen alten Bekannten Tessarin und Wesendoncks, welche ich hierzu eingeladen, noch einmal frugaler Weise im „albergo St. Marco“ gespeist, auch Luigia, meine frühere Pflegerin im „Palazzo Giustiniani“ wieder gesehen und ihrer Freundschaft mich erfreut hatte, verließ ich nach vier, äußerlich wahrhaft trübseligen Tagen, zur Verwunderung meiner Freunde plötzlich Venedig, und trat, den Umwegen zu Lande auf der Eisenbahn folgend, meine lange graue Rückreise nach Wien an. Während der Fahrt gingen mir die „Meistersinger“, deren Dichtung ich nur noch nach meinem frühesten Konzepte im Sinne trug, zuerst musikalisch auf; ich konzipierte sofort mit größter Deutlichkeit den Hauptteil der Ouvertüre in C-dur.

In einer wahrhaft behaglichen Stimmung kam ich unter diesen letzten Eindrücken in Wien an. Cornelius verkündigte ich sogleich meine Zurückkunft durch die Übersendung einer kleinen venezianischen Gondel, welche ich in Venedig für ihn gekauft hatte, und welche ich mit einer, in unsinnigen italienischen Worten verfaßten, Canzona begleitete. Die Mitteilung meines Planes zur sofortigen Ausführung der „Meistersinger“ machte ihn ganz verrückt vor Freude. Bis zu meinem endlichen Fortgange von Wien blieb er in einer völligen Berauschung. Sogleich spannte ich meinen Freund an, mir die Materialien zur Bewältigung des Süjets der „Meistersinger“ herbeizuschaffen. Zunächst fiel mir Grimms Streitschrift über den Gesang der Meistersinger zu genauem Studium ein; nun aber galt es der Habhaftwerdung der Nürnberger Chronik des alten Wagenseil; Cornelius begleitete mich auf die kaiserliche Bibliothek; die Erlaubnis, das glücklich vorgefundene Buch ausgeliehen zu erhalten, mußte mir aber mein Freund erst durch einen von ihm mir als höchst peinlich geschilderten Besuch bei dem Baron Münch-Bellinghausen (Halm) erwirken. Jetzt saß ich eifrig in meinem Gasthofe, um mir die Auszüge

aus der Chronik anzueignen, welche ich bald zum Erstaunen so vieler Kenntnisloser in meiner Dichtung zu verwerten wußte.

Nun galt es aber vor allen Dingen mich der Mittel des Unterhaltes während der Zeit der Ausführung meines Werkes zu versichern. Ich verfiel auf Musikalienhändler Schott in Mainz, welchem ich gegen die nötigen Vorschüsse die Ausführung der „Meistersinger“ in Aussicht stellte. Vom Triebe beseelt, mich nur so lange wie möglich mit Geld zu versehen, erbot ich mich ihm nicht nur das literarische Eigentumsrecht, sondern auch das dramatische Aufführungsrecht meines Werkes für 20 000 Franken zu überlassen. Eine gänzlich abschlägige Depesche Schotts zerstörte zunächst alle Hoffnung. Als ich mich genötigt sah auf andere Mittel zu denken, beschloß ich sofort mich nach Berlin zu wenden. Von dorther, wo Bülow immer freundschaftlich besorgt für mich bemüht war, hatte dieser mir die Möglichkeit gemeldet, durch ein großes, von mir dirigiertes Konzert, eine recht bedeutende Summe gewinnen zu können; da ich zugleich mich sehnsüchtig nach einem Unterkommen bei Freunden umsah, schien mir Berlin jetzt als letzte Rettung zu winken. Bereits wollte ich eines Abends abreisen, als Mittags zuvor seiner ablehnenden Depesche ein Brief Schotts nachfolgte, welcher mir allerdings tröstliche Aussichten eröffnete: er bot mir nämlich an, sofort den Klavierauszug der „Walküre“ zu übernehmen, und mir hierfür, bis auf spätere Abrechnung, 1500 Gulden vorzuschießen. Cornelius' Freude über die hierdurch von ihm für gerettet erachteten „Meistersinger“ war unaussprechlich. Von Berlin mußte mir außerdem Bülow die üblen Erfahrungen, welche er bei den vorbereitenden Versuchen für mein Konzert gemacht, mit zorniger Niedergeschlagenheit melden. Herr von Hülsen hatte ihm erklärt, er würde meinen Besuch in Berlin nicht empfangen, und ein Konzert in der großen Tabagie des Kroll mußte Bülow bei näherer Überlegung für unzulässig halten.

Während ich nun eifrig einen ausführlichen szenischen Entwurf der „Meistersinger“ ausarbeitete, trat, durch die Ankunft des Fürsten und der Fürstin Metternich in Wien, eine neue, anscheinend günstige Diversion für mich ein.

Die Bekümmerung meiner Pariser Protektoren um mich und meine Lage war unverkennbar ernstlich; hierfür mich ihnen wiederum freundlich zu erweisen, bestimmte ich die Operntheater-

Direktion mir zu gestatten, daß ich für einige Vormittagsstunden das vortreffliche Orchester zur Durchspielung einiger Stücke aus „Tristan“, gleichsam zur Probe, in das Theater einladen dürfe. Das Orchester, sowie auch Frau Dustmann, waren auf das freundlichste bereit meinem Wunsche zu willfahren: Fürstin Metternich, mit einigen ihrer Bekannten, wurde zu dieser Audition eingeladen, in welcher ich drei größere Fragmente, das Vorspiel des ersten und den Anfang des zweiten Aktes, bis ziemlich in die Mitte desselben, nach einmaligem Durchspielen mit dem Orchester und der für den Gesangsteil bis dahin unterstützenden Frau Dustmann, in so glücklicher Weise zur Ausführung brachte, daß ich des vortrefflichsten Eindruckes ohne jede Täuschung mich versichert halten durfte. Auch Herr Ander war hierbei erschienen, ohne jedoch eine Note zu kennen noch zu versuchen. Meine fürstlichen Freunde, sowie auch, merkwürdigerweise, die erste Tänzerin Fräulein Couqui, welche verstohlen der Probe beigewohnt hatte, überschütteten mich mit enthusiastischen Bezeigungen. — Eines Tages eröffneten mir nun Metternichs, nachdem sie meinen Wunsch einer ungestörten Zurückgezogenheit für die Ausführung eines neuen Werkes kennen gelernt hatten, daß sie gerade dieses stille Asyl in Paris mir sehr gut anbieten könnten: der Fürst habe jetzt sein sehr geräumiges Gesandtschafts-Hotel vollständig eingerichtet, und könne mir, ähnlich wie ich dies im preußischen Gesandtschafts-Hotel gefunden, eine angenehme Wohnung, auf einen stillen Garten hinausgehend, zu Gebote stellen; mein „Erard“ stehe ja noch in Paris, und wenn ich am Ende des Jahres dort eintreffen werde, sollte ich alles zu meiner Aufnahme und dem Beginne meiner Arbeit bereit finden. Mit unverhohlener Freude nahm ich diese liebenswürdige Einladung dankbar an, und sorgte des Weiteren nur dafür, meine Angelegenheit soweit in Ordnung zu bringen, daß ich meinen Aufbruch von Wien, und meine Übersiedelung nach Paris mit Anstand ausführen könnte. Hierzu schien mir ein durch Standhartner vermitteltes Anerbieten der Direktion, einen Teil des für den „Tristan“ zu stipulierenden Honorars mir auszuzahlen, mit behilflich sein zu können. Da ich jedoch nur unter so verklausulierten Bedingungen, welche einer gänzlichen Verzichtleistung nicht unähnlich sahen, jetzt 500 fl. ausbezahlt bekommen sollte, wies ich sofort das Anerbieten zurück,

was jedoch die stets mit der Theater-Direktion in Rapport stehende Journalistik nicht verhinderte zu veröffentlichen, ich hätte eine Abfindungs-Zahlung für die Nicht-Aufführung des „Tristan“ angenommen; wogegen ich denn glücklicherweise mit der Bezeugung der Wirklichkeit meines Benehmens protestieren konnte. Mit Schott zogen sich nun auch die Unterhandlungen einigermaßen hinaus, da ich auf sein Anerbieten im Betreff der „Walküre“ jetzt nicht eingehen wollte; ich blieb bei meinem ersten Anerbieten einer neuen Oper „Die Meistersinger“, und erhielt endlich von ihm die für die „Walküre“ mir angebotene Abschlagszahlung von 1500 Gulden, als auf mein neues Werk zu leisten, zugestanden. Sofort als ich den Wechsel erhielt ward eingepackt, als mir ein Telegramm der bereits nach Paris zurückgekehrten Fürstin Metternich zukam, worin ich gebeten wurde, meine Abreise bis zum 1. Januar zu verschieben. Ich nahm mir vor, um nur zunächst von Wien fortzukommen, mich von meinem Vorhaben nicht abhalten zu lassen, und zunächst mich nach Mainz, zu weiteren Unterhandlungen und Festsetzungen mit Schott, zu begeben. Der Abschied am Bahnhofe ward mir besonders durch Cornelius erheitert, welcher eine von mir ihm bereits mitgeteilte Strophe des „Sachs“ mir mit geheimnisvollem Enthusiasmus zuraunte; es war dies der Vers: „Der Vogel, der heut' sang, dem war der Schnabel hold gewachsen; ward auch den Meistern dabei bang, gar wohl gefiel er doch Hans Sachsen!“

In Mainz lernte ich nun die Familie Schott, welche bereits in Paris an mir vorübergegangen war, näher kennen. Auch jener junge Musiker Weißheimer war hier im Beginne seiner Laufbahn als Musikdirektor beim dortigen Theater, als täglicher Gast anzutreffen. Bei einem Mittagsmahle brachte ein andrer junger Mann, der Jurist Städel, mit sehr weit gehender und mich überraschender Rede, einen wirklich sinnvollen Toast aus. Trotzdem gingen meine Unterhandlungen mit dem höchst sonderbaren Menschen, als welchen ich nun Franz Schott zu begreifen hatte, ungemein schwierig vor sich. Ich bestand durchaus auf der Ausführung meines ersten Vorschlages, welcher darauf ausging, mich für zwei Jahre sukzessive mit den nötigen Fonds zu versehen, um ungestört mein Werk ausführen zu können. Seine Abneigung hiergegen beschönigte er damit,

daß es seinem Gefühle widerstehe, mit einem Manne wie mir gleichsam einen Handel zu treiben, indem er mir mein Werk für irgendeine Summe auch zur Ausbeutung meiner Autorenrechte im Betreff der theatralischen Aufführungen abkaufen solle; er sei Musik-Verleger und wolle nicht mehr sein. Ich stellte ihm dagegen vor, daß er mir nur immerhin in der verlangten Form die nötigen Vorschüsse machen solle, wogegen ich die Zurückzahlung des Teiles, welcher als Honorar für das literarische Eigentum zu rechnen sei, durch die zukünftigen, ihm bis dahin gleichsam verpfändeten Theater-Einnahmen, gewährleiste. Sehr langsam war er endlich dazu zu bringen, auf von mir „zu liefernde musikalische Kompositionen“ im allgemeinen Vorschüsse zu machen, was ich denn endlich gern annahm, jedoch immer darauf bestehend, daß ich mich im ganzen auf eine sukzessive Zahlung von 20 000 Franken verlassen könnte. Da ich nach meiner Auslösung aus meinem Wiener Gasthof jetzt sofort wieder Geld bedurfte, stellte mir Schott Wechsel auf Paris aus. Von dort erhielt ich nun eine briefliche Mitteilung von Fürstin Metternich, deren Sinn mir insofern unverständlich blieb, als sie mir nur den plötzlichen Tod ihrer Mutter, Gräfin Sándor, und die dadurch eingetretene Veränderung in ihrer Familienlage meldete.

Nochmals überlegte ich nun, ob es nicht ratsamer sei, auf das Geratewohl in oder bei Karlsruhe eine bescheidene Niederlassung zu versuchen, welche mit der Zeit vielleicht zu einer beruhigenden Dauer reifen könnte; im Betreff des schwierigen Unterhaltes Minnas, für welche ich meinem Versprechen gemäß in Dresden mit jährlichen 1000 Talern aufzukommen hatte, schien es mir vernünftiger und namentlich sparsamer, wenn ich meine Frau dann zur Teilnehmung an dieser Niederlassung zu mir berief. Ein Brief, den ich um jene Zeit von ihr erhielt, und welcher im ganzen nichts anderes als einen Versuch zu Verhetzungen mit mir befreundeten Personen enthielt, schreckte mich sofort von jedem Gedanken einer neuen Vereinigung mit ihr zurück, und bestimmte mich durch Festhaltung meines Pariser Planes mich so weit wie möglich von ihr fernzuhalten.

So reiste ich gegen Mitte Dezember nach Paris ab, wo ich für das erste in dem unscheinbaren Hotel „Voltaire“, am Kai gleichen Namens, ein sehr bescheidenes Zimmer aber mit angenehmer Aussicht bezog. Hier wollte ich, immerhin für meine

Arbeit mich sammelnd, so lange unbeachtet mich erhalten, bis ich, wie sie zuvor es gewünscht hatte, der Fürstin Metternich erst mit dem Beginn des neuen Jahres mich vorstellen könnte. Um hierdurch den mit Metternichs befreundeten Pourtalès und Hatzfeld keine Verlegenheiten zu bereiten, betrachtete ich mich auch diesen gegenüber als gar nicht in Paris angekommen, und suchte einzig meine in jener Angelegenheit gänzlich unberührten alten Bekannten Truinet, Gaspérini, Flaxland und den Maler Czermak auf. Mit Truinet und dessen Vater traf ich regelmäßig wieder zur Abendmahlzeit in der „Taverne Anglaise" zusammen, wobei ich mich bei eingetretener Finsternis, ohne von jemand beachtet werden zu können, die gewohnten Straßen durchschlich. Da auf einmal traf mich, beim Aufschlagen eines Journals, die Nachricht vom plötzlichen Tode des Grafen Pourtalès. Groß war mein Schmerz und besonders mein Bedauern darüber, daß ich durch jene sonderbare Rücksicht auf das Metternichsche Haus bisher meinen Besuch bei diesem so bewährten Freunde unterlassen hatte. Nun suchte ich allerdings den Grafen Hatzfeld sofort auf, der mir zunächst die traurige Nachricht zu bestätigen, und die Umstände des so plötzlichen Todes, welcher durch eine bis in den letzten Augenblicken den Ärzten verborgen gebliebene Herzkrankheit herbeigeführt war, mitzuteilen hatte. Zugleich aber erfuhr ich von ihm die wahre Beschaffenheit der Vorgänge im Metternichschen Hotel. Der Tod der Gräfin Sándor, welchen Fürstin Pauline mir gemeldet, hatte folgende Bedeutung: der Graf, jener famose ungarische Tollkopf, war von seiner Gattin bis dahin, im Interesse der ganzen Familie, als Kranker gehütet worden; nach dem Ende derselben befürchtete die Familie nun die ungeheuersten Störungen durch den jetzt nicht mehr bewachten Grafen, weshalb Metternichs es für nötig hielten, ihn sofort nach Paris zu sich zu nehmen, und ihn unter ihrer Obhut in der nötigen Pflege zu erhalten. Hierfür hatte die Fürstin sogleich, als einzig zweckmäßig, die mir zuvor angebotene Wohnung bestimmt; somit erkannte ich jetzt, daß an meine Aufnahme im österreichischen Gesandtschaftshotel bereits gar nicht mehr gedacht wurde, und ich hatte auch diesen sonderbaren Streich des Schicksals, welcher mich diesmal wiederum nach dem verhängnisvollen Paris geworfen hatte, zu erwägen.

Fürs erste blieb mir nichts anderes übrig, als mein nicht sehr kostspieliges Unterkommen im Hotel Voltaire, bis zur Beendigung meiner Dichtung der „Meistersinger“, beizubehalten, und währenddem gleichzeitig gründlich zu überlegen und darnach auszuspähen, wohin ich mich nun zu wenden hätte, um das so mühevoll aufgesuchte Asyl für die Ausführung meines neuen Werkes aufzufinden. Es war nicht leicht hierfür zu sorgen; meinen Namen und meine Person, welche unwillkürlich doch von jedem in dem bedenklichen Lichte des Pariser Mißerfolges ersehen wurden, schien eine Dunstwolke zu umgeben, die mich selbst alten Freunden unkenntlich zu machen schien. Fast wollte ich eine ähnliche mißtrauische Vorstellung meinem neuesten Empfange im Ollivierschen Hause entnehmen: jedenfalls hielt man es für mehr als bedenklich, mich so früh wieder auf der Pariser Arena erscheinen zu sehen. Ich hatte zu erklären, welcher sonderbare Umstand mich zunächst wieder hergeführt hatte, und wie ich an ein längeres Verweilen meinerseits gar nicht dächte. Von diesem, gewiß betrügerischen, Eindrucke absehend, erkannte ich nun wohl aber bald die Veränderung, welche im Innern der Familie vorgegangen war. Die Großmutter lag an einem, in ihrem Alter unheilbaren, Beinbruche darnieder; Ollivier hatte sie in seiner an und für sich beschränkten Wohnung zur Pflege aufgenommen, und an ihrem Bette im kleinen Stübchen versammelten wir uns zum Diner. Blandine schien mir seit dem Sommer außerordentlich verändert und einen traurigen Ernst auszudrücken; ich glaubte zu bemerken, daß sie guter Hoffnung sei. Emile, trocken und flüchtig, gab mir einzig etwas recht nützlich zu Verwendendes an: als nämlich jener R. Lindau durch seinen Avoué sich wegen einer, für seine imaginäre Mitarbeitung an der Übersetzung des „Tannhäusers“ vom Gericht ihm zuerkannten Entschädigung, mahnend an mich wandte, zeigte ich den Brief Ollivier und frug, was ich machen sollte. „Ne répondez pas“ war die ganze Antwort; und sein Rat war ebenso nützlich als leicht zu befolgen; ich habe nie wieder etwas von dieser Seite zu erfahren gehabt. Mit Beklommenheit nahm ich mir vor, Ollivier nicht mehr zu belästigen; mit einem unendlich melancholischen Blick auf mich nahm Blandine von mir Abschied. —

Dagegen geriet ich nun in einen fast regelmäßigen Umgang,

namentlich mit Czermak, mit welchem ich des Abends, neben der stets mit der Familie Truinet mich vereinigenden „Taverne Anglaise“, noch andere ähnlich wohlfeile Restaurants aufsuchte. Gewöhnlich begaben wir uns dann auch in eines der kleinen Theater, welche ich in meinem früheren Drange gänzlich unbeachtet gelassen hatte. Als Krone derselben erkannte ich das „Gymnase“, wo von der ausgezeichnetsten Truppe auch fast durchweg nur gute Stücke gespielt wurden. Unter diesen habe ich besonders ein sehr zart rührendes einaktiges Stück, „Je dîne chez ma mère“, in der Erinnerung behalten. Im „Théâtre du Palais Royal“, wo es nun allerdings nicht mehr so feinsinnig herging, sowie auch im „Théâtre Déjazet“, mußte ich die hier originalen Urtypen aller der Possen erkennen, mit welchen in schlechter Bearbeitung und unpassender Lokalisierung das deutsche Publikum jahraus jahrein unterhalten wird. — Außerdem hielt ich mich auch zuweilen am Mittagstische der Familie Flaxland auf, welche sonderbarerweise an meinem zukünftigen Pariser Erfolge durchaus nicht verzweifeln wollte; für jetzt fuhr mein Pariser Verleger fort, den „Fliegenden Holländer“, sowie auch den „Rienzi“ herauszugeben, für welchen er mir sogar, da er in jenem ersten Verkauf nicht mit einbedungen gewesen, mit 1500 Franken ein kleines Honorar zahlte.

Der Grund der fast heiteren Behaglichkeit, mit welcher ich meine so widerwärtige Lage in Paris mir diesmal sogar zu einer freundlichen Erinnerung für spätere Zeiten gestalten konnte, lag allerdings darin, daß ich jetzt täglich mein Gedicht der „Meistersinger“ in massenhaften Reimen anschwellen lassen konnte. Wie hätte es mich nicht mit humoristischer Laune erfüllen müssen, von dem Fenster des dritten Stockes meines Hotels aus den ungeheueren Verkehr auf den Kais und über die zahlreichen Brücken, mit der Aussicht auf die Tuilerien, das Louvre, bis nach dem Hôtel de Ville hinab, an mir vorbeistreifen zu sehen, sobald ich, über die wunderlichen Verse und Sprüche meiner Nürnberger „Meistersinger“ sinnend, den Blick vom Papier erhob.

Bereits war ich im ersten Akte weit vorgeschritten, als der verhängnisvolle Neujahrstag 1862 erschien, und ich nun den bis dahin mir vorbehaltenen Besuch bei Fürstin Metternich ausführte. Ich traf hier auf eine sehr natürliche Verlegenheit,

und gegenüber den großen Versicherungen ihres Bedauerns unter den mir bekannten Umständen ihre Einladung zurücknehmen zu müssen, hatte ich nur mit heiterster Laune mir ihre Beruhigung angelegen sein zu lassen. — Den Grafen Hatzfeld bat ich, mich davon benachrichtigen zu wollen, wann die verwitwete Gräfin Pourtalès sich soweit wohl fühlen würde, um meinen Besuch zu empfangen. — So fuhr ich denn im Verlaufe des Monats Januar fort, das Gedicht meiner „Meistersinger", in genau dreißig Tagen, zu vollenden. Die Melodie zu dem Bruchstücke aus „Sachs'" Gedicht auf die Reformation, mit welchem ich im letzten Akte das Volk seinen geliebten Meister begrüßen lasse, fiel mir, auf dem Wege zur „Taverne Anglaise" die Galerien des „Palais Royal" durchschreitend, ein; ich fand Truinet mich bereits erwartend und verlangte von ihm einen Streifen Papier nebst Bleistift, um meine Melodie, die ich ihm zugleich heimlich vorsang, aufzuzeichnen. Dieser, den ich mit seinem Vater gewöhnlich dann über die Boulevards nach seiner Wohnung im Faubourg St. Honoré, begleitete, hatte für mich fast nichts als den jubelnden Ausruf: „Mais quelle gaieté d'esprit, cher maître!"

Je mehr sich aber meine Arbeit dem Ende näherte, desto ernstlicher hatte ich nun für mein ferneres Unterkommen zu sorgen; ich bildete mir immer noch ein, es müsse mir etwas dem, was ich mit Liszts Verlassen der Altenburg verloren hatte, ähnliches beschieden sein. Da entsann ich mich denn, daß ich noch im vergangenen Jahre von Frau Street die feurigste Einladung zu einem längeren Besuche bei ihr und ihrem Vater in Brüssel erhalten hatte; hierauf bezog ich mich nun, als ich bei der Dame jetzt anfrug, ob sie mir eine bescheidene Aufnahme für einige Zeit bei ihr gewähren könne: man war in „désolation", meinen Wunsch mir abschlagen zu müssen. Auch an Cosima wandte ich mich nach Berlin mit einer ähnlichen Anfrage, worüber diese wirklich erschrocken zu sein schien, was ich mir, bei einem späteren Besuche Berlins, durch den Charakter der Niederlassung Bülows allerdings zu erklären verstand. Sehr auffallend war es dagegen, daß mein Schwager Avenarius, von dem ich erfuhr, daß er, in recht guten Verhältnissen, ebenfalls in Berlin haushalte, sehr ernstlich auf meine Anfrage ein-

ging, und mich zunächst wenigstens bat, bei ihm abzusteigen, um mich selbst von der Möglichkeit eines längeren Auskommens in seinem Hause zu überzeugen. Meine Schwester Cäcilie verbat sich nur Minnas Mitkunft, welche sie jedoch für einen etwaigen Besuch in ihrer Nähe gut unterbringen zu können glaubte. Zu ihrem Unglücke mußte diese Ärmste nun wieder nichts andres zu tun haben, als mir einen wütenden Brief über das verletzende Benehmen meiner Schwester zu schreiben: die Möglichkeit, unter irgendwelchen Umständen so bald wieder zwischen die alten Hetzereien zu geraten, schreckte mich sogleich von der Annahme des Vorschlages meines Schwagers ab. — So verfiel ich denn endlich darauf, in der Umgegend von Mainz, unter dem finanziellen Schutze Schotts, mir einen ruhigen Aufenthaltsort auszusuchen. Dieser hatte mir von einem hübschen Landgute des jungen Barons von Hornstein, in jener Gegend gelegen, gesprochen; ich glaubte diesem wirklich eine Ehre zu erweisen, als ich ihm nach München um die Erlaubnis, auf seinem Gute im Rheingau für einige Zeit Unterkunft zu suchen, schrieb. Dagegen war ich nun höchst betroffen, als Antwort ebenfalls nur den Ausdruck des Schreckens über meine Zumutung zu empfangen. Jetzt beschloß ich denn geradeswegs nach Mainz zu gehen, wohin ich bereits unser sämtliches, in Paris seit nun bald einem Jahre zurückgestelltes Mobiliar und Hausgeräte dirigierte. Ehe ich nach diesen Entschlüssen Paris verließ, ward mir noch die Tröstung einer erhabenen Mahnung zu entsagungsvoller Standhaftigkeit zuteil. Auch an Frau Wesendonck hatte ich über meine Lage und den Hauptgegenstand meiner Sorge, jedoch nur in dem Sinne, wie man teilnehmenden Freunden sich mitteilt, berichtet; sie beantwortete dies mit der Zusendung eines kleinen Briefbeschwerers von Eisenguß, welchen sie damals in Venedig noch als Geschenk für mich eingekauft hatte; er stellte den Löwen von S. Marco mit der Tatze auf dem Buche vor, und sollte mich ermahnen, diesem Löwen in irgend etwas auch nachzueifern. Dagegen gestattete mir Gräfin Pourtalès schließlich noch einen Besuch bei sich. Die so hart betroffene Dame wollte mir doch, trotz ihrer Trauer, einen innigen Anteil an mir nicht unausgedrückt lassen; da ich ihr meldete, womit ich mich soeben beschäftigt, frug sie nach meiner Dichtung: meinem Bedauern, sie

jetzt gewiß nicht aufgelegt finden zu können mit dem heiteren Charakter meiner „Meistersinger“ bekannt zu werden, entgegnete sie freundlich mit dem Wunsche, sie doch durch mich kennen zu lernen, und lud mich für den Abend ein. Sie war die erste, der ich mein jetzt fertiges Gedicht vorlesen konnte, und es machte auf uns beide einen nicht bedeutungslosen Eindruck, daß wir oft in herzliches Lachen darüber ausbrechen konnten.

Am Abend meiner Abreise, am 1. Februar, vereinigte ich noch meine Freunde Gaspérini, Czermak und die beiden Truinets zu einer letzten Mahlzeit, in meinem Hotel. Alles war vortrefflich aufgelegt, und namentlich durch meine eigene gute Laune erheitert, obwohl keiner recht begreifen wollte, was es mit dem Süjet für eine Bewandtnis habe, von dem ich nun die Dichtung vollendet, und von deren weiterer Ausführung ich mir in Deutschland so viel Gutes versprach.

Immer noch in der Sorge für das mir so nötige Asyl das Richtige zu wählen, richtete ich jetzt meine Reise zunächst noch einmal nach Karlsruhe. Abermals wurde ich von dem großherzoglichen Ehepaare freundlich empfangen, und über meine nächsten Lebensbeschlüsse befragt. In keiner Weise ließ man mich jedoch durchblicken, daß die von mir gesuchte Niederlassung mir etwa in Karlsruhe bereitet sein könnte. Auffallend war mir eine teilnahmvoll sich ausnehmende Bekümmernis des Großherzogs darüber, aus welchen Mitteln ich nur eigentlich die Kosten meines jetzt so beschwerlichen Lebens, selbst wenn er nur meine Reisen in Berechnung ziehen wollte, zu bestreiten vermöchte; hierüber suchte ich ihn mit heitrer Miene zu beruhigen, und zwar durch einen Hinweis auf mein kontraktliches Verhältnis zu Schott, welcher mir bis zur Vollendung meiner „Meistersinger“ die nötigen Unterhaltssubsidien in der Form von Vorschüssen auf meine Arbeit zu liefern habe. Dies schien ihn zu trösten. Späterhin erfuhr ich von Alwina Frommann, der Großherzog habe sich einmal darüber geäußert, ich hätte mich spröde gegen ihn benommen, nachdem er mir selbst, wie einem Freunde, seine Börse angeboten habe. Hiervon hatte ich nun allerdings nichts gemerkt; es war vielmehr nur noch davon die Rede, daß ich bald einmal wieder mich in Karlsruhe einfinden möchte, um eine meiner Opern, etwa den „Lohengrin“, neu einzustudieren und zu dirigieren.

Für jetzt setzte ich meine Reise nach Mainz fort, wo ich, am 4. Februar, bei einer großen Überschwemmung eintraf. Der Rhein war infolge eines frühzeitigen Eisbruches in ungewöhnlicher Weise ausgetreten; fast nur mit Gefahr konnte ich in das Haus Schotts gelangen; dennoch hatte ich bereits auf den 5. dieses Monates abends auch für hier eine Vorlesung der „Meistersinger“ angesagt, und hierzu, noch von Paris aus, Cornelius von Wien her einzutreffen verpflichtet, indem ich ihm mit 100 Franken das Reisegeld besorgt hatte. Mir war keine Antwort von ihm zugegangen, und da ich nun erfuhr, daß die gleiche Überschwemmung, wie ich sie in Mainz antraf, sich auf alle Flußgebiete Deutschlands erstreckte und allen Eisenbahnverkehr hemmte, rechnete ich zwar nicht mehr auf Cornelius' Eintreffen, verzögerte aber doch den Beginn der Vorlesung bis zu der ihm festgesetzten Stunde, und wirklich — Schlag 7 Uhr trat Cornelius bei uns ein. Er hatte die schwierigsten Abenteuer zu bestehen gehabt, sogar seinen Paletot unterwegs verloren, und war halb erfroren vor wenigen Stunden soeben erst jetzt bei seiner Schwester angelangt. So versetzte uns auch hier die Mitteilung meines Gedichtes in die heiterste Laune; nur betrübte es mich Cornelius von seinem Vorsatze, des anderen Tages sogleich wieder zurückzureisen, nicht abbringen zu können: er hielt diese pünktliche Ausführung seines Vorsatzes, eben nur für eine Vorlesung der „Meistersinger“ nach Mainz zu kommen, für unerläßlich um dem ganzen Vorgange seinen absonderlichen Charakter zu bewahren. Wirklich reiste er anderen Tages, trotz Eisschollen und Wasserfluten, wieder nach Wien zurück. —

Verabredetermaßen begab ich mich nun alsbald, mit Schott, zum Aufsuchen einer Wohnung für mich auf das entgegengesetzte Rheinufer. Wir hatten es namentlich auf Biebrich abgesehen; da sich hier nichts Rechtes vorfand, nahmen wir aber auch Wiesbaden selbst in Betracht; endlich entschied ich mich dafür, in dem „Europäischen Hof“ zu Biebrich zunächst ein Absteigequartier zu nehmen, um von hier aus das Weitere zu erkunden. Da es mir immer daran gelegen war, einsam und namentlich von jeder Möglichkeit eines musikalischen Geräusches fern zu wohnen, entschloß ich mich, in einem von dem Architekten Frickhöfer neu gebauten, dicht am Rheine gelegenen

größeren Sommerhause, eine sehr kleine, mir aber ganz entsprechende Wohnung zu mieten. Um sie mir einzurichten, hatte ich die Ankunft meines Mobiliars aus Paris abzuwarten; dies traf ein; mit unendlichen Kosten und Bemühungen wurde es in dem Biebricher Zollschuppen abgeladen, und ich bemächtigte mich nun zunächst des für meine Einrichtung Nötigsten.

Nur was ich hierzu bestimmte, sollte überhaupt in Biebrich verbleiben, der größere Teil dagegen meiner Frau nach Dresden übersandt werden. Hiervon hatte ich Minna Meldung getan, und nun bemächtigte ihrer sofort sich die Sorge, daß ich bei unregelmäßigem Auspacken alles beschädigen und zum Teil verlieren würde. Kaum hatte ich mich, mit dem nun wieder erlangten Erardschen Flügel, innerhalb acht Tagen erträglich eingerichtet, als Minna plötzlich bei mir in Biebrich ankam. Wirklich empfand ich zunächst nichts als eine herzliche Freude über ihr gutes Aussehen und ihre unverwüstliche Energie in der Handhabung praktischer Dinge: ich glaubte im ersten Augenblicke sogar, am besten daran zu tun, wenn ich sie hier an meiner Seite sich einrichten ließe. Leider konnte meine gute Stimmung nicht lange anhalten, da die alten Auftritte sich alsbald erneuerten: als wir in dem Zollschuppen die Auseinandersetzungen eines jetzt in das Auge zu fassenden Meines und Deines vornahmen, konnte sie vor Zorn darüber sich nicht halten, daß ich ihre Ankunft nicht abgewartet und eigenmächtig aus dem Gepäcke das mir Taugliche entnommen hätte. Da sie demungeachtet es für schicklich hielt, mich mit einigen wirtschaftlichen Gegenständen zu versorgen, wendete sie sogar vier Bestecke von Messern, Gabeln und Löffeln, einige Tassen und die hiezu gehörigen Teller an meine Ausstattung, sorgte für sichere Verpackung des nicht ganz unansehnlichen übrigen Hausrates, und nachdem dies alles in ihrem Sinne wohl geordnet war, kehrte sie nach einer Woche nach Dresden zurück. Für ihre dortige Niederlassung schmeichelte sie sich nun genügend ausgerüstet zu sein, um auch mich, wie sie hoffte, bald bei sich empfangen zu können; hierfür hatte sie bereits diejenigen Schritte bei höheren Regierungsbeamten getan, welche ihr die Erklärung des Ministers erwirkt hatten, ich möge bei dem Könige formell um meine Amnestierung einkommen, so würde für jetzt meiner Rückkehr nach Dresden nichts im Wege stehen.

Was hierin zu tun sei, überlegte ich mir jetzt noch mit Zögern. Minnas Anwesenheit hatte meine, an und für sich durch die Unruhe der letzten Zeiten gestörte Stimmung in erhöhtem Maße verschlimmert; rauhes Wetter, schlecht heizende Öfen, große Unbeholfenheit im Haushalte, unberechnet starke Geldausgaben, namentlich auch für Minnas Einrichtung, verdarben mir zunächst alle Freude an der Ausführung des im Hotel Voltaire begonnenen Werkes. Die Familie Schott lud mich, vermutlich um mich zu zerstreuen, zu einer Aufführung des „Rienzi“ mit Niemann nach Darmstadt ein: dort angekommen, stellte sich der damalige Minister, Herr von Dalwigk, welcher eine die Gegenwart des Großherzogs leicht verletzende Demonstration für mich im Theater befürchtete, schon am Bahnhofe mir vor, um mich in seine eigene Loge zu geleiten, wo er sich sehr klug das Ansehen geben konnte, als ob er für den Großherzog mich selbst dem Publikum präsentiere. In diesem Sinne ging denn auch alles sehr artig und freundlich ab: die Aufführung selbst, welche mir Niemann in einer seiner besten Rollen zeigte, war im übrigen dadurch für mich interessant, daß man so viel wie möglich darin ausließ, um dagegen, vermutlich einer Vorliebe des Großherzogs zu schmeicheln, dem Ballette durch Wiederholung der trivialsten Stücke eine besondere Ausdehnung zu geben. — Auch von diesem Ausfluge hatte ich wiederum durch die Eisschollen des Rheines zu mir zurückzukehren. Sehr verdrießlich suchte ich nun einige Bequemlichkeit in meinen Hausstand zu bringen, und mietete dazu ein Dienstmädchen, welche mir auch das Frühstück bereiten mußte; Mahlzeiten nahm ich im „Europäischen Hof“.

Da es aber noch immer nicht zur Arbeitslaune kommen wollte, und eine gewisse Unruhe sich meiner bemächtigt hatte, trug ich mich, meinem Versprechen gemäß, dem Großherzoge von Baden für einen abermaligen Besuch zu einer Vorlesung der „Meistersinger“ an. Der Großherzog antwortete mir sehr freundlich durch ein persönlich von ihm unterzeichnetes Telegramm, worauf ich am 7. März in Karlsruhe eintraf, und dem Großherzoglichen Paare mein Manuskript vortrug. Es war zu dieser Vorlesung, sinniger Weise, ein Salon bestimmt worden, welcher mit einem großen historischen Tableau meines alten Freundes Pecht, der junge Goethe die ersten Bruchstücke seines „Faust“

den Ahnen der herzoglichen Familie vorlesend, geziert war. Mein Stück wurde sehr freundlich aufgenommen, und es nahm sich artig aus, als die Großherzogin am Schlusse mir besonders die musikalische Ausführung des vortrefflichen „Pogner“ anempfahl, — was wie ein freundliches Zugeständnis der Beschämung darüber anzusehen war, daß ein Bürger sich eifriger als mancher Fürst für die Kunst bemühte. Abermals wurde eine Aufführung des „Lohengrin“ unter meiner Leitung besprochen, und ich hierfür neuerdings zum Einverständnis mit Eduard Devrient angewiesen. Dieser hatte nun das Unglück, durch eine mir dargebotene Aufführung des „Tannhäuser“ im Theater sich mir auf das abschreckendste zu empfehlen. Ich mußte dieser Produktion an seiner Seite beiwohnen, und hatte hierbei mit Erstaunen zu erkennen, daß dieser sonst von mir so sehr empfohlene Dramaturg in den allergemeinsten Schlendrian des Theaterwesens verfallen war. Meiner Verwunderung über die haarsträubendsten Verstöße in der Darstellung erwiderte er mit noch größerer und dabei vornehm ärgerlicher Verwunderung darüber, daß ich über so etwas viel Wesens machen könnte, da ich doch wüßte, daß es beim Theater nicht anders herginge. Dennoch ward für den bevorstehenden Sommer eine auf Mustergültigkeit berechnete Aufführung des „Lohengrin“ unter Mitwirkung des Ehepaares Schnorr verabredet.

Einen angenehmeren Eindruck hatte mir, auf der Durchreise, eine Aufführung im Frankfurter Theater hinterlassen, wo ich ein hübsches Lustspiel sah, in welchem mir Friederike Meyer, die Schwester meiner Wiener Sängerin Dustmann, in einem Sinne, wie ich dies bei deutschen Schauspielern noch wenig gewahrt hatte, durch feines und zartes Spiel auffiel. Ich legte mir nun die etwaigen Chancen für ein erträgliches Auskommen im Betreff des, um Biebrich verstreuten, möglichen Umganges mit einigen Menschen vor, um nicht bloß auf die Familie Schott und meinen Gasthof-Wirt beschränkt zu sein. So hatte ich bereits die Familie Raff in Wiesbaden aufgesucht. Frau Raff, eine Schwester der mir von Weimar her vorteilhaft bekannten Emilie Genast, war als Schauspielerin am Wiesbadener Hoftheater angestellt. Von ihr erzählte man mir das Vorzügliche, daß sie durch ungemeine Sparsamkeit und Ordnungspflege die Lage ihres, bis dahin in diesem Punkte sehr verwahr-

losten Gemahles zu einem vortrefflichen Gedeihen umgewandelt hatte. Raff selbst, welcher mir durch allerlei Berichte über sein früher unter Liszts Protektion getriebenes Unwesen, in der Gestalt eines exzentrisch Genialen vorschwebte, enttäuschte mich hierin sofort, als ich den ungemein trockenen, nüchternen, auf seinen Verstand eingebildeten, und doch dabei ohne allen weiten Blick sich behelfenden Menschen näher kennen lernte. Von der vorteilhaften Lage aus, in welche die Sorgfalt seiner Frau ihn gebracht hatte, glaubte er jetzt im Betreff der Lage, in welcher ich mich befand, durch freundliche Ermahnungen mich hofmeistern zu dürfen; er vermeinte mir als heilsam anraten zu müssen, für meine dramatischen Kompositionen doch mehr auf die Wirklichkeit der Zustände Rücksicht zu nehmen, und wies in diesem Sinne auf meine Partitur des „Tristan", als eine Ausgeburt idealistischer Extravaganzen hin. Während ich bei seiner im ganzen wohl unbedeutenden Frau, gelegentlich meiner Fußwanderungen nach Wiesbaden, in der Folge zuweilen gern einsprach, wurde Raff selbst mir doch bald außerordentlich gleichgültig. Doch stimmte er, als er auch mich etwas näher kennen lernte, allmählich seine Weisheitsaussprüche etwas herab, und schien sich endlich sogar vor meiner scherzhaften Laune zu hüten, gegen welche er sich waffenlos fühlte.

In Biebrich selbst dagegen sprach jetzt häufiger der von früher her mir oberflächlich bekannt gewordene W e n d e l i n W e i ß h e i m e r ein. Er war der Sohn eines reichen Bauern in O st h o f e n , der sich zum Staunen seines Vaters nicht mehr von der Musik abbringen lassen wollte. Ihm lag viel daran mit seinem Vater mich bekannt zu machen, um diesen für die Wahl der Künstlerlaufbahn seines Sohnes günstig zu stimmen. Dies führte mich auch auf Ausflüge nach jener Gegend hin, während ich des jungen Weißheimers Talent als Orchesterdirigent durch eine Aufführung von Offenbachs „Orpheus", bis wohin er einzig in einer untergeordneten Stellung am Theater zu Mainz gelangt war, kennen lernte. Ich war wahrhaft entsetzt, durch die Teilnahme an dem jungen Manne mich bis zur Assistenz einer solchen Scheußlichkeit herabgebracht zu sehen, und konnte lange Zeit nicht anders als Weißheimer meinen Mißmut hierüber auffällig nachtragen. — Dagegen suchte ich mir eine edlere Unterhaltung durch meine schriftlich an F r i e d e r i k e M e y e r nach

Frankfurt gerichtete Bitte, mich davon benachrichtigen zu wollen, wann eine Wiederholung der von mir zu spät angezeigt gesehenen Aufführung des Calderonschen Lustspieles „Das öffentliche Geheimnis“ stattfinden sollte. Sehr erfreut über meine Teilnahme hierfür, meldete sie mir, daß dies Lustspiel wohl sobald nicht wiederholt werden würde, dafür jedoch Calderons „Don Gutierre“ für mich in Aussicht stünde. Zu der Aufführung dieses Stückes begab ich mich abermals nach Frankfurt, lernte die interessante Künstlerin jetzt persönlich kennen, und erhielt allen Grund, von der Aufführung der Calderonschen Tragödie im ganzen sehr befriedigt zu sein, obwohl der geistvollen Darstellerin der weiblichen Hauptrolle nur die zarteren Teile ihrer Aufgabe vollständig gelangen, während für das gewaltige Pathos ihre Kräfte nicht ausreichten. Sie erzählte mir, daß sie öfter eine befreundete Familie in Mainz besuchte, woran ich den Wunsch knüpfte, daß sie bei solchen Gelegenheiten doch auch Biebrich berühren möchte: sie stellte mir dies für ein Mal in Aussicht.

Eine große Soiree, welche Schotts ihren Mainzer Bekannten gaben, verschaffte mir die freundliche Bekanntschaft mit Mathilde Maier, welche von Frau Schott ihrer „Gescheitheit“ wegen, wie sie sich ausdrückte, besonders ausgewählt war, mir beim Souper als Nachbarin Gesellschaft zu leisten; ihr sehr verständiges, wahrhaftiges, dabei für den Ausdruck von dem Mainzer Dialekt eigentümlich bestimmtes Wesen, zeichnete sie, ohne daß dadurch irgend etwas Auffälliges geschah, vor der ganzen übrigen Gesellschaft sehr vorteilhaft aus. Ich versprach ihr, sie bei ihrer Familie aufzusuchen, und lernte nun ein städtisches Idyll kennen, wie ich desgleichen wenig beachtet hatte. Mathilde, die Tochter eines mit Hinterlassung eines kleinen Vermögens gestorbenen Notars, lebte mit ihrer Mutter, zweien Tanten und einer Schwester in enger aber sauberer Häuslichkeit, während ihr Bruder, welcher in Paris die Handlung erlernte, ihr fortgesetzt Not machte. Denn ihr tüchtiger praktischer Sinn war es, welcher die Angelegenheiten der ganzen Familie, und wie es schien zur großen Zufriedenheit aller, besorgte. Ich ward hier ungemein herzlich aufgenommen, wenn ich, was wohl wöchentlich einmal geschah, meiner eigenen Angelegenheiten wegen nach Mainz wanderte, und wurde jedesmal

genötigt, einen kleinen Imbiß von ihnen zu empfangen. Da sie im übrigen eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft, unter andern auch die des einzigen Freundes Schopenhauers, eines alten Herrn in Mainz, besaß, traf ich Mathilde öfters auch anderswo, z. B. bei Raffs in Wiesbaden, von wo aus sie mit einer älteren Freundin, Luise Wagner, mich auf dem Heimwege zuzeiten begleitete, wie ich ihr ebenso zuweilen das weitere Geleite nach Mainz gab.

Beim Herannahen der schönen Jahreszeit kam mir, unter derartigen gemütlichen Eindrücken, zu denen die häufigen Promenaden in dem schönen Parke des Biebricher Schlosses das ihrige beitrugen, endlich auch die Arbeitslaune wieder an. Bei einem schönen Sonnenuntergange, welcher mich von dem Balkon meiner Wohnung aus den prachtvollen Anblick des „goldenen“ Mainz mit dem vor ihm dahinströmenden majestätischen Rhein in verklärender Beleuchtung betrachten ließ, trat auch plötzlich das Vorspiel zu meinen „Meistersingern“, wie ich es einst aus trüber Stimmung als fernes Luftbild vor mir gesehen hatte, nahe und deutlich wieder vor die Seele. Ich ging daran das Vorspiel aufzuzeichnen, und zwar ganz so, wie es heute in der Partitur steht, demnach die Hauptmotive des ganzen Dramas mit größter Bestimmtheit in sich fassend. Von hier aus ging ich sogleich weiter im Texte vorwärts, um ganz der Reihe nach die weiteren Szenen folgen zu lassen. — In so guter Stimmung fand ich auch die Laune zu einem Besuch bei dem Herzog von Nassau. Er war mein Nachbar, und ich war ihm so oft bei meinen einsamen Spaziergängen im Parke begegnet, daß ich es für schicklich fand, mich ihm vorzustellen. Leider wollte bei der hier stattfindenden Unterredung nicht viel herauskommen: ich hatte es mit einem sehr beschränkten, aber gutartigen Menschen zu tun, welcher sich entschuldigte seine Zigarre in meiner Gegenwart immerfort zu rauchen, weil er ohne dem nicht bestehen könnte. Im übrigen erklärte er mir seine Vorliebe für die italienische Oper, bei welcher ich ihn von ganzem Herzen beließ. Doch hatte ich eine heimliche Absicht, als ich ihn mir gewogen zu stimmen suchte. In einem hinteren Teile seines Parkes stand an einem Teiche ein altertümlich aussehendes kleines Schlößchen, welches in dem Sinne einer pittoresken Ruine verwendet war, und zurzeit einem Bildhauer als Atelier diente. Es regte

sich in mir der kühne Wunsch, dieses kleine, halb verwitterte Gebäude mir für Lebenszeit zugeteilt wissen zu können; denn schon jetzt entstand in mir die bange Sorge, ob ich in meiner bisherigen Wohnung ausdauern können würde, da der größere Teil desselben Stockwerkes, in welchem ich nur zwei kleine Zimmer einnahm, für den bevorstehenden Sommer an eine „Familie“ vermietet war, von welcher ich erfuhr, daß sie mit einem Klavier bewaffnet einziehen würde. Bald riet man mir jedoch davon ab, der Gnade des Herzogs von Nassau für meine Spekulation weiter nachzugehen, da jenes Schlößchen seiner feuchten Lage wegen durchaus ungesund für mich sein würde.

Im übrigen ließ ich mich jedoch nicht davon abhalten, immer wieder zum Aufsuchen des von mir ersehnten einsamen kleinen Häuschens mit Garten mich aufzumachen. Bei den Ausflügen, die ich zu diesem Zwecke sehr häufig unternahm, begleitete mich öfters, neben Weißheimer, auch jener junge Dr. Städel, welcher mir bei Schott den erwähnten hübschen Toast ausgebracht hatte. Er war ein sonderbarer Mensch, dessen oft sehr aufgeregtes Wesen ich mir gelegentlich dadurch zu erklären hatte, daß er ein leidenschaftlicher Spieler am Roulette zu Wiesbaden war. Dieser machte mich noch mit einem anderen Freunde, welcher zugleich geübter Musiker war, Dr. Schüler aus Wiesbaden, bekannt; mit beiden erwog ich nun alle Möglichkeiten eines Erwerbens, oder auch nur Auffindens meines kleinen Zukunftsschlößchens. Einmal besuchten wir in dieser Absicht Bingen, und bestiegen dort den berühmten alten Turmbau, in welchem dereinst Kaiser Heinrich IV. gefangen gehalten worden war. Nachdem man eine ziemliche Felsenhöhe zu besteigen gehabt, auf welcher der Turm lag, gerieten wir in dessen viertem Stockwerke auf einen, das ganze Quadrat des Gebäudes einnehmenden Raum, von welchem ein einziges Erkerfenster auf den Rhein hinausging. Ich erkannte diesen als das Ideal aller meiner Vorstellungen einer Wohnung für mich, indem ich in ihm durch Benutzung von Vorhängen die nötigen kleineren Wohnungsabteilungen hineinkonstruierte, und so mir für alle Zeiten ein herrliches Asyl zu bereiten gedachte. Städel und Schüler hielten es nicht für unmöglich mir zur Erfüllung meiner Wünsche zu verhelfen, da sie mit dem Eigentümer dieser Ruine in Verkehr standen. Wirklich eröffneten sie mir auch nach

einiger Zeit, daß der Besitzer gegen eine Abtretung dieses Saales für billigen Mietzins nichts einzuwenden hätte; nur wurde ich zugleich auf die gänzliche Unmöglichkeit mein Vorhaben auszuführen hingewiesen: kein Mensch, so hieß es, würde mich dort bedienen können und wollen, da unter andrem der Ort keinen Brunnen habe, und ein schlechtes Wasser nur aus einer in furchtbarer Tiefe gelegenen Zisterne des Burgverließes zu gewinnen sei. Es genügte unter derartigen Umständen auf eine Schwierigkeit zu stoßen, um mich sofort von solch ausschweifenden Projekten abzubringen. — So erging es mir ebenfalls mit einem dem Grafen Schönborn gehörigen herrschaftlichen Gute im Rheingau, auf welches ich, weil es gänzlich von der Herrschaft unbewohnt blieb, aufmerksam gemacht wurde: hier fand ich allerdings viele leere Räume, von welchen ich mir schon einiges für meinen Zweck Geeignete hätte herrichten können; nach näheren Erkundigungen bei dem Verwalter, welcher deshalb auch Anfrage an Graf Schönborn ergehen ließ, hatte ich jedoch eine abschlägige Antwort zu erfahren.

Ein sonderbarer Vorfall war um diese Zeit geeignet, in der begonnenen Arbeit mich wiederum einigermaßen zu stören: Friederike Meyer hielt ihr Versprechen und besuchte mich eines Nachmittags, von ihrem gewöhnlichen Mainzer Ausflug zurückkehrend, in Begleitung einer Freundin. Nach kurzem Verweilen überfiel sie plötzlich eine große Angst, und sie erklärte zu aller Schrecken, daß sie befürchte vom Scharlachfieber befallen zu sein. In der Tat war der Zustand sehr bald beängstigend, so daß sie für das nächste im Europäischen Hofe sich eine Unterkunft suchen und einen Arzt bestellen mußte. Die Bestimmtheit, mit welcher sie sofort die sie befallende Krankheit erkannte, die sonst nur in der Folge einer Ansteckung von Kindern häufig vorkommt, durfte mir wohl auffallen, meine Verwunderung steigerte sich jedoch, als, nach erhaltener Nachricht hiervon, am frühesten Morgen des anderen Tages Herr von Guaita, der Direktor des Frankfurter Theaters, sich bei der Kranken einfand, und seine Besorgnis für sie äußerte, deren Heftigkeit wohl nicht einzig aus dem Interesse des Theaterdirektors herzuleiten war. Ich fand mich dadurch, daß er Friederike sofort in seinen bekümmertsten Schutz nahm, für meine peinliche Teilnahme an diesem seltsamen Falle sehr erleichtert,

verkehrte ein weniges mit Herrn von Guaita über die Möglichkeit eine meiner Opern in Frankfurt aufzuführen, und wohnte am zweiten Tage der von Guaita, wie es mir schien mit zärtlichster väterlichster Sorgfalt, geleiteten Transportierung der Kranken nach dem Bahnhofe bei. — Bald darauf führte sich ein Herr Bürde, Gemahl der namhaften Sängerin Ney, jetzt Schauspieler am Frankfurter Theater, bei mir ein: dieser, mit welchem ich unter andrem auch das Talent Friederike Meyers besprach, teilte mir mit, sie gelte als die Geliebte des Herrn von Guaita, eines in der Stadt durch seine patrizische Stellung angesehenen Mannes, und habe von diesem ein Haus geschenkt bekommen, in welchem sie wohne. Da Herr von Guaita durchaus auf mich keinen angenehmen, sondern vielmehr einen unheimlichen Eindruck gemacht hatte, erfüllte mich diese Nachricht mit einer gewissen Bekümmernis. Dagegen benahm sich die meinem Biebricher Asyle näher gelegene Umgebung recht zutraulich und freundlich, als ich am Abend meines Geburtstages, am 22. Mai, diese kleine Gesellschaft in meiner Wohnung bewirten ließ, wobei Mathilde Maier, mit Schwester und Freundin, meinen erbärmlichen Vorrat an Geschirr mit sehr artigem Geschick verwendete, und gewissermaßen die Honneurs als Hauswirtin machte. —

Nur störte wiederum bald ein immer mehr sich verschlimmernder Briefwechsel mit Minna. Da ich sie in Dresden fixiert, zugleich ihr aber auch das Beschämende einer ausgesprochenen häuslichen Trennung von mir ersparen wollte, hatte ich mich endlich dazu genötigt gesehen, den von ihr angeregten Schritt beim sächsischen Justizminister auszuführen: ich war um meine schließlich vollständige Amnestierung eingekommen, und erhielt jetzt mit der Gewährung derselben die Erlaubnis, mich in Dresden niederlassen zu dürfen. Somit fand sich Minna nun auch autorisiert, eine mit dem ihr zugewiesenen Mobiliare sehr gut einzurichtende größere Wohnung zu mieten, und dies zwar in der Annahme, daß ich dieselbe nach einiger Zeit, wenigstens periodisch, mit ihr teilen würde. Ihren Geldforderungen hierfür mußte ich ohne Widerrede zu entsprechen suchen, und unter andrem auch die 900 Taler schaffen, welche sie hierfür ansprach. Je gelassener ich mich in diesem Punkte benahm, desto mehr schien sie die ruhige Kälte meiner Briefe zu verletzen: Vorwürfe

über vermeintliche Kränkungen aus alten Zeiten, sowie Schmähungen aller Art wurden ihr wieder geläufiger als je zuvor. So wandte ich mich denn endlich an meinen alten Freund Pusinelli, welcher mir zuliebe dem schwer zu behandelnden Weibe immer treu behilflich geblieben, um durch seine Vermittelung ihr die starke Medizin zu verordnen, welche mir mein Schwester Clara kurz zuvor als bestes Heilmittel für die Leidende angeraten hatte. Ich bat meinen Freund, Minna die Notwendigkeit einer Scheidung an das Herz zu legen. Es schien kein Leichtes für den armen Freund gewesen zu sein, diesen Auftrag, wie es der Fall war, sehr ernstlich auszuführen. Er berichtete mir, daß sie sehr erschrocken gewesen sei, auf eine gutwillige Scheidung einzugehen aber mit Bestimmtheit verweigert habe. Jetzt änderte sich allerdings Minnas Benehmen, wie meine Schwester dies vorausgesehen, sehr auffällig; die Quälereien nahmen ein Ende, sie schien sich in ihre Lage zu fügen. Pusinelli hatte ihr zu einiger Erleichterung ihrer Herzkrankheit die Kur in Reichenhall verordnet; ich verschaffte ihr die Mittel hierfür, worauf sie an demselben Orte, wo ich vor einem Jahre Cosima ebenfalls zur Kur angetroffen hatte, den Sommer, wie es schien, in erträglicher Laune verbrachte.

Von neuem wandte ich mich zu meiner Arbeit, zu welcher ich, sobald die Unterbrechungen beseitigt waren, als zur besten Erheiterung dienend, immer wieder griff. Ein sonderbarer Vorfall störte mich in einer Nacht. Ich hatte das freundliche Thema von der Anrede Pogners „das schöne Fest Johannistag" usw., an einem heiteren Abende entworfen, als ich, im Halbschlummer es immer noch vor mir vorüberziehen lassend, plötzlich durch ein ausgelassenes Frauengelächter, im Hause über mir, vollständig geweckt wurde. Das immer tollere Lachen ging endlich in gräßliches Wimmern und furchtbares Heulen über. Entsetzt sprang ich auf, und gewahrte nun, daß diese Erscheinung von meinem Dienstmädchen Lieschen herrührte, welche, in der Kammer über mir gebettet, von hysterischen Krämpfen überfallen war. Die Magd meines Wirtes stand ihr bei; ein Arzt ward herbeigeholt: während ich mit Schrecken besorgt war, das Mädchen würde alsbald seinen Geist aufgeben, hatte ich mich über die eigentümliche Ruhe und Gelassenheit der übrigen Assistenten zu verwundern; ich erfuhr, daß solche Krämpfe sich häu-

fig bei jungen Mädchen, namentlich nach Tanzvergnügungen, einstellten. Demungeachtet bannte mich der Vorgang mit seinen entsetzlichen Phänomenen noch lange zur Beobachtung fest, da ich hierbei, in der Weise des Wechsels von Ebbe und Flut, eine anscheinend kindische Heiterkeit durch alle Übergänge bis durch das frechste Lachen zu dem Schreien einer qualvoll Verdammten, mehrere Male vor mir wechseln sah. Als sich das Übel einigermaßen beruhigte, legte ich mich wieder zu Bett, und nun erschien von neuem der „Johannistag" Pogners, welcher allmählich die vorher empfangenen gräßlichen Eindrücke verbannte.

Nicht ganz unähnlich dem armen Dienstmädchen erschien mir bald auch der junge Städel, als ich ihn eines Tages an der Spielbank zu Wiesbaden beobachtete. Mit ihm und Weißheimer hatte ich vergnüglich im Kurgarten den Kaffee getrunken, als Städl für einige Zeit verschwand; um ihn aufzusuchen führte mich Weißheimer zur Spielbank. Eine entsetzlichere physiognomische Umwandlung, als ich jetzt an dem der Spielwut Verfallenen gewahr wurde, war mir selten noch vorgekommen. Wie zuvor das arme Lieschen, so hatte jetzt auch diesen ein Dämon in Besitz genommen, der, wie das Volk sagt, sein böses Wesen in ihm trieb. Kein Zuspruch, ja keine beschämende Ermahnung vermochten den von Spielverlust Geplagten nur irgendwie zu einer Zusammenfassung seiner moralischen Kräfte zu bewegen. Da ich selbst der Spielwut mich erinnerte, welcher ich eine Zeitlang als Jüngling verfallen war, unterhielt ich hiervon den jungen Weißheimer, und erbot mich ihm zu zeigen, wie ich wohl dem Zufalle, nicht aber dem Glücke etwas zu bieten mir getraue. Als ein neues Spiel beim Roulette begann, sagte ich ihm mit ruhiger Bestimmtheit, Nr. 11 werde zutreffen: so geschah es. Der Verwunderung über den glücklichen Zufall gab ich neue Nahrung, indem ich für das nächste Spiel Nr. 27 voraussagte, wobei ich mich allerdings einer ekstatischen Entrücktheit entsinne, welche mich einnahm: wirklich schlug diese Nummer wiederum zu, und nun geriet mein junger Freund in ein solches Erstaunen, daß er mir auf das dringendste anriet, doch auch wirklich auf die von mir vorausgesehenen Nummern zu setzen. Wiederum muß ich mich der eigentümlichen, sehr ruhigen Ekstase erinnern, mit welcher ich ihm erklärte: daß, so-

bald ich mein persönliches Interesse hierbei in das Spiel bringen würde, meine bisher bewährte Gabe sofort verschwinden müßte. Ich zog ihn alsbald vom Spieltische zurück; worauf wir bei schönem Sonnenuntergang den Rückweg nach Biebrich antraten.

In sehr peinigende Berührungen geriet ich nun mit der armen Friederike Meyer: sie meldete mir den Antritt ihrer Wiedergenesung, und bat mich um meinen Besuch, weil sie das Bedürfnis habe, sich bei mir für die mir zugezogenen Beschwerden zu entschuldigen. Da mich die kurze Fahrt nach Frankfurt oft zu unterhalten und zu zerstreuen vermochte, erfüllte ich gern ihren Wunsch, fand die Rekonvaleszentin noch sehr schwach, und in der ersichtlichen Bemühung begriffen, unangenehme Vorstellungen in ihrem Betreff von mir fernzuhalten. Sie sprach über ihr Verhältnis zu Herrn v. Guaita als von dem zu einem fast überzärtlich besorgten Vater. Sie habe sich sehr jung von ihrer Familie getrennt, namentlich von ihrer Schwester Luise zurückgezogen, und so, sehr verlassen, sei sie in Frankfurt angekommen, wo ihr die angelegentliche Protektion des bereits in reiferem Alter stehenden Herrn von Guaita sehr willkommen gewesen sei. Leider habe sie unter diesem Verhältnisse in sehr peinlicher Weise zu leiden, da sie namentlich durch die Familie ihres Protektors, welche von dem Gedanken eingenommen schien, dieser möchte sie gar heiraten wollen, in widerwärtigster Weise namentlich auch im Bezug auf ihren Ruf verfolgt werde. Ich konnte, dieser Mitteilung gegenüber, wirklich nicht umhin, sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich von den Folgen dieser Feindschaft einiges bemerkt hätte, wobei ich soweit ging, auch von dem, wie das Gerücht besagte, ihr geschenkten Hause zu sprechen. Dies schien eine ganz außerordentliche Wirkung auf die kaum genesene Friederike hervorzubringen; sie äußerte die höchste Entrüstung über diese Gerüchte, obwohl sie seit lange wohl vermuten zu müssen geglaubt hätte, daß derlei Verleumdungen über sie ausgestreut würden: sie habe schon öfter mit sich den Entschluß beraten, die Frankfurter Bühne aufzugeben, und sei nun mehr als je hierzu entschlossen. Ich fand in ihrem Benehmen keinen Grund ihren Aussagen meinen Glauben zu versagen. Da außerdem Herr von Guaita, sowohl seiner Persönlichkeit, als auch seinem mir damals ganz unbegreiflichen Be-

nehmen nach, sich mir immer unverständlicher darstellte, nahm ich in meinem ferneren Verhalten zu dem sehr begabten Mädchen unbedingte Partei für ihr, durch augenscheinliche Ungerechtigkeiten bedrängtes, Interesse. Ich riet ihr für jetzt zu ihrer Erholung einen längeren Urlaub zu einem Aufenthalte am Rheine sich auszuwirken.

Jetzt wendete sich auch, der vom Großherzog ihm erteilten Weisung gemäß, Eduard Devrient im Betreff der besprochenen Aufführung des „Lohengrin“ in Karlsruhe unter meiner Leitung, an mich. Um diesen, ehemals so blindlings hochgeschätzten, Menschen mir in seiner gänzlichen Entfremdung zu zeigen, war der in seinem Schreiben enthaltene, geradesweges ärgerlich hochmütig ausgedrückte Vorwurf darüber, daß ich den „Lohengrin“ ohne Kürzungen hergestellt wissen wollte, vollständig geeignet. Er schrieb mir, daß er von vorneherein die Partitur nach den für die Leipziger Aufführung von K.-M. Rietz eingeführten Kürzungen für das Orchester habe ausschreiben lassen, und somit alle die Stellen, welche ich restituiert wünschte, erst mühselig in die Stimmen einzutragen sein würden, welche Forderung er geradeswegs als eine Schikane meinerseits ansehe. Hatte ich mir nun zurückzurufen, daß die einzige Aufführung des „Lohengrin“, welche ihrer gänzlichen Erfolglosigkeit wegen fast gar keine Wiederholung erfuhr, eben vom Kapellmeister Rietz in Leipzig veranstaltet worden war, daß dennoch Devrient, weil er Rietz für den Nachfolger Mendelssohns und den gediegensten Musiker der „Jetztzeit“ hielt, gerade diese Verarbeitung meines Werkes zu dessen Einführung in Karlsruhe für zweckmäßig gehalten hatte, so mußte mich wohl ein wahrer Schauder über die Verblendung erfassen, welche ich so lange über diesen Menschen fast gewaltsam aufrecht erhalten hatte. Ich meldete ihm kurz meine Empörung hierüber, und meinen Entschluß mit dem „Lohengrin“ in Karlsruhe mich nicht befassen, dagegen gelegentlich beim Großherzog hierfür mich entschuldigen zu wollen. Bald darauf erfuhr ich nun, daß der „Lohengrin“ dennoch, mit dem Ehepaar Schnorr als Gästen, nach gewohnter Weise in Karlsruhe aufgeführt werden solle. Mich bestimmte ein großes Verlangen, Schnorr und seine Leistungen endlich kennen zu lernen: ich reiste demnach ohne Anmeldung nach Karlsruhe, verschaffte mir durch Kalli-

w o d a ein Billett, und wohnte so, das Weitere nicht beachtend, der Vorstellung bei. Meine jetzt empfangenen Eindrücke, namentlich von S c h n o r r , habe ich in meinen veröffentlichten „Erinnerungen“ an ihn genauer bezeichnet; er war mir sofort ein geliebter Mensch geworden, und ich ließ ihn ersuchen, nach der Vorstellung sich noch auf ein Plauderstündchen nach meinem Gasthofzimmer zu begeben. — Ich hatte so viel von seinen krankhaften Zuständen vernommen, daß ich wahrhaft erfreut war, ihn so spät in der Nacht, nach nicht unbedeutender Anstrengung, frisch und mit strahlendem Auge bei mir eintreten zu sehen. Meiner Besorgnis um Schonung für ihn durch Abhaltung jeder Art von Ausschweifung entgegnete er durch willige Annahme meines Anerbietens, unsere neue Bekanntschaft mit Champagner einweihen zu wollen. In heiterster Stimmung verbrachten wir in für mich namentlich über den Charakter Devrients sehr belehrenden Gesprächen, einen guten Teil der Nacht, bis ich mir vornahm auch noch den folgenden Tag zu verweilen, um seiner Einladung, bei ihm und seiner Frau zu speisen, entsprechen zu können. Da ich bei diesem längeren Verweilen in Karlsruhe wohl annehmen mußte, daß dem Großherzoge meine Anwesenheit bekanntwerden würde, ließ ich mich den nächsten Tag bei diesem anmelden, und wurde für eine Nachmittagsstunde beschieden. Nachdem ich über dem Mittagsmahle auch von Frau S c h n o r r , welche ich an allem als großes und wohlausgebildetes theatralisches Talent hatte kennen gelernt, die wunderlichsten Aufschlüsse über Devrients Benehmen in der „Tristan“-Angelegenheit erfahren hatte, ging meine kurz darauf geführte Unterredung im großherzoglichen Schlosse mit einiger gegenseitiger Beklemmung vor sich. Die Gründe für die Zurückziehung meines Versprechens im Betreff der „Lohengrin“-Aufführung, sowie auch meine bestimmte Annahme der Hintertreibung der früher projektierten Aufführung des „Tristan“ durch Devrient, teilte ich unverhohlen mit. Da nun durch Devrients sehr kluges Verhalten von jeher dem Großherzog der Glaube an seine innige und wahrhaft besorgte Freundschaft für mich beigebracht worden war, berührte ihn dies offenbar höchst peinlich; doch schien er annehmen zu wollen, es handle sich nur um artistische Differenzen zwischen mir und seinem Theaterdirektor, da er beim Abschied mir den Wunsch ausdrückte, die vermeintlichen

Mißverständnisse durch ein gutes Einvernehmen noch ausgeglichen zu sehen, worauf ich ihm leichthin erwiderte, daß ich nicht glaube, mit Devrient noch zu etwas zu kommen. Jetzt brach der Großherzog in wirkliche Entrüstung aus: er habe nicht geglaubt, daß es mir so leicht werde, einen bewährten Freund undankbar zu behandeln. Dem Ernste dieses Vorwurfes gegenüber hatte ich mich zunächst dafür zu entschuldigen, daß ich in einer, an Ort und Stelle für schicklich erachteten, nicht zu ernsten Weise meinen Entschluß ausgesprochen hatte; daß jedoch der Großherzog durch seine sehr ernste Auffassung dieser Angelegenheit mich nun zu dem ebenfalls sehr ernstlichen Ausdrucke meiner wahren Gesinnung über jenen vermeintlichen Freund zu berechtigen schiene, und ich somit in vollkommen entsprechendem Ernste ihm erklären müßte, mit Devrient nichts mehr zu tun haben zu wollen. Hiergegen suchte der Großherzog, mit wieder hervortretender Güte, mich zu bedeuten, daß er meine Erklärung für nicht so unwiderruflich auffassen wolle, da es ja doch wohl in seiner Macht läge, andrerseits auf ein mich versöhnendes Benehmen zu wirken. Ich schied mit dem ernstlich bezeugten Bedauern, daß ich jeden Versuch in dem Sinne meines Gönners für erfolglos erachte. — Späterhin erfuhr ich, daß Devrient, welcher natürlich durch den Großherzog von dem Vorgang Kenntnis erhielt, hierin einen Versuch meinerseits ihn zu stürzen und mich an seine Stelle zu bringen, erkannte. Der Großherzog war nämlich bei dem Wunsche verblieben, von mir ein Konzert mit Bruchstücken aus meinen neuesten Werken aufgeführt zu wissen; hierüber hatte nach einiger Zeit Devrient mir wieder offiziell zu schreiben, bei welcher Gelegenheit er sich als Sieger über meine gegen ihn gespielten Intrigen zu erkennen gab, indem er mich zugleich versicherte, sein hoher Gönner wünsche dennoch das besprochene Konzert ausgeführt zu sehen, da er in seinem hohen Sinne die „Sache sehr wohl von der Person zu scheiden“ wisse. Hierauf erwiderte ich mit einer einfachen Ablehnung.

Mit Schnorrs, mit denen ich mich viel über den Vorfall unterhielt, traf ich jetzt noch die Abmachung, daß sie mich mit Nächstem in Biebrich besuchen sollten; worauf ich selbst dorthin zurückkehrte, um zunächst den mir angekündigten Besuch Bülows entgegenzunehmen. Dieser traf Anfangs Juli ein, um

Quartier auch für Cosima zu suchen, welche in zwei Tagen nachfolgte. Wir freuten uns ungemein unseres Wiedersehens, welches jetzt in dem freundlichen Rheingau zu Erholungsausflügen jeder Art benützt wurde. Im Gastsaal des „Europäischen Hofes", wo sich nun alsbald auch Schnorrs einfanden, speisten wir regelmäßig und zwar meist in heiterster Laune, zusammen. Des Abends ward bei mir musiziert. Zu einer Vorlesung der „Meistersinger" stellte sich auch die vorüberreisende Alwina Frommann ein: auf alle schien das Bekanntwerden mit meinem neuesten Gedichte, namentlich im Betreff des bisher von mir noch nicht angewendeten populär heiteren Stiles, einen überraschenden Eindruck hervorzubringen. Auch die Sängerin Dustmann, auf einem Gastspiel in Wiesbaden begriffen, stellte sich zum Besuch ein; leider nahm ich an ihr eine heftige Abneigung gegen ihre Schwester Friederike wahr, was mich unter andrem auch darin bestätigte, daß es für diese die höchste Zeit sein möge, ihren Frankfurter Verbindlichkeiten sich zu entziehen. — Nachdem es mir durch Bülows Unterstützung möglich geworden war, den Freunden die fertigen Teile der Komposition der „Meistersinger" vorzuführen, ward auch sonst viel aus „Tristan" durchgenommen, wobei nun Schnorrs zeigen mußten, wie weit sie sich bereits mit dieser Aufgabe vertraut gemacht hatten. Im ganzen fand ich, daß beiden noch viel zur Deutlichkeit des Ausdruckes hierfür fehlte.

Jetzt führte der Sommer immer mehr Gäste, darunter auch manchen mir Bekannten, in unsere Gegend: der Konzertmeister David aus Leipzig stellte sich mit seinem jungen Schüler, August Wilhelmj, dem Sohne eines Wiesbadener Advokaten, bei mir ein, und es ward nun so recht im eigentlichen Sinne musiziert, wozu auch der Kapellmeister Alois Schmitt aus Schwerin durch den Vortrag eines „alten Schinkens" seiner Komposition, wie er es nannte, einen sonderbaren Beitrag gab. Eines Abends kam es zu völliger Soiree, als zu meinen übrigen Freunden sich auch Schotts einfanden, und hier die beiden Schnorrs durch den Vortrag der sogenannten Liebesszene im dritten Akte des „Lohengrin" uns lebhaft erfreuten. — Große Ergriffenheit brachte das plötzliche Eintreten Röckels in unserem gemeinschaftlichen Speisesaale des Hotels bei uns allen hervor. Dieser war nun, nach daselbst bestandenen dreizehn

Jahren, aus dem Waldheimer Zuchthause entlassen. Erstaunlich war es für mich, an meinem alten Bekannten, außer dem jetzt erbleichten Haare, gar keine wesentliche Veränderung wahrzunehmen. Er selbst erklärte mir dies damit, daß er sich wie aus einer Kruste, in welcher er zu seiner Konservierung festgehalten worden wäre, herausgetreten vorkomme. Als wir überlegten, in welche Tätigkeit er nun einzutreten haben solle, glaubte ich ihm anraten zu müssen, einen nützlichen Dienst bei einem so wohlwollenden und freisinnigen Fürsten, wie der Großherzog von Baden, nachsuchen zu sollen. Er glaubte in irgendeinem Ministerium, seiner fehlenden juristischen Kenntnisse wegen, nicht fortkommen zu können; wogegen er sich den besten Erfolg seiner Wirksamkeit verspräche, wenn man ihm die Leitung einer Strafanstalt übergeben wollte, weil er hierüber sich die genauesten Kenntnisse verschafft und zu gleicher Zeit eingesehen habe, welche Verbesserungen hier notwendig seien. Er begab sich auf das deutsche Schützenfest, welches um diese Zeit in Frankfurt abgehalten wurde, und entging dort, in Anerkennung seines Martyriums und seines standhaften Benehmens, einer bei öffentlicher Gelegenheit ihm dargebrachten schmeichelhaften Ovation nicht. Dort und in der Umgegend verweilte er für einige Zeit.

Außerdem plagte mich und meine näheren Freunde ein Maler Cäsar Willich, welcher von Otto Wesendonck den Auftrag erhalten hatte, mich für seine Rechnung zu malen. Leider wollte es nicht gelingen, den Maler auf ein richtiges Bekanntwerden mit meiner Physiognomie hinzuführen: trotzdem Cosima fast bei allen Sitzungen zugegen war, und sorgsamst sich abmühte den Künstler auf die richtige Spur zu bringen, blieb endlich nichts andres übrig, als ihm in schroffster Weise mein Profil zu präsentieren, mit welchem es doch wenigstens zu einer erkennbaren Ähnlichkeit gelangen sollte. Nachdem er dies zu seiner Zufriedenheit ermöglicht hatte, verfaßte er dankbar auch noch eine Kopie als Geschenk für mich, welche ich sofort an Minna nach Dresden übersandte, durch welche sie späterhin an meine Schwester Luise überging. Es war ein schreckliches Bild, welchem ich noch einmal begegnete, als es in Frankfurt vom Künstler ausgestellt war.

Einen anmutigen Ausflug machte ich mit Bülows und

Schnorrs für einen Abend nach Bingen; von dem gegenüberliegenden Rüdesheim holte ich hierzu die jetzt dort ihren Urlaub genießende Friederike Meyer ab, und machte sie mit meinen Freunden bekannt, von denen namentlich Cosima für das nicht gewöhnlich begabte Frauenzimmer ein freundliches Interesse gewann. Unsere Heiterkeit beim Glase Wein, in freier Luft, steigerte sich durch einen unerwarteten Auftritt: von einem entfernteren Tische trat zu uns mit gefülltem Glase, in ehrerbietiger Haltung, ein Reisender herzu, der mir eine sehr feurige und anständige Begrüßung bot; er war Berliner und weitgehender Enthusiast für meine Arbeiten, und es geschah dies im Namen noch zweier Freunde, welche gemeinschaftlich an unseren Tisch sich setzten, wo die gute Laune uns endlich bis zum Champagner verführte. Ein herrlicher Abend, mit wundervollem Mond-Aufgange, weihte die schöne Stimmung, in welcher wir spät nachts von diesem freundlichen Ausfluge zurückkehrten. — Nachdem wir in ähnlicher guter Laune auch das Schlangenbad, wo Alwina Frommann sich aufhielt, besucht, verführte uns jetzt der Übermut zu einer noch weiteren Ausfahrt nach Rolandseck. Unseren ersten Aufenthalt nahmen wir hierbei in Remagen, wo wir die schön gelegene Kirche, in welcher, bei ungeheuerem Andrange, ein junger Mönch predigte, besuchten, und in einem Garten am Rheinufer unser Mittagsmahl einnahmen. Das Nachtlager wurde in Rolandseck genommen, von wo wir andren Tags beizeiten den Drachenfels bestiegen. Im Zusammenhang mit dieser Besteigung trug sich ein heiter endendes Abenteuer zu. Als wir nach dem Herabsteigen bei der Eisenbahnstation am anderen Rheinufer angekommen waren, vermißte ich mein Brieftäschchen, welches mir mit dem Inhalte eines 100-Gulden-Scheines aus der Tasche des Überrockes entschlüpft war: zwei Herren, welche sich uns vom Drachenfels aus angeschlossen hatten, erboten sich sogleich den nicht unbeschwerlichen Weg zurückzulegen, um dem Verlorenen nachzuspüren. Wirklich kehrten sie nach einigen Stunden zurück und überbrachten mir die Brieftasche mit ihrem vollen Inhalte, welche auf der Höhe des Berges zwei dort beschäftigte Steinklopfer gefunden und sogleich zurückgegeben hatten. Den ehrlichen Leuten war, wie ich dies sogleich bestimmt hatte, ein anständiger Finderlohn bezahlt worden, und nun

mußte der freundliche Ausgang des Abenteuers bei einem heiteren Mahle mit dem besten Weine gefeiert werden. In einem viel späteren Jahre sollte sich dasselbe für mich aber noch ergänzen: als ich 1873 bei einem Restaurant in Köln einkehrte, stellte sich mir dessen Wirt als derselbe vor, der uns vor elf Jahren in jenem Gasthaus am Rhein bewirtet und von mir den bewußten 100-Gulden-Schein zum Auswechseln erhalten hatte; mit diesem Scheine hatte sich, wie er mir jetzt meldete, folgendes zugetragen: ein Engländer, dem er noch desselbigen Tages den Vorfall erzählt hatte, erbot sich dem Wirt, diesen Schein mit dem doppelten Wert abzukaufen; der Wirt wollte von diesem Geschäfte nichts wissen, überließ jedoch den Schein dem Engländer gegen die Verpflichtung die gerade anwesende Gesellschaft, welcher der Vorgang auch erzählt worden war, mit Champagner zu traktieren, was denn auch auf das anständigste eingehalten wurde.

Zu einem weniger befriedigenden Ausfluge veranlaßte uns eine Einladung der Familie Weißheimer nach Osthofen; dort wurden wir für eine Nacht einquartiert, nachdem man uns zu jeder Zeit des vorhergehenden Tages zum Genusse eines fortwährenden Bauernhochzeitsmahles genötigt hatte. Cosima war die einzige welche über die Vorgänge hierbei in gute Laune zu geraten vermochte, worin ich ihr nach besten Kräften beistand, während Bülows längere Zeit über wachsende Verstimmung über alle ihm bereiteten Begegnungen des Lebens bis zu Ausbrüchen der Wut gereizt wurde. Wir wollten uns damit trösten, daß so etwas uns nicht mehr widerfahren könnte. Während ich tags darauf anderen Gründen der Verstimmung über meine Lebenslage nachhängend, mich zur Rückkehr anschickte, bewog Cosima, Zerstreuung und Erheiterung in der Aufsuchung des dortigen alten Domes suchend, Hans zu einer Weiterfahrt nach Worms, von wo aus sie mir später nach Biebrich nachfolgten.

Noch ist mir ein kleines Abenteuer, welches wir gemeinschaftlich an der Wiesbadener Spielbank erlebten, in Erinnerung geblieben. Mir war dieser Tage für eine Oper ein Theater-Honorar von 20 Louisdor zugekommen; nicht recht wissend, was ich gerade mit dieser kleinen Summe anfangen sollte, da andrerseits meine Lage im großen sich immer mißlicher gestaltete, reizte

es mich Cosima zu bitten, die Hälfte der Summe am Roulette für unser gemeinschaftliches Glück zu versuchen. Ich sah mit Erstaunen zu, wie sie, ohne jede Kenntnis selbst nur der gemeinsten Äußerlichkeit des Spieles, auf das Geratewohl ein Goldstück nach dem anderen auf den Spieltisch warf, ohne weder eine Nummer noch eine Farbe bestimmt damit zu bedecken, so daß es regelmäßig hinter dem Rechen des Croupiers verschwand. Mir ward bang; und schnell verschwand ich, um an einem benachbarten Spieltische Cosimas Un- und Mißgeschick zu korrigieren. In diesem sehr ökonomischen Bestreben war mir das Glück so schnell behilflich, daß ich die von der Freundin dort verlorenen zehn Louisdor hier sofort gewann, was uns sofort zu großer Heiterkeit stimmte. — Weniger anmutig ging es bei einem gemeinschaftlichen Besuche einer Aufführung des „Lohengrin“ in Wiesbaden ab. Nachdem uns der erste Akt so ziemlich befriedigt und in gute Stimmung versetzt hatte, geriet die Darstellung während des weiteren Verlaufes in ein Geleise von so empörender Entstellung, wie ich sie nicht für möglich gehalten hatte; wütend verließ ich noch vor dem Schlusse das Theater, während Hans auf Cosimas Ermahnung zur Berücksichtigung des Anstandes, beide jedoch nicht minder empört als ich, das Martyrium der Anhörung des Schlusses bestand.

Ein anderes Mal erfuhr ich, daß Metternichs auf ihrem Schlosse Johannisberg angekommen seien. Immer noch von meiner Hauptsorge für ein ruhiges Domizil zur Beendigung meiner „Meistersinger“ befangen, faßte ich sogleich das für gewöhnlich leerstehende Schloß in das Auge, und meldete mich bei dem Fürsten zu einem Besuche an, zu welchem auch alsbald eine Einladung für mich erfolgte. Bülows begleiteten mich bis zur Eisenbahnstation. Ich durfte mit der Freundlichkeit meiner Aufnahme von seiten meiner Gönner zufrieden sein. Auch sie hatten die Frage meines temporären Unterkommens auf Schloß Johannisburg bereits erwogen und gefunden, daß sie mir eine kleine Wohnung bei dem Schloßverwalter recht füglich überlassen könnten, nur aber auf die Schwierigkeit meiner Beköstigung mich aufmerksam machen müßten. Mehr als diese Frage hatte den Fürsten aber die andere, der Möglichkeit mir in Wien eine dauernde Stellung zu gründen, beschäftigt. Er wolle, so sagte er, bei seinem nächsten Aufenthalte in Wien dort mit

dem Minister Schmerling, welchen er für diese Angelegenheit am geeignetsten hielt, eine Abrede in meinem Bezug treffen: dieser würde mich verstehen, vielleicht auch meine richtige Stellung in einem höheren Sinne auffinden, und den Kaiser für mich zu interessieren vermögen. Wenn ich wieder nach Wien käme, sollte ich Schmerling einfach nur aufsuchen, und hierbei meine Einführung bei ihm durch den Fürsten voraussetzen. Einer Einladung an den herzoglichen Hof zur Folge, hatten Metternichs alsbald sich nach Wiesbaden begeben, bis wohin ich sie begleitete, um dort wieder mit Bülows zusammenzukommen. —

Nachdem uns Schnorrs nach einem zweiwöchentlichen Aufenthalte bereits verlassen hatten, nahte nun auch die Zeit für Bülows Abreise. Ich begleitete sie nach Frankfurt, wo wir noch zwei Tage verweilten, um einer Aufführung des Goetheschen „Tasso" beizuwohnen, welche durch den Vortrag der Lisztschen symphonischen Dichtung gleichen Namens eingeleitet werden sollte. Mit sonderbaren Empfindungen wohnten wir dieser Vorstellung bei, in welcher Friederike Meyer als „Prinzessin", und namentlich auch ein Herr Schneider als „Tasso", durch ihre Leistungen uns sehr ansprachen, während Hans namentlich die schändliche Ausführung des Lisztschen Werkes durch den Kapellmeister Ignaz Lachner nicht verwinden konnte. Zu einem Mittagsmahle in der Restauration des botanischen Gartens, welches uns Friederike vor der Aufführung darbot, fand sich schließlich auch der geheimnisvolle Herr von Guaita ein. Wir hatten hier mit Verwunderung wahrzunehmen, daß von jetzt an alle Unterhaltung zu einem für uns unverständlichen Zwiegespräche zwischen jenen beiden wurde, welches nur durch die wütende Eifersucht des Herrn von Guaita und die witzig höhnische Abwehr Friederikens uns klar wurde. Doch kam es zu einiger Fassung bei dem aufgeregten Manne, als er mir sein Anliegen, eine Aufführung des „Lohengrin" unter meiner Leitung in Frankfurt zustande zu bringen, vortrug. Ich faßte zu dem Projekte Neigung, indem ich hierin ein neues Vereinigungsziel für ein abermaliges Zusammentreffen mit Bülows und Schnorrs in das Auge faßte. Bülows versprachen mir zu kommen, und an Schnorrs wandte ich mich für eine Zusage ihrer Mitwirkung. So wollte es uns

dünken, als könnten wir diesmal heiter scheiden, trotzdem die zunehmende, oft exzessive Mißlaunigkeit des armen, wie es schien immer sich gequält fühlenden Hans mir zuweilen machtlose Seufzer entwunden hatte. An Cosima schien sich dagegen die, bei meinem Besuch in Reichenhall vor einem Jahre von mir wahrgenommene, Scheu in freundlichstem Sinne verloren zu haben. Als ich eines Tages den Freunden in meiner Weise „Wotans Abschied" vorgesungen hatte, gewahrte ich in Cosimas Mienen denselben Ausdruck, den sie mir damals zu meinem Erstaunen bei jenem Abschied in Zürich gezeigt hatte: nur war diesmal das Ekstatische desselben in eine heitrere Verklärung aufgelöst. Hier war alles Schweigen und Geheimnis: nur nahm mich der Glaube an ihre Zugehörigkeit zu mir mit solcher Sicherheit ein, daß ich bei exzentrischer Erregung es damit selbst bis zu ausgelassenem Übermute trieb. Als ich jetzt in Frankfurt Cosima über einen offenen Platz nach dem Gasthofe geleitete, fiel es mir ein sie aufzufordern, sich in eine leer dastehende einräderige Handkarre zu setzen, damit ich sie so in das Hotel fahren könne: augenblicklich war sie hierzu bereit, während ich, vor Erstaunen wiederum hierüber, den Mut zur Ausführung meines tollen Vorhabens verlor.

Nach Biebrich zurückgekehrt, hatte ich zunächst schweren Sorgen zu begegnen. Nach längerem Hinhalten verweigerte mir endlich Schott mit Bestimmtheit, fernere Subsidien mir auszahlen zu wollen. Allerdings hatte ich, bis vor kurzem, seit meinem Fortgange von Wien alle meine Ausgaben für die Ansiedelung meiner Frau in Dresden, meine eigene Übersiedelung nach Biebrich, und diese zwar über Paris, wo ich noch manchen verborgenen Gläubiger zu befriedigen hatte, durch meines Verlegers Vorschüsse einzig bestritten. Trotz dieses schwierigen Anfanges, welcher allerdings wohl die Hälfte der mir für die „Meistersinger" bedungenen Summe gekostet haben mochte, konnte ich nun verhoffen, mit dem Rest jenes ausbedungenen Honorares mein Werk in Frieden beendigen zu können. Seither hatte mich Schott durch Vertröstungen auf eine gewisse Periode der Abrechnung mit den Buchhändlern hingehalten. Bereits hatte ich mir in schwieriger Weise zu helfen suchen müssen: Alles schien mir davon abzuhängen, daß ich Schott bald einen fertigen Akt der „Meistersinger" übergeben könnte. Hierin war

ich bis zu der Szene, in welcher „Pogner" „Walter von Stolzing" den Meistersingern vorstellen will, gelangt, als mich, ungefähr Mitte August und noch während Bülows Anwesenheit, ein an sich geringer Unfall traf, welcher mich jedoch für zwei volle Monate zum Schreiben unfähig machte. Mein mürrischer Hausherr hielt sich einen Bulldoggen, namens „Leo", als Kettenhund, dessen grausame Vernachlässigung von seiten seines Herrn mich zu fortgesetztem Mitleiden stimmte. So wollte ich ihn eines Tages von seinem Ungeziefer reinigen, wozu ich ihn, damit er die hiermit beschäftigte Magd nicht ängstige, beim Kopfe festhielt: trotz des großen Vertrauens, welches der Hund zu mir gewonnen hatte, schnappte er einmal unwillkürlich auf und biß mich, anscheinend sehr geringfügig, am Vordergelenk des rechten Daumens; keine Wunde war zu sehen, nur stellte es sich bald heraus, daß die innere Knochenhaut durch die Quetschung in einen entzündlichen Zustand geraten war. Als der Schmerz beim Gebrauche des Fingers immer mehr überhandnahm, ward mir verordnet, bis zur völligen Genesung meine Hand namentlich zum Schreiben nicht mehr zu gebrauchen. Hatten mich die Zeitungen schon von einem tollen Hunde gebissen werden lassen, so war der Fall, wenn auch nicht so schrecklich, doch immerhin geeignet, mich über menschliche Gebrechlichkeit ernstlich nachdenken zu lassen. Ich brauchte also zur Vollendung meines Werkes nicht nur Gesundheit des Geistes, gute Einfälle und sonstige erlangte Geschicklichkeit, sondern auch eines gesunden Daumens zum Schreiben, da ich hier nicht ein Gedicht zu diktieren, sondern eine undiktierbare Musik aufzuschreiben hatte.

Um Schott nur etwas Ware zu übergeben, verfiel ich nach dem Rate Raffs, welcher ein Heft Lieder von mir für 1000 Franken wert hielt, darauf, fünf Gedichte meiner Freundin Wesendonck, welche ich ihr, meistens mit Studien des damals mich beschäftigenden „Tristan", musikalisch ausgestattet hatte, meinem Verleger als einstweiligen Ersatz anzubieten. Die Lieder wurden angenommen und herausgegeben, ohne daß ich dadurch auf Schotts Stimmung vorteilhaft eingewirkt zu haben schien. Ich mußte bei diesem auf irgendwelche Verhetzung wider mich, welcher er unterlegen war, schließen: um diesem auf den Grund zu kommen und darnach meine ferneren Entschlüsse zu fassen, begab ich mich selbst nach Kissingen, wo jener zur Kur verweilte.

Ein Gespräch mit ihm blieb mir hartnäckig verwehrt, da Frau Schott, als Schutzengel vor seinem Zimmer postiert, mir einen starken Anfall von Leberleiden als Verhinderungsgrund ihres Gemahls anzugeben hatte. Somit wußte ich genug, versorgte mich zunächst durch den jungen Weißheimer, welcher, auf seinen reichen Vater gestützt, sich hierzu sehr willig mir erbot, mit einigem Gelde, und überlegte mir nun, was ferner zu tun sei, da ich auf Schott nicht mehr rechnen, somit an die ungehinderte Ausführung der „Meistersinger“ nicht mehr denken konnte.

Unter diesen Umständen überraschte es mich sehr, von der Direktion des Wiener Operntheaters die erneuerte bündige Einladung zur Aufführung des „Tristan“ zu erhalten. Man meldete mir, alle Schwierigkeiten seien gehoben, da Ander von seiner Stimmkrankheit vollkommen genesen sei. Mich setzte dies in aufrichtige Verwunderung, und auf nähere Erkundigung wurden mir die Vorgänge, welche sich in meinem Bezug seitdem in Wien zugetragen hatten, in folgender Weise klar. Noch vor meinem letzten Fortgang von Wien hatte Frau Luise Dustmann, welche wirkliches Gefallen an der Partie der „Isolde“ gewonnen zu haben schien, das eigentliche Hindernis, welches meinem Unternehmen dort entgegenstand, dadurch hinwegzuräumen gesucht, daß sie zu einer Abend-Gesellschaft, bei welcher sie den Dr. Hanslick von neuem mir vorstellen wollte, auch mich zu kommen bestimmt hatte. Sie wußte, daß ohne eine Umstimmung dieses Herrn zu meinen Gunsten nichts für mich in Wien durchzusetzen sein würde; meine gute Laune machte es mir sehr leicht, an jenem Abende Hanslick so lange als oberflächlich Bekannten zu behandeln, bis er mich zu einem intimen Gespräch beiseite zog, in welchem er unter Tränen und Schluchzen mir versicherte, er könne es nicht ertragen sich von mir länger verkannt zu sehen; es sei, was mir an seinem Urteil über mich auffällig gewesen sein dürfte, gewiß nicht einer böswilligen Intention, sondern lediglich einer Beschränktheit des Individuums schuld zu geben, um dessen Erkenntnisgrenzen zu erweitern er ja nichts sehnlicher wünsche als von mir belehrt zu werden. Diese Erklärungen gingen unter einer so starken Explosion von Ergriffenheit vor sich, daß ich zu gar nichts anderem mich aufgelegt fühlte, als seinen Schmerz zu beruhigen, und ihm meine rückhaltlose Teilnahme an seinem ferneren Wirken zu verspre-

chen. Wirklich hatte ich noch kurz vor meiner Abreise von Wien erfahren, daß Hanslick gegen meine Bekannten sich in ungemessenen Ausdrücken über mich und meine Liebenswürdigkeit ergehe. Diese Veränderung hatte nun, so wie auf die Sänger der Oper, namentlich auch auf jenen Hofrat Raymond, den Ratgeber des Oberhofmeisters, in der Weise gewirkt, daß endlich von oben herab die Durchführung des „Tristan" als eine Ehrensache für Wien angesehen werden sollte. Dies war der Grund meiner jetzt erneuerten Berufung.

Zugleich meldete mir der junge Weißheimer von Leipzig aus, wohin er sich begeben hatte, daß er dort ein gutes Konzert zu arrangieren sich getraue, wenn ich ihn dabei mit der Aufführung meines neuen Vorspieles zu den „Meistersingern", sowie auch der „Tannhäuser"-Ouvertüre unterstützen wollte. Er nahm an, das Aufsehen hiervon würde so groß sein, daß er die Preise erhöhen und bei dem voraussichtlichen Absatze sämtlicher Billette, nach einzigem Abzuge der Kosten mir wahrscheinlich eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung stellen können würde. Dazu kam, daß ich mein Herrn von Guaita gegebenes Versprechen, im Betreff einer Aufführung des „Lohengrin" in Frankfurt, trotzdem Schnorrs ihre Mitwirkung absagen mußten, nicht gut wieder zurücknehmen konnte. Die Erwägung aller dieser Anträge bildete nun in mir den Plan aus, die „Meistersinger" liegen zu lassen, und dafür durch auswärtige Unternehmungen mir so viel zu gewinnen zu suchen, daß ich von nächstem Frühjahr an das jetzt Unterbrochene an Ort und Stelle, unabhängig von Schotts Laune, wieder aufnehmen und durchführen könnte. So beschloß ich die, im übrigen mir zusagende, Wohnung in Biebrich um jeden Preis beizubehalten. Da mich andrerseits Minna drängte, mein Bett, und einiges andere, woran ich gewöhnt war aus meinem zurückbehaltenen Mobiliar, der von ihr eingerichteten Wohnung in Dresden zur Vervollständigung einzufügen, — „damit ich, wenn ich sie besuche, doch alles gehörig in Ordnung fände", — wollte ich dem einmal gefaßten Vorgeben, welches ihr die Trennung von mir erleichtern sollte, nicht zuwiderhandeln, sandte ihr das Verlangte zu, und richtete nun meine rheinische Wohnung, mit Hilfe eines Wiesbadener Möbel-Fabrikanten, welcher mir längeren Kredit gewährte, neu ein.

Ende Septembers begab ich mich jetzt auf acht Tage nach Frankfurt, um die Proben zu „Lohengrin" wirklich zu übernehmen. Hier bewährte sich denn einmal wieder dieselbe Erfahrung, welche ich bereits so oft an mir gemacht hatte: nach der ersten Berührung mit dem Opernpersonale war ich willens das Unternehmen sofort aufzugeben; hiegegen trat nun die, durch die wahrgenommene Bestürzung und die mir zugewandte Beschwörung, doch nur auszuhalten, hervorgerufene Reaktion ein, welcher ich dann wieder unterlag, bis es mich endlich zu interessieren begann, zum mindesten die Wirkung der Unverstümmeltheit, des richtigen Témpos sowie der richtigen szenischen Anordnung, ganz für sich und mit Absehung von einem elenden Sängerpersonale, zu erfahren. Doch war wohl Friederike Meyer die einzige, die eben diese Wirkung vollständig empfand; die gewöhnliche „Animiertheit" des Publikums blieb zwar auch nicht aus, nur berichtete man mir späterhin, daß die folgenden Aufführungen, unter der Direktion des Herrn Ignaz Lachner, eines in Frankfurt sorgsam gepflegten vorzüglich elenden Dirigenten und Stümpers, derartig von der Höhe ihrer Wirkung zurückfielen, daß, um die Oper zu erhalten, hierzu der frühere Verhunzungs-Modus wieder angewendet werden mußte.

Der Eindruck von dem allen war auf mich um so niederschlagender, als ich selbst Bülows vergebens unter meinen Gästen hatte erwarten müssen. Cosima war um diese Zeit, wie ich nun erfuhr, eiligst, an mir vorüber, nach Paris gereist, um der in längeren Leiden dahinsiechenden, und nun durch einen schmerzlichsten Schlag neu betroffenen, Großmutter für kurze Zeit hilfreich zur Seite zu sein. Blandine war gestorben, und zwar infolge einer Entbindung, welche sie in St. Tropez zu überstehen gehabt hatte. Jetzt verschloß ich mich für einige Zeit, bei plötzlich eingetretener rauher Witterung, in meine Biebricher Wohnung, und gewann meinem noch sehr behutsam zu behandelnden Daumen die Fähigkeit ab, einzelne Stücke aus der fertigen Komposition der „Meistersinger" für den nächsten Gebrauch im Konzerte zu instrumentieren. Das Vorspiel schickte ich sogleich an Weißheimer, um es in Leipzig ausschreiben zu lassen, und setzte noch die „Versammlung der Meistersinger" mit „Pogners Anrede" für das Orchester aus.

Endlich war ich soweit, Ende Oktober selbst meine Reise

nach Leipzig anzutreten. Auf dieser Fahrt wurde ich auf eine sonderbare Weise veranlaßt, nochmals auf der Wartburg einzukehren: in Eisenach, wo ich für einige Minuten ausgestiegen war, hatte sich der Bahnzug soeben in Bewegung gesetzt, als ich eilig noch einsteigen wollte; unwillkürlich lief ich dem dahineilenden Zuge, mit hastigem Zuruf an den Kondukteur, nach, ohne natürlich ihn aufhalten zu können. Die Abfahrt eines Prinzen hatte eine ziemliche Volksmenge auf dem Bahnhofe versammelt, welche nun über mich in ein lautes Gelächter ausbrach; ich frug sie: das mache ihnen wohl Freude, daß mir dies begegnet sei? „Ja, das macht uns Freude“, antworteten sie. Dieser Vorgang bildete bei mir das Axiom aus, daß man dem deutschen Publikum doch wenigstens durch seinen Schaden zur Freude verhelfen könne. Da erst nach fünf Stunden ein neuer Zug nach Leipzig erwartet wurde, zeigte ich durch den Telegraphen meinem Schwager Hermann Brockhaus, bei dem ich mich zu gastlicher Aufnahme gemeldet hatte, meine verspätete Ankunft an, ließ mich von einem Menschen, der sich als Führer mir vorstellte, zu einer Einkehr auf der Wartburg bestimmen, sah dort die vom Großherzoge getroffene teilweise Restauration derselben, auch den Saal mit den Schwindschen Bildern mir an, fand mich von allem sehr kalt berührt, und kehrte in der Restauration dieses Eisenacher Lustortes ein, wo ich verschiedene Bürgerinnen mit dem Strickstrumpfe beschäftigt antraf. Der Großherzog von Weimar hat mir späterhin versichert, daß der „Tannhäuser“ durch ganz Thüringen, bis zu den niedrigsten Bauernjungen hinab, Popularität genösse: weder der Wirt noch mein Führer schienen aber etwas davon zu wissen; doch schrieb ich mich in das Fremdenbuch mit meinem vollen Namen ein, und erzählte darin die anmutige Begrüßung, welche mir auf dem Bahnhof zuteil geworden. Ich habe nie erfahren, daß dies beachtet worden sei.

In Leipzig wurde ich bei später Nacht von dem ziemlich gealterten und dick gewordenen Hermann Brockhaus auf das heiterste empfangen, und nach seiner Wohnung geleitet, wo ich mit Ottilien ihre Familie antraf, und in behaglicher Weise aufgenommen wurde. Wir hatten uns über vieles zu unterhalten, und die eigentümliche Gutlaunigkeit meines Schwagers in der Teilnahme an solchen Gesprächen machte dieselben

oft bis in die spätesten Morgenstunden hinaus für uns fesselnd. Meine Verbindung mit dem gänzlich unbekannten jungen Komponisten Weißheimer erregte einige Bedenken: in der Tat war sein Konzertprogramm mit einer starken Anzahl seiner eigenen Kompositionen, unter welchen sich eine soeben vollendete symphonische Dichtung „Der Ritter Toggenburg" befand, angefüllt. Hätte ich den Proben hiervon in gleichmütiger Stimmung beigewohnt, so würde ich wahrscheinlich gegen die vollständige Ausführung dieses Programms Einspruch erhoben haben; dagegen wurden mir diese hierfür verwendeten Stunden im Konzertsaal zu den traulichsten und freundlichsten Erinnerungen meines Lebens, und zwar durch mein Wiederzusammentreffen mit Bülows. Auch Hans hatte sich nämlich bestimmt gefühlt, an meiner Seite Weißheimers Debüt die Weihe zu geben, indem er ein neues Klavierkonzert Liszts darin zum Vortrag brachte. Hatte mich mein bloßer Eintritt in den altbekannten Raum des Leipziger Gewandhaus-Saales, sowie die Begrüßung der mir so sehr entfremdeten Orchestermitglieder, denen ich mich als einen gänzlich Unbekannten erst selbst vorzustellen hatte, in unheimlicher Weise verstimmt, so fühlte ich mich plötzlich wie aller Welt entrückt, als ich Cosima, in tiefer Trauer, sehr blaß, aber freundlich mir zulächelnd, in einer Ecke des Saales gewahrte. Sie war vor kurzem aus Paris vom Bett ihrer unheilbar darniederliegenden Großmutter, mit dem tiefen Schmerz über den unerklärlich plötzlichen Tod ihrer Schwester, zurückgekehrt, und erschien somit selbst mir wie aus einer anderen Welt wieder auf mich zutretend. Alles was uns erfüllte war so ernst und tief, daß nur die unbedingte Hingebung an den Genuß unseres Wiedersehens über jene Abgründe uns hinweghelfen konnte. Alle Vorgänge der Proben wurden uns zu einem sonderbar erheiternden Schattenspiel, dem wir wie lachende Kinder zusahen. Hans, der mit uns gleich gut aufgelegt war, — denn wir alle erschienen uns wie in einem Don Quixotischen Abenteuer begriffen — machte mich auf Brendel aufmerksam, welcher nicht weit von uns saß und meine Begrüßung zu erwarten schien. Es reizte mich nun die hierdurch eingetretene Spannung zu unterhalten, indem ich mich stellte, als ob ich ihn nicht erkännte; was den armen Menschen so sehr gekränkt zu haben scheint, daß ich,

in Erinnerung an mein hierbei begangenes Unrecht, bei Gelegenheit meiner späteren öffentlichen Besprechung des „Judentums in der Musik“, Brendels Verdienste noch besonders hervorzuheben mir angelegen sein ließ, gleichsam zum Sühnopfer an den nun bereits Gestorbenen. — Auch die Ankunft Alexander Ritters mit Franziska, meiner Nichte, trug zu unserer heiteren Laune bei; diese ward nämlich beständig unterhalten und angeregt durch die Ungeheuerlichkeit der Weißheimerischen Kompositionen: Ritter, welcher das Gedicht meiner „Meistersinger“ bereits kannte, bezeichnete eine tief melancholische, höchst unverständliche Melodie der Bässe im „Ritter Toggenburg“ mit der „abgeschiedenen Vielfraß-Weis'“. Vielleicht wäre uns doch aber endlich wohl die gute Laune ausgegangen, wenn sie nicht andrerseits durch den glücklichen Eindruck, welchen das schließliche Gelingen des Vortrags des Meistersinger-Vorspiels, sowie die neue Lisztsche Komposition mit Bülows herrlichem Klavierspiel hervorbrachte, in einem edlen Sinne erfrischt worden wäre. Die endliche Aufführung des Konzertes selbst bestätigte nun endlich den gespenstischen Charakter des Abenteuers, in dessen Vorgefühl wir uns bis jetzt mit so heiterem Behagen erhalten hatten. Zu dem Entsetzen Weißheimers blieb das ganze Leipziger Publikum aus, und es schien wohl von den Führern der Abonnement-Konzerte hierzu die Weisung erteilt gewesen zu sein. Mir ist eine solche Leere bei ähnlicher Gelegenheit noch nie vorgekommen: außer meiner Familie, unter welcher sich meine Schwester Ottilie mit einer sehr exzentrischen Haube auszeichnete, waren auf einigen Bänken nur mehrere Besucher, welche von auswärts zu diesem Konzerte gekommen waren, zu bemerken. Hierunter zeichneten sich meine weimarischen Freunde aus: Kapellmeister Lassen, und Regierungsrat Franz Müller, sowie die nie fehlenden Richard Pohl und Justizrat Gille, waren getreulich eingetroffen. Außerdem bemerkte ich mit unheimlichem Erstaunen den alten Hofrat Küstner, ehemaligen Intendanten des Berliner Hoftheaters, dessen Begrüßung und Verwunderung über die unbegreifliche Leere des Saales ich mit guter Laune dahinzunehmen hatte. Von Leipzigern waren sonst nur spezielle Freunde meiner Familie, welche sonst nie ein Konzert besuchten, zugegen, darunter Dr. Lothar Müller, der mir

sehr ergebene Sohn des aus meiner frühesten Jugend her mir freundlich bekannten allöopathischen Arztes Dr. Moritz Müller. In der eigentlichen Mitte des Saales befand sich nur die Braut des Konzertgebers mit ihrer Mutter; in einiger Entfernung, ihr gegenüber, nahm ich während des Verlaufes des Konzertes mit Cosima meinen Platz, und zwar, wie es schien, zum Ärgernis meiner aus der Ferne uns beobachtenden Familie, welche, selbst in tiefster Verstimmung, nicht begreifen konnte, daß wir uns in fast unaufhörlichem Lachen befanden. — Was das Vorspiel der „Meistersinger“ betraf, so brachte dessen gelungene Ausführung auf die wenigen Freunde, welche das Publikum bildeten, eine so günstige Wirkung hervor, daß wir, selbst zur Freude des Orchesters, es sofort wiederholen mußten. Bei diesem schien überhaupt das Eis des künstlich genährten Mißtrauens gegen mich gebrochen zu sein; denn als ich das Konzert mit der „Tannhäuser“-Ouvertüre beschloß, feierte das Orchester mein verlangtes Wieder-Erscheinen mit einem gewaltigen Instrumenten-Tusch, welcher besonders meine Schwester Ottilie zu den freudigsten Gefühlen hinriß, da sie behauptete, daß diese Ehre bisher nur erst der Jenny Lind erwiesen worden sei. Freund Weißheimer, welcher wirklich die allgemeine Geduld in unverantwortlicher Weise ermüdet hatte, verfiel seit dieser Zeit in ein, späterhin sich ausbildendes, Mißbehagen mir gegenüber: er glaubte sich sagen zu müssen, daß, wenn er meine glänzenden Orchesterwerke nicht zur Seite gehabt, und nur seine eigenen Kompositionen zu einem billigen Preise dem Publikum geboten hätte, er viel besser daran gewesen sein würde. Für jetzt hatte er, zur großen Enttäuschung seines Vaters, die Unkosten zu tragen und dazu die sehr unnötige Beschämung, mir keinen Gewinn bringen zu können, zu verwinden.

Mein Schwager ließ sich durch diese peinlichen Eindrücke jedoch nicht davon abhalten, die zuvor zur Feier meiner erwarteten Triumphe bestellten häuslichen Festlichkeiten auszuführen. Auch Bülows nahmen an einem Bankette teil. Eine Abend-Gesellschaft fand statt, in welcher ich einer stattlichen Anzahl von Professoren die „Meistersinger“, und zwar mit vieler Anerkennung, vorlas. Hier erneuerte ich auch die Bekanntschaft mit dem, aus meiner Jugend und seinem Umgange mit meinem Onkel mir hoch interessant gebliebenen Professor Weiß, wel-

cher besonders erstaunt über meine Kunst des Vorlesens sich äußerte.

Bülows waren jetzt leider bereits nach Berlin zurückgereist; wir hatten uns noch einmal bei großer Kälte und unter unfreundlichen Umständen da sie Rücksichtsbesuche zu machen hatten, auf der Straße wiedergesehen, wo bei unserem kurzen Abschiede der allgemeine Druck, welcher uns belastete, sich mehr als die flüchtige gute Laune der letzten Tage, auszusprechen schien. Auch meine Freunde begriffen wohl, in welcher gänzlich verlassenen und widerwärtigen Lage ich mich befand: ich war wirklich so törig gewesen von der Leipziger Konzert-Einnahme mir wenigstens das für den Augenblick Nötigste zu versprechen. In diesem Betreff setzte es mich für das erste in Verlegenheit, meine jetzt fällige Hausmiete in Biebrich meinem Wirte nicht pünktlich auszahlen zu können, da ich andrerseits alles daran setzte mir dieses Asyl für ein neues Jahr zu erhalten, und ich es außerdem hierbei mit einem eigensinnigen, grämlichen Menschen zu tun hatte, den ich überhaupt für die Fortgewähr der Wohnung nur durch Vorausbezahlung zu gewinnen vermeinte. Da zu gleicher Zeit auch Minna wieder mit ihrem Vierteljahrsgeld zu versorgen war, so kam mir eine Hilfe, welche mir jetzt der Regierungsrat Müller im Auftrage des Großherzogs von Weimar zuführte, wirklich wie vom Himmel gesandt. In meiner Not hatte ich, nachdem Schott gänzlich aufzugeben gewesen war, mich auch an jenen alten Bekannten mit der Bitte gewandt, dem Großherzog meine Lage mitzuteilen, um diesen, etwa als Vorausbezahlung von Honoraren für meine neuen Opern, zu einer Unterstützung zu bewegen. Sehr auffallend und unerwartet kam mir auf diese Weise durch die Übermittelung Müllers jetzt die Summe von 500 Talern zu. Ich glaubte mir erst späterhin diese Großmut daraus erklären zu können, daß auch dieses freundliche Benehmen gegen mich vom Großherzoge mit einer bestimmten Absicht auf seinen Freund Liszt ausgeübt worden war, da er diesen um jeden Preis wieder nach Weimar zu ziehen wünschte, und darin gewiß nicht irrte, daß er ein verpflichtendes und generöses Benehmen gegen mich als von vorzüglicher Wirkung auf unseren beiderseitigen Freund in Anschlag brachte.

So war ich denn in den Stand gesetzt, fürs nächste auf ein

paar Tage nach Dresden zu gehen, um, indem ich sie von neuem versorgte, zu gleicher Zeit Minna die zur Aufrechthaltung ihrer schwierigen Lage nötig erachtete Ehre meines Besuches zuzuwenden. — Hier geleitete mich Minna vom Bahnhof in die von ihr bezogene und eingerichtete Wohnung in der „Walpurgisstraße", welche zu der Zeit, als ich Dresden verließ, noch gar nicht vorhanden war. Diese Wohnung hatte sie wiederum mit vielem Geschick, und jedenfalls mit der Absicht mir es darin gefallen zu machen, hergerichtet; am Eingange empfing mich ein kleiner Schwellenteppich, auf welchen sie „Salve" gestickt hatte. Unseren Pariser Salon erkannte ich sofort an den rotseidenen Gardinen und Möbeln wieder; ein stattliches Schlafzimmer für mich, sowie auf der andren Seite ein recht behagliches Arbeitszimmer, sollten mit dem Salon mir einzig zur Verfügung stehen, während sie nach dem Hof ein kleines Gemach mit Alkoven allein für sich hergerichtet. Das Arbeitszimmer schmückte jenes stattliche Bureau von Mahagoni-Holz, welches ich mir einst zu meiner Dresdner Kapellmeister-Einrichtung anfertigen ließ, das seit der Dresdner Flucht aber von der Familie Ritter angekauft und ihrem Schwiegersohne Kummer übergeben worden war; für jetzt hatte es Minna von diesem nur ausgeliehen, indem sie mir freistellte, gegen 60 Taler es wieder zurückzukaufen: da ich hierzu keine Lust zeigte, verfinsterte sich ihre Laune. In der Sorge der bangen Verlegenheit, in welcher sie sich befand, mit mir allein sich gelassen zu sehen, hatte sie meine Schwester Clara aus Chemnitz zum Besuche eingeladen, und teilte nun mit dieser ihre kleine Wohnung. Clara bezeigte sich hier, wie auch schon früher, außerordentlich klug und mitleidig: wohl dauerte sie Minna, und gern mochte sie ihr über die schwere Zeit hinweghelfen, doch immer nur in der Absicht, sie in dem Glauben an die Notwendigkeit unserer fortgesetzten Trennung zu befestigen. Die genaue Kenntnis meiner äußerst schwierigen Lage mußte dazu verhelfen: die Geldsorgen waren so überwiegend, daß Minna nur die Teilnahme an diesen beizubringen war, um ihr dadurch ein Gegengewicht für ihre unruhigen Vorstellungen zu verschaffen. Im übrigen gelang es mir alle Auseinandersetzungen mit ihr fernzuhalten, was auch dadurch möglich ward, daß wir meistens die Zeit in Gesellschaft anderer zubrachten, wozu das Wiedersehen

in der Familie des Fritz Brockhaus mit dessen verheirateter Tochter Klara Kessinger, sowie Pusinellis, des alten Heine, und endlich der beiden Schnorrs, hauptsächlich Veranlassung gab. — Die Vormittage brachte ich mit Besuchen zu, für welche ich, als ich zu dem Minister Behr, meiner Dankesaufwartung für die Amnestie wegen, mich aufmachte, nun zum erstenmal wieder die Straßen Dresdens durchschritt, welche zunächst den Eindruck einer großen Langweiligkeit und Leere auf mich machten, da ich sie zuletzt in dem phantastischen Zustand mit Barrikaden bedeckt gesehen hatte, wo sie sich so ungemein interessant ausgenommen hatten. Keinen der auf dem Wege mir begegnenden Menschen kannte ich; auch ich schien selbst von dem Handschuhhändler, bei dem ich sonst immer meinen Bedarf bezogen und dessen Laden ich jetzt wieder aufzusuchen hatte, nicht erkannt zu werden, — bis mir, eben dorthin, ein älterer Mann in höchster Aufregung und mit Tränen in den Augen, von der Straße her nachstürzte: es war der nun gealterte Kammermusikus Karl Kummer, der genialste Hoboebläser, dem ich jemals begegnet bin, und den ich um dieser Eigenschaft wegen fast zärtlich in mein Herz geschlossen hatte. Freudig umarmten wir uns; ich frug, ob er noch immer so schön sein Instrument blase, worauf er mir aber erklärte, daß ihm die Hoboe, seitdem ich fort sei, keine rechte Freude mehr habe machen wollen: er habe sich seit längerer Zeit pensionieren lassen. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß meine alte Kapellmusikergarde, auch der lange Kontrabassist Dietz, gestorben oder pensioniert sei, unser Intendant von Lüttichau, Kapellmeister Reissiger tot, Lipinski seit lange schon nach Polen zurückgekehrt, Konzertmeister Schubert dienstunfähig; so daß mir alles neu und grau vorkam. Minister Behr äußerte mir seine immer noch bestehenden großen Bedenken gegen meine Amnestierung, welche er allerdings selbst zu unterzeichnen gewagt habe, worüber er aber immer noch in der Sorge sich befinde, ich könnte bei meiner großen Beliebtheit als Opernkomponist es leicht zu verdrießlichen Demonstrationen bringen, in welchem Betreff ich ihn zunächst dadurch beruhigte, daß ich ihm versprach mich nur wenige Tage hier aufzuhalten und das Theater unbesucht zu lassen: mit einem tiefen Seufzer und einem schweren Blick auf mich, entließ er mich. — Sehr ungleich war

dagegen mein Empfang von seiten des Herrn von Beust: mit lächelnder Eleganz unterhielt er sich mit mir davon, daß ich denn doch wohl nicht so unschuldig sein möchte, als ich mir dessen jetzt bewußt schien; er machte mich auf einen Brief von mir aufmerksam, der zu jener Zeit in Röckels Tasche gefunden worden sei: dies war mir neu, und gern gab ich zu verstehen, daß ich die mir erteilte Amnestie als eine Verzeihung begangener Unvorsichtigkeiten zu betrachten mich gedrungen fühlte. Unter den heitersten Freundschaftsbezeigungen trennten wir uns.

Noch feierten wir einen Gesellschafts-Abend in dem Salon Minnas, wo ich abermals den damit noch Unbekannten die „Meistersinger" vorlas. Nachdem ich Minna für längere Zeit wieder mit Geld versorgt hatte, begleitete sie mich am vierten Tage wieder zum Bahnhofe, wo sie mit den bängsten Vorgefühlen, mich wohl nie wieder zu sehen, einen sehr beklemmenden Abschied von mir nahm.

In Leipzig kehrte ich für einen Tag noch in einem Gasthof ein, wo ich Alexander Ritter abermals antraf und mit ihm einen gemütlichen Abend bei Punsch zubrachte. Was mir diesen kurzen Aufenthalt eingab, war, daß man mir versichert hatte, wenn ich für mich allein ein Konzert geben wollte, würde dieses außerordentlich besucht sein: aus Rücksicht auf eine mir nötige Geldeinnahme, hatte ich auch diese Nachweisung in Betracht gezogen, fand nun aber, daß das Unternehmen in keiner Weise gesichert sei, und kehrte jetzt eiligst nach Biebrich zurück, wo ich meine Wohnungsangelegenheit in Ordnung zu bringen hatte. Hier fand ich, zu meinem großen Ärger, meinen Hauswirt in immer schwierigerer Laune; er schien mir nicht vergessen zu können, daß ich ihn wegen der Behandlung seines Hundes getadelt, sowie auch mein Dienstmädchen, um eines Verhältnisses mit einem Schneider wegen, gegen ihn in Schutz genommen hatte. Trotz Zahlung und Versprechung blieb er grämlich und behauptete, um seiner Gesundheit willen im nächsten Frühjahre die von mir innegehabte Wohnung selbst beziehen zu müssen. Während ich ihn durch Vorausbezahlung nötigte, wenigstens bis zu Ostern meinen Hausrat, wie er stehe, unberührt zu erhalten, machte ich mich, unter Anleitung des Herrn Dr. Schüler und der Mathilde Maier, nochmals in die Orte des Rheingaus auf, um eine mir passende

Wohnung für nächstes Jahr aufzusuchen. Dies gelang zwar, der Kürze der Zeit wegen, nicht, meine Freunde versprachen aber sich unablässig nach dem Gewünschten umsehen zu wollen. —

In Mainz traf ich auch nochmals mit Friederike Meyer zusammen. Ihre Verhältnisse in Frankfurt schienen immer schwieriger geworden zu sein: sie gab mir sehr recht, als sie erfuhr, daß ich den Regisseur des Herrn von Guaita, welchen er mir vor einiger Zeit mit dem Auftrage mir 15 Louisdor für die Direktion des „Lohengrin“ auszuzahlen, nach Biebrich gesandt, abgewiesen hatte; sie selbst habe mit jenem Herrn vollkommen gebrochen, ihre Entlassung durchgesetzt, und stehe nun im Begriff ein ihr zugesagtes Gastspiel am Burgtheater anzutreten. Durch diese Handlungsweise, und ihren Entschluß, gewann sie von neuem meine Teilnahme, da ich sie als eine kräftige Widerlegung der ihr widerfahrenen Verleumdungen zu betrachten hatte. Da auch ich im Begriff war nach Wien abzureisen, freute sie sich einen Teil des Weges mit mir zurücklegen zu können, weil sie sich in Nürnberg einen Tag aufzuhalten gedenke, wo ich sie dann zur weiteren Fahrt antreffen würde. Dies geschah so; und wir trafen zusammen in Wien ein, wo meine Freundin im Hotel „Munsch“, ich dagegen in der mir bereits heimischen „Kaiserin Elisabeth“ abstieg. Dies war am 15. November. Ich suchte sofort den Kapellmeister Esser auf, und erfuhr von ihm daß wirklich eifrig am „Tristan“ studiert würde; dagegen geriet ich, durch mein leicht mißzuverstehendes Verhältnis zu ihrer Schwester Friederike, mit Frau Dustmann alsbald in sehr unangenehme Zerwürfnisse. Dieser war die Lage der Dinge durchaus nicht klarzumachen, da sie ihre Schwester als in einem Verhältnisse stehend, von ihrer Familie geächtet, und demnach ihre Übersiedelung nach Wien als für sie kompromittierend betrachtete. Hierzu kam nun, daß Friederikes eigener Zustand mir bald die allerhöchsten Beschwerden verursachte. Sie hatte für das Burgtheater ein dreimaliges Gastspiel abgeschlossen, ohne zu beachten, wie wenig sie gerade jetzt zu einer glücklichen Erscheinung auf dem Theater, namentlich vor dem Wiener Publikum, geeignet war: die überstandene große Krankheit, von welcher sie nur unter den aufregendsten Umständen genesen war, hatte sie besonders durch große Magerkeit sehr entstellt; so war ihr auch der Kopf fast ganz kahl ge-

worden, wobei sie aber große Abneigung gegen den Gebrauch einer Perücke festhielt. Die Feindseligkeiten ihrer Schwester hatten ihr das Personale des Burgtheaters entfremdet, und infolge alles dessen, sowie auch durch die Aufnötigung einer ihr nicht zusagenden Rollenwahl, mißlang ihr Auftreten, und von ihrer Anstellung an dieser Bühne konnte keine Rede sein. Bei zunehmender Schwäche und steter Schlaflosigkeit, suchte sie dennoch die Schwierigkeit ihrer Lage voll großherziger Scham mir immer zu verbergen. In einem etwas wohlfeileren Gasthof, zur „Stadt Frankfurt", wollte sie zunächst, da sie im Betreff der Geldmittel nicht in Verlegenheit zu sein schien, den Erfolg einer möglichsten Schonung ihrer Nerven abwarten: auf meinen Wunsch berief sie Standhartner, welcher ihr nicht viel zu helfen zu wissen schien. Da gegenwärtig, Ende November und Anfangs Dezember, das Klima äußerst rauh geworden, Bewegung in freier Luft ihr aber sehr empfohlen war, geriet ich auf den Gedanken, ihr einen längeren Aufenthalt in Venedig anzuempfehlen. Auch hierfür schienen ihr die Mittel nicht abzugehen: sie befolgte meinen Rat, und an einem eisig kalten Morgen begleitete ich sie nach dem Bahnhof, auf welchem ich sie mit einer treuen Kammerjungfer, welche sie begleitet hatte, für jetzt einem verhofften freundlicheren Schicksale überließ. Ich hatte die Genugtuung bald tröstlichere Nachrichten von ihr, namentlich über ihr Befinden, aus Venedig zu erhalten. —

Während mich diese Beziehungen einerseits in schwierige Sorgen verwickelten, war ich mit meinen älteren Wiener Bekannten in fortgesetztem Verkehr geblieben. Hier hatte sich sogleich anfangs ein sonderbarer Vorfall ereignet. Ich hatte der Familie Standhartner, wie dies jetzt überall geschehen war, meine „Meistersinger" vorzulesen: da Herr Hanslick jetzt als mir befreundet galt, glaubte man gut zu tun, auch diesen hierzu einzuladen; hier bemerkten wir im Verlaufe der Vorlesung, daß der gefährliche Rezensent immer verstimmter und blässer wurde, und auffallend war es, daß er nach dem Beschlusse derselben zu keinem längeren Verweilen zu bewegen war, sondern alsbald, in einem unverkennbar gereizten Tone, Abschied nahm. Meine Freunde wurden darüber einig, daß Hanslick diese ganze Dichtung als ein gegen ihn gerichtetes

Pasquill ansähe, und unsere Einladung zur Vorlesung derselben von ihm als Beleidigung empfunden worden war. Wirklich veränderte sich seit diesem Abend das Verhalten des Rezensenten gegen mich sehr auffällig, und schlug zu einer verschärften Feindschaft aus, davon wir die Folgen albald zu ersehen hatten.

Cornelius und Tausig hatten sich wieder bei mir eingefunden. Beiden hatte ich zunächst meine wirkliche Verstimmung wegen ihres Benehmens im vorangegangenen Sommer nachzutragen: als ich damals die Aussicht hatte Bülows und Schnorrs bei mir in Biebrich zu vereinigen, bestimmte mich meine herzliche Teilnahme für diese beiden jüngeren Freunde, sie ebenfalls zu mir einzuladen. Wirklich erhielt ich auch sofort die Zusage des Cornelius, war aber desto mehr erstaunt, eines Tages von diesem ein Schreiben aus Genf zu erhalten, wohin ihn Tausig, der plötzlich über Fonds zu disponieren schien, zu einer, jedenfalls bedeutenderen und angenehmeren, Sommerpartie mit sich gezogen hatte. Ohne der geringsten Erwähnung eines Bedauerns, diesen Sommer nicht mit mir zusammenzutreffen, wurde mir nur gemeldet, daß man soeben jubelnd eine „herrliche Zigarre auf meine Gesundheit geraucht" habe. Als ich beide jetzt wieder in Wien antraf, blieb es mir unmöglich ihnen das Kränkende ihres Benehmens nicht zu Gemüte zu führen, wogegen sie nicht zu begreifen schienen, was ich darwider haben könnte, daß sie die schöne Reise nach der französischen Schweiz meinem Besuch in Biebrich vorgezogen hatten. Ich galt ihnen offenbar für einen Tyrannen. Tausig wurde mir noch außerdem durch sein sonderbares Benehmen in meinem Gasthofe verdächtig. Wie ich erfuhr, nahm er seine Mahlzeiten gewöhnlich dort in der unteren Restauration, und stieg sodann, mit Übergehung meiner Etage, in den vierten Stock zu anhaltenden Besuchen bei einer Gräfin Krockow. Als ich ihn hierüber befrug und erfuhr, daß jene Dame auch mit Cosima näher befreundet sei, äußerte ich meine Verwunderung darüber, daß er mich nicht ebenfalls mit der Dame bekannt mache: mit sonderbar undeutlichen Ausdrücken wich er meiner Zumutung fortgesetzt aus; als ich ihn mit der Annahme eines Liebesverhältnisses necken zu dürfen glaubte, sagte er: davon könne gar nicht die Rede sein, da jene Dame bereits alt sei. So ließ ich ihn denn gewähren, nur hatte meine Verwunderung über das sonderbare

Benehmen Tausigs noch zuzunehmen, als ich in späteren Jahren die Gräfin Krockow endlich näher kennen lernte, von ihrem ernsten Anteil an mir mich überzeugte, und erfuhr, daß sie bereits damals nichts mehr gewünscht, als auch mich kennen zu lernen, wozu Veranlassung zu verschaffen Tausig sich jedoch immer geweigert hätte, und zwar unter dem Vorgeben, ich mache mir nichts aus Umgang mit Frauen.

Endlich gerieten wir dennoch wieder in einen belebten freundschaftlichen Verkehr, als ich jetzt ernstlich an die Ausführung meiner Absicht ging, in Wien Konzerte zu geben. Während ich es dem, sehr ernstlich hierfür besorgten, Kapellmeister Esser überließ in, wie es schien, fleißig fortgesetzten Klavierproben die Hauptpartien des „Tristan" musikalisch einzustudieren, blieb mein Mißtrauen gegen das wirkliche Gelingen der Studien, und zwar weniger aus Zweifel an der Befähigung als an dem guten Willen des Personales, ungebrochen bestehen. Namentlich verleidete mir das absurde Benehmen der Frau Dustmann meine häufigere Anwesenheit bei den Proben. Dagegen verhoffte ich mir nun, durch eine Vorführung von Bruchstücken aus meinen in Wien noch unbekannten Werken, schon um deswillen eine günstige Wirkung, weil ich dadurch meinen heimlichen Gegnern zu zeigen vermochte, daß mir auch noch andere Wege, mit meiner neueren Musik vor das Publikum zu gelangen, offen stünden, als der durch sie mir so leicht zu vertretende der Theateraufführungen. Für alles Praktische der Ausführung ward jetzt Tausig von vorzüglicher Hilfe. Wir kamen überein, das Theater an der Wien für drei Abende zu mieten, um das Ende Dezember zu gebende Konzert nach je acht Tagen daselbst zu wiederholen. Für das erste galt es nun die Orchesterstimmen der Stücke auszuschreiben, welche ich aus meinen Partituren für dieses Konzert herausschnitt: es waren dies zwei Bruchstücke aus dem „Rheingold", ebenso zwei aus der „Walküre" und den „Meistersingern", wogegen ich das Vorspiel zu „Tristan", um nicht mit der immer noch angekündigten Aufführung des ganzen Werkes im Operntheater zusammenzutreffen, jetzt noch zurückhielt. Mit einigen Hilfsschreibern machten sich jetzt Cornelius und Tausig an die Arbeit, welche, der nötigen musikalischen Korrektheit wegen, nur von vertrauten Partiturlesern auszuführen war. Zu ihnen hatte sich auch Weißheimer gesellt, welcher, um

schließlich dem Konzert beiwohnen zu können, in Wien eingetroffen war. Nun meldete mir Tausig auch Brahms an, den er mir als einen „sehr guten Burschen" empfahl, welcher, so berühmt er auch selbst schon sei, gern einen Teil ihrer Arbeit übernehmen wollte: dieser erhielt ein Bruchstück der „Meistersinger" zugeteilt. Wirklich benahm sich auch Brahms bescheiden und gutartig; nur zeigte er wenig Leben, so daß er in unseren Zusammenkünften oft kaum bemerkt wurde. Mit dem aus älterer Zeit her mir bekannten Friedrich Uhl, welcher jetzt mit Julius Fröbel, unter Schmerlings Auspizien, ein politisches Journal „Der Botschafter" herausgab, traf ich jetzt ebenfalls wieder zusammen. Er stellte mir sein Journal zur Verfügung, und veranlaßte mich, in seinem Feuilleton den ersten Akt der Dichtung der „Meistersinger" mitzuteilen: meine Freunde wollten bemerken, daß Hanslick immer giftiger würde.

Während ich und meine Genossen übermäßig mit den Vorbereitungen des Konzertes beschäftigt waren, trat eines Tages auch ein, in Paris durch Bülow mir als lächerlicher Mensch bereits vorgestellter Herr Moritz zu uns, und brachte es durch ungeschicktes, aufdringliches Benehmen und alberne, jedenfalls erfundene Berichte von Aufträgen Bülows an mich, dahin, daß ich, durch Tausigs kecken Unwillen dazu hingerissen, dem sehr unberufenen Störer mit großer Heftigkeit die Türe wies. Hierüber berichtete er an Cosima in einer für Bülow so kränkenden Weise, daß diese sich wiederum veranlaßt fand, ihre höchste Indignation über mein so rücksichtsloses Benehmen gegen meine bewährtesten Freunde schriftlich mir zukommen zu lassen. Ich war wirklich so erstaunt und tief niedergeschlagen über dieses so unerklärlich wunderliche Begebnis, daß ich sprachlos Tausig den Brief Cosimas übergab, und ihn einzig frug, was nur wieder gegen solchen Unsinn anzufangen sei: er übernahm es sogleich, Cosima den Vorfall im rechten Lichte zu zeigen, und das Mißverständnis zu lösen; ich hatte die Freude, bald hiervon den gewünschten guten Erfolg zu erfahren.

Jetzt gelangten wir zu den Proben für das Konzert; mit den (von) mir benötigten Sängern versah mich die Hofoper, um die Bruchstücke aus „Rheingold", der „Walküre" und „Siegfried" (Schmiede-Lieder) sowie Pogners Anrede aus den „Meistersingern" ausführen lassen zu können. Nur für die drei

„Rheintöchter" hatte ich mich mit Dilettanten zu versehen. Sehr behilflich auch hierfür, sowie sonst in jeder Angelegenheit, war mir der Konzertmeister Hellmesberger, welcher unter allen Umständen durch gute Leistungen und enthusiastische Bezeigungen den Musikern voranging. Nach den betäubenden Vorproben in einem kleinen Musikzimmer des Opernhauses, welche Cornelius durch das hier entstehende große Geräusch in Perplexität setzten, gelangten wir auf die Bühne des Theaters „an der Wien" selbst, wo ich, neben der teuren Lokal-Miete, auch die Kosten für den nötigen Orchesterbau zu erstatten hatte. Der von lauter Theater-Kulissen umgebene Raum blieb dennoch der Akustik außerordentlich ungünstig; eine Schallwand und Überdeckung für meine Rechnung herrichten zu lassen schien mir aber zu viel gewagt. Die erste Aufführung am 26. Dezember ergab mir, trotz des starken Besuches derselben, dennoch nichts als übergroße Unkosten und den großen Kummer, welchen mir die schlechte Wirkung des Orchesters infolge der üblen Akustik verursachte. Trotz schlechter Aussichten beschloß ich, zur Hebung der Wirkung der beiden nachfolgenden Konzerte, noch die Kosten der Herstellung eines Schallgehäuses zu übernehmen. Hierbei schmeichelte ich mir auf den Erfolg anderseitiger Bemühungen um Erweckung von Teilnahme in höchsten Kreisen rechnen zu können. Mein Freund Fürst Liechtenstein hatte dies nicht für unmöglich gehalten: er glaubte den Weg zu einer Anregung für den kaiserlichen Hof durch die Palast-Dame, Gräfin Zamoiska, versuchen zu dürfen; zu dieser Dame geleitete er mich eines Tages durch unzählige Gänge der kaiserlichen Burg. Wie es mir späterhin deutlich wurde, hatte auch hier Frau Kalergis empfehlend gearbeitet; nur die junge Kaiserin schien sie aber für mich gewonnen zu haben, denn diese ganz allein, ohne jede Begleitung, wohnte der Aufführung bei. Jede Art von Enttäuschung erlitt ich jedoch bei dem zweiten Konzerte, welches ich allerdings allen Warnungen zum Trotz auf den ersten Neujahrstag 1863 angesetzt hatte: der Saal war außerordentlich schwach besetzt, und ich hatte einzig die Genugtuung, das Orchester durch die akustische Verbesserung des Raumes zu vortrefflicher Wirkung gebracht zu wissen. So war denn auch diesmal der Eindruck der aufgeführten Stücke so günstig, daß ich das am 8. Januar gegebene dritte Konzert wiederum vor sehr gefüll-

tem Hause stattfinden lassen konnte. Ich erlebte hierbei ein schönes Zeugnis für die große Begabung des Wiener Publikums im Betreff der Musik: das keineswegs aufregende Vorspiel zu der Anrede „Pogners“ an die Meistersinger mußte, trotzdem der Sänger sich zu seinem Vortrage bereits erhoben hatte, auf stürmischen Zuruf wiederholt werden. Hierbei traf mein Blick in einer der Logen auf ein für meine Lage tröstliches Anzeichen: ich erkannte Frau Kalergis, welche soeben angekommen war um für einige Zeit in Wien zu verweilen, wie es mich dünkte, nicht ohne die Nebenabsicht auch hier mir wiederum behilflich zu sein. Auch mit Standhartner befreundet, setzte sie sich sofort mit diesem in Beratung darüber, wie mir in der kritischen Lage, in welche ich wiederum durch die Unkosten von Konzert-Aufführungen geraten war, zu helfen sei. Sie selbst hatte unserem Freunde bekannt, über gar keine Mittel verfügen zu können und besondere Ausgaben nur durch Schuldenmachen bestreiten zu können. So sollten denn wohlhabendere Gönner geworben werden. Unter diesen zeichnete man zunächst Frau Baronin von Stockhausen, die Frau des hannöverschen Gesandten, aus: als sehr innige Freundin Standhartners verfuhr diese auch gegen mich mit warmer Teilnahme, indem sie auch Lady Bloomfield, mit deren Gatten, dem englischen Gesandten, für mich gewann. Bei diesem gab es eine Soiree, sowie bei Frau von Stockhausen es zu mehreren Abend-Gesellschaften kam. Eines Tages überbrachte mir Standhartner, als von unbekannter Hand ihm zugestellt, 500 Gulden als Beitrag zur Deckung meiner Unkosten. Frau Kalergis hatte dagegen sich 1000 Gulden zu verschaffen gewußt, welche mir nun ebenfalls durch Standhartner für weitere Bedürfnisse zur Verfügung gestellt wurden. In ihren Bemühungen, den Hof für mich zu interessieren, war sie jedoch, trotz ihrer nahen Befreundung mit Gräfin Zamoiska, gänzlich erfolglos geblieben, da schließlich ein Mitglied der überall zu meinem Unglück auftauchenden sächsischen Familie Könneritz, als damaliger Gesandter sich eingefunden, und namentlich bei der alles beeinflussenden Erzherzogin Sophie jede Regung zu meinen Gunsten dadurch zu unterdrücken gewußt hatte, daß er behauptete, ich habe zu seiner Zeit das Schloß des Königs von Sachsen abgebrannt. —

Unverdrossen suchte aber meine Gönnerin, nach jeder Seite

meiner Bedürfnisse hin, mir behilflich zu sein. Um meinem größesten Wunsche, für einige Zeit in eine ruhige Wohnung untergebracht zu sein, zu genügen, war sie darauf verfallen, die Wohnung des englischen Gesandtschafts-Attachés, des Sohnes des berühmten Lytton Bulwer, mir zu verschaffen, da dieser abberufen war, jedoch für längere Zeit noch seinen Haushalt zu seiner Verfügung behielt. Ich wurde mit dem jugendlichen, sehr liebenswürdigen Menschen durch sie bekannt gemacht; gemeinschaftlich mit Cornelius und Frau Kalergis, speiste ich eines Abends bei ihm, wo hernach ich schließlich mich an die Vorlesung der „Götterdämmerung“ machte, ohne jedoch, wie es schien, mir dadurch eine aufmerksame Zuhörerschaft zu gewinnen; da ich dies bemerkte, brach ich ab, und zog mich mit Cornelius zurück. Es war uns auf dem Heimwege sehr kalt; auch Bulwers Zimmer kamen uns ungenügend geheizt vor: wir flüchteten uns in eine Restauration um uns dort durch ein Glas Punsch zu erwärmen, welcher Vorgang mir in Erinnerung geblieben ist, weil ich hier zum ersten Male an Cornelius eine ganz unbändige exzentrische Laune kennen lernte. Während wir uns so gehen ließen, benutzte, wie es mir wohl zum Bewußtsein kam, Frau Kalergis ihre Macht als bedeutende und unabweisbare weibliche Fürsprecherin, um Bulwer ein möglichst entscheidendes Interesse für mich einzuflößen. So viel gelangte hiervon an mich, daß dieser seine Wohnung für drei Vierteljahre mir unbedingt zu Gebote stellte. Nur wußte ich bei näherer Überlegung nicht recht, welchen Vorteil ich hieraus ziehen sollte, da ich andrerseits in Wien keine Aussicht auf Einnahmen zu meinem Lebensunterhalte auffinden konnte.

Hiergegen wirkte auf meine Entschlüsse entscheidend die Einladung, welche mir aus Petersburg zukam, daselbst im Monat März zwei Konzerte der Philharmonischen Gesellschaft, für ein Honorar von 2000 Silberrubel, zu dirigieren. Frau Kalergis, deren Bemühung um mich ich auch hierin zu erkennen hatte, riet mir eindringlich zur Annahme dieser Aufforderung, wobei sie mir für die Vergrößerung meiner Einnahme, ein selbständig zu gebendes Konzert, mit jedenfalls sehr bedeutendem materiellen Erfolge, in Aussicht stellte. Was mich von der Annahme dieser Einladung hätte abhalten können, würde nur die Gewißheit gewesen sein, im Laufe der nächsten Monate in Wien

den „Tristan" zur Aufführung zu bringen; neue Erkrankungen des Tenoristen Ander hatten jedoch die Vorbereitungen dazu wieder in das Stocken gebracht; wie mir denn überhaupt jedes Vertrauen auf jene Zusicherung, die mich wieder nach Wien verwiesen hatte, verloren gegangen war. Hierzu hatte schon alsbald nach meiner diesmaligen Ankunft das Ergebnis meines Besuches bei dem Minister Schmerling beigetragen. Dieser war sehr überrascht, als ich mich bei ihm auf eine Empfehlung des Fürsten Metternich berief; denn dieser hatte, der Versicherung des Ministers gemäß, kein Wort von mir zu ihm gesprochen. Sehr galant erklärte er mir jedoch, daß ich auch einer solchen Empfehlung gar nicht bedürfe, um ihn genügend für einen Mann von meinem Verdienste zu interessieren. Als ich ihm nun die, in dem Entgegenkommen des Fürsten Metternich in meinem Betreff enthaltenen Gedanken über eine besondere Stellung, welche mir der Kaiser in Wien verleihen sollte, mitteilte, beeilte er sich dagegen, mir seine vollständigste Einflußlosigkeit auf irgendeinen Entschluß des Kaisers zur Kenntnis zu bringen. Um mir das Benehmen des Fürsten Metternich selbst klarzumachen, war dies Bekenntnis des Herrn von Schmerling recht dienlich, und nahm ich an, daß jener eine Aktion auf den Oberstkämmerer zugunsten einer ernstlichen Wiederaufnahme des „Tristan" erfolglosen Bemühungen beim Minister vorgezogen hatte.

Da, wie gesagt, aber auch diese Aussicht sich wieder in die Ferne verschob, sagte ich jetzt für Petersburg zu, suchte mich jedoch zuvor noch mit dem nötigen Gelde zu versehen, wozu mir ein von Heinrich Porges in Prag für mich vorbereitetes Konzert behilflich sein sollte. Demnach reiste ich Anfangs Februar nach Prag, und gewann dort allen Grund, meiner Aufnahme mich zu erfreuen. Der junge Porges, ein entschiedener Parteigänger für Liszt und mich, gefiel mir, sowohl persönlich als durch seinen mir bewiesenen Eifer, sehr gut. Das Konzert, in welchem außer einer Beethovenschen Symphonie, Bruchstücke meiner neueren Werke zur Aufführung kamen, fand mit günstigem Erfolge im Saale der Sophieninsel statt. Als am folgenden Tage Porges, noch mit Vorbehalt kleinerer Nachzahlungen, mir eintausend Gulden zustellte, erklärte ich laut lachend, daß dies das erste Geld sei, welches ich durch eine persönliche

Leistung mir verdient hätte. Außerdem machte er mich mit einigen sehr ergebenen und gebildeten jungen Leuten von der deutschen wie der tschechischen Partei, unter welchen ein Lehrer der Mathematik Lieblein, und ein Schriftsteller Musil, in recht befriedigender Weise bekannt. Rührend war es für mich die aus meiner frühesten Jugend her mir bekannte Marie Löwe, welche vom Gesang jetzt gänzlich zur Harfe übergegangen war, für dies letztere Instrument im Orchester angestellt und bei meinen Konzerten mitwirkend, nach so langen Jahren wieder anzutreffen. Bereits nach einer ersten Aufführung des „Tannhäusers" in Prag hatte sie mir mit großem Enthusiasmus hierüber berichtet; dieser verstärkte sich jetzt nur noch und blieb mir lange Jahre hindurch mit rührender Aufmerksamkeit zugewandt. So, recht befriedigt und neu erwachter Hoffnung voll, eilte ich für jetzt noch einmal nach Wien zurück, um die Angelegenheit des „Tristan" zu einer möglichst festen Abmachung zu bringen. Eine in meiner Anwesenheit wiederum ermöglichte Klavier-Probe der beiden ersten Akte versetzte mich in wahre Verwunderung über die recht erträgliche Leistung des Tenoristen, während ich Frau Dustmann meine vollste Anerkennung ihrer vortrefflichen Durchführung der schwierigen Gesangspartie nicht zurückhalten konnte. So wurde es denn festgesetzt, daß mein Werk etwa nach Ostern zur Aufführung kommen sollte, was mit der Berechnung meiner Rückkehr aus Rußland sehr wohl in Übereinstimmung war.

Die Hoffnung auf die dort mir zu gewinnenden größeren Einnahmen bestimmte mich nun, meinen Plan einer völligen Ansiedelung in dem stillen Biebrich wieder aufzunehmen. Da mir für meine Reise nach Rußland noch Zeit übrigblieb, begab ich mich auch jetzt an den Rhein zurück, um dort so schnell wie möglich alles in Ordnung zu bringen. Nochmals stieg ich in der Frickhöferschen Wohnung ab, durchsuchte in Begleitung Mathilde Maiers und ihrer Freundin Luise Wagner nochmals den Rheingau nach der gewünschten Wohnung; da aber auch dies erfolglos blieb, machte ich mich sogar an Unterhandlungen mit Frickhöfer wegen des Baues eines kleinen Häuschens für mich auf einem in der Nähe seiner Villa zu erwerbenden Grundstückchen. Jener Herr Schüler, den ich durch den jungen Städel kennen gelernt hatte, sollte als

Rechts- und Geschäftskundiger die Angelegenheit in die Hand nehmen; ein Kostenanschlag ward berechnet, und es sollte nun auf die Höhe meiner russischen Einnahmen ankommen, ob das Unternehmen im Frühjahr seine Ausführung finden werde. Da ich jedenfalls mit Ostern die Wohnung im Frickhöferschen Hause zu verlassen hatte, ließ ich bereits meinen ganzen Hausrat aus derselben entfernen und verpackt dem Möbelhändler in Wiesbaden zustellen, welchem ich noch den größten Teil der Zahlung für die mir gelieferte Einrichtung schuldete.

So reiste ich in hoffnungsvoller Stimmung zunächst nach Berlin, wo ich mich sofort in Bülows Wohnung meldete. Cosima, welche in kürzester Zeit einer Entbindung entgegensah, ließ sich, erfreut mich wieder zu sehen, durch nichts abhalten mich zunächst in die Musikschule zu geleiten, in welcher wir Hans aufzusuchen hatten. Ich trat dort in einen länglichen Saal ein, an dessen Ende Bülow soeben eine Klavierstunde erteilte; da ich längere Zeit stumm an der Türe verweilte, fuhr jener in höchstem Ärger auf den störenden Eindringling los, um nun in ein um so freudigeres Lachen auszubrechen, als er mich erkannte. Unser gemeinschaftliches Mittagsmahl ward beredet, und mit Cosima allein verfügte ich mich auf eine vortrefflich gelaunte Spazierfahrt in einem schönen Wagen des Hôtel de Russie, über dessen Auspolsterung mit grauem Atlas wir unaufhörlich uns freuten. Bülow hatte Sorge gehabt mir seine Frau in gesegnetem Zustande vorzustellen, da ich ihm einmal mit Beziehung auf eine andere Frau unserer Bekanntschaft meine damals empfundene Abneigung davor zu erkennen gegeben hatte. Es verursachte uns gute Laune ihn in dem jetzigen Falle vollkommen beruhigen zu können, da mich an Cosima gar nichts zu stören imstande wäre. So wurde ich von den, meine Hoffnung teilenden und über die Wendung meines Schicksales herzlich erfreuten, Freunden auf dem Königsberger Bahnhof zur weiten Reise in die Nacht entlassen.

In Königsberg hatte ich einen halben Tag und eine Nacht zuzubringen, welche ich, von einer Wiederaufsuchung der für mich einst so verhängnisvollen Lokalitäten dieses Ortes keineswegs angezogen, still in einem Zimmer eines Gasthofes, um dessen Lage ich mich nicht einmal bekümmerte, verbrachte, um mit frühem Morgen meine Reise an die russische Grenze fortzusetzen.

In einer gewissen Befangenheit wegen meiner ehemaligen gesetzwidrigen Überschreitung der russischen Grenze, betrachtete ich mir während meiner langen Fahrt die Physiognomie der Mitreisenden genau. Unter diesen fiel mir ein livländischer Edelmann deutscher Herkunft besonders dadurch auf, daß er im härtesten deutschen Junker-Tone sein Mißbehagen an der Emanzipation der Bauern durch den russischen Kaiser aussprach: es ward mir hieran deutlich, daß etwaige Freiheitsbestrebungen der Russen durch unseren, unter ihnen ansässigen deutschen Adel keine großen Förderungen erhalten möchten. Sehr erschreckte es mich, bei immer weiterer Annäherung an Petersburg, den Zug plötzlich angehalten und von Gendarmerie untersucht zu sehen. Es galt, wie man mir sagte, einigen der Teilnahme an dem in Ausbruch begriffenen, neuesten polnischen Aufstande Verdächtigen. Nicht weit von der Hauptstadt selbst füllten sich aber die leeren Sitze des Waggons mit mehreren Leuten, deren hohe russische Pelzmützen mir um so mehr Verdacht erregten, als ich auf das aufmerksamste von den Trägern derselben fixiert wurde. Plötzlich aber verklärte sich das Gesicht des einen, welcher sich ganz begeistert mir zuwandte, und mich als denjenigen begrüßte, dem er mit mehreren andren Musikern des Kais. Orchesters zur Einholung entgegengefahren sei. Es waren lauter Deutsche, welche mich nun nach der Ankunft im Petersburger Bahnhofe zahlreichen anderen Abgeordneten des Orchesters, mit dem Komitee der Philharmonischen Gesellschaft an der Spitze, jubelnd zuführten. Man hatte mir eine deutsche „Pension" in einem an der Newsky-Perspektive gelegenen Hause als geeignetes Unterkommen empfohlen. Sehr zuvorkommend ward ich hier von Frau Kunst, der Gattin eines deutschen Kaufmannes, aufgenommen, mit Auszeichnung in einem Salon, mit voller Aussicht auf die große lebhafte Straße, untergebracht und behaglich gepflegt. Ich speiste gemeinschaftlich mit den übrigen Pensionären und Kostgängern, zu welchen ich meistens den von Luzern her mir früher bekannt gewordenen Alexander Séroff als meinen Gast herbeizog. Diesen, der sich sofort bei mir eingefunden hatte, lernte ich hier in einer sehr ärmlichen Stellung, als Zensor der deutschen Journale, kennen. Im Äußeren sehr vernachlässigt, kränklich, und dürftig sich behelfend, erwarb er sich meine Achtung zunächst auch mit seiner

großen unabhängigen Gesinnung und Wahrhaftigkeit, durch welche, verbunden mit seinem ausgezeichneten Verstande, er sich auch, wie ich bald erfuhr, zu einem der einflußreichsten und gefürchtetsten Kritiker erhoben hatte. Ich lernte dies in der Folge bald kennen, als ich von hochgestellter Seite her darum angegangen wurde, meinen Einfluß auf Séroff dahin zu verwenden, daß er den dort schmerzlich protegierten Anton Rubinstein fortan mit weniger Bitterkeit verfolgte. Als ich ihn hierum anging, und er mir alle seine Gründe, aus denen er Rubinsteins Wirken als Künstler in Rußland für so verderblich hielte, auseinandersetzte, bat ich ihn, wenigstens mir zuliebe, der ich bei diesem kurzen Aufenthalte in Petersburg nicht als Rubinsteins Rivale angesehen sein möchte, mit seiner Verfolgung einzuhalten; wogegen er mit der Heftigkeit eines krampfhaft Leidenden mir zurief: „Ich hasse ihn, und kann kein Zugeständnis machen.“ Hiergegen trat er mit mir in das allerinnigste Einvernehmen; er verstand mich und meine Art so vollständig, daß wir fast nur noch scherzend miteinander umzugehen hatten, da wir über alles Ernste vollkommen einverstanden waren. Nichts glich seiner Sorgsamkeit, mit welcher er mir nach jeder Seite hin behilflich war. Für die Gesangstexte der Bruchstücke aus meinen Opern, welche in meinen Konzerten vorgetragen werden sollten, sowie für meine explikativen Programme, veranstaltete er die nötigen Übersetzungen in das Russische. Zur Auffindung der geeignetsten Sänger war er nach vortrefflichster Einsicht besorgt. Dafür schien er denn auch durch die Assistenz bei den Proben und Aufführungen reichlich belohnt. Sein strahlendes Gesicht glänzte mir überall ermutigend und neu belebend entgegen. — Das Orchester selbst, welches ich in dem großen und schönen Saale der adligen Gesellschaft um mich versammelte, gereichte mir zur höchsten Befriedigung; es war durch eine Auswahl von 120 Musikern der kaiserlichen Orchester zusammengesetzt, und bestand zumeist aus tüchtigen Künstlern, welche, für gewöhnlich nur zur Begleitung der italienischen Oper und des Balletts verwandt, jetzt hocherfreut aufatmeten, unter einer Leitung, wie sie mir zu eigen ist, sich ausschließlich mit edlerer Musik beschäftigen zu können.

Nach dem bedeutenden Erfolge des ersten Konzertes meldete man sich nun auch aus den Kreisen, an welche ich, wie mir dies

sehr begreiflich wurde, durch Marie Kalergis heimlich, aber bedeutend empfohlen war. Höchst vorsichtig war von meiner verborgenen Protektorin meine Vorstellung an die Großfürstin Helene eingeleitet worden. Zunächst hatte ich eine von Standhartner an den ihm von Wien her befreundeten Dr. Arneth, den Leibarzt der Großfürstin, mir gegebene Empfehlung zu benutzen, um durch diesen wiederum Fräulein von Rhaden, der vertrautesten Hofdame derselben, vorgestellt zu werden. Mir hätte die Bekanntschaft mit dieser Dame allein schon recht wohl genügen können; denn ich lernte in ihr eine Frau von vollendeter Bildung, großem Verstande und edler Haltung kennen, deren immer ernstlicheres Interesse für mich sich mit einer gewissen Ängstlichkeit mir kundtat, welche sich auf eine Sorge im Betreff der Großfürstin zu beziehen schien. Mich dünkte es, als fühlte sie daß für mich etwas Bedeutenderes zu geschehen habe, als von dem Geiste und dem Charakter ihrer Herrin zu erwarten stehen würde. Noch wurde ich auch jetzt nicht der Großfürstin unmittelbar zugeführt, sondern ich erhielt zuerst die Einladung zu der fürstlichen Palastdame für eine Abendgesellschaft, in welcher unter andren auch die Großfürstin selbst zugegen sein würde. Hier machte Anton Rubinstein die künstlerischen Honneurs; nachdem dieser mich der Palastdame vorgestellt hatte, wagte diese wiederum ihrer Herrin, der Großfürstin selbst mich vorzuführen. Hierbei schien es denn ganz erträglich abgegangen zu sein, und ich erhielt demzufolge bald eine direkte Einladung zum vertrauten abendlichen Tee-Zirkel bei der Großfürstin. Hier traf ich, außer Fräulein von Rhaden, noch die ihr nächste Hofdame Fräulein von Stahl, sowie einen alten gemütlichen Herrn, den man mir als General von Brebern und langjährigen Hausfreund seiner Fürstin vorstellte. Fräulein von Rhaden schien ungemeine Anstrengungen zu meinen Gunsten gemacht zu haben, deren Erfolg sich jetzt darin äußerte, daß die Großfürstin mit meiner Dichtung des Nibelungen-Ringes durch mich bekannt gemacht zu werden verlangte. Da ich kein Exemplar davon bei mir hatte, dagegen der von Weber in Leipzig besorgte Druck derselben soeben beendet sein mußte, bestand man auf sofortige telegraphische Aufforderung nach Leipzig, die bereits fertigen Bogen schleunigst an den großfürstlichen Hof zu senden. Für jetzt hatten sich

meine Gönner mit meiner Vorlesung der „Meistersinger“ zu begnügen. Hiezu war auch die Großfürstin Marie, die wegen ihres etwas leidenschaftlichen Lebens bekannte, äußerst stattliche und noch schöne Tochter des Kaisers Nikolaus, hinzugezogen worden. Von der Auffassung meines Gedichtes von seiten dieser Dame ward mir durch Fräulein von Rhaden nur bekannt, daß sie in peinlichster Sorge, „Hans Sachs“ möge zum Schluß „Eva“ heiraten, geschwebt habe.

Nach wenigen Tagen kamen denn auch vereinzelt die Aushängebögen meines Nibelungen-Gedichtes an, und der vertraute Tee-Zirkel der Großfürstin schloß sich noch viermal zur geneigten Anhörung meiner Vorlesung um mich; auch General Brebern wohnte diesen regelmäßig bei, um, wie mir Fräulein von Rhaden sagte, in immer tieferem Schlafe „wie eine Rose zu erblühen“, was besonders der sehr heitren und hübschen Fräulein von Stahl Stoff zu muntern Auslassungen gab, wenn ich des Nachts die beiden Hofdamen aus den weiten Sälen, über Treppen und unendliche Korridore, in ihre entfernteren Wohngemächer begleitete.

Von einflußreichen Hochgestellten lernte ich nur noch den Grafen Wielohorsky kennen, welcher, in einer hohen und vertrauten Stellung am kaiserlichen Hofe, hauptsächlich als Protektor der Musik sich geltend gemacht hatte, so wie er denn selbst durch sein Violoncello-Spiel sich auszeichnen zu dürfen glaubte. Der alte Herr schien mir freundlich gewogen und mit meinen Musikaufführungen durchaus einverstanden zu sein: so versicherte er mich die achte Symphonie von Beethoven (in F-Dur) erst durch meine Aufführung kennen gelernt zu haben. Auch mein Vorspiel zu den „Meistersingern“ glaubte er vollständig begriffen zu haben; wogegen er die Großfürstin Marie, welche dieses Stück unverständlich gefunden, über das Vorspiel zu „Tristan“ sich jedoch in höchstem Grade passioniert geäußert habe, für affektiert hielt, da er selbst doch wiederum nur mit Anstrengung aller seiner Musikkenntnis zu einem Verständnis dieses letzteren Stückes gekommen wäre. Als ich dies Séroff mitteilte, rief er enthusiastisch aus: „Ah! l’animal de Comte! Cette femme connait l’amour!“ — Der Graf veranstaltete mir zu Ehren ein splendides Diner, bei welchem auch Anton Rubinstein und Madame Abaza zugegen waren. Da ich

nach dem Diner wünschte, daß Rubinstein etwas musiziere, bestand Mme. Abaza auf den Vortrag von dessen „Persischen Liedern", was den Komponisten sehr zu ärgern schien, da er wohl vermeinte, doch manches andere Schöne geschaffen zu haben. Dennoch gaben mir sowohl die Komposition als der Vortrag derselben einen sehr vorteilhaften Begriff von dem Talente der beiden Künstler. Durch diese Sängerin, welche zuvor bei der Großfürstin für ihr Fach angestellt gewesen und nun an einen vornehmen reichen und gebildeten russischen Herrn verheiratet war, wurde ich auch in das Haus des Herrn Abaza selbst eingeführt und mit Auszeichnung dort aufgenommen. — Nebenher hatte sich auch ein Baron Vietinghoff, als musikalischer Dilettant und Enthusiast, bei mir eingeführt und mich mit Einladungen beehrt, bei deren einer ich mit Ingeborg Stark, der schönen, von Paris her mir bekannten Klavier-spielenden und Sonaten-komponierenden Schwedin, zusammentraf. Sie überraschte mich durch die unverschämteste Heiterkeit, mit welcher sie den Vortrag der Komposition des Herrn Barons laut lachend begleitete. Außerdem zeigte sie mir ein seriöses Air, da sie mit Hans von Bronsart, wie sie mir mitteilte, in Brautstand getreten sei. — Rubinstein selbst, mit dem ich freundliche Besuche gewechselt hatte, betrug sich durchaus anständig, wie mir jedoch schien, etwas leidend gegen mich, da er mich denn auch versicherte, daß er seine, namentlich durch Séroffs Gegnerschaft ihm verleidete, Stellung in Petersburg aufzugeben beabsichtige. — Auch in die Kreise der Petersburger Kaufmannschaft glaubte man, zum Vorteil meines zunächst zu gebenden Benefiz-Konzertes, mich einführen zu müssen; hiezu wurde der Besuch eines Konzertes im Saale des Kaufmanns-Vereines in das Werk gesetzt. Schon auf der Treppe empfing mich dort ein stark betrunkener Russe, welcher sich mir als Kapellmeister vorstellte. Dieser dirigierte mit einer kleinen Auswahl kaiserlicher Musiker u. a. die Ouvertüren zu Rossinis „Tell", und Webers „Oberon", bei deren Ausführung die Pauken durch eine kleine Militär-Trommel ersetzt waren, was namentlich in der schönen Verklärungs-Stelle der Oberon-Ouvertüre einen wunderlichen Effekt hervorbrachte.

Wenn ich für meine eigenen Konzerte in Betreff des Orchesters sehr gut bedacht war, so hatte ich dagegen für die Sänger

mich äußerst mühsam zu behelfen. Der Sopran war durch Fräulein Bianchi ganz erträglich vertreten; dagegen mußte ich für die Tenor-Partie mit einem Herrn Setoff vorliebnehmen, welcher zwar viel Mut aber so gut wie gar keine Stimme besaß; dennoch ermöglichte er die Ausführung der Schmiede-Lieder aus „Siegfried", da er mir wenigstens durch seine Gegenwart den Anschein eines Gesanges lieferte, wenn gleich das Orchester einzig die effektuierende Wirklichkeit übernahm. Nach Beendigung der beiden Konzerte der Philharmonischen Gesellschaft hatte ich mein eigenes Konzert im Kaiserlichen Opernhause in Angriff genommen, für dessen materielle Arrangements mir ein pensionierter Musiker behilflich war, welcher in Séroffs Gegenwart oft lange Stunden in meiner wohlgeheizten Stube zugegen war ohne seinen enormen Pelz abzulegen; da wir außerdem mit seiner Unfähigkeit große Not hatten, fanden wir daß er „das Schaf im Wolfspelz" vorstellte. Das Konzert selbst gelang über alle Erwartung gut, und nie glaube ich von einem Publikum so enthusiastisch aufgenommen worden zu sein, als es hier der Fall war, da sogleich der erste Empfang durch seine stürmische Andauer mich, was sonst so leicht nicht der Fall war, außer Fassung brachte. Zu dieser enthusiastischen Stimmung des Publikums schien mir die feurige Ergebenheit des Orchesters selbst viel beigetragen zu haben. Denn meine 120 Musiker waren es hauptsächlich, welche immer wieder den rasenden Sturm der Akklamation erneuerten, was in Petersburg wohl ein neues Erlebnis zu sein schien. Ausrüfe wie: „Gestehen wir, daß wir jetzt erst wissen was Musik ist" hatte ich von ihnen unter sich zu vernehmen. Diese außerordentlich günstigen Dispositionen benutzte nun der Kapellmeister Schuberth, welcher bisher mit ziemlichem Anstande durch seinen geschäftlichen Rat mir behilflich gewesen war, zu der Aufforderung an mich, in seinem demnächst zu gebenden eigenen Benefiz-Konzerte mitzuwirken. Etwas verdrießlich, da ich wohl erkannte, daß es ihm darauf ankomme eine jedenfalls zu erwartende neue glänzende Einnahme aus meiner Tasche in die seinige zu eskamotieren, glaubte ich jedoch auf den Rat meiner anderen Freunde ihm gewähren zu müssen, und so wiederholte ich denn nach acht Tagen die gefälligsten Stücke meines Programmes vor einem gleich zahlreichen Publikum und mit demselben Erfolge, nur daß diesmal die schöne Einnahme von

3000 Rubeln für die Bedürfnisse eines schwächlichen Menschen berechnet waren, welcher zur unerwarteten Rache für diese an mir begangene Schmälerung noch in diesem Jahre durch den Tod von der Welt abberufen wurde.

Hiergegen hatte ich nun durch einen, mit dem dortigen Intendanten General L w o f f abgeschlossenen Vertrag, neuen Erfolgen und Einnahmen in M o s k a u entgegenzusehen. Hier hatte ich, auf die mit 1000 Rubel garantierte Hälfte der Einnahme eines jeden, drei Konzerte im großen Theater zu geben. Bei einem, mit neuem Frost abwechselnden, Tauwetter kam ich, erkältet, in einer schlecht gelegenen deutschen Pension verdrießlich und von Unbehagen gepeinigt an. Nachdem ich mit einem, trotz seiner am Halse getragenen Orden, mir sehr geringfügig erscheinenden Intendanten über die näheren Angelegenheiten verkehrt, mich auch mit einem russischen Tenoristen und einer emeritierten italienischen Sängerin über die schwierig auszuwählenden Gesangstücke einverstanden hatte, schritt ich alsbald zu den Orchester-Proben. Hier ward ich zunächst mit dem jüngeren R u b i n s t e i n, Antons Bruder N i k o l a u s, bekannt, welcher, als Direktor der russischen musikalischen Gesellschaft, die Haupt-Autorität in seinem Fache für Moskau repräsentierte, und gegen mich sich durchgängig bescheiden und gefällig benahm. Das Orchester bestand aus den hundert Musikern, welche den kaiserlichen Dienst für italienische Oper und Ballett zu versehen hatten, und durchschnittlich von weit geringerer Qualität als die Petersburger waren. Doch traf ich unter ihnen eine kleine Anzahl wiederum sehr tüchtiger und mir leidenschaftlich ergebener Quartettspieler an, unter denen ich einen alten Bekannten aus der Rigaschen Zeit, den damals namentlich durch seinen Witz sich auszeichnenden Violoncellisten v o n L u t z a u vorfand. Vorzüglich erfreute mich aber ein Violinist A l b r e c h t, der Bruder desselben, der mich vor meiner Ankunft in Petersburg durch seine russische Pelzmütze erschreckt hatte. Diese wenigen vermochten jedoch nicht, den Umgang mit dem Moskauer Orchester mich nicht als ein künstlerisches Herabsinken empfinden zu lassen. Ich quälte mich ab ohne Freude daran zu haben, wozu noch der Ärger über meinen russischen Tenor kam, welcher in den Proben in einem roten Hemde erschien, um mir seinen patriotischen Widerwillen gegen meine Musik zu erkennen zu

geben, als er mit, den Italienern abgelernten faden Manieren Siegfrieds Schmiedelieder auf russisch zu singen hatte. Am Morgen des ersten Konzerttages mußte ich mich wegen stark eingetretenen katarrhalischen Fiebers für den Abend krankmelden und das Konzert absagen lassen. In dem von Schneejauche überschwemmten Moskau schienen Veranstaltungen zur Bekanntmachung dieses Falles an das Publikum unmöglich gewesen zu sein, und ich erfuhr, daß die vergebliche Anfahrt der glänzendsten Equipagen, welche zu spät zurückgewiesen werden mußten, großes und ärgerliches Aufsehen gemacht hatte. Nachdem ich mich zwei Tage ausgeruht, bestand ich jedoch darauf, die drei vertragsmäßigen Konzertaufführungen in sechs Tagen vor sich zu bringen, zu welcher Anstrengung mich besonders auch der Eifer, mit dieser mir unwürdig dünkenden Expedition fertig zu werden, antrieb. Trotzdem das große Theater stets, und zwar von einer so prachtvoll sich ausnehmenden Versammlung, wie sie mir nicht wieder vorgekommen ist, angefüllt war, brachte ich es, infolge der Berechnungen der kaiserlichen Intendanz, nicht über die mir garantierte Summe, wogegen ich durch die stets sehr glänzende Aufnahme meiner Leistungen, vor allem aber durch den auch hier wieder erregten Enthusiasmus der Musiker des Orchesters, mich entschädigt fühlte. Von den letzteren erbat sich eine Deputation noch ein viertes Konzert; da ich dies abschlug, suchte man mich wenigstens noch zur Abhaltung einer „Probe" zu überreden, was mit Lächeln ebenfalls zurückgewiesen werden mußte. Doch feierte mich das Orchester noch durch ein mir zu Ehren veranstaltetes Bankett, wobei es schließlich, nachdem N. Rubinstein sich in sehr schicklicher und warmer Rede hatte vernehmen lassen, zu ziemlich tumultuarischen Freuden-Bezeigungen kam. Jemand hatte mich auf seinen Rücken gesetzt und durch den Saal getragen; und nun entstand ein Geschrei, weil alle mir den gleichen Dienst leisten wollten. Hier wurde mir auch aus den Zusammenschüssen der Orchestermusiker das Ehrengeschenk einer goldenen Tabatiere gemacht, auf welche das Wort aus „Siegmunds" Gesang in der „Walküre" eingraviert war: „Doch Einer kam". Ich erwiderte dieses Geschenk mit einem dem Orchester gewidmeten größeren photographischen Porträt von mir, auf welchem ich den jener Stelle vorangehenden Vers aufschrieb: „Keiner ging." — Außer dieser Mu-

sikanten-Welt lernte ich, infolge einer sehr bedeutungsvollen Empfehlung und Hinweisung auf ihn durch Frau Kalergis, einen Fürsten Odoiewsky kennen. In diesem Manne hatte ich, der Andeutung meiner Freundin gemäß, den edelsten der Menschen, der mich vollkommen verstehen würde, kennen zu lernen. In der Tat wurde ich von ihm, als ich nach stundenlanger, höchst beschwerlicher Fahrt in seine bescheidene Wohnung anlangte, mit patriarchalischer Einfachheit am Mittagstisch seiner Familie empfangen. Von meinem Wesen und meinen Absichten ihn zu unterrichten fiel mir außerordentlich schwer; dagegen er alles, was von Eindrücken von ihm zu erwarten sei, auf die Wirkung des Anschauens eines Orgel-ähnlichen großen Instrumentes setzte, welches er in einem größeren Raume nach seinen Angaben hatte erfinden und anfertigen lassen. Leider war niemand da, der darauf spielen konnte; doch mußte ich mir eine Vorstellung von dem nach einem eigenen System eingerichteten Gottesdienst machen, welchen er hier mit Unterstützung des Instrumentes allsonntäglich den Verwandten und Bekannten seines Hauses zum besten gab. Immer noch meiner Gönnerin eingedenk, versuchte ich dennoch dem gemütlichen Fürsten einen Einblick in meine Lage und das Ziel meiner Bestrebungen zu verschaffen; mit anscheinender Ergriffenheit rief er mir zu: „J'ai ce qu'il vous faut, parlez à Wolffsohn!" — Nach späterer Erkundigung erfuhr ich, daß dieser mir zugewiesene Schutzgeist keineswegs ein Bankier, sondern ein jüdisch-russischer Romanschreiber war. —

Bei alledem schienen sich meine Einnahmen, namentlich wenn ich eine noch mögliche große Einnahme in Petersburg mit hinzurechnete, genügend herauszustellen, um das Projekt meines Hausbaues in Biebrich zur Ausführung zu bringen; weshalb ich noch von Moskau aus welches ich nun nach einem zehntägigen Aufenthalte verließ, an meinen Bevollmächtigten in Wiesbaden hierüber ein Telegramm sendete. Auch an Minna, welche sich über die Kosten ihrer Dresdener Ansiedelung beklagte, übersandte ich jetzt 1000 Rubel.

Hiergegen traf ich sogleich bei meiner Wiederankunft in Petersburg auf große Verdrießlichkeiten. Man riet mir allgemein von einem zweiten Benefiz-Konzerte, welches ich für den zweiten Ostertag bestimmt hatte, ab, weil dieser Tag von der russi-

schen Gesellschaft, gewohnheitsgemäß, zur Privat-Geselligkeit verwendet werde. Zudem hatte ich es nicht verhindern können, für ein, auf den dritten Tag nach dem meinigen angekündigtes, Konzert zum Besten der Petersburger Schuldgefangenen zuzusagen, da ich namentlich durch die Großfürstin Helene dringend hierzu aufgefordert war. Für dieses letztere war ganz Petersburg schon ehrenhalber engagiert, da es unter hohem Protektorate stand, und während alle Plätze zu demselben im voraus verkauft waren, hatte ich bei einem sehr leeren Saale im adeligen Kasino mich mit einer Einnahme zu begnügen, welche glücklicherweise wenigstens die Kosten deckte. Dafür ging es in dem Konzerte für die Schuldgefangenen desto festlicher her: General Suworow, ein Mann von vollkommenster Schönheit, dazu Gouverneur von Petersburg, überreichte mir als Dank der Schuldgefangenen ein sehr schön gearbeitetes silbernes Trinkhorn. — So begab ich mich denn auf das Abschiednehmen, wobei sich Fräulein von Rhaden durch Bezeigung großer Teilnahme für mich hervortat. Um den Verlust meiner zuletzt erwarteten Einnahme zu vergüten, übersandte die Großfürstin mir durch sie 1000 Rubel, mit der Andeutung, bis zur Besserung meiner äußeren Lage, das gleiche Geschenk jährlich wiederholen zu wollen. Beim Antreffen so guter Dispositionen für mich hatte ich zu bedauern, daß das hiermit angetretene Verhältnis nicht gründlichere und ersprießlichere Folgen haben sollte. Ich ließ der Großfürstin durch Fräulein von Rhaden den Vorschlag machen, mich jedes Jahr auf einige Monate nach Petersburg kommen zu lassen, um dort sowohl für Konzerte als Theater-Aufführungen mich mit meinen ganzen Fähigkeiten in Verwendung zu bringen, wofür sie mir einen eben nur genügenden Jahres-Gehalt zu zahlen haben würde. Hierauf wurde mir ausweichend geantwortet. Noch am Tage vor meiner Abreise teilte ich demnach der liebenswürdigen Fürsprecherin meinen Plan einer Niederlassung in Biebrich mit, wobei ich ihr meine Bangigkeit davor nicht verbarg, daß, wenn ich mein hier gewonnenes Geld darauf verwendet hätte, meine Lage dieselbe wie früher sein würde; was mir die Besorgnis eingäbe, ob ich jenen projektierten Hausbau nicht lieber unterlassen möchte: worauf ich die feurige Antwort erhielt: „Bauen Sie und hoffen Sie.“ Im letzten Augenblick vor der Fahrt nach dem Bahnhofe, erwiderte ich ihr dankend

in gleicher Weise, daß ich jetzt wüßte, was ich zu tun hätte. So fuhr ich Ende April, von Séroff und den enthusiastischen Musikern des Orchesters mit herzlichen Segenswünschen entlassen, durch die russische Öde, ohne Riga, wohin man mich zu einem Konzerte eingeladen hatte, zu berühren, den langen Weg dahin, um zunächst an der Grenze, der Station Wirballen, ein nachgesandtes Telegramm des Fräulein von Rhaden in Empfang zu nehmen, worin sie mir in Bezug auf meine zuletzt hinterlassenen Zeilen zurufen zu müssen glaubte: „Nicht zu kühn," was mir denn genug sagte, um gegen die Ausführung meines Hausbau-Projektes wiederum Bedenken aufkeimen zu lassen.

Ohne weitere Verzögerung gelangte ich nach Berlin, wo ich sofort mich nach Bülows Wohnung begab. Ich hatte in den letzten Monaten durchaus keine Nachrichten von Cosimas Befinden erhalten, und meldete mich jetzt, von großer Bangigkeit bewegt, an der Türe, durch welche ich von dem Mädchen nicht eingelassen werden sollte: „Die gnädige Frau sei nicht wohl;" — „Ist sie wirklich krank?" frug ich; als ich hierauf eine lächelnd ausweichende Antwort erhielt, begriff ich zu meiner Freude den Stand der Dinge, und eilte freudig Cosima zu begrüßen, welche, seit länger bereits von ihrer Tochter Blandine entbunden, jetzt in voller Genesung begriffen war, und nur gegen die gewöhnlichen Besuche sich abgeschlossen hatte. Alles schien gut zu stehen, auch Hans war heiter, da er durch die russischen Erfolge mich für längere Zeit als von Sorgen entbunden betrachten wollte. Diese Annahme konnte ich jedoch immer nur für berechtigt halten, wenn ich meinen Wunsch, alljährlich nach Petersburg für einige Monate zu wiederholter Wirksamkeit berufen zu werden, erfolgreich beachtet fand. Hierüber belehrte mich jetzt aber ein, jenem Telegramm nachgesandter, ausführlicher Brief des Fräulein von Rhaden, dahin daß ich auf keinerlei Zusage zu rechnen habe. Dieser bestimmten Weisung zur Folge hatte ich nun den Rest meines russischen Gewinns, welcher nach Abzug der Kosten meines Aufenthaltes und meiner Reisen, sowie der bereits an Minna versandten und an meinen Wiesbadener Möbel-Händler bezahlten Gelder, sich nicht viel mehr über 4000 Taler belief, ernstlich in Berechnung zu ziehen, wobei natürlich der Plan des Ankaufes eines Grundstückes und des Baues eines Hauses

aufgegeben werden mußte. Cosimas vortrefflichstes Befinden und heiterste Stimmung ließ jedoch bei mir für jetzt keine Sorgen aufkommen; wir fuhren wieder, in einem prächtigen Wagen, in übermütigster Laune durch die Alleen des Tiergartens, dinierten im Hôtel de Russie nach Herzenslust, und nahmen an, daß die schlechten Zeiten vorbei seien.

Zunächst hatte ich mich jedenfalls nach Wien zu wenden. Vor kurzem hatte ich zwar von dort her schon die Anzeige erhalten, daß — und diesmal aus Gründen der Angegriffenheit von Frau Dustmann — der „Tristan" wieder hätte zurückgelegt werden müssen. Um diese wichtige Angelegenheit näher im Auge zu behalten, wohl aber auch weil ich mit keinem anderen deutschen Orte noch in so nahe künstlerische Verbindung getreten war als mit Wien, hielt ich diesen Punkt für jetzt als den mir anständigsten Aufenthalt fest. Tausig, den ich hier in vollster Blüte jetzt wieder antraf, bestätigte mich hierin auf das angelegentlichste und bestimmte mich auch dadurch, daß er sich anheischig machte, gerade in der Umgebung von Wien mir am besten die angenehme und ruhige Wohnung verschaffen zu können, auf die ich mein Haupt-Augenmerk gerichtet hatte. Dies gelang ihm vermittels seines Hauswirtes in ganz erwünschter Weise. Das sehr freundliche Haus eines alten Herrn Barons von Rachowin in Penzing, in welchem mir der ganze obere Raum, nebst dem ausschließlichen Genuß eines nicht unbeträchtlichen schattigen Gartens, zur Verfügung gestellt wurde, bot mir, gegen eine Jahresmiete von 1200 Gulden, ein sehr erfreuliches Unterkommen. — Als den Hausmeister lernte ich Franz Mrazek, einen sehr zutunlichen Menschen, kennen, welchen ich mit seiner Frau, Anna, einer sehr begabten und einschmeichelnden Person, sofort in meine Dienste nahm, in welchen sie für längere Jahre hindurch unter wechselnden Schicksalen verblieben. — Jetzt hieß es denn wieder Geld ausgeben, um mir das lang ersehnte Asyl für Ruhe und Arbeit behaglich herzurichten. Aus Biebrich ließ ich den letzten Rest des mir erhaltenen Hausrates, sowie die zu dessen Vervollständigung angeschafften Mobilien, mit meinem Erardschen Flügel, mir zuschicken. Bei schönstem Frühlingswetter zog ich am 12. Mai in die freundliche Wohnung ein, und verlor zunächst manche Zeit durch die Aufregung, in welche ich durch die Sorge für die

Einrichtung meiner behaglichen Wohnräume geriet. Hier begründeten sich meine Beziehungen zu Philipp Haas & Söhne, welche mit der Zeit bedenkliche Verhältnisse annehmen sollten. Für jetzt versetzte mich jede Bemühung um meine, von mir so hoffnungsreich angesehene Niederlassung, in die beste Laune. Das Musikzimmer, mit dem angekommenen Flügel und verschiedenen Kupferstichen nach Raffael, welche mir bei der Biebricher Teilung zugefallen, war bereits hergestellt, als ich am 22. Mai meinen fünfzigsten Geburtstag beging, und hierzu des Abends eine Serenade mit „Lampions" vom kaufmännischen Gesangvereine gebracht erhielt, welchem sich eine Deputation von Studenten angeschlossen hatte, von denen ich mit feuriger Anrede begrüßt wurde. Ich hatte für Wein gesorgt, und hiermit lief alles vortrefflich ab. Von dem Ehepaar Mrazek ward meine Haushaltung ganz erträglich besorgt; Anna machte es durch ihre Küchenkünste sogar möglich, daß ich Tausig und Cornelius öfters bei mir zu Tisch sehen konnte.

Leider traten jetzt nochmals große Störungen ein, welche mir Minna durch heftige Vorwürfe über alles, was ich tat, bereitete. Da ich mir vorgenommen hatte, ihr niemals mehr selbst zu antworten, schrieb ich auch diesmal nur an ihre, immer noch vor sich verheimlichte, Tochter Nathalie, indem ich auf die Entscheidung des vorigen Jahres verwies. — Wie sehr ich, auf der andren Seite, gerade jetzt einer gewissen weiblichen Pflege und Führung des Hausstandes bedürftig war, erhellte mir selbst, als ich an Mathilde Maier in Mainz den unbefangenen Wunsch aussprach, sie möge zu mir kommen um das mir Fehlende in schicklicher Weise zu ersetzen. Ich mußte diese gute Freundin für so verständig halten, daß sie ohne irgendwelche Scham zu empfinden meinen Gedanken hierbei richtig erkennen würde. Hierin mochte ich mich wohl auch nicht getäuscht haben; nur hatte ich ihre Mutter und sonstige bürgerliche Umgebung nicht richtig in Anschlag gebracht. Sie schien durch meine Aufforderung in die höchste Aufregung gebracht worden zu sein, welcher sich endlich ihre Freundin Luise Wagner dahin bemächtigte, daß sie, mit bürgerlichem Verstande und Präzision, einfach mir den guten Rat erteilte, zunächst von meiner Frau mich scheiden zu lassen, wonach alles übrige dann leicht sich arrangieren lassen würde. Hierüber heftig

erschrocken, nahm ich sofort meine Aufforderung als unüberlegt zurück, und suchte die entstandenen Aufregungen so gut wie möglich zu beruhigen. — Andrerseits fuhr, wie bisher so auch jetzt, Friederike Meyer fort, wenn auch ganz gegen ihren Willen, so doch durch ihr mir ganz unbegreifliches Schicksal, mich sehr zu beunruhigen. Nachdem sie in vergangenem Winter mehrere Monate, wie es schien zu ihrem Gedeihen, in Venedig zugebracht, hatte ich von Petersburg aus ihr den Wunsch zu erkennen gegeben, sie möge bei Bülows in Berlin mit mir zusammentreffen, wobei ich das freundliche Interesse, welches Cosima für sie gefaßt hatte, reiflich in Anschlag brachte, um auch mit dieser gemeinschaftlich zu erwägen, in welcher Weise für die Ordnung der auffällig gestörten Lebenslage der Freundin zu helfen sei. Zu diesem Zusammentreffen war sie nicht erschienen; dagegen meldete sie mir, daß sie für jetzt, wo ihre noch sehr leidende Gesundheit ihre theatralische Laufbahn ernstlich hemme, bei einer Freundin in Coburg sich niedergelassen habe, und durch gelegentliches Auftreten auf dem dortigen kleinen Theater sich zu soutenieren suche. Eine Einladung, wie ich sie an Mathilde Maier gestellt hatte, konnte ich ihr aus vielen Gründen wohl nicht zukommen lassen. Dagegen hegte sie den heftigen Wunsch, mit mir auf kurze Zeit noch einmal zusammenzukommen, wobei sie mir versicherte, sie würde mich dann für immer in Ruhe lassen. Mir mußte es zwecklos und abenteuerlich erscheinen, sofort ihre Bitte zu gewähren; doch stellte ich dies für etwas später in Aussicht. Sie wiederholte im Verlaufe des Sommers von verschiedenen Orten aus dasselbe Verlangen, bis ich, im Spätherbste dazu bestimmt ein Konzert in Karlsruhe zu geben, ihr diese Zeit und diesen Ort für die gewünschte Begegnung in Aussicht stellte. Hierauf habe ich von dieser seltsamen und anregenden Freundin nie auch nur die mindeste Mitteilung mehr erhalten, so daß ich mit ihr, deren Aufenthalt mir ebenfalls unbekannt blieb, jede Verbindung abgebrochen sah. Erst nach mehreren Jahren ward mir das Geheimnis ihrer allerdings höchst schwierigen Lage bekannt, nach welchen Mitteilungen ich schließen mußte, daß sie im Betreff ihres Verhältnisses zu jenem Herrn von Guaita mir die Wahrheit zu sagen sich gescheut hatte. Demnach hatte jener Mann bei weitem ernstlichere Ansprüche an sie, als ich ver-

mutet hatte, und jetzt war sie, wie es schien, durch die Not ihrer Lage gedrängt worden, dem immerhin ernstlich ihr anhängenden Manne als letztem Freunde sich zu übergeben. Ich erfuhr, daß sie — man glaubte sogar, Herrn von Guaita „still" angetraut — mit zweien Kindern, nicht nur vom Theater, sondern auch von der Welt gänzlich zurückgezogen, auf einem kleinen Gütchen am Rhein ihr Leben unbemerkt zubringe.

Noch war ich aber jetzt zu der feierlich umständlich vorbereiteten Arbeitsruhe nicht gelangt. Das Erlebnis eines Diebstahls, welcher durch Einbruch an der, von den Moskauer Musikern mir geschenkten, goldenen Dose begangen wurde, rief mir wieder den Wunsch des Besitzers eines Hundes zurück: mein freundlicher alter Hausherr überließ mir hierfür seinen alten, von ihm bereits sehr vernachlässigten Jagdhund, genannt Pohl, eines der liebenswürdigsten und vortrefflichsten Tiere welche je sich mir zugesellt haben. Mit ihm machte ich mich alltäglich auf starke Fuß-Promenaden, wozu die höchst angenehme Umgebung mir die befriedigendste Veranlassung bot. Außerdem blieb ich für jetzt noch ziemlich einsam, da Tausig durch eine schwere Erkrankung auf lange Zeit an sein Bett gefesselt war, und Cornelius ebenfalls an einer Fuß-Wunde litt, die er sich bei einem Besuche in Penzing durch unvorsichtiges Herabsteigen vom Omnibus zugezogen hatte. In freundschaftlichem Umgange blieb ich stets mit Standhartner und dessen Familie; auch hatte sich der jüngere Bruder Heinrich Porges', Fritz als angehender Arzt und recht angenehmer Mensch, schon bei Gelegenheit der Serenade des kaufmännischen Gesangvereines, welche er veranlaßt hatte, zu mir gesellt.

Ich hatte mich davon überzeugt, daß an eine Wiederaufnahme des „Tristan" im Operntheater nicht mehr zu denken sein würde, da, wie ich erfuhr, die Angegriffenheit der Frau Dustmann nur ein Vorgeben, die vollständige Stimmlosigkeit des Herrn Ander aber der wahre Grund der letzten Unterbrechung gewesen war. Der ehrliche Kapellmeister Esser suchte mich zwar stets dazu zu überreden, daß ich die Partie des „Tristan" einem anderen Tenoristen des Theaters, namens Walter, übergeben sollte; dieser war mir jedoch so widerwärtig, daß ich mich selbst nicht dazu entschließen konnte, ihn einmal im „Lohengrin" anzuhören. So ließ ich denn diese Angelegenheit jetzt

gänzlich in Vergessenheit geraten, und suchte mich einzig zur Wieder-Aufnahme meiner Arbeit an den „Meistersingern" zu stimmen. Somit nahm ich denn zunächst die Instrumentierung des fertig komponierten Teiles des ersten Aktes, von welchem ich zuvor nur einige Bruchstücke ausgesetzt hatte, wieder vor. Zugleich aber schlich sich, beim Herannahen des Sommers, wiederum die Sorge um mein künftiges Auskommen in alle meine Empfindungen von der Gegenwart ein: bei der Erfüllung mei-Verpflichtungen namentlich auch gegen Minna, ersah ich, daß ich bald wieder an Unternehmungen für Geldgewinn werde denken müssen.

Somit kam mir schon jetzt eine mich überraschende Einladung der Direktion des Pester National-Theaters zu zwei von mir dort zu gebenden Konzerten durchaus nicht ungelegen. Demzufolge begab ich mich Ende Juli nach der Hauptstadt Ungarns, wurde dort von dem Intendanten Radnotfay, gänzlich unbekannter Weise, empfangen, und erhielt durch Reményi, einem von Liszt seinerzeit protegierten, in Wahrheit nicht ungenialen Geigen-Virtuosen, welcher sich grenzenlos leidenschaftlich für mich gebärdete, die Aufklärung, nach welcher er ganz von sich aus meine Berufung veranlaßt hätte. Obwohl hierbei nicht viel für mich zu gewinnen war, da ich für jedes der beiden Konzerte mit 500 Gulden mich zu begnügen bereit erklärt, hatte ich doch über das Gelingen des Konzertes selbst, und die große Teilnahme des Publikums an demselben, mich zu erfreuen. Ich lernte hier, wo man noch in strengster magyarischer Opposition gegen Österreich lebte, einige stattliche, gut begabte junge Männer kennen, unter welchen Herr Rosti mir in freundlicher Erinnerung geblieben ist. Diese bereiteten mir eine idyllische Feier durch ein Gastmahl, abgehalten von wenigen Vertrauten, auf einer Insel der Donau wo wir uns unter einer uralten Eiche, wie zu einer patriarchalischen Feier, niederließen. Die Festrede hatte ein junger Advokat, dessen Namen ich leider vergessen habe, übernommen, welcher hierbei nicht nur durch das Feuer seines Vortrages, sondern namentlich auch durch den wirklich erhabenen Ernst seiner Gedanken, die auf einer vollkommenen Kenntnis aller meiner Arbeiten und Wirksamkeiten fußten, mich in Staunen und große Ergriffenheit versetzte.

Die Rückfahrt ging auf der Donau wieder in den kleinen

schnellfahrenden Kähnen des Ruderer-Vereines, zu welchem meine Gastgeber gehörten, vor sich, und hier erlebten wir nun die Wirkungen eines orkanartigen Gewitter-Sturmes, welcher den mächtigen Strom in die wildeste Bewegung setzte. Eine einzige Dame, die Gräfin Bethlen-Gábor, begleitete uns hierbei, und befand sich mit mir in dem schmalen Kahn, welchen Rosti nebst einem Freunde als Ruderer leitete. Diese beiden waren nur von der Angst besessen, ihr Kahn möge an einem der Holzflöße, auf welche uns die Flut zutrieb, zerschmettert werden, und gaben sich deshalb die äußerste Mühe von den Flößen sich fernzuhalten; während ich die einzige Rettung, namentlich auch der neben mir sitzenden Dame, darin ersah, daß wir uns auf ein solches Floß hinüberbegeben könnten. Um dies gegen den Wunsch unserer Ruderer zu bewirken, erfaßte ich mit der einen Hand, als wir daran streiften, den hervorragenden Pflock eines Floßes, und hielt somit das Schiff fest; während die beiden Ruderer aufschrien, die „Ellida“ sei verloren, hob ich schnell meine Dame aus dem Boot auf das Floß, ließ meine Freunde getrost „Ellida“ retten, und schritt nun, über die Flöße hinweg, endlich dem Ufer entlang, durch den furchtbarsten Sturm-Regen, aber doch sicher und fest, der Stadt zu. Mein Benehmen bei dieser Gefahr verfehlte nicht das Ansehen, in welchem ich bei meinen Freunden stand, einigermaßen zu vermehren; worauf es denn noch zu einem feierlichen Bankett in einem öffentlichen Garten kam, zu welchem sich eine große Anzahl von Teilnehmern eingefunden hatte. Hier wurde ich denn ganz ungarisch behandelt. Eine enorme Zigeuner-Musik-Bande war aufgestellt, und empfing mich bei meiner Annäherung mit dem Rákóczy-Marsche, welchen stürmische „Éljens“ der Gesellschaft begleiteten. Auch hier wurde sehr feurig beredt und kenntnisvoll von mir und meiner Wirksamkeit, welche weit über Deutschland hinausreiche, gesprochen. Die Einleitungen dieser Reden waren stets in ungarischer Sprache, und hatten zur Entschuldigung dafür zu dienen, daß man die eigentliche Rede dem Gaste zuliebe deutsch halten würde. Auch wurde ich hierbei nicht „Richard Wagner“, sondern „Wagner Richard“ genannt.

Aber auch die oberste Militär-Behörde ließ es nicht fehlen, in der Person des Feldmarschalls Coronini mir eine Huldigung darzubringen: ich ward von dem Grafen zu einer Vor-

stellung sämtlicher Militär-Musikkräfte auf das Schloß von Ofen geladen, wo ich, von ihm und seiner Familie sehr verbindlich empfangen, mit Gefrorenem traktiert, und zur Anhörung eines Konzertes von sämtlichen Musikchören vom Balkon aus geleitet wurde. — Der Eindruck von diesem allen erfrischte mich sehr, so daß es mir fast leid tat, aus dem jugendlich belebenden Elemente, in welchem sich Pest gezeigt hatte, mich in mein stummes, muffiges Wiener Asyl wiederbegeben zu müssen. — Auf meiner Rückreise, im Anfang August, traf ich für einen Teil der Fahrt mit Herrn von Seebach, dem von Paris her mir bekannten, freundlichen sächsischen Gesandten zusammen. Dieser beklagte sich über ungeheure Einbußen, welche er durch die schwierige Verwaltung seiner angeheirateten, in Süd-Rußland gelegenen Güter, von denen er jetzt soeben zurückkehre, erlitten habe; wogegen ich ihn über meine eigene Lage zu beruhigen suchte, was ihm sehr wohl gefiel.

Die kleine Einnahme aus den Pester Konzerten, von welcher ich sogar nur die Hälfte zurückbringen konnte, vermochte mich nicht sonderlich bei meinem Blick in die Zukunft zu beruhigen. Jetzt, nachdem alles auf eine, wie ich vermeinte, dauernde Niederlassung verwendet war, handelte es sich darum, mich einer jährlichen sicheren, wenn auch nicht übermäßigen, Gehalt-Einnahme zu versichern. Während ich hierfür meine Verbindungen mit Petersburg, und meinen auf diese gegründeten Plan, noch keineswegs aufzugeben mich gedrungen fühlte, kam es mir dennoch bei, die Versicherungen jenes Reményi, welcher sich eines großen Einflusses auf die ungarische Magnaten-Welt rühmte, nicht gänzlich unbeachtet zu lassen, als er mir erklärte daß es gewiß nichts Großes sei, mir eine solche Pension mit ähnlichen Verpflichtungen, wie ich sie für Petersburg im Auge hätte, für Pest zu erwirken. Wirklich besuchte er mich schon bald nach meiner Zurückkehr in Penzing, und zwar in Begleitung seines Adoptiv-Sohnes, dem jungen Plotényi, dessen ausgezeichnete Schönheit und Liebenswürdigkeit auf mich einen sehr freundlichen Eindruck machte. Dem Adoptiv-Vater selbst, obwohl er durch einen sehr genialen Vortrag des Rákóczy-Marsches auf der Violine sich meine große Anerkennung erwarb, mußte ich jedoch bald anmerken, daß er mit seinen großartigen Versprechungen es mehr auf einen augenblicklichen Eindruck auf

mich, als auf eine dauernde Wirkung abgesehen hatte. Ich verlor ihn später, seiner Absicht entgegenkommend, aus dem Auge.

Während ich mich wieder mit Plänen für Konzertreisen beschäftigen mußte, genoß ich einstweilen bei großer Hitze meinen schattigen Garten, und begab mich mit meinem treuen Hunde Pohl allabendlich auf größere Wanderungen, von denen die Sennerei zu St. Veit, mit schönem Milch-Genuß, mir die meiste Erquickung bot. Mein kleiner Freundeskreis beschränkte sich dabei immer auf Cornelius, und den endlich wieder genesenen Tausig, welcher letztere jedoch durch seinen Umgang mit reichen österreichischen Offizieren mir für längere Zeit wieder verschwand. Dagegen stellte sich, neben dem jüngeren, für einige Zeit auch der ältere Porges zu häufigen Ausflügen mit ein. Auch meine Nichte Ottilie Brockhaus, bei der von seiten ihrer Mutter ihr befreundeten Familie Heinrich Laubes wohnend, erfreute mich zuzeiten durch ihren Besuch.

So oft ich mich jedoch ernstlich an meine Arbeit begab, stachelte mich immer wieder die bange Besorgnis für die ruhige Erhaltung meiner Lage auf. Da eine neue Reise nach Rußland erst für die Osterzeit des nächsten Jahres in Anschlag gebracht werden konnte, hatte ich zunächst nur deutsche Städte für meine Zwecke vor mir. Von mancher Seite her, z. B. von Darmstadt, erhielt ich durchaus abschlägige Antwort; von Karlsruhe, wohin ich mich unmittelbar an den Großherzog gewandt hatte, wurde mir für jetzt verzögernd geantwortet. Am meisten geriet meine Zuversicht in das Schwanken, als ich auf meine schließliche Anfrage in Petersburg, im Betreff des dort vorgelegten Planes, durch dessen Annahme ich einer geordneten Gehaltzahlung versichert worden wäre, neuerdings wiederum eine durchaus abschlägige Antwort erhielt. Dort war es nun die im laufenden Sommer ausgebrochene polnische Revolution, welche, wie mir versichert wurde, alle Kräfte zu künstlerischen Unternehmungen lähmte. — Erfreulicher lauteten Nachrichten aus Moskau, wo man mir im nächsten Jahre einige gute Konzerte in Aussicht stellte. Jetzt entsann ich mich denn auch einer sehr zuversichtlichen Hinweisung auf Kiew, welches mir durch den Sänger Setoff als höchst lohnend empfohlen worden war. Auch hierüber trat ich in Korrespondenz, und wurde ebenfalls auf die Ostern des nächsten Jahres, wo in Kiew sich

der ganze kleinrussische Adel versammelte, verwiesen. Das waren nun ferne Pläne, deren Ausführung, wenn ich sie jetzt in Überlegung zog, mir bereits alle Arbeitsruhe zu nehmen imstande war. Jedenfalls hatte ich schon für eine lange Zeit bis dahin, wie für mich, so auch für Minna zu sorgen. Etwaige Aussichten auf eine Stellung in Wien konnte ich nur mit größter Vorsicht auffassen, so daß mir beim Herannahen des Herbstes für jetzt nichts übrigblieb, als durch Aufnahme von Geld mir zu helfen, wobei, als in diesen Dingen außerordentlich erfahren, Tausig mir zu Hilfe kam.

Wohl mußte mir schon der Gedanke ankommen, daß ich auch meine Penzinger Niederlassung wiederum aufzugeben hätte; nur frug es sich stets, wohin? Keimte die Lust zum Komponieren einmal wieder auf, so drängte sich immer von neuem die Sorge dazwischen und verwies mich, da es immer nur den Aufschub von Tag zu Tag galt, auf das Studium der „Geschichte des Altertums" von Duncker. Endlich verschlang alle meine Zeit die Korrespondenz um Konzerte. Zunächst mußte Heinrich Porges wiederum für Prag arbeiten; er stellte mir jedoch auch ein Konzert in Löwenberg, bei sehr guten Dispositionen des dortigen Fürsten von Hohenzollern, in aussichtsvolle Berechnung. Auch ward ich auf Hans von Bronsart hingewiesen, welcher damals in Dresden eine Privat-Orchester-Gesellschaft leitete. Mit großer Ergebenheit ging dieser auf meine Vorschläge ein, und es wurde zwischen uns die Zeit und das Programm eines von mir in Dresden zu dirigierenden Konzertes verabredet. Da nun noch der Großherzog von Baden mir sein Theater für ein im November in Karlsruhe zu gebendes Konzert zur Verfügung stellte, glaubte ich in diesem Betreff für jetzt genug getan zu haben, um auch nach andrer Seite hin einen Angriff zu machen. Ich verfaßte für die Uhl-Fröbelsche Zeitung, „Der Botschafter", einen größeren Artikel über das kaiserliche Hofoperntheater in Wien, in welchem ich Vorschläge zur gründlichen Reform dieses so sehr mißleiteten Institutes bekanntgab, deren Vortrefflichkeit sogar von der Presse allgemein anerkannt wurde. Selbst in den höheren administrativen Kreisen schien ich einige Wirkung hervorgerufen zu haben; denn bald erfuhr ich, durch meinen Freund Rudolf Liechtenstein, daß man mit ihm wegen der Übernahme

der Intendanten-Stelle in einiges Vernehmen getreten war, was jedenfalls damit im Zusammenhange stand, daß man auch für mich eine Berufung zur Leitung des Hofoperntheaters in Erwägung gezogen hatte. Unter den Gründen zum Fallenlassen des Projektes machte sich auch, wie Liechtenstein mir mitteilte, die Befürchtung geltend, man würde unter dessen Intendanz wohl nur noch „Wagnersche Opern" zu hören bekommen. —

Endlich tat es mir wohl, aus der Beklommenheit meiner Lage mich durch den Aufbruch zu meinen Konzertreisen zu befreien. Zunächst, Anfangs November, gelangte ich nach Prag um dort abermals mein Glück in Bezug auf eine gute Einnahme zu versuchen: leider hatte hier Heinrich Porges diesmal die Vorbereitungen nicht in die Hand nehmen können, und seine Stellvertreter, in Schulen sehr beschäftigte Lehrer, waren der Sache nicht in gleichem Maße gewachsen gewesen. Die Kosten hatten sich gesteigert, aber die Einnahme verringert, weil man die früheren hohen Preise nicht wiederum gewagt hatte. Ich wünschte das Fehlende durch ein zweites Konzert, wenige Tage darauf gegeben, eingebracht zu wissen: hierauf bestand ich, obwohl man mir davon abriet, wobei, wie es sich zeigte, meine Freunde im Rechte waren. Die Einnahme deckte diesmal kaum die Kosten, und da ich genötigt gewesen war, das im ersten Konzert gewonnene Geld zur Auslösung eines in Wien zurückgelassenen Wechsels von mir zu schicken, blieb mir jetzt zur Bezahlung meiner Gasthof-Rechnung und meiner Weiterreise nur übrig, das Anerbieten eines sich als Protektor gebärdenden Bankiers zur Hilfe aus der Verlegenheit anzunehmen. — In der diesen Vorgängen entsprechenden Stimmung lenkte ich nun meine Reise nach Karlsruhe, und dies zwar unter höchst mühseligen Umständen, über Nürnberg und Stuttgart, bei großer Kälte und unter steten Verzögerungen. Hier in Karlsruhe versammelten sich sogleich verschiedene Freunde um mich, welche der Ruf des Vorhabens hieher gezogen hatte. Richard Pohl aus Baden, der nie fehlte, Mathilde Maier, Frau Betty Schott, meine Verlegerin, selbst Raff aus Wiesbaden und Emilie Genast, sogar der damals vor kurzem in Stuttgart als Kapellmeister angestellte Karl Eckert, fanden sich ein. Für das erste, am 14. November stattfindende Konzert, hatte ich sofort mit den Sängern meine Not, da der Barito-

nist Hauser, für „Wotans Abschied“ und „Hans Sachs'“ Schuster-Lied, erkrankt war, und für ihn ein stimmloser aber sehr routinierter Vaudeville-Sänger eintreten mußte, — was nach Eduard Devrients Ansicht gar nichts ausmachte. Dieser letztere, mit welchem ich nur im allerofffiziellsten Sinne zu verkehren hatte, war übrigens für die Herstellung namentlich des Orchesterbaues nach meinen Angaben sehr korrekt besorgt gewesen. Von der Seite des Orchesters her hatte überhaupt das Konzert einen sehr guten Verlauf, so daß der Großherzog, welcher mich in seiner Loge sehr wohlwollend empfangen hatte, eine Wiederholung der Aufführung in acht Tagen wünschte. Ich sprach hiergegen sogleich meine Bedenken aus, da mich bereits meine Erfahrungen gelehrt hatten, daß der starke Besuch von derlei Konzerten, namentlich bei hohen Preisen, allergrößten Teiles stets nur durch die Neugierde der oft von weither zusammentreffenden Zuhörer sich erklären lasse, wogegen die eigentlichen Kunstverständigen und für die Sache selbst sich Interessierenden immer nur eine geringe Anzahl ausmachten. Der Großherzog bestand jedoch darauf, da er seiner Schwiegermutter, der Königin Augusta, welche in wenigen Tagen ankommen werde, den Genuß meiner Leistung darbieten wollte. Besonders lästig war es mir, die lange Zeit in meinem Karlsruher Gasthof allein zuzubringen, als mir Marie Kalergis, soeben verheiratete Muchanoff, welche sich zu meiner Freude ebenfalls eingefunden hatte, mit einer Einladung nach Baden-Baden, wo sie jetzt residierte, freundlich entgegenkam. Dort empfing mich meine Freundin sofort im Bahnhof, und bot mir ihre Begleitung nach der Stadt an, welche ich ablehnen zu müssen glaubte, da ich mich in meinem „Räuberhute“ nicht anständig genug ausnehmen dürfte; mit der Versicherung „wir tragen hier alle solche Räuberhüte“, hing sie sich jedoch in meinen Arm, und so gelangten wir in die Villa von Pauline Viardot, wo wir das Diner einnehmen mußten, da meine Freundin in ihrem eigenen Hause noch nicht genügend eingerichtet war. An der Seite meiner alten Bekannten, lernte ich jetzt den russischen Dichter Turgenjew kennen; ihren eigenen Gemahl stellte mir Mme. Muchanoff mit dem Bedenken darüber vor, was ich zu dieser Heirat sagen würde. Sie bemühte sich, von ihrer welterfahrenen Umgebung unterstützt,

während unseres Zusammenseins eine erträgliche Unterhaltung ins Werk zu setzen. Von der vortrefflichen Absicht meiner Freundin und Gönnerin sehr befriedigt, verließ ich für diesmal Baden, um meine Zeit durch einen kleinen Abstecher nach Zürich auszufüllen, wo ich nochmals im Hause der Familie Wesendonck mich einige Tage auszuruhen suchte. Einen Gedanken, mir in meiner aufrichtig vor ihnen besprochenen Lage behilflich zu sein, sah ich bei meinen Freunden nicht aufkeimen. So wendete ich mich nach Karlsruhe zurück, wo ich am 19. November mein zweites Konzert, wie vorausgesehen, vor schwach besetztem Saale abhielt. Nur die Königin Augusta sollte, nach der Meinung des großherzoglichen Paares, mir etwa aufkommende unangenehme Eindrücke zerstreuen: wiederum ward ich in die Hofloge eingeladen und fand alle Fürstlichkeiten um die Königin versammelt, welche, mit einer blauen Rose auf der Stirn geschmückt, mir dasjenige Belobende auszudrücken hatte, auf was der badische Hof mit höchster Gespanntheit lauschte; nur als die hohe Dame nach einigen Allgemeinheiten in das nähere Detail einzugehen hatte, trat sie die Kundgebung hierüber an ihre Tochter ab, weil diese davon mehr verstehe als sie. Des anderen Tages erhielt ich meinen Anteil an der Einnahme, welcher auf die Hälfte derselben nach Abzug der Kosten berechnet war, mit 100 Gulden zugesandt. Ich kaufte mir dafür sofort einen Pelz, für welchen 110 Gulden verlangt waren, davon ich aber 10 Gulden, unter der Hinweisung darauf, daß meine Einnahme nur 100 Gulden betragen, abhandelte. Nun aber gelangte noch das Privat-Geschenk des Großherzogs an mich, welches in einer goldenen Dose mit 15 Louisdor darin bestand. Ich hatte hierfür schriftlich meinen Dank abzustatten, und zugleich einen Entschluß darüber zu fassen, ob ich nach den kummervollen Ermüdungen der letzten Wochen noch die Reihe der mir gewordenen Enttäuschungen durch ein in Dresden zu gebendes Konzert vermehren wollte. Vieles, ja fast alles was ich im Betreff eines Besuches in Dresden zu berücksichtigen hatte, stimmte mich dafür, mir ein Herz zu fassen und dem freundlichst hierfür besorgten Hans von Bronsart in letzter Stunde zu melden, daß er alles Vorbereitete rückgängig machen und mich in Dresden nicht erwarten möge, was er, obwohl es ihm gewiß große Beschwerden verursachte, mit schönem Anstande entgegennahm.

Noch wollte ich nun einen Versuch mit der Firma Schott in Mainz machen, und wandte mich daher in nächtlicher Reise dorthin, wo die Familie Mathilde Maiers mir ein gemütliches Unterkommen in ihrer kleinen Wohnung für den Tag meines Dortseins freundlich aufgenötigt hatte. In der kleinen „Karthäusergasse“ wurde ich für einen Tag und eine Nacht auf das angelegentlichste verpflegt, und unternahm ich von hier aus einen neuen Einfall in die Schottsche Verlagshandlung, ohne jedoch große Beute zu gewinnen, da ich mich weigerte, die für das Konzert ausgezogenen und hergerichteten Stücke aus meinen neuen Werken einzeln, eben für den Konzert-Gebrauch herauszugeben.

Da mir jetzt als einzig ergiebig nur noch ein Konzert in Löwenberg bevorstand, richtete ich jetzt meinen Weg dahin, schlug hierfür aber, um Dresden zu vermeiden, den kleinen Umweg über Berlin ein, wo ich nach durchfahrener Nacht sehr ermüdet am 28. November früh eintraf und von Bülows, wie ich mir erbeten, empfangen, zugleich aber auf das eindringlichste dazu beredet wurde, meine im Sinne gehabte sofortige Weiterreise nach Schlesien auf einen Tag, welchen ich ihnen schenken sollte, zu unterbrechen. Hans wünschte wohl vor allem auch, daß ich einer Konzert-Aufführung, welche an diesem Abend unter seiner Direktion stattfand, beiwohnte, was mich denn wohl auch zum Bleiben bestimmte. Bei kalter, rauher und trüber Witterung unterhielten wir uns, so gut gelaunt wie möglich, über meine widerwärtige Lage. Um meine Fonds zu vermehren ward beschlossen, die goldene Dose des Großherzogs von Baden unserm alten Freunde, dem guten Weitzmann, zum Verkauf zu übergeben. Im Hotel „Brandenburg“, wo ich mit Bülows speiste, ward mir der Erlös mit ungefähr 60 Talern übermittelt, wobei es an Scherzen über diese Stärkung meines Daseins nicht fehlte. Da Bülow Vorbereitungen zu seinem Konzerte zu treffen hatte, fuhr ich mit Cosima allein, noch einmal in einem schönen Wagen, auf die Promenade. Diesmal ging uns Schweigenden der Scherz aus: wir blickten uns stumm in die Augen, und ein heftiges Verlangen nach eingestandenster Wahrheit übermannte uns zu dem keiner Worte bedürfenden Bekenntnis eines grenzenlosen Unglückes, das uns belastete. Uns war Erleichterung geworden. Eine tiefe Beruhigung gab uns die

Heiterkeit, ohne Beklemmung dem Konzerte beizuwohnen, in welchem eine vollendet feine und schwungvolle Aufführung der kleineren Beethovenschen Konzert-Ouvertüre (C-Dur), sowie die ebenfalls von Hans sehr sinnig bearbeitete Gluckſche Ouvertüre zu „Paris und Helena“ sogar deutlich meine Aufmerksamkeit fesseln konnten. Wir gewahrten Alwina Frommann, und trafen während der Pause auf der großen Treppe des Konzert-Saales mit ihr zusammen; nachdem der zweite Teil begonnen, und diese Treppe wieder leer geworden war, verweilten wir, auf einer Stufe derselben niedergesetzt, mit der lten Freundin noch längere Zeit in traulich heiterem Gespräche. Noch hatten wir uns nach dem Konzerte bei Freund Weitzmann zu einem Souper einzufinden, dessen wuchtige Kopiosität uns der tiefsten Seelenruhe Bedürftige in fast wütende Verzweiflung versetzte. Doch war der Tag beschlossen, nach einer in der Bülowschen Wohnung verbrachten Nacht, trat ich meine Weiterreise an, beim Abschied an jene erste wunderbar ergreifende Trennung von Cosima in Zürich in der Weise gemahnt, daß mir die dazwischen liegenden Jahre als ein wüster Traum zwischen zwei Tagen der höchsten Lebensentscheidung verschwanden. Nötigte damals das ahnungsvoll Unverstandene zum Schweigen, so war es nicht minder unmöglich, dem jetzt unausgesprochen Erkannten Worte zu geben. — Auf einer schlesischen Bahnstation empfing mich Kapellmeister Seifriz, um mich in einem fürstlichen Wagen nach Löwenberg zu geleiten. —

Der alte Fürst von Hohenzollern-Hechingen, durch seine große Befreundung mit Liszt auch mir vorzüglich gewogen, war durch Heinrich Porges, welcher auf einige Zeit zu ihm berufen gewesen, von meiner Lage in Kenntnis gesetzt worden, und hatte mich nun zur Aufführung eines, nur für Eingeladene in seinem bescheidenen Schlosse zu gebenden, Konzertes zu sich eingeladen. Nach freundlicher Aufnahme in einer, im Parterre seines Hauses gelegenen, Wohnung, zu welcher er sich sehr häufig, auf seinem Rollstuhle gefahren, von seinen gegenüberliegenden Zimmern begab, durfte ich mich hier nicht unbehaglich und selbst einigermaßen hoffnungsvoll fühlen. Sogleich ging ich an das Einüben der von mir gewählten Bruchstücke aus meinen Opern mit dem ganz leidlich bestellten Privat-Orchester des Fürsten, welchen Studien mein Wirt stets mit

großer Befriedigung anwohnte. Die Mahlzeiten wurden mit großer Gemütlichkeit gemeinsam eingenommen; am Tage der Konzert-Aufführung selbst aber kam es zu einer Art von Gala-Diner, bei welchem ich durch die Anwesenheit der von Zürich her mir genauer befreundeten Henriette von Bissing, der Schwester der Frau Dr. Wille in Mariafeld, überrascht wurde. In der Nähe Löwenbergs begütert, war auch sie vom Fürsten eingeladen worden, und bezeugte jetzt mir die treue Fortdauer ihrer enthusiastischen Anhänglichkeit. Sehr verständig und witzig, ward sie mir sogleich zur bevorzugten Gesellschafterin. Nachdem das Konzert ganz erträglich verlaufen, hatte ich am anderen Tage noch einen Wunsch des Fürsten zu erfüllen, indem ich ihm die Beethovensche C-Moll-Symphonie privatim aufführte; auch diesem wohnte Frau von Bissing, welche seit einiger Zeit Witwe geworden war, bei, und sie versprach mir, auch nach Breslau, zu dem dort zu gebenden Konzerte, kommen zu wollen. Vor meiner Abreise von Löwenberg stellte mir Kapellmeister Seifriz das mir bestimmte Geschenk des Fürsten in 1400 Talern zu, und zwar mit der Bezeugung des Bedauerns für jetzt mich nicht reichlicher bedenken zu können. Nach allen von mir bisher gemachten Erfahrungen wahrhaft überrascht und befriedigt, freute es mich meinen herzlichsten Dank dem wackeren Fürsten in ausdrucksvoller Weise kundgeben zu können.

So reiste ich denn nach Breslau, wo mir Konzertmeister Damrosch, von meinem letzten Besuche in Weimar her mir bekannt und durch Liszt empfohlen, ebenfalls ein Konzert besorgt hatte. Leider stimmte mich hier alles ungemein traurig und verzweiflungsvoll: die ganze Angelegenheit, wie es andererseits wohl auch zu erwarten stand, war in kleinlichster Weise eingeleitet. Ein ganz abscheuliches Konzertlokal, welches für gewöhnlich nur als Bierhalle diente und mit dem Hintergrunde auf ein kleines Tivoli-Theater mit davor herabgelassenem, entsetzlich gemeinem Vorhange ausging, und in welchem ich mir erst einen erhöhten Bretterboden für das Orchester herbeischaffen lassen mußte, widerte mich so stark an, daß ich eigentlich sofort die schlecht aussehenden Musiker entlassen wollte. Mein beängstigter Freund Damrosch mußte mir wenigstens versprechen, den fürchterlichen Tabaksgeruch des Lokales neutralisieren zu lassen. Da er mir dennoch im Betreff der Einnahme gar keine

Garantie zu bieten hatte, konnte es nur die Rücksicht darauf, ihn nicht stark zu kompromittieren, sein, welche mich endlich noch zur Ausführung des Konzertes bestimmte. Zu meinem Staunen sah ich fast das ganze Lokal, namentlich den Vorderteil desselben, nur von Juden innegehabt, und daß ich überhaupt nur der angeregten Teilnahme dieses Teiles der Bevölkerung irgendwelchen Erfolg zu verdanken hatte, erfuhr ich des andren Tages, als ich einem von Damrosch mir zu Ehren veranstalteten Mittagsmahl beiwohnte, an welchem nur Juden teilnahmen. Wie ein Licht-Strahl aus einer besseren Welt hatte mich dagegen schon beim Verlassen des Konzert-Saales die Erscheinung des Fräulein Marie von Buch erheitert, welche mit ihrer Großmutter von den Hatzfeldschen Gütern zur Assistenz meines Konzertes herbeigeeilt war, und in einem zur Loge dienenden Bretterverschlage bis nach der Entfernung des Publikums mein Vorbeigehen erwartet hatte. So trat die junge Dame auch nach dem Schlusse des Damroschschen Diners in Reisekleidern noch einmal an mich heran, um mir mit freundlichen und teilnehmenden Versicherungen die wohl angemerkte Trauer über meine Lage einigermaßen zu benehmen. Ich dankte ihr für diese Bezeigungen noch brieflich nach meiner Rückkehr nach Wien, welches sie mit dem Begehren eines Albumblattes erwiderte; diesem fügte ich, eingedenk des erschütternden Eindruckes mit dem ich Berlin verlassen hatte, gleichsam als Mitteilung meiner Seelenstimmung an eine nicht Unwürdige, die Worte Calderons ein: „Was unmöglich zu verschweigen und unmöglich auszusprechen“, womit ich, nur mir bewußt, das einzig in mir Lebende mit glücklicher Unverständlichkeit einem mir befreundeten Wesen mitgeteilt zu haben glaubte.

Von durchaus andren Folgen war dagegen meine erneuete Begegnung mit Henriette von Bissing in Breslau gewesen. Diese war mir hierher nachgefolgt und im gleichen Gasthofe wie ich abgestiegen. Sie schien namentlich wohl auch durch mein krankhaftes Aussehen bestimmt, einem großen Mitgefühl für mich und meine Lage Raum zu geben. Ohne Scheu stellte ich ihr die letztere dar und bezeichnete hierbei die seit meinem Fortgange von Zürich im Jahre 1858 eingetretene Störung einer mir und meinem Berufe einzig förderlichen gleichmäßigen Lebensordnung, sowie mein bis jetzt, ebensooft wiederholtes als

stets vergebliches Ringen nach Gewinnung einer förderlich andauernden Ordnung meiner äußeren Verhältnisse. Meine Freundin scheute sich nicht, der Beziehung zwischen Frau Wesendonck und meiner Frau eine Schuld beizumessen, welche nun sie selbst zu sühnen sich berufen fühle. Sie stimmte meiner Niederlassung in Penzing bei, und wünschte nur, daß ich durch keinerlei Unternehmung nach außen ihre wohltätige Wirkung auf mich beeinträchtigen möchte. Von meinem Plan, notgedrungener Weise schon diesen Winter Rußland des Geldes wegen zu bereisen, wollte sie durchaus nichts hören, und übernahm es dagegen, aus ihrem eigenen, allerdings sehr bedeutenden, Vermögen mir die nicht unbedeutende Summe zu verschaffen, welche mich auf längere Zeit unabhängig erhalten sollte. Für einige Zeit müßte ich mir noch zu helfen suchen, so gut und schlimm es eben ginge, da sie wohl nur mit, vielleicht nicht unbedeutender, Mühe das versprochene Geld mir zur Disposition würde stellen können.

Von dem Eindrucke dieser Begegnung trostreich gestimmt, kehrte ich nun am 9. Dezember nach Wien zurück. Bereits hatte ich von Löwenberg den größten Teil des fürstlichen Geschenkes, teils für Minna, teils zur Bezahlung neu entstandener Schulden, nach Wien zu schicken gehabt. Mit geringer Barschaft, aber nun gründlich gefaßter Hoffnung, konnte ich meine wenigen Freunde jetzt in erträglicher Laune begrüßen. Von diesen stellte sich fortan Peter Cornelius allabendlich bei mir ein, und es begründete sich zwischen uns, zu denen auch Heinrich Porges, sowie Gustav Schönaich sich zuzeiten gesellten, ein traulicher Gewohnheits-Verkehr ein. Für den Weihnachts-Abend lud ich sie alle zu mir, und bei angezündetem Christbaume bescherte ich jedem von ihnen eine beziehungsvolle Kleinigkeit. Auch bekam ich jetzt noch einmal zu tun, da Tausig für ein, von ihm im großen Redouten-Saale zu gebendes, Konzert meine Mitwirkung erbat. Neben einigen Bruchstücken aus meinen neuen Opern, führte ich zu meiner besonderen Genugtuung auch, und zwar ganz nach meinem Sinne, die Ouvertüre zu „Freischütz" auf, davon die Wirkung selbst für das Orchester eine ganz überraschende war. — Für eine offizielle Beachtung meiner Leistungen zeigte sich aber nicht die mindeste Aussicht; ich war und blieb von höherer Stelle unbeachtet. Die

Mitteilungen der Frau von Bissing deckten allmählich Schwierigkeiten auf, denen sie bei der Erfüllung ihres Versprechens begegnete: doch blieben sie immer noch hoffnungsvoll, so daß ich mit guter Laune den Silvester-Abend bei Standhartners zubringen, und durch ein ebenso humoristisches als weihevolles Gelegenheitsgedicht von Cornelius erfreut werden konnte.

Das neue Jahr 1864 trat jedoch mit bald immer ernsterer Miene an mich heran. Ich erkrankte an einem schmerzlich sich steigernden katarrhalischen Leiden, welches Standhartners Fürsorge häufig in Anspruch nahm. Noch ernstlicher wurde ich aber durch die Wendung bedroht, welche die Mitteilungen der Frau von Bissing jetzt nahmen. Wie es schien, konnte sie ohne Hilfe ihrer Hamburger Familie, der des Schiffsreeders Sloman, das mir versprochene Geld nicht erheben, und hatte dagegen von hier aus die heftigsten, wie es schien auch mit Verleumdungen gegen mich gewürzten, Abmahnungen zu bekämpfen. Bereits beunruhigten mich diese Umstände derart, daß ich wünschte der Hilfe dieser Freundin gänzlich entsagen zu dürfen, und ich nahm hierfür meine früheren Pläne auf Rußland ernstlich wieder auf. Fräulein von Rhaden, an welche ich mich wiederum gewandt hatte, mußte mir von jedem Versuche, Petersburg zu besuchen, dringend abraten, da ich selbst den Weg dahin, der in den polnischen Provinzen entstandenen Kriegsunruhen wegen, nicht frei, sowie auch im allgemeinen gar keine Beachtung in Petersburg selbst finden würde. Noch wurde mir aber ein Besuch von Kiew, mit einer Aussicht auf einen Gewinn von 5000 Rubel, als durchaus möglich erklärt. Dahin richtete ich nun meine Gedanken, und entwarf mit Cornelius, der mich dorthin begleiten wollte, den Plan, über das Schwarze Meer nach Odessa, und von dort aus nach Kiew zu reisen, wofür wir beide uns bereits mit den gehörigen Pelzen zu versehen beschlossen. Einstweilen blieb mir nichts andres übrig, als durch immer neue Wechsel auf kurze Frist zur Bezahlung von alten, ebenfalls auf kurze Frist lautenden Wechseln zu denken. Ich geriet hierdurch in ein wirtschaftliches System, welches, da es auf offenbaren und unaufhaltsamen Ruin hinausgeht, nur durch die Annahme einer endlich noch rechtzeitig eintretenden gründlichen Hilfe geklärt werden konnte. In diesem Betreff mußte ich mich endlich gedrängt fühlen, von

meiner Freundin die bestimmte Erklärung zu erbitten, nicht ob sie mir sofort helfen könne, sondern ob sie überhaupt mir helfen wolle; da ich den Verfall meiner Lage nicht mehr aufzuhalten imstande sei. Sie mußte durch mir unbekannte Vorstellungen sich im höchsten Grade gepeinigt fühlen, als sie es über sich gewann mir ungefähr so zu antworten: „Sie wollen endlich auch wissen, ob ich will? Nun denn, in Gottes Namen: nein!“ Für dieses mir damals ganz unerklärliche, und einzig durch die Schwäche ihres nicht unabhängigen Charakters verständlich Dünkende, erhielt ich, wenige Zeit hierauf, durch ihre Schwester, Frau Dr. Wille, eine sehr überraschende Aufhellung.

Unter diesen Schwankungen war jetzt bereits der Monat Februar zu Ende gegangen, und während ich mit Cornelius unsern russischen Reiseplan ausarbeitete, erhielt ich von Kiew und Odessa die Nachricht, daß für dieses Jahr von jeder künstlerischen Unternehmung dort abzuraten sei. Es stellte sich mir klar heraus, daß unter den eingetretenen Umständen an eine Aufrechthaltung meiner Lage in Wien, sowie meiner Haushaltung in Penzing, nicht mehr zu denken war, da sich mir nicht nur keinerlei Aussicht auf, wenn auch nur vorübergehenden, Gelderwerb zeigte, sondern auch meine Wechselschulden, die sich nach dem genügend bekannten Wucher-Systeme bis zu einer bedenklichen Höhe gesteigert hatten, in der Art drohend mich bedrängten, daß, ohne eine außerordentliche Hilfe, selbst meine Person davon betroffen wurde. In dieser Lage wendete ich mich mit vollster Offenheit, zunächst jedenfalls nur um Rat, an den kaiserlichen Landesgerichtsrat Eduard Liszt, den jungen Oheim meines alten Freundes Franz. Dieser hatte sich mir bereits bei meinem ersten Aufenthalt in Wien als warm ergebener und zu jeder Dienstleistung erbötiger Mann bekannt gemacht. Für die Auslösung meiner Wechsel konnte er natürlich keinen anderen Weg ersehen, als die Dazwischenkunft eines reichen Gönners, welcher die Gläubiger abfinden würde. Er glaubte eine Zeitlang, eine mir sehr geneigte, zugleich reiche Kaufmanns-Frau, Madame Schöller, würde die Mittel hierzu besitzen und anzuwenden willig sein. Auch Standhartner, für den ich keinen Hehl hatte, vermeinte in diesem Sinne für mich etwas erwirken zu können. Hierdurch ward meine Lage wiederum auf einige Wochen im Schwanken er-

halten, bis es sich herausstellte, daß meine Freunde mir höchstens soviel bieten konnten, daß ich eine durchaus notwendig dünkende Flucht nach der Schweiz ausführen könnte, wo und von wo aus ich, mit bis dahin geschützter Person, für die später zu ermöglichende Einlösung der von mir ausgestellten Wechsel Mittel finden müßte. Dem Gerichtsmanne Eduard Liszt schien dieser Ausweg namentlich auch deshalb erwünscht, weil er dadurch in die Lage gelangen könnte, den an mir ausgeübten unerhörten Wucher bestrafen zu lassen. — Während der bänglichen Zeit der letzten Monate, welche eine undeutliche Hoffnung immer noch durchzogen hatte, war der Verkehr mit meinen wenigen Freunden immer noch lebhaft geblieben. Ganz regelmäßig stellte sich jeden Abend noch immer Cornelius ein, zu welchem sich O. Bach, sowie der kleine Graf Laurencin, einmal auch Rudolph Liechtenstein, gesellten. Mit Cornelius begann ich allein die Wiederaufnahme der Lektüre der „Ilias“: als ich an den „Schiffskatalog“ kam, wollte ich denselben überschlagen; allein Peter bestand darauf, und bot sich selbst zum Vorlesen desselben an: ob wir ihn noch ganz zu Ende lasen, entsinne ich mich nicht mehr. Dafür bestand meine einsame Lektüre in der Geschichte des Grafen Rancé von Chateaubriand, welche mir Tausig in das Haus gebracht hatte, der nun aber selbst spurlos verschwunden war, bis er nach einiger Zeit als Bräutigam einer ungarischen Klavierspielerin wieder auftauchte. Ich befand mich in dieser Zeit stets sehr leidend und von schmerzhaften katarrhalischen Zuständen heftig geplagt. Todesgedanken traten mir so nahe, daß ich endlich zu ihrer Abwehr keine Lust mehr empfand. Ich ging an die Vererbung von Büchern und Manuskripten, von denen Cornelius ein Teil zufiel. Schon vor einiger Zeit hatte ich an Standhartner meinen übrigen in der Wohnung von Penzing befindlichen, leider jetzt gänzlich problematisch gewordenen Besitzstand, zum vorsorglichen Schutz empfohlen. Da jetzt meine Freunde mir mit größter Bestimmtheit die Flucht-Bereitschaft anempfahlen, hatte ich mich, da der Weg nach der Schweiz führen sollte, an Otto Wesendonck mit der Bitte um Aufnahme in seinem Hause gewendet. Dieser schlug meine Bitte ganz vollständig ab; worauf ich nicht umhin konnte, ihn durch eine Antwort meinerseits auf sein Un-

recht aufmerksam zu machen. Es galt jetzt meine Verreisung, als eine kurze und auf schnelle Wiederkunft berechnete, auszuführen. Standhartner, in der größten Sorge meinen Fortgang nicht bemerkt werden zu lassen, ließ mich in seine Wohnung zum Mittagessen kommen, wohin mein Diener Franz Mrazek mir meinen Reisekoffer zustellte. Von ihm, seiner Frau Anna und dem guten Hunde Pohl, nahm ich sehr beklommenen Abschied. Standhartners Stiefsohn, Karl Schönaich, dieser unter Schmerzen und Weinen, sowie Cornelius, der dagegen in frivol aufgeregter Laune war, begleiteten mich nach dem Bahnhof, wo ich am 23. März nachmittags abfuhr, um zunächst mich in München, wie ich hoffen durfte, unbeachtet, von den schrecklichen Aufregungen der letzten Zeit während zweier Tage zu erholen. Diese brachte ich daselbst im „Bayerischen Hofe“ zu, von wo aus ich gelegentlich einige Gänge durch die Stadt unternahm. Es war Karfreitag: bei sehr rauhem Wetter, schien die Stimmung dieses Tages die ganze Bevölkerung, welche ich in tiefste Trauer gekleidet von Kirche zu Kirche sich bewegen sah, einzunehmen. Vor wenigen Tagen war der den Bayern so lieb gewordene König Maximilian II. gestorben, und hatte seinen Sohn in dem so jugendlichen, dennoch bereits zum Antritt der Regierung berechtigenden Alter von 18½ Jahren, als Thron-Erben hinterlassen. An einem Schaufenster sah ich ein Porträt des jungen Königs Ludwig II., welches mich mit der besonderen Rührung ergriff, die uns Schönheit und Jugend in vermuteter ungemein schwieriger Lebenslage erweckt. Hier schrieb ich eine humoristische Grabschrift für mich auf, und reiste nun unbehelligt über den Bodensee, abermals in Flucht begriffen und Asyl-bedürftig, nach Zürich, von wo aus ich mich sofort nach Mariafeld, dem Gute des Dr. Wille, begab.

An die, von meinem früheren Züricher Aufenthalt mir vertraut gewordene, Frau jenes meines, sonst mir ziemlich fernstehend gebliebenen Freundes, hatte ich mich bereits brieflich um Aufnahme für einige Tage gemeldet, um die nötige Zeit zur Aufsuchung eines mir geeignet dünkenden Unterkommens in einer der Ortschaften des Züricher Sees aufzusuchen; was sie mir freundlich gewährt hatte. Den Dr. Wille selbst traf ich jetzt noch nicht an, da er auf einer Vergnügungsreise nach Kon-

stantinopel begriffen war. Es fiel nicht schwer der Freundin meine Lage begreiflich zu machen, zu deren Abhilfe ich sie höchst willig aufgelegt fand. Zunächst räumte sie mir einige Wohnzimmer in dem früher von Frau von Bissing bewohnten Nebengebäude ein, aus welchem jedoch das frühere, nicht unbehagliche Mobiliar entfernt war. Ich hatte den Wunsch, mich selbst zu beköstigen, mußte aber ihrer Bitte, diese Sorge für sich zu übernehmen, nachgeben. Nur fehlte es an Mobiliar, und hierfür glaubte sie sich an Frau Wesendonck wenden zu dürfen, welche ihr sofort einiges Entbehrliche aus ihrem Hausrate, sowie ein Pianino zusandte. Auch wünschte sie, um einen üblen Schein abzuwenden, daß ich meinen alten Freunden in Zürich einen Besuch machen möchte; große Kränklichkeit, durch die schwer heizbaren Räume vermehrt, hielten mich so lange davon ab, bis Otto und Mathilde Wesendonck uns selbst in Mariafeld aufsuchten. Dieses Paar schien sich in sehr unklarer und gespannter Lage zu befinden, davon die Gründe mir nicht ganz unerkenntlich waren, in meinem Benehmen jedoch keine Beachtung fanden. Schlechte Witterung und tiefster Unmut verschlimmerten fortwährend meine katarrhalischen Leiden, welche mich auch unfähig dazu machten, in den benachbarten Ortschaften mich nach einer Wohnung umzusehen. In meinem Karlsruher Pelz von früh bis Abend eingehüllt, verbrachte ich die schauerlichen Tage mit betäubender Lektüre, zu welcher Frau Wille mir einen Band nach dem andren in meine Abgeschiedenheit herübersandte. Ich las „Siebenkäs“ von Jean Paul, das „Tagebuch“ Friedrichs des Großen, Tauler, Romane von G. Sand, Walter Scott, endlich auch „Felicitas“, aus der Feder meiner teilnehmenden Wirtin selbst. Von außen gelangte an mich, außer einem heftigen Lamento Mathilde Maiers, nur, wunderlich genug mich erfreuend, eine Sendung von 75 Franken Pariser Tantiemen, von Truinet mir zugesandt. Hierüber geriet ich, in halblauniger, halb galgenhumoristischer Unterredung mit Frau Wille, darauf, was ich wohl zu tun hätte, um mich vollständig aus meiner elenden Lebenslage zu befreien. Wir verfielen unter andrem auf die Notwendigkeit, eine Scheidung von meiner Frau herbeizuführen, um auf eine reiche Heirat ausgehen zu können. Da mir alles rätlich und

nichts unrätlich erschien, schrieb ich wirklich an meine Schwester Luise Brockhaus, ob sie nicht in einer vernünftigen Unterredung Minna dazu bringen könnte, sich fortan nur an das ausgesetzte Jahrgeld, nicht aber an meine Person mehr zu halten; worauf mir mit großem Pathos der Rat gegeben ward, doch fürerst noch an die Feststellung meines Rufes zu denken, und durch ein neues Werk mich in unangefochtenen Kredit zu setzen, was dann ja wohl mir auch ohne exzentrische Schritte zum Guten verhelfen würde: jedenfalls würde ich gut tun, mich um die freigewordene Kapellmeisterstelle in Darmstadt zu bewerben. — Aus Wien bekam ich sehr schlimme Nachrichten: um, vor allen Dingen, mein in der dortigen Wohnung zurückgelassenes Mobiliar zu beschützen, hatte Standhartner einen Verkauf auf Wiederkauf desselben mit einem Wiener Negozianten abgeschlossen, worüber ich meine höchste Entrüstung zurückäußerte, da ich namentlich hierdurch meinen Hauswirt, welchem ich in den nächsten Tagen einen Miet-Zins schuldig wurde, beeinträchtigt sah. Es gelang mir durch Frau Dr. Wille, das nötige Geld zur Bezahlung dieses Zinses zu meiner Verfügung zu erhalten, welches ich jetzt sofort an Baron Rachowin zusandte. Leider erfuhr ich jedoch, daß Standhartner mit Eduard Liszt bereits reine Wirtschaft gemacht, aus dem Ertrag der Möbel die Hausmiete bezahlt, und hierdurch mir jede Rückkehr nach Wien, welche sie beide für durchaus verderblich für mich hielten, abgeschnitten hatten. Da mir zugleich aber Cornelius meldete, daß Tausig, der bei einem der Wechsel mit unterzeichnet hatte, durch mich von der von ihm gewünschten Rückkehr nach Wien sich abgehalten sah (er war damals in Ungarn), ward ich davon so empfindlich betroffen, daß ich auf jede Gefahr hin sofort nach Wien zurückzureisen mich entschloß. Ich kündigte dies meinen dortigen Freunden an, entschied mich jedoch dafür, zuvor erst zu versuchen, ob ich mich mit so viel Geld versehen könnte, daß ich meinen Gläubigern einen Vergleich anzubieten imstande wäre. Hierfür hatte ich mich auf das dringendste, und nicht ohne heftige Vorwürfe über sein Benehmen gegen mich, an Schott nach Mainz gewendet. Den Ausgang dieser Bemühungen abzuwarten und in etwas größerer Nähe zu betreiben, beschloß ich jetzt, von Mariafeld mich nach Stuttgart zu wenden. Zur Aus-

führung dieser Diversion bestimmten mich noch andere, und zwar folgende Beweggründe.

Dr. Wille war zurückgekehrt, und sogleich konnte ich ihm anmerken, daß ihm mein Aufenthalt in Mariafeld beängstigend sei, da er vermutlich befürchten mochte, es könnte auch auf seine Hilfe für mich gezählt werden. In einiger Beschämung, zu welcher ihn mein hierauf folgendes Verhalten veranlaßte, bekannte er mir in einer aufgeregten Stunde, daß er gegen mich in einem Gefühle befangen sei, welches man einem Manne, der sich unter seinesgleichen denn doch auch als etwas vorkommen dürfte, sehr wohl verzeihen müsse, wenn er in nahe Berührung mit einem andren käme, dem er als durchaus fremdartig sich untergeordnet fühle: „Man wolle in seinem Hause doch auch etwas sein, gerade hier aber nicht einem andren bloß zur Unterlage dienen.“ Frau Wille hatte, unter Voraussicht der Stimmung ihres Mannes, mit der Familie Wesendonck ein Abkommen eingeleitet, nach welchem diese mir während meines Aufenthaltes in Mariafeld eine monatliche Sustentation von 100 Franken zukommen lassen sollte; als ich hiervon Kenntnis erhielt, hatte ich nichts anderes zu tun, als an Frau Wesendonck meine sofortige Abreise aus der Schweiz zu melden, und sie in freundlichster Weise zu ersuchen, sich aller Bekümmernis um mich als enthoben zu betrachten, da ich die Ordnung meiner Angelegenheiten ganz meinem Wunsche gemäß eingeleitet hätte. Ich erfuhr späterhin, daß sie diesen Brief, den sie für kompromittierend gehalten haben mochte, uneröffnet an Frau Wille zurückstellte.

Für jetzt reiste ich am 30. April[1]) nach Stuttgart ab. Dort nämlich wußte ich Karl Eckert seit einiger Zeit als Kapellmeister des Königlichen Hoftheaters niedergelassen, und ich hatte Grund, diesen sehr gutartigen Menschen, nach seinem vortrefflichen Benehmen als Direktor der Wiener Oper gegen mich, sowie auch im Betracht seines enthusiastischen Besuches bei meinem vorjährigen Konzert in Karlsruhe, als mit großer Unbefangenheit mir ergeben, anzusehen. Nichts andres erwartete ich mir auch von ihm, als daß er beim Aufsuchen eines stillen Unterkommens, etwa in Cannstatt bei Stuttgart, für die Dauer des bevorstehenden Sommers, mir behilflich sein möchte. Hier

[1]) [Der Meister ist am 29. April in Stuttgart eingetroffen.]

wollte ich nämlich in möglichster Schnelligkeit zuvörderst den ersten Akt der „Meistersinger“ vollenden, um Schott endlich einen Teil des Manuskriptes übersenden zu können, auf dessen baldigen Empfang ich ihn verwiesen hatte, als ich ihn um so lange mir verweigerte Vorschüsse anging. Sodann wollte ich in größter Zurückgezogenheit und, wie ich wünschte, Verborgenheit, die Mittel zu sammeln suchen, mit welchen ich meiner Wiener Verpflichtungen mich zu entledigen vermöchte. Von Eckert ward ich äußerst freundschaftlich aufgenommen. Seine Frau, eine der größten Schönheiten Wiens, welche aus phantastischem Verlangen, mit einem Künstler vereint zu sein, eine sehr vorteilhafte äußere Stellung aufgegeben hatte, war hinreichend vermögend geblieben, um dem „Kapellmeister“ ein gastliches und behagliches Haus zu halten, wovon ich jetzt einen freundlichen Eindruck gewinnen durfte. Eckert hielt es durchaus für seine Pflicht, mir den Intendanten des Hoftheaters, Baron von Gall, zuzuführen: dieser äußerte sich verständig und wohlwollend im Betreff meiner schwierigen Lage in Deutschland, wo mir wohl so lange alles verschlossen bleiben würde, als die überall zerstreuten sächsischen Gesandten und Agenten mit Verdächtigungen aller Art mir zu schaden suchen dürften. Er vermeinte, nach genauerer Bekanntschaft mit mir, sich veranlaßt zu sehen, durch den württembergischen Hof für mich einzutreten. Als ich am Abend des 2. Mai im Eckertschen Hause mich über alle solche Dinge unterhielt, wurde hier, ziemlich spät, die Karte eines Herrn an mich abgegeben welcher sich „Sekretär des Königs von Bayern“ nannte. Sehr unangenehm davon überrascht, daß mein Aufenthalt in Stuttgart schon Durchreisenden bekannt wäre, ließ ich hinaussagen, ich sei nicht anwesend, worauf ich mich alsbald in meinen Gasthof zurückzog, um hier wiederum von dem Wirte desselben davon benachrichtigt zu werden, daß ein Herr aus München mich dringend zu sprechen wünsche, welchen ich nun für den anderen Morgen um 10 Uhr beschied. Stets auf Übles mich vorbereitend, verbrachte ich eine unruhige Nacht, nach welcher ich andren Tags Herrn Pfistermeister, Kabinetts-Sekretär S. M. des Königs von Bayern, in meinem Zimmer empfing. Dieser äußerte mir zunächst seine große Freude darüber, mich nach allem vergeblichen Aufsuchen in Wien, endlich sogar in Mariafeld am Züricher See, durch

glückliche Nachweisungen geleitet, hier angetroffen zu haben. Er überbrachte mir ein Billett des jungen Königs von Bayern, zugleich mit einem Porträt sowie einem Ring als Geschenk desselben. Mit wenigen, aber bis in das Herz meines Lebens dringenden Zeilen, bekannte mir der junge Monarch seine große Zuneigung für meine Kunst und seinen festen Willen mich für immer als Freund an seiner Seite jeder Unbill des Schicksals zu entziehen. Zugleich meldete mir Herr Pfistermeister, daß er beauftragt sei, mich sofort dem Könige nach München zuzuführen, und erbat sich von mir die Erlaubnis seinem Herrn telegraphisch meine Ankunft für morgen melden zu dürfen. Ich war für Mittag zur Mahlzeit bei Eckerts eingeladen, Herr Pfistermeister mußte ablehnen mich dorthin zu begleiten. Meine Freunde, zu denen sich auch jener junge Weißheimer aus Osthofen gesellt hatte, gerieten durch die von mir ihnen überbrachte Nachricht in das, sehr begreiflich, freudevollste Erstaunen. Über Tisch ward an Eckert telegraphisch der soeben in Paris erfolgte Tod Meyerbeers gemeldet: Weißheimer fuhr mit bäurischem Lachen auf über diesen wunderbaren Zufall, daß der mir so schädlich gewordene Opernmeister gerade diesen Tag nicht mehr hatte erleben sollen. Auch Herr von Gall stellte sich ein, um in sehr gewogenem Erstaunen mir zu bekennen, daß ich allerdings jetzt seiner Vermittelung nicht mehr bedürfe. Er hatte den „Lohengrin" bereits bestellt und zahlte mir jetzt sofort das dafür stipulierte Honorar aus. Des Abends um 5 Uhr traf ich nun auf dem Bahnhofe mit Herrn Pfistermeister zusammen, um mit ihm gemeinschaftlich nach München zu fahren, wo mein Besuch dem Könige bereits für den folgenden Morgen angemeldet war.

Von Wien her hatte ich am gleichen Tage die dringendsten Abmahnungen von einer Rückkehr dorthin erhalten. Schrecken dieser Art sollten sich seitdem in meinem Leben nie wiederholen. Der gefahrvolle Weg, auf den mich heute mein Schicksal zu höchsten Zielen berufen hatte, sollte nie frei von Sorgen und Nöten von bis dahin mir noch ganz ungekannter Art sein; nie jedoch hat unter dem Schutze meines erhabenen Freundes die Last des gemeinen Lebensdruckes mich wieder berühren sollen.



Richard Wagner
Sämtliche Schriften und Dichtungen

Volks-Ausgabe



Sechszehnter Band

Leipzig
Breitkopf & Härtel / C. F. W. Siegel (R. Linnemann)

Titel und Einband zeichnete
Walter Tiemann
in Leipzig

Vorwort.

Der sechszehnte und letzte Band der Volks-Ausgabe der „Sämtlichen Schriften" Richard Wagners ist dazu bestimmt, eine Reihe von Nachträgen und Registern zu den vorhergehenden Bänden zu geben.

Obwohl der 12. Band schon eine stattliche Ergänzung der Schriften des Meisters enthalten hatte, erwies es sich doch als notwendig, auch ihn wieder durch Stücke zu ergänzen, die dort vermißt wurden. Dazu gehörten die Briefe an Friedrich Uhl und Friedrich Stade, die Wagner für die Öffentlichkeit bestimmt hatte. Daran gliederten sich aber noch eine große Anzahl ähnlicher Mitteilungen: entweder schon damals in Zeitungen erschienene oder doch für sie bestimmte Erklärungen. Anderes kam hinzu, was neuerdings erst bekannt geworden war oder in mangelhaften Drucken vorlag. Dann wurden die Urkunden für die Entwickelung des Bayreuther Werkes um dreißig vervollständigt, programmatische Erläuterungen aus alten Programmen beigegeben, die Sammlung der Gelegenheits-Gedichte ergänzt, vor allem aus den dramatischen Dichtungen die Stücke hinzugefügt, welche der Dichter in den späteren Fassungen geändert oder fortgelassen hatte. Dazu kamen endlich einige wenige Auszüge aus Briefen, die das Gepräge längerer Abhandlungen tragen. Als Druckvorlagen wurden, soweit sie erreichbar waren, Original-Manuskripte, Faksimiles und Erstdrucke zu Rate gezogen.

Vollständigkeit wird bei alledem niemals erreicht werden, wohl aber liegen nun in dieser Volksausgabe Wagners dichterische und literarische Werke in einer Reichhaltigkeit vor, die den Titel „Sämtliche Schriften" wohl rechtfertigen dürfte. Durch die Aufnahme des großen biographischen Bekenntnisses

„Mein Leben" in den 13., 14. und 15. Band der Volksausgabe ist auch der Ring der umfassenden lebensgeschichtlichen Dokumente geschlossen worden.

Zum nutzbringenden Gebrauche der sechszehn Bände durften genaue und umfangreiche Register nicht fehlen. Zwei davon: die Inhaltsübersicht der einzelnen Bände, sowie die allgemeine, alphabetisch geordnete, die Titel der Schriften mehrfach zu leichterer Auffindung enthaltende Inhaltsübersicht hat Herr Carl Kipke angefertigt, dem auch für die unermüdliche Unterstützung der Zusammenstellung des 16. Bandes der herzlichste Dank abgestattet sein soll.

Eine besondere Wichtigkeit kommt dem großen Namen- und Sach-Register zu, das Herrn Dr. phil. Erich Schwebsch anvertraut wurde. Hatte Hans Freiherr v. Wolzogen hierzu schon die große Vorarbeit für die ersten zehn Bände geschaffen, so wurden jetzt nicht nur die folgenden sechs hineingearbeitet, sondern auch durch Erweiterung nach der begrifflichen Seite hin und Vervollständigung der Stichwörter die Forderungen erfüllt, die man an eine solche Übersicht über die ganze Wagnersche Gedankenwelt zu stellen berechtigt ist.

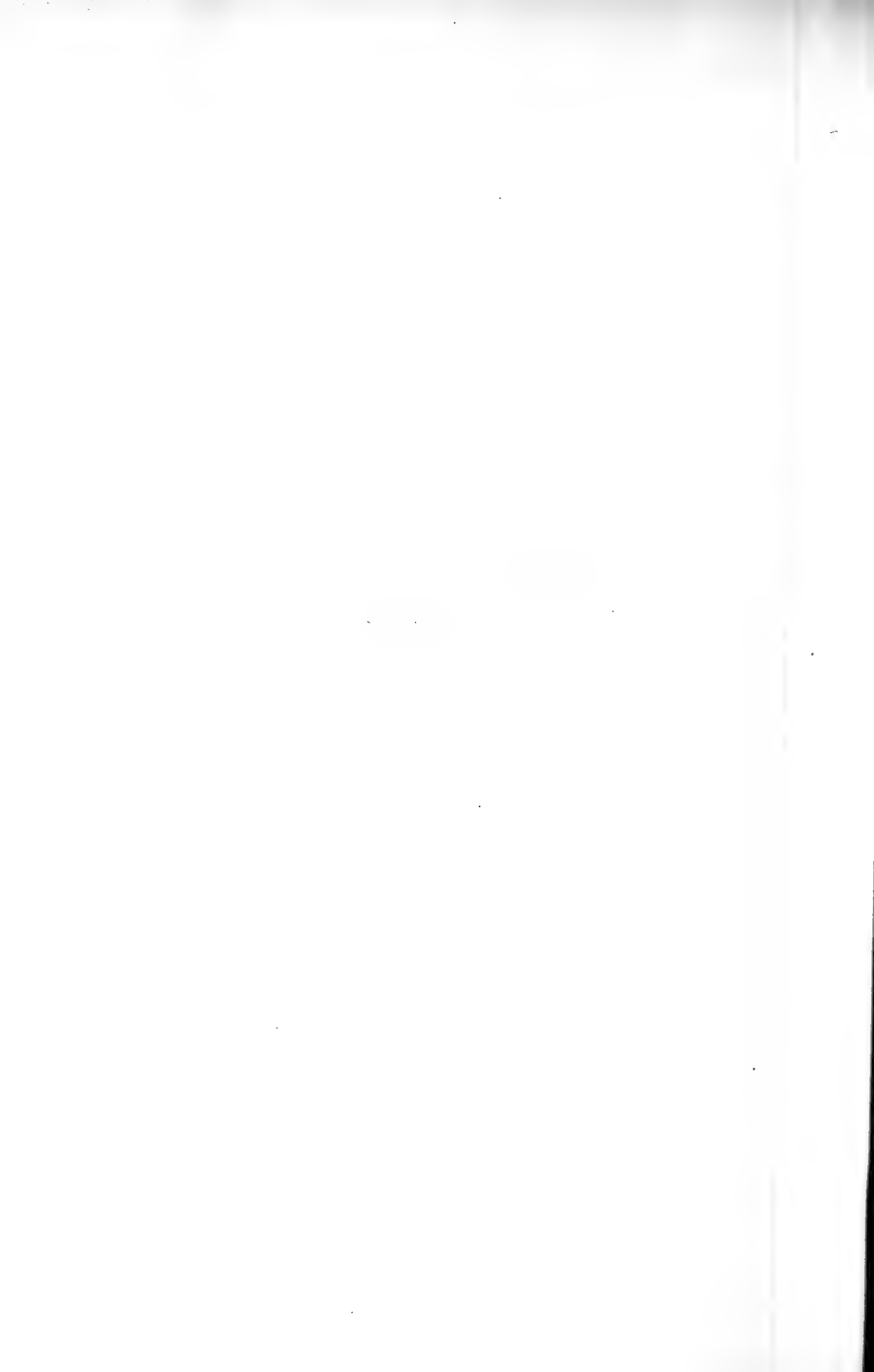
Endlich sei auch Herrn Walther Richard Linnemann herzlich gedankt, der aus seiner eigenen Sammlung mehreres beigesteuert und durch seine gütige Vermittlung manche wertvolle Vorlage zugänglich gemacht hat.

Richard Sternfeld.

Inhaltsverzeichnis

des 16. Bandes siehe auf Seite 275—282.

I. Lebensgeschichtliches.



Zwei Zeitungs-Anzeigen aus Riga.

[Dezember 1837; März 1839.]

I.

Theater-Anzeige.

Sonnabend, den 11. Dezember 1837, wird zum Vorteile des Unterzeichneten zum ersten Male aufgeführt:

Norma,

große romantische Oper in zwei Akten, von Bellini.

Der Unterzeichnete glaubt seine Verehrung für das kunstliebende Publikum dieser Stadt nicht besser betätigen zu können, als eben durch die Wahl dieser Oper zu seinem Benefiz, welches ihm zunächst für seine Bemühungen um die Förderung und künftige Ausbildung jugendlich musikalischer Talente der hiesigen Bühne bewilligt worden ist. „Norma“ ist von allen Schöpfungen Bellini's diejenige, welche neben der reichsten Melodienfülle die innerste Glut mit tiefer Wahrheit vereint, und selbst die entschiedensten Gegner neuitalienischer Musik haben dieser Komposition die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, zum Herzen sprechend, ein inneres Streben zeige und der modernen Flachheit nicht huldige. Da nun für das Einstudieren und die Ausstattung dieses Werkes alles geschehen, so darf ich es wohl wagen, das theaterliebende Publikum gehorsamst einzuladen, und ich thue das in der freudigen Hoffnung, daß mein bisheriges eifrigstes Bestreben, auf meinem Platze möglichst meiner Pflicht zu genügen, teilnehmende und nachsichtige Anerkennung gefunden hat.

Riga, den 8. Dez. 1837. Richard Wagner.

II.

Konzert-Anzeige.

Da die Herren Mitglieder des hiesigen Theaterorchesters mir den ursprünglich für ihr 5. Abonnementskonzert bestimmten künftigen Dienstag, den 14. März d. J., für mein Benefiz-Konzert gefälligst abgetreten haben, so gebe ich mir die Ehre, einem verehrten Publikum dies mein Konzert für den bezeichneten Tag hiermit anzuzeigen. Das Nähere über die aufzuführenden Stücke wird die nächste Zeitungsnummer enthalten, und es ist die Auswahl derselben von mir im Sinne der Abonnementkonzerte getroffen worden, die sich eines ziemlich ungeteilten Beifalles der geschätzten Musikfreunde zu erfreuen hatten. — Da ich übrigens in diesen Tagen die für mich wohl betrübende Nachricht von meiner Entlassung aus der bis jetzt von mir bekleideten Stelle am hiesigen Theater erhalten habe, weil diese Stelle von Herrn von Holtei für das künftige Jahr bereits einem Andern zugesagt ist, so würde es mir sehr wohltuend sein, aus der Teilnahme für dies mein Konzert entnehmen zu können, daß ein verehrtes Publikum mit meinem Fleiße und ungetrübtem Eifer bei meinen Leistungen eben so zufrieden sei, als sich mein jetziger Direktor, Herr Hoffmann, mir darüber bezeigt hat, und gewiß das sämtliche Musikpersonal unserer Bühne sich mir bezeigen wird.

Riga, den 8. März 1839. Richard Wagner,
Kapellmeister des hiesigen Theaters.

Ein Tagebuch aus Paris.

[Juni 1840.]

Paris 1840. Dienstag, 23. Juni.

In dieser trüben, bangen Zeit fühle ich endlich recht lebhaft das Bedürfnis, mir ein ausführlicheres Tagebuch zu halten; ich hoffe von der Aufzeichnung der mich am meisten bewäl-

tigenden Gemütszustände und der darin entstehenden Reflexionen dieselbe Labung für mein Wesen, wie Tränen dem gepreßten Herzen es sind. Unwillkürlich waren mir eben wieder Tränen gekommen; ist man feig oder ist man unglücklich, wenn man sich gern den Tränen hingibt? — Ein kranker, deutscher Handwerksbursche war da; — ich bestellte ihn zum Frühstück wieder; Minna erinnerte mich bei dieser Gelegenheit, daß sie eben für Brot das letzte Geld würde wegschicken müssen. Du Ärmste! Wohl hast Du recht — es steht schlimm mit uns, denn wenn ich alles recht überlege, so kann ich mit Sicherheit eigentlich die größterdenkliche Misere für meine Lage voraussehen; alles Bessere kann nur mit glücklichen Zufällen zusammenhängen; denn unter diese muß ich beinahe mitrechnen, wenn Menschen, auf die ich baue, aus freien Stücken und ohne Interesse etwas für mich tun; — diese einzige Hoffnung wäre schmählich, wenn ich überzeugt sein müßte, daß ich gerade nur auf Almosen rechne; glücklicherweise muß ich aber annehmen, daß Leute, wie Meyerbeer, Laube — nichts für mich tun würden, wenn sie nicht glaubten, daß ich es verdiene. Aber mächtig kann dabei immer noch Schwäche, Laune, Zufall einwirken und mir dennoch diese Leute entfremden. Das ist ein furchtbarer Gedanke, und dieser Zweifel und vielmehr die noch nicht erfolgte Bestätigung ihres Willens ist peinlich und macht meine Seele krank!

Montag, 29. Juni.

Wie das künftigen Monat werden soll, weiß ich nicht; habe ich bisher Angst gehabt, so faßt mich nun bald Verzweiflung. Habe jetzt zwar Aussicht, mir durch Artikel und Aufsätze in der »Gazette musicale« etwas zu verdienen; will auch Artikel an Lewald nach Stuttgart für die „Europa“ schicken, um zu sehen, ob ich etwas damit verdiene. Aber selbst im glücklichsten Falle ist das unmittelbar Bevorstehende doch immer zu mächtig, als daß es mich nicht niederziehen sollte. 25 Franken habe ich nur noch. Davon soll ich am ersten einen Wechsel von 150 Franks, am fünfzehnten aber auch noch die Vierteljahrsmiete zahlen. Alle Quellen sind erschöpft; meiner armen Frau halte ich immer noch geheim, daß es schon so schlimm steht; — ich hoffte immer, Laube sollte mir bis dahin schicken; ich

hätte ihr dann erst entdeckt, wie wir ohne den auf nichts zu rechnen gehabt hätten und ich's ihr verheimlicht habe, um ihr von Sorgen schon ganz zerrüttetes Wesen nicht noch mehr zu ängstigen. Damit wird es aber wohl nun nichts werden. Den ersten kann ich es nicht mehr verheimlichen. Hilf Gott, das wird ein schrecklicher Tag werden, wenn nicht Hilfe kommt!

Dienstag, 30. Juni, abends.

Habe heut' meiner Frau auf dem Spaziergange erklärt, wie wir mit unseren Geldangelegenheiten stehen; ich bedauere die Arme im Grunde der Seele! Es ist ein trauriger Akkord! — Will arbeiten!

Zwei Schreiben an die Dresdener Liedertafel.

I.

Aufruf.

[1843.]

Die Sänger Dresdens, Sachsens, Deutschlands — sind bereits fünfmal, nämlich zweimal im Dresdner Anzeiger, zweimal in der Leipziger Zeitung und einmal in der Nationalzeitung der Deutschen, von uns und dem Orpheus zur Teilnahme an einem Feste aufgefordert worden, dessen glückliche Durchführung nur durch unsere andauernde Begeisterung für dasselbe möglich wird; fünf größere Kirchenmusiken, 12—16 allgemeine Lieder, mehrere Lieder für die Liedertafel allein bei dem großen Wechselgesange aller Chöre, ein ziemlicher Vorrat von Gesängen, welche die Liedertafel für sich als Tischlieder in Bereitschaft halten muß — sind binnen zehn Wochen aufs vollkommenste einzuüben; Freunde und Feinde, Neid und Gunst machen gerade jetzt die höchsten Ansprüche an die Leistungen der Liedertafel, aus Ursachen, die jedem bekannt sind.

Bedarf es unter solchen Umständen noch einer nachdrücklichen Einladung an die Mitglieder der Liedertafel, in voller Zahl pünktlichst und eifrigst an den gewöhnlichen Versammlungstagen sich zu vereinigen? — Oder wird die einfache Aufzählung dieser Umstände schon hinreichen, jedes Mitglied zur strengsten Erfüllung seiner Vereinspflicht anzutreiben und zum nicht bloß aufschäumenden, sondern vielmehr zum andauernden Kampfe für das Wohl und die Ehre des Vereins zu entflammen?

Der Vorstand der Liedertafel ist der festen Überzeugung, daß auf die letzte dieser beiden Fragen nur ein einmütiges Ja antworten werde. Er würde außerdem bald den Mut und die Hoffnung verlieren müssen, den Angelegenheiten der Liedertafel mit glücklichem Erfolge vorzustehen. Der Vorstand kann die Kräfte der Liedertafel nur sammeln, nicht schaffen; er kann die Ehre der Liedertafel gegen offene und geheime Angriffe nur zu schirmen suchen, aber dieselbe nicht allein begründen. Die Gesamtheit des Vereins ist seine Kraft; das treue und eifrige Zusammenwirken ist seine Ehre.

Die geehrten Mitglieder der Liedertafel werden daher hiermit ebenso freundlichst als dringend eingeladen, nur zwei Monate lang ihre übrigen Erholungen den Zwecken unseres Vereins möglichst unterzuordnen, sich von nächstem Sonnabend, den 22. April, an vollzählig und pünktlich zur gewöhnlichen Zeit und am gewöhnlichen Orte zu den Gesangsübungen einzufinden, und, da in zehn Abenden unmöglich alles gehörig eingeübt werden kann, in der nächsten Versammlung noch über einen zweiten Versammlungstag in jeder Woche (neben dem Sonnabende) sich zu vereinigen.

Nur unter diesen Bedingungen werden wir beim Feste das auch halten können, was wir uns selbst versprechen, und was alle Welt von uns erwartet. Die Hymne von Reissiger wird wahrscheinlich das erste sein, was uns auf nächsten Sonnabend beschäftigen wird.

Dresden, den 20. April 1843.

Richard Wagner, Liedermeister.
Dr. Löwe, Schreibmeister.

II.

Niederlegung der Leitung.

[1845.]

Den geehrten Herrn Schreibmeister der Dresdner Liedertafel ersuche ich, folgende Erklärung zur freundlichen Kenntnis der geehrten Liedertafel bringen zu wollen.

Eine neue Wahl des Vorstandes der Liedertafel steht bevor; ich möchte mich fast für überzeugt halten, daß trotz aller Beschwerden, die seitens der geehrten Liedertafel mit Recht über meine Verwaltung des Amtes eines Liedermeisters, zumal in den letzten Zeiten, zu führen wären, aus vielerlei freundlichen Rücksichten die Wahl für dieses Amt wiederum auf mich fallen werde, wenigstens hat mich die Liedertafel durch ihr bisheriges Vernehmen zu mir zu solcher vielleicht anmaßlichen Annahme verwöhnt. Im voraus halte ich es daher für meine Pflicht, weniger aus persönlichen Gründen, als namentlich in vollstem Interesse für die Gesellschaft selbst, zu erklären, daß ich dem Amte eines Liedermeisters auf keinen Fall weiter vorstehen kann. Es sei mir erlaubt, meine Gründe dafür mit größter Aufrichtigkeit näher aufzuführen. Sie betreffen lediglich das Wohl der Liedertafel, das durch mein längeres Wegbleiben in der bisherigen Stellung unverkennbar gefährdet wird. Eine Gesellschaft wie die Liedertafel bedarf eines Musikführers, dem es Zeit und Neigung gestattet, sein Amt mit bei weitem größerer Tätigkeit, Vor- und Umsicht zu verwalten, als dies von mir geschehen ist und geschehen kann. Die Ursachen, aus denen mir physisch und moralisch die Unmöglichkeit entspringt, mich mit der nötigen vorzüglichen Liebe der musikalischen Leitung der Liedertafel anzunehmen, sind gewiß jedem billig Denkenden so leicht erkennbar, daß ich es für unnötig halten darf, näher darauf hinzuweisen. Ich habe anfänglich trotz der mir sogleich aufgestoßenen Bedenken geglaubt, die Leitung eines größeren musikalischen Instituts, wie das der Königlichen Kapelle und Oper, mit der Überwachung der Interessen eines geselligen Vereins für Männergesang genügend vereinigen zu können; ich kann mir in diesem Sinne das Zeugnis geben, daß ich unverdrossen mich stets auf meinem

Platze einfand, so oft es mir nicht durch unmittelbares Zusammentreffen mit einer amtlichen Beschäftigung geradezu unmöglich gemacht war; damals fand sich aber die Liedertafel nicht ein, so daß ich mich eine Zeit fast regelmäßig genötigt sah, um die gerade anwesenden wenigen Mitglieder einigermaßen der Absicht ihres Zusammenkommens gemäß zu unterhalten, eine Art von Gesangsübung mit ihnen anzustellen, die weder erfreuen noch bilden konnte. Dieser sehr lange dauernde Zustand der Teilnahmlosigkeit von Seiten der geehrten Mitglieder der Liedertafel hat, ich gestehe dies offen, auch meinen Eifer von vornherein in einem Grade erkaltet, der mir die Erwärmung für die Sache späterhin sehr erschwert hat. Die Teilnahme und der gute Geist der Liedertafel hat sich seit einiger Zeit nun auffallend wieder gehoben; ich bin mit Bedauern mir bewußt, nicht dazu beigetragen haben zu können, und zu meinem noch größeren Leidwesen erkenne ich, daß ich nicht imstande bin, dieser gesteigerten Teilnahme in ihren Anforderungen an mich zu entsprechen. Jetzt also ist der Zeitpunkt eingetreten, wo ich nach meinem aufrichtigen Dafürhalten nur durch meine Resignation der Liedertafel noch förderlich werden kann. Ich hätte die Erklärung derselben noch zurückgehalten, wenn ich jetzt nicht die Liedertafel auf einen mehr als genügenden Ersatz für mich hinweisen könnte. Herr Musikdirektor Hiller hat sich gegenwärtig für dauernde Zeit in Dresden niedergelassen und zwar — was wichtig ist — ohne amtliche Anstellung. Ich bin überzeugt, daß für das Wohl der Liedertafel gar kein glücklicheres Ereignis eintreten konnte; was die Liedertafel in mir gewonnen zu haben wünschte, würde sie in Herrn Hiller gewiß in einem nur noch höheren Grade gewonnen haben: einen Mann von Fähigkeit und künstlerischem Ruf. Was ihn aber unbedingt empfehlenswerter macht als mich, ist, daß Herr Hiller, frei und von amtlicher Beschäftigung unabhängig, sich bei weitem ausschließlicher als ich mit der musikalischen Leitung der Liedertafel befassen können würde. Dieser Vorteil namentlich springt so auffällig ins Auge, daß hier wohl nichts weiter mehr zu wünschen übrig bleiben wird, als daß Herr Hiller sich wirklich bestimmen ließe, die Wahl der Liedertafel anzunehmen. Ich verspreche, mit allem, was in meinen Kräften steht, zu diesem Zwecke mitzuwirken. —

Was mich nun betrifft, so bin ich durch mein Recht, die Steuern zu bezahlen, Bürger der Liedertafel geworden; ich habe der Liedertafel bei einer mich tief rührenden Veranlassung zugeschworen, ihr nie untreu zu werden; das werde ich halten, ich werde, solange die Liedertafel besteht und sie mich nicht ausstößt, Bürger der Liedertafel bleiben; ich werde ihr dienlich und förderlich sein, wo ich kann, sei es durch meine schlechte Tenorstimme, hie und da durch eine möglichst wenig langweilige Komposition, oder sonst durch Rat und Tat. Von nun an werde ich mit frohem Herzen, ohne drückende Selbstvorwürfe der Vernachlässigung und mit heiterem Mute mich in der Liedertafel einfinden, und wenn sie somit in mir einen nachlässigen Dirigenten verliert, so erhält sie dafür jedenfalls ein gutes Mitglied.

Ich bitte daher um meinen Abschied.

Richard Wagner,
zur Zeit noch Liedermeister der Dresdner Liedertafel.

Zwei Erklärungen
über die Verdeutschung des Textes der Komposition «Les deux grenadiers». [1843.]

Verwahrung.

Bei Schott in Mainz ist der Nachdruck einer in Paris bei M. Schlesinger von mir herausgegebenen Komposition «Les deux grenadiers» nach einer zumal auch metrisch sehr freien Übersetzung des deutschen Gedichts von H. Heine erschienen; in dieser nachgedruckten Ausgabe ist nun den französischen Worten der allbekannte schöne deutsche Text in den widerlichsten Reckungen, Verdrehungen und Entstellungen unterlegt, so daß ich es für nötig halte, gegen die Annahme, als sei diese Textunterlegung mit meinem Wissen, oder wohl gar von mir selber vorgenommen worden, mich ernstlich zu verwahren.

Dresden, 12. Mai 1843. Richard Wagner.

Erklärung.

Da ein in Deutschland veranstalteter Abdruck einer in Frankreich erschienenen Komposition den bestehenden Verhältnissen gemäß nicht als widerrechtlich betrachtet wird, und dieses Übereinkommen mir zur Genüge bekannt ist, so erkläre ich, daß es nicht in meiner Absicht gelegen hat und gelegen haben kann, durch meine in Nr. 40 dieser Zeitschrift veröffentlichte Verwahrung die H. H. B. Schott's Söhne zu beleidigen oder ihnen den Vorwurf eines widerrechtlichen Nachdrucks zu machen.

Dresden, 13. Juni 1843. Richard Wagner.

Zwei Schreiben aus dem Jahre 1848.

I.

Ein Brief an Professor Franz Wigard, Mitglied der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt.

[19. Mai 1848.]

Ich besorge viel Unheil, wenn das deutsche Parlament zunächst nicht folgender Weise beschließt:

1. Der bisherige deutsche Bundestag ist aufgehoben; das Parlament schließt somit die einzige konstituierende Gewalt in sich, sowie die Befugnis, die exekutive Gewalt provisorisch aus ihrer Mitte als Ausschuß zu ernennen.

2. Sofortige Einführung der Volksbewaffnung nach dem uns bekannten Modus.

3. Schutz- und Trutz-Bündnis mit Frankreich.

Diese drei Maßregeln werden hinreichend sein, dem unausweichlich nötigen Kampf eine bestimmte Richtung zu geben; in jeder Stadt werden sich die zwei bestimmten Parteien herausstellen: die Frankfurter (deutsche) und die Spezial-Regierungspartei. So kommt die Sache zum Ausschlag.

Der vierte Schritt sei nun: die Territorialfrage der deutschen Staaten. Hat die Frankfurter Versammlung die

Aufgabe, eine Deutschland einigende Verfassung zustande zu bringen, so muß sie zunächst die Hand an die Ungleichheit der deutschen Bundesstaaten legen; sie muß eine Kommission niedersetzen, welche, nach dem Grundsatze, Staaten unter 3 und über 6 Millionen nicht mehr zuzulassen, eine vernünftige und naturgemäße Herstellung des deutschen Staatenbestandes in Vorschlag bringen soll. Da ist endlich der entscheidende Moment, ohne dessen Herbeiführung all unser Werk Flickwerk sein würde. Nun hängt es von dem Benehmen der Fürsten ab, welches Los sie sich bereiten wollen. Beginnen sie feindselig, protestieren sie, so sind sie samt und sonders in Anklagezustand zu versetzen; und die Anklage gegen sie ist auf völlig historischer Basis zu begründen.

Erst wenn diese Fragen entschieden, wenn diese Kämpfe durchgefochten sind, möge die Versammlung an die Verfassungsarbeit gehen; denn diese kann nicht eher vorgenommen werden, als bis wir reinen Boden haben. Wie nutzlos würde eine Verfassung dem jetzigen Zustande Deutschlands gegenüber sein! Das Parlament muß die einzelnen Staaten erst noch vollkommen revolutionieren, und das wird es durch seine ersten Dekrete tun; denn durch diese Dekrete erhalten die Parteien den nötigen Anhalt, der ihnen jetzt fehlt. Könnten Sie meiner Ansicht sein und demgemäß alle Kräfte aufbieten, in diesem Sinne die Versammlung zu leiten, so wäre Ihr Verdienst unsterblich. Nichts Sanfteres führt zum Ziele! Alles Heil wünscht Ihr ergebener

Dresden, 19. Mai 1848. Richard Wagner.

II.

An den Intendanten v. Lüttichau über die Rede in der Versammlung des Vaterlandsvereins.

[Juni 1848.]

Ew. Exzellenz

ersuche ich ganz gehorsamst um die Vergünstigung eines vielleicht 14tägigen Stadturlaubs, um mich durch genaue Beob-

achtung einer geeigneten Diät vor einem den Anzeichen nach mir drohenden gastrischen Übel zu bewahren.

Zugleich erachte ich es für meine persönliche Schuldigkeit, mich wegen eines Schrittes zu rechtfertigen, der zwar mit meinem künstlerischen Dienstverhältnisse nichts gemein hat, wegen dessen ich aber gerade auch von Ihnen nicht mißverstanden zu sein wünschte.

In einer Zeit, wo auch dem Ungebildeten das Recht zugestanden ist, über die Angelegenheiten unserer staatlichen Verhältnisse sich auszusprechen, erkennt der Gebildete umsomehr seine Pflicht, sich dieses Rechtes ebenfalls zu bedienen. Die Parteireibungen der letzten 14 Tage haben unter den Einwohnern unserer Stadt die sich entgegenstehenden Ansichten so auf die äußerste Spitze getrieben, daß der Beobachter einer ängstlichen Spannung nicht entgehen konnte. Ich schloß mich demjenigen Vereine an, in dem die Fortschrittspartei am entschiedensten sich ausspricht: einesteils, weil ich erkenne, daß die Fortschrittspartei die der Zukunft ist, anderenteils aber auch aus der Rücksicht, daß es gerade dieser Partei am nötigsten ist, durch Geist und Milde der Gesinnung von rohen Ausschweifungen zurückgehalten zu werden. Ich habe diese Versammlungen selten besucht und nie in ihre Debatten mich gemischt, sondern nur beobachtet; so gewann ich in der letzten Zeit die Einsicht, daß gerade durch die heftigen Angriffe der sogenannten Monarchisten dort ein trotziger Geist sich immer bedenklicher herausgestellt hat. Mit der Erklärung, die Republik für die beste Staatsform zu halten, ist an und für sich nach den jetzigen Begriffen kein Verbrechen begangen: die nächste Verbindung, in welche der Gedanke an die Republik bei den allermeisten gesetzt wird, ist aber der Glaube an die Notwendigkeit der Aufhebung des Königtums. Ich sah nirgends einen Redner oder politischen Schriftsteller den Gedanken ins Auge fassen, daß das Königtum immer der heilige Mittelpunkt bleiben könnte, um den sich alle nur erdenklichen volkstümlichen Institutionen errichten lassen, sondern immer wurde mit dem Begriffe der Republik unmittelbar die Annahme des Aufhörens des Königtums verbunden: nur diese Annahme hielt daher auch die Masse und ihre Führer ab, sich für sofortige Einführung jener Staatsform zu entscheiden, sondern man knüpfte sie an allerhand Bedingungen, bei denen allerdings nichts Verbrecherisches ausgesprochen ist, die aber

doch zu allen erdenklichen Mißdeutungen führen können und müssen. Es lag mir nun daran, den Leuten einmal recht klar zu zeigen, daß, wir möchten erreichen wollen, was nur irgend erreichbar sei, das eigentliche Königtum an und für sich doch diesem Streben nie unmittelbar entgegenstände: daß mit dem Königtum eben alles sehr wohl und nur noch dauerhafter zu erreichen sei. — Der Volkspartei ist die noch bestehende Gestalt des Hofes mit all' seinen einer früheren Zeit entsprungenen Äußerlichkeiten ein Ärgernis: ich habe von Leuten, die keineswegs bloß der rohesten Klasse angehören, Äußerungen in diesem Bezug gehört, die mich tiefe Blicke in den Volksgeist haben werfen lassen; sie sagen nun ohngefähr: „Ist der König fort, so hört auch dieser Hof auf!“ Jetzt frage ich: soll um solcher Äußerlichkeiten willen dem Königtume selbst zu nahe getreten werden? Nein! Diese Äußerlichkeiten können schwinden und mit ihnen eine Quelle des Unmutes, der endlich auf den König selbst bezogen wird. In diesem Verhältnisse und nach dieser Richtschnur fortschreitend erwog ich alles das, was eigentlich angegriffen wird, und gelangte endlich dahin, daß, wenn dies schwinden könnte, eben auch alles schwinden würde, was gegen das Königtum verstimmt. Hiermit mußte natürlich der Wunsch in mir entstehen, beide Parteien, Monarchisten wie Republikaner, von dieser mir beigekommenen Ansicht zu überzeugen, und, gelänge mir dies, beide Parteien nach einem Ziele hinzulenken: die Erhaltung des Königtums und mit ihm des inneren Friedens. Es mußte mir zugleich daran liegen, die edle, von ihrer eignen Partei so mißverstandene Bedeutung des Wortes „Republik“ zu beleuchten und dann zu zeigen, daß in ihr das Königtum erst seine schönste Stellung finden würde. Dieser einzige Wunsch drängte mich zu der Abfassung jenes Aufsatzes: mußte ich, um zu meiner erzielten Schlußfolge zu kommen, hier und dort gegen Bestehendes anstoßen, so durfte mich die Furcht vor Verfeindung nicht abhalten, eine tief empfundene Überzeugung auszusprechen, mit der nicht Unfrieden, sondern Frieden und Vereinigung erzielt werden sollte. Die Wärme dieser Überzeugung ist daran Schuld, daß ich sogar mit meiner Person dafür eintrat. Als ich letzthin zu der Versammlung des Vereins eintrat, hörte ich eben wieder jene Reden, die den Begriff der Republik, der jetzt nun einmal ganz unleugbar zum Haupt-

gedanken eines großen Teiles des Volkes geworden ist, stets in unmittelbare Verbindung mit der Abschaffung des Königtumes bringen. In dem vollen Bewußtsein, gerade jetzt vor dieser Versammlung einen guten und wohltätigen Gedanken auszusprechen, entschloß ich mich schnell, meinen Aufsatz sogleich vorzulesen, und hätte dieser Schritt alle gute Absicht verfehlt, so hat er doch die eine ganz unleugbar erfüllt: noch nie ist nämlich in diesem Vereine ein so enthusiastisches Lob unseres Königs ausgesprochen, noch nie mit solcher Begeisterung aufgenommen worden, als es nach der Stelle in meiner Rede der Fall war, welche seine hohen Tugenden pries. — Gerade dieser Beifall nun, sowie auch der Grund desselben hat mir Neider und Gegner erweckt; ich will meine Ansicht über viele dieser Volksführer hier nicht weiter aussprechen — sie erfüllt mich mit den trübsten Befürchtungen, denn namentlich meine Begeisterung für das Königtum hat ihnen nicht gefallen. Was ich von dieser Seite her erfahre, könnte mir persönlich sehr gleichgiltig sein: anders verhält es sich damit, wenn ich befürchten müßte, von der anderen Seite her gänzlich mißverstanden worden zu sein, wenn selbst der König, möge Ihm auch immerhin das Formelle meines Planes unausführbar dünken, auch darin, daß ich mich unterfing, einer sehr prosaisch geleiteten Masse ein poetisches Bild davon vorzuhalten, wie ich mir das Königtum denke, etwas übel Erfundenes ersehen sollte. Ich gestehe, daß ich jetzt herzlich betrübt darüber werde, aus mancherlei Anzeichen zu ersehen, daß ich in der Tat sehr mißverstanden worden bin: ich erkenne darin das Gefährliche, in diesen Zeiten einen selbständigen Gedanken auszusprechen, wenn er nicht der Firma der einen oder der anderen Partei vollständig angehört, und es bedurfte nicht erst der Bitte meiner Frau, um mir das Versprechen abzunehmen, mich mit meiner Person nie wieder in den Fragen des Tages zu beteiligen. Ich ersehe zu meinem großen Kummer, daß es jetzt nicht mehr an der Zeit ist, mit den Waffen des Geistes zu kämpfen: eine düstere schreckliche Ahnung haftet auf meinem Gemüte, daß der Kampf jetzt bald nur noch von dem rohen Elemente der Massen geführt werden wird: — wir haben Prag nicht fern von uns, in Berlin bereiten sich schreckliche Dinge vor, die eine grausenhafte, königsmörderische Wendung nehmen können: ich habe einen Blick auch in die Masse der

Bevölkerung Dresdens geworfen: nichts Verbrecherisches liegt in ihr am Tage: wer will aber für den Sturm des Wahnsinns stehen, wenn er sich von da und dort auch zu uns herüberzieht?

In dieser Angst, dieser tiefen Bekümmernis glaubte ich mir durch jenen besprochenen Schritt Luft zu machen: nach meiner innigsten Überzeugung erschien er mir als der geeignete Weg zur Versöhnung. War nun meine schwarze Vorstellung unbegründet — o, desto besser. Hat dagegen mein Schritt Ärgernis erregt, hat er seine Absicht nicht erfüllt, hat er nicht versöhnt und nur beleidigt — so beruhte er allerdings auf einer Täuschung, für die ich jeden, den ich beleidigte, herzlichst um Verzeihung bitte.

In größter Hochachtung und Ergebenheit habe ich die Ehre zu verbleiben Eurer Exzellenz

gehorsamster Diener

Dresden, 18. Juni 1848. Richard Wagner.

Erklärungen und Anzeigen aus der Züricher Zeit in der „Eidgenössischen Zeitung“.

I.

Über die musikalische Direktion der Züricher Oper.

[1850.]

Es hat sich im Publikum über meine Wirksamkeit als musikalischer Dirigent beim hiesigen Theater eine irrige Ansicht verbreitet, die ich berichtigen muß, da sie dem genannten Institute nachteilig werden dürfte.

Herrn Kramers Anerbieten, mich als Musikdirektor bei seinem Theater anzustellen, mußte ich — aus allgemeinen, nicht aus besonderen Gründen — von mir weisen; dagegen

war es mir erfreulich, Herrn Kramer dazu bereit zu finden, die Musikdirektion zwei jungen Freunden von mir anzuvertrauen, die mir als Schüler in der Kunst nahestehen. Mußte ich mich natürlich insoweit für meine Empfohlenen verbürgen, als es nötig war, um den Herrn Direktor gegen die denkbaren Fälle zu versichern, in denen aus der geringen Erfahrung meiner jungen Freunde dem Theatergeschäftsgange ein Hindernis entstehen konnte, so bezeugte ich Herrn Kramer außerdem auch meine Bereitwilligkeit, in der angegebenen Stellung nach Kräften und Vermögen — aus Interesse für die Kunst — dem Ganzen mich nützlich zu erweisen.

Sogleich anfänglich trat der Fall ein, daß ich dem Ganzen auch dadurch zu nützen hoffen durfte, daß ich zwei Opernaufführungen selbst dirigierte; es bestimmte mich dazu namentlich meine aufrichtige Überraschung über die Vortrefflichkeit der Sänger, die es Herrn Kramer unter den schwierigsten Umständen gelungen war, für sein Theater zu gewinnen, und der hierauf begründete Wunsch, das glückliche Ensemble so warm wie möglich der Beachtung des Publikums zu empfehlen. Ich darf nun — wenigstens nach meinem Dafürhalten — diesen Wunsch als erfüllt betrachten, und habe meiner Teilnahme für die hiesige Oper nur noch den anderen Wunsch hinzuzufügen, ihr auch tüchtige Dirigenten heranzubilden, da ich selbst außer Stande bin, auf die Länge der Zeit die musikalische Direktion fortzuführen. Die Künstler habe ich gebeten, wenn sie wünschten, ihren Leistungen mein teilnehmendes Interesse zu bewahren, dies mir dadurch zu ermöglichen, daß sie den von mir empfohlenen Dirigenten vertrauungsvolle Rücksicht schenkten. An die Opernfreunde Zürichs kann ich ebenso nur die Bitte richten, meine Beteiligung an den Leistungen der hiesigen, jetzt wahrlich ganz besonders glücklich ausgestatteten Oper durch eine gleiche Rücksicht mir möglich zu machen, und namentlich auch darin mir zu vertrauen, daß ich — aus Achtung für die Künstler wie für das Publikum — niemand die unmittelbare Musikdirektion überlassen würde, von dem ich nicht überzeugt wäre, daß er seiner besonderen Aufgabe gewachsen sei.

Wollte man also annehmen, sobald ich nicht persönlich dirigiere, sei die betreffende Oper von mir aufgegeben, so würde dies ein gründlicher Irrtum sein, den ich mit der Ver-

sicherung erwidere, daß ich in den unter meiner Aufsicht gehaltenen Proben namentlich auch die Leistung des Dirigenten — und zwar aus doppeltem Interesse — in meinem Sinne überwache.

Zürich, 17. Oktober 1850. Richard Wagner.

II.

Zur Empfehlung Gottfried Sempers.

[1851.]

Wenn der Sinn für Schönheit auch in der Architektur uns zunächst durch das Studium der Antike geweckt worden ist, so haben sich die Bauwerke, die wir in der Nachahmung der Antike konstruierten, doch nie in eine warme Wechselwirkung zu unserm Leben und dessen natürlichen Bedürfnissen stellen können. Semper klärte uns, als er vor siebzehn Jahren aus Griechenland zurückkehrte, in seiner berühmten Schrift „Bemerkungen über vielfarbige Architektur und Skulptur bei den Alten" (Altona 1834) über die wesentlichen Gründe jener Erscheinungen auf, indem er an den hellenischen Kunstwerken selbst ein organisches Hervorgehen derselben aus den anfangs allernötigsten Bedürfnissen einer Häuslichkeit und dann einer Öffentlichkeit nachwies, wie sie bei uns eben nicht vorhanden sind. Durch eine unmotivierte Nachahmung der Antike ist unsre moderne Baukunst in den Zwiespalt geraten, daß wir der Schönheit nur in unnützen Bauwerken huldigen zu können, in nützlichen dagegen sie ganz außer Acht lassen zu müssen glauben. Vermöge seiner gesunden künstlerischen Anschauung erkennt nun Semper da, wo sich unser häusliches wie öffentliches Leben am konsequentesten aus unseren Bedürfnissen entwickelt und zu so umfassender Tätigkeit ausgebildet hat, wie in England, auch den gedeihlichen Boden für die Ausbildung in einem heimischen und innig verständlichen Sinne, weil dort unserm natürlichen Bedürfnisse bereits in so zweckmäßiger Fülle genügt wird, daß diese Fülle sich ganz von selbst zum Bedürfnisse nach Schönheit gestaltet. Wer die geniale Produktivität Sempers aus seinen berühmten Bauwerken, nament-

lich dem Schauspielhause und dem gegenwärtig seiner Vollendung nahen Museum zu Dresden kennt, wer den Bildungsgang dieses reichbegabten und hocherfahrenen Künstlers von seinen Träumen auf den Mauern Athens an bis zum Erfassen des praktischen Sinnes der Engländer betrachtet hat, der wird bezeugen müssen, daß jungen Architekten, welche auf irgend einer Bauschule ihre theoretischen Studien beendet haben und zu ihrer praktischen Ausbildung weiterzuschreiten gedenken, kein willkommneres Anerbieten gemacht werden kann, als das meines Freundes, den ich mich glücklich schätze, auf das wärmste auch meinen Schweizer Gastfreunden empfehlen zu dürfen, und über dessen Unternehmung näheres mitzuteilen, ich jeder Zeit bereit bin.

III.

Über die musikalische Berichterstattung in der „Eidgenössischen Zeitung“.

[1851.]

Dem Dirigenten der kürzlich stattgefundenen Cmoll-Symphonie von Beethoven ist von Freundesseite mitgeteilt worden, daß er in den Augen mancher, wenn nicht für den musikalischen Berichterstatter der „Eidgenössischen Zeitung“ selbst, so doch für den näheren Veranlasser der auf die Musik bezüglichen Artikel in diesem Blatte gehalten werde. Eine freundliche Weisung in der letzten Nummer des hiesigen „Tageblatts“ hat ihn in dieser Vermutung bestärken müssen. Möge es ihm daher gestattet sein, zu erklären, daß niemand besser wie er durch Erfahrung längst darüber belehrt ist, in welche unvorteilhafte und erfolglose Stellung sich derjenige begibt, der sich um Einfluß auf den öffentlichen Geschmack bemüht, da es ihm klargeworden ist, wie dieser Geschmack die Kunst, nicht aber die Kunst den Geschmack bestimmt. Auch hier in Zürich glaubte er bewiesen zu haben, daß er weder seine Ansichten noch seine Leistungen irgendwie aufdrängt und selbst an ihn ergangenen Aufforderungen nur dann nachgekommen ist, wenn Zweck und Mittel ihm derart erschienen, daß dem Publikum überhaupt ein Genuß geboten werden kann. Jede ander-

weitige Einmischung auf den Geschmack des Publikums, als die, welche eben in seinen künstlerischen Leistungen an sich lag, hat er selbst dem gutgemeinten Eifer seines Freundes, des musikalischen Berichterstatters der „Eidgenössischen Zeitung" stets aufrichtig verdacht. Dennoch hat er ihn dabei so wenig zu bestimmen für rätlich gefunden, daß er ihm nicht einmal zu wehren suchte, wenn er sich seiner Ansicht nach nutzlos bemühte.

IV.

Vieuxtemps.

[20. September 1852.]

Es gereicht mir zu aufrichtigem Vergnügen, die Kunstfreunde Zürichs auf einen ungewöhnlichen Genuß aufmerksam machen zu dürfen, der ihnen durch die nächstens bevorstehende Ankunft meines berühmten Freundes Henri Vieuxtemps, und dessen Absicht, sich öffentlich hier hören zu lassen, geboten werden soll. Daß Vieuxtemps der größte und meisterhafteste der jetzt lebenden Violinspieler ist, darf ich seinem vielbewährten Rufe, sowie dem Urteile aller Kenner nur nachsagen: daß er aber zugleich in seinen Kompositionen ein bei den Künstlern seines Faches durchaus seltenes, großes und wahrhaft erquickendes Talent zur Geltung bringt, dieses ist es, was mir ihn von je als eine ausgezeichnete Erscheinung kundtat, auf die ich die Verehrer wahrer Kunst mit besonderem Nachdrucke hingewiesen haben wollte.

Richard Wagner.

V.

Über die Aufführung der „Tannhäuser"-Ouvertüre.

[1852.]

Diejenigen musikalischen Dirigenten, welche eine Aufführung meiner Ouvertüre zu Tannhäuser im Konzert beabsichtigen, ersuche ich, wegen einiger Mitteilungen, die ich ihnen in bezug auf eine solche Aufführung zu machen habe, sich an mich wenden zu wollen.

Zürich, 30. Oktober 1852. Richard Wagner.

VI.

Vorlesung der Dichtung des „Ringes des Nibelungen“.

[1853.]

Einladung.

Zu einer Vorlesung meiner kürzlich vollendeten dramatischen Dichtung „Der Ring des Nibelungen“, deren einzelne Teile ich an vier aufeinanderfolgenden Abenden, (nämlich am 16., 17., 18. und 19. dieses Monats) jedesmal um 6 Uhr, im unteren Saale des Dépendance-Gebäudes des Hotel de Baur vorzutragen gedenke, lade ich Sie hierdurch freundschaftlichst ein.

Sehr gern werde ich auch den Herrn oder die Dame meinen Vorlesungen zugegen wissen, die Sie in der Voraussetzung näherer Teilnahme für den Gegenstand auch uneingeladen mir zuführen sollten.

Zürich, 12. Februar 1853. Richard Wagner.

VII.

Ankündigung der im Mai 1853 zu veranstaltenden Konzerte.

Musikaufführung.

Der Wunsch, die hiesigen Kunstfreunde näher mit meinen musikalischen Kompositionen bekannt zu machen, hat mir die Absicht eingegeben, in einer besonders vorbereiteten großen Musikaufführung eine geeignete Auswahl charakteristischer Tonstücke aus meinen sämtlichen Opern zu Gehör zu bringen. Da ich meine rein künstlerische Ansicht nur dann für erreicht halten kann, wenn die bezweckte Aufführung in entsprechend vollendeter Weise vor sich geht, so kann ich mich auf diese Unternehmung jedoch nur dann einlassen, wenn mir im voraus eine der Beschaffenheit des Vorhabens entsprechende Teilnahme der hiesigen Kunstfreunde auf ungewöhnliche Weise dahin versichert wird, daß die sehr starken Kosten für Beschaffung der nötigen Kunstmittel dadurch gedeckt erscheinen dürfen. Ist daher das Unternehmen, wie es einerseits aus meinem Wunsche entsprang, anderseits wiederum nur dadurch zu bewerkstelligen, daß auch

die hiesigen Kunstfreunde von sich aus ein Verlangen danach bekunden, so mache ich den weiteren Angriff einzig davon abhängig, ob dieses nötige Verlangen tätig genug vorhanden sei. In diesem Sinne habe ich mich bereits zu freuen, die geehrte Musikgesellschaft Zürichs für meine Absicht der Art gewonnen zu haben, daß sie mir ihre eifrigste Unterstützung auf das freundlichste zugesagt hat, so daß ich von jetzt an den ganzen, mit nicht geringen Schwierigkeiten verbundenen, geschäftlichen Teil des Unternehmens ihrer umsichtigen Verwaltung anheim geben durfte.

Indem ich daher allen nötigen ferneren Verkehr mit dem Publikum, so weit er sich auf die Herstellung der Möglichkeit meines künstlerischen Vorhabens bezieht, einzig der geneigten Fürsorge der geehrten Musikgesellschaft überlassen darf, begnüge ich mich damit, hierdurch nur im allgemeinen mich an die Teilnahme der Kunstfreunde Zürichs gewandt zu haben, um ein Unternehmen zustande zu bringen, das meinerseits in keinem seiner Teile irgend etwas anderes bezweckt, als nach Kräften und Möglichkeit einen Kunstgenuß zu bieten.

Zürich, am 2. April 1853. Richard Wagner.

VIII.

Über die progammatischen Erläuterungen zu den Konzerten im Mai 1853.

Vorbemerkung.

Als ich bei der Unmöglichkeit, meine Opern jetzt genügend in Zürich zur Darstellung auf der Bühne zu bringen, mich entschloß, den hiesigen Freunden meiner Kunst durch Vorführung einer Auswahl einzelner Stücke aus jenen Werken mindestens einen näheren Begriff von dem Charakteristischen meiner Musik zu verschaffen, fühlte ich bei Vornahme dieser Auswahl sogleich die Notwendigkeit, einen dramatischen Zusammenhang der Stücke gänzlich aus dem Auge zu lassen, da mich die Erfahrung gelehrt hat, daß solche Szenen, die einzig für die dramatische Darstellung berechnet sind, in Konzertaufführungen einen unverständlichen, oft sogar peinlichen Eindruck hervorbringen. Ich wählte daher solche Stücke, bei

denen von der wirklichen Darstellung auf der Bühne mehr oder minder leicht, oder auch ganz, abgesehen werden konnte, und die dafür als reine Musikstücke einen wichtigen Hauptmoment des dichterischen Ganzen in prägnanter Tonfarbe kundgeben.

Nichtsdestoweniger dünkte es mich nötig, auch diesen Stücken, da sie immer nur durch das Drama selbst zu verstehen sind, eine genauere Bezeichnung ihres Gegenstandes als Erläuterung für den Zuhörer beizufügen. Diese Erklärungen, wie ich sie mit dem folgenden Programme gebe, konnte ich jedoch wiederum nur dann verständlich zu machen hoffen, wenn ich bei dem Leser eine genaue Bekanntschaft mit den Dichtungen der bezüglichen Musikdramen voraussetzen durfte. Diejenigen, die meinen zu diesem Zweck abgehaltenen Vorlesungen nicht beiwohnen konnten, muß ich daher, wenn es ihnen darauf ankommt, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, auf die Lektüre der „Drei Operndichtungen“, wie sie im Buchhandel erschienen sind, hinweisen.

IX.

Empfehlung einer Streichquartett-Vereinigung.

[1854.]

Es sollte mir angenehm sein, zur Empfehlung der beabsichtigten Quartett-Aufführungen soviel beitragen zu können, als es mir bereits gelang, zur Anregung des Unternehmens selbst zu tun. Sollte mir dies dadurch gelingen, daß ich meine eigene Teilnahme an den Aufführungen durch fortgesetzte Erteilung meines künstlerischen Rates für Aufführung und Vortrag der auszuführenden Meisterwerke verspreche, so stehe ich nicht an, diese Zusicherung hier ebenso dem Publikum zu geben, wie sie bereits die betreffenden Künstler selbst auf ihren Wunsch von mir empfangen haben.

X.

Über die Leitung einer Mozart-Feier.

[1856.]

Ich habe sowohl der hiesigen Musikgesellschaft, die mich anging, in ihrem 4. Abonnements-Konzert eine mögliche Aus-

wahl Mozart'scher Stücke zu dirigieren, als auch dem diesjährigen Theaterdirektor, der mir die Leitung einer Mozartschen Oper antrug, ablehnend geantwortet, weil meine Gesundheit durch derartige Anstrengungen bereits soweit angegriffen ist, daß ich in Übereinstimmung mit meinem Arzte für diesen Winter zunächst mich bestimmen mußte, weder Abonnements-Konzerte noch Theatervorstellungen mehr zu dirigieren. Doch kann ich zu meiner Rechtfertigung, wenn sie nötig wäre, die öffentliche Andeutung nicht unterlassen, daß ich noch heute einer Mozart-Feier selbst meine Gesundheit zu opfern bereit bin, wenn mir durch ein entsprechendes Opfer der hiesigen Kunstfreunde eine würdige Aufführung des „Requiem" in einem geeigneten, an sich leider fehlenden und daher besonders herzurichtenden Lokale mit einem genügenden gemischten Gesangschor und einem vervollständigten Orchester ermöglicht wird.

Entwurf eines Amnestiegesuches
an den Sächsischen Justizminister Behr.

[Venedig, Dezember 1858.]

E. E.

Da ich voraussetzen darf, daß mein unbesonnenes Benehmen während der politischen Aufregungen des Jahres 1849, und die infolge meines auffälligen Verhaltens während der beklagenswerten Maikatastrophe zu Dresden gegen mich erhobene Beschuldigung, sowie, daß ich dieser durch die Flucht ausweichen zu müssen glaubte, nicht unbekannt geblieben sein wird, glaube ich, um meine gegenwärtige Lage zu bezeichnen, nur noch erwähnen zu müssen, daß ich, wie selbst durch die Fürsprache souveräner Fürsten, sowie auch durch mein eigenes schriftliches Gesuch, mit aufrichtigem Bewußtsein meiner Reue die Gnade S. M. des Königs für Niederschlagung der gegen mich eingeleiteten Untersuchung und straffreie Rückkehr nach Deutschland nicht habe erwirken können. Als Hauptgrund dieser bedauerlichen Nichterfolge wird mir — wenn auch nur auf indirektem Wege — die für alle hierher bezüglichen Fälle

getroffene allerhöchste Entschließung S. M. angegeben, welche bestimmt, daß die königliche Gnade nur denjenigen vorbehalten sein solle, welche sich zuvor der gerichtlichen Untersuchung und Beurteilung unterzogen haben würden. Ich habe demnach sehr zu bedauern, daß ich nicht viel früher, am besten unmittelbar nach jenen Vorgängen mich dem Gericht gestellt habe, woran mich damals eine anhaltende, bereits aber seit Jahren gänzlich von mir gewichene exaltierte Stimmung abhielt, die ich umsomehr zu bereuen habe, als ich, so viel von den gegen mich erhobenen Beschuldigungen verlautet hat, mich wohl im Stand hätte fühlen dürfen, eine milde Beurteilung, wenn nicht gänzliche Freisprechung zu erlangen.

Darüber sind nun aber zehn Jahre verflossen und ich habe mich, namentlich auch in meinen politischen Ueberzeugungen, so gänzlich und bedeutsam verändert, daß es jetzt mir ungemein schwer und peinlich fallen müßte, Verhöre über Dinge und Vorfälle auszustehen, die mir nur noch wie ein Schatten vorschweben und an deren Einzelheiten ich durchaus keine klare Erinnerung bewahrt habe. Wie ich mich nach dieser Seite jetzt geprüft habe, müßte es mir sogar rein unmöglich sein, auf die meisten an mich zu stellenden Fragen einen klaren und unwidersprechenden Bescheid zu geben, sodaß ich auf vieles fast nichts anderes würde antworten können, als mit dem Bekenntnis, davon keine deutliche Erinnerung mehr zu haben. Was mich aber am meisten in diesen Befürchtungen bestärkt, ist zu gleicher Zeit das, was auch für meine ganze persönliche Zukunft mich hierbei einer entscheidenden Gefahr aussetzt, nämlich mein Gesundheitszustand.

Unter den niederdrückenden Einflüssen meiner nun zehnjährigen gänzlichen Entfernung von der paktischen, zu Zeiten mir so unerläßlichen und wohltätigen Ausübung meiner Kunst hat sich meine nervöse Konstitution zu einer so außerordentlichen Reizbarkeit entwickelt, daß ich die einigermaßen erträgliche Aufrechterhaltung meiner leiblich organischen Funktionen nur der allersorgsamsten Beobachtung der mir gemachten ärztlichen Vorschriften verdanke. Dennoch war neuerdings mein Leiden wieder so weit gediehen, daß nur eine als heilsam verordnete Aufenthaltsveränderung, wie sie mir das Klima Venedigs bot, meinen zur Arbeit fast untauglich gewordenen Zustand wieder etwas bessern konnte. Die Rücksicht hierauf

war es denn auch, die neuerdings S. K. K. Hoheit den Erzherzog, General-Gouverneur des venetianisch-lombardischen Königreichs, bewog, die (wie ich annehmen muß, von Seiten der k. sächsischen Regierung erlangte) Ausweisungmaßregel von hier gegen mich, und zwar auf Grund eines meinen leidenden Zustand bezeugenden ärztlichen Attestes, zu suspendieren. Da mir nun aus vielen Gründen, namentlich auch aus Rücksicht auf meine vielgeprüfte Frau die Rückkehr nach Deutschland und eine dauernde letzte Niederlassung daselbst sehr wünschenswert ist, so habe ich neuerdings mit meinen Aerzten mich beraten, ob ich ohne dringende Gefahr für meine Gesundheit mich den Aufregungen und Erschütterungen der Verhöre bei einer gerichtlichen Untersuchung, sowie dem wohl unerläßlichen längeren oder kürzeren Freiheitsentzug unterwerfen können würde. Mit größter Entschiedenheit ist mir nun, sobald ich nicht meine Gesundheit ein für allemal einer unheilbar schlimmen Wendung aussetzen wolle, von diesem Schritte abzusehen aufgegeben worden, weil, wie der Arzt mich und meine, alle körperlichen Funktionen leicht lähmende nervöse Reizbarkeit kennt, ich unmöglich ohne gründliche Verderbnis meiner Gesundheit mich den Chancen jenes Verfahrens unterwerfen können würde.

Somit wende ich mich denn an die milde und humane Gesinnung E. E. mit dem allerergebensten Gesuche, meine Lage sich teilnahmsvoll überlegen und darüber an S. M. einen empfehlenden Bericht abstatten zu wollen. Ich unterwerfe mich mit meinem Eintritte vollständig den Bedingungen, die S. M. für meine Begnadigung mir aufzuerlegen aus dem Grunde der Gerechtigkeit bestimmt haben. Ich erkenne, wie bereits seit Jahren mit aufrichtiger Reue mein sträfliches Verhalten, so auch jetzt die Gerechtigkeit des nun gehaltenen Verfahrens gegen mich an; aber demütigst ersuche ich S. M., aus besonders huldvoller Rücksicht auf meine leidende Gesundheit, die mir eine Unterwerfung unter die Bedingungen der Begnadigung als für sie zerstörend verbietet, diese Bedingungen ausnahmsweise und eben einzig in dieser Rücksicht dahin zu erlassen, daß ich der königlichen Gnade teilhaftig werde, ohne auf dem Wege dazu mich vielleicht für alle Zeit elend und unfähig zu ferneren künstlerischen Arbeiten zu machen. Wie ich nie aufhören würde, diese Huld und Gnade

als eine mir zu teil gewordene höchste Lebenswohltat zu erkennen und dankerfüllt diesem Gefühle nachzuleben, so würde ich E. E. insbesondere noch für dero gewogene und gewiß einzig erfolgreiche Verwendung stets auf das Innigste und Tiefste verpflichtet bleiben, was jederzeit zu bezeugen mir ernst und warm angelegen sein sollte.

Mit dem Ausdruck der höchsten Verehrung und Ergebenheit verharre ich als E. E.

Vier Zeitungs-Erklärungen.

I.

[Beilage zu Nr. 196 des „Dresdener Anzeigers". 20. Juni 1848.]

Es ist mir um so peinlicher, einer erhaltenen Aufforderung zufolge erst noch erklären zu müssen, daß ich mit dem kürzlich von mir gebrauchten Ausdrucke „liegende Kommunalgarde" (einer scherzhaften Anspielung auf ihre, der jetzt erkannten Notwendigkeit einer alles umfassenden Volkswehr gegenüber, als ungenügend befundene militärische Organisation) durchaus keine Beleidigung dieses Institutes selbst ausgesprochen haben wollte, als ich in meinem noch sehr mißverstandenen politischen Phantasiebilde wenigstens den Anschein mir nicht gegeben zu haben glaubte, als könne ich in Wahrheit die Wichtigkeit und das hohe Verdienst eines so volkstümlichen Instituts verkennen, dem ich mich selbst freiwillig angeschlossen habe.

Ein Mitglied des Vaterlandsvereins.

II.

[Beilage zu Nr. 198 des „Dresdener Anzeigers". 22. Juni 1848.]

Ich erkenne den von mir in bezug auf die Kommunalgarde im Anzeiger Nr. 191 gebrauchten scherzhaften Ausdruck „liegende Kommunalgarde" als unstatthaft an, und erkläre: daß ich dem Institute in keiner Weise damit habe zu nahe treten wollen.

Dresden, den 21. Juni 1848. R. Wagner.

III.

Aus der „Europe artiste“.

[Paris, November 1859.]

Seit elf Jahren bin ich aus Sachsen verwiesen und folglich aus ganz Deutschland verbannt. Ich habe seitdem in der Fremde zwei Opern komponiert, deren eine, „Lohengrin“, in Deutschland mit Erfolg aufgeführt wird, die ich aber wegen Mangel eines Orchesters nie gehört habe. Ich bin nach Frankreich gekommen, um womöglich meine Musik wenigstens vor einigen Freunden aufführen zu lassen. Ich vermeide den Lärm und die Reklame. Ich bin fremd, verbannt und habe von Frankreich Gastfreundschaft und freundliche Aufnahme erwartet. Man nennt mich den „Marat der Musik“. Meine Kompositionen haben keine solche Umsturztendenz, wie man zu sagen beliebt. Selbst der König, der mich verbannt hat, läßt in seiner Residenz meine Opern aufführen und schenkt ihnen Beifall. Die französische Presse möge noch etwas warten; vielleicht wird sie mich dann anders beurteilen, als bloß nach der Aussage einiger deutschen Zeitungen. Ich verlange dann nichts anderes als Unparteilichkeit.

IV.

Aus der „Ostdeutschen Post“.

[Wien, November 1861.]

Die „Ostdeutsche Post“ brachte in Nr. 315 unter „Literatur und Kunst“ die Mitteilung, dem Komponisten von „Tristan und Isolde“ sei, da die Oper hier nicht zur Aufführung komme, die Partitur derselben abgekauft und ein anständiges Honorar (gleichsam als Entschädigung seines längeren fruchtlosen Aufenthaltes in Wien) gezahlt worden. Das Sachliche der Notiz ist unrichtig, vielmehr sind bei Veranlassung der Verzögerung der Aufführung zwischen Richard Wagner und der Direktion des k. k. Hofoperntheaters bestimmte Vereinbarungen über die im günstigen Zeitpunkte zu veranstaltenden Aufführungen der Oper, sowie über das dafür zu zahlende Honorar getroffen worden, wobei von einer Abschlagszahlung von seiten des Komponisten gänzlich abgesehen wurde.

Drei Schreiben an die Direktion der Philharmonischen Gesellschaft in St. Petersburg.

I.

Hochgeehrte Herren!

Sie müssen mich, der ich gerade in dieser Zeit übermäßig mit künstlerischen Unternehmungen beschäftigt bin, freundlichst entschuldigen, wenn ich erst so spät auf Ihre ehrenvolle Einladung zu einer Erwiderung gelange. Auch fiel und fällt es mir sehr schwer, einen klaren Bescheid zu geben. All mein Wirken und Schaffen liegt eigentlich gänzlich davon ab, mich mit Konzertaufführungen (soviel Freude sie mir auch zu Zeiten verschaffen) zu befassen. Gegenwärtig bin ich allerdings in Wien damit beschäftigt, selbst solche Aufführungen zu veranstalten; sie haben aber zunächst nur den Zweck, das Publikum durch Vorführung von Fragmenten aus denselben mit meinen neueren dramatischen Werken, deren vollständige erste Aufführung noch mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, bekannt zu machen. — Ich leugne nun aber nicht, daß es noch einen zweiten Grund gibt, der mich zur Veranstaltung von dergleichen Konzertaufführungen bestimmen kann. Ich bin ohne Vermögen, ohne Gehalt, und bedarf, um mir zu Zeiten Ruhe zum Arbeiten zu versichern, besonderer Einkünfte, wie sie mir der gewöhnliche Ertrag meiner Opern nicht zu gewähren imstande ist. In diesem Sinne wurde ich verschiedene Male bereits auf den günstigen Erfolg aufmerksam gemacht, der mir durch Konzertaufführungen in der Fastenzeit in Petersburg und Moskau erwachsen könnte. Doch blieb ich hierfür immer ohne persönlichen Anhalt. Wäre es Ihnen möglich, hierüber mir eine geneigte Auskunft zu geben, oder wären Sie selbst gar im Stande, diese Angelegenheit fördernd in Ihre Hände zu nehmen, und zwar der Art, daß Sie mir aus einer meinerseits Ihnen zu Gebote gestellten Wirksamkeit die gewünschten Erfolge für mein Bestehen nachweisen könnten, so würde mir hierdurch eine genügende Veranlassung geboten werden, nächsten Februar die beschwerliche Reise nach Peters-

burg wirklich zu unternehmen, und namentlich auch die von Ihnen bezeichneten Konzerte zu dirigieren. Die von mir auszuwählenden Stücke sind absichtlich nie für ausnahmsweis bedeutende Gesangskräfte berechnet, sondern hauptsächlich nur für Chor und etwa Orchester.

Sollte es Ihnen möglich sein, mir eine bestimmte Einsicht in die in Petersburg mir möglichen Erfolge zu verschaffen, so würden Sie mich sehr erfreuen, wenn Sie hierüber mich mit einer geneigten Nachricht beehren wollten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

sehr ergebener

Richard Wagner.

Wien, den 12. Dez. 1862.
(Kaiserin Elisabeth.)

II.

Sehr geehrte Herren!

Ihr an mich ergangener Ruf nach St. Petersburg ist für mich zu einer bedeutungsvollen Schicksalsfügung geworden. Indem ich Ihrer Einladung folgte, eröffnete ich mir den Weg zu einer Anerkennung meiner geringen Tätigkeiten als Dirigent und Komponist, wie ich sie mir nie erwartete. Die Erfolge, zu denen Sie mir hierdurch verhalfen, werden für mein ganzes ferneres Leben von entscheidendem Einflusse bleiben, wie die Erinnerung an die erhebenden Stunden, welche wir durch künstlerisches Zusammenwirken feierten, nie aus meinem dankbaren Gedächtnis verlöschen wird.

Danke ich all den vortrefflichen Künstlern, welche in den von mir geleisteten Konzerten mitwirkten, diese seltenen und schönen Erfolge, so muß ich doch mit besonderem Danke auf diejenigen zurückblicken, deren großherziger Entschluß zuerst mich berief. Sie haben sich dadurch um einen Künstler, dessen Laufbahn reich mit Dornen besät ist, ein großes Verdienst erworben, und Sie vollenden, was Sie begannen, indem Sie mich als Ehrenmitglied in Ihre Gesellschaft aufnehmen. Glauben Sie, daß diese Ehre mir schwer wiegt, und daß ich nie vergessen werde, was ich als Teilhaber dieser Ehre Ihnen schuldig bin.

So sage ich Ihnen mein herzliches Lebewohl und versichere Sie, von aufrichtigem und warmem Danke beseelt, der freundschaftlichsten Hochachtung, mit der ich stets es mir zur Ehre rechnen werde, Ihnen anzugehören als

St. Petersburg, 30. März 1863.

Ihr
sehr ergebener
Richard Wagner.

III.

Hochgeehrter Herr!

Wollen Sie gütigst meinen besten Dank an die geehrte Direktion der Philharmonischen Gesellschaft für Ihre freundliche Einladung vermelden. Es freut mich, daraus ersehen zu dürfen, daß ich bei ihr ein gutes Andenken hinterlassen habe. Wenn ich diese Einladung dennoch auf das Bestimmteste ablehnen muß, so möchte ich damit gewiß nicht bezeugt haben, daß etwa ich nicht gleichfalls von der besten Erinnerung an unser gemeinschaftliches, so sehr erfreuliches Zusammenwirken in Folge Ihrer ersten Einladung beseelt sei. Namentlich gedenke ich stets mit herzlichster Anerkennung und wahrer Freude der Vorzüglichkeit der ausgezeichneten Orchesterkräfte, durch welche ich so schöne Erfolge ermöglichen konnte, wie nicht minder der Beweise von Teilnahme und Freundschaft, welche mir von so vielen Gliedern der Gesellschaft zukamen, und für welche ich stets dankbar bleiben werde. In jeder Hinsicht würde mich aber eine Annahme Ihrer Einladung zu sehr von dem Wege abführen, welchen ich jetzt mühsam mir zur Erhaltung der nötigen Ruhe und Muße zur Arbeit gebahnt habe. Sie werden ersehen, welches mein wahres Bedürfnis ist, wenn ich Ihnen mitteile, daß ich als ein besonderes Zeugnis Seiner tiefgewogenen Gesinnung von meinem erhabenen Beschützer, dem regierenden König von Bayern, mir erbeten habe, eine Reihe von Jahren mich in vollständigster Zurückgezogenheit auf einem einsamen Landhause in der Schweiz, der Vollendung verschiedener entworfener Arbeiten einzig widmen zu dürfen.

Wollen Sie nun die Güte haben, mich in dem angegebenen Sinne bestens Ihren Herrn Kollegen, sowie den einigen besonderen Freunden, die ich mir unter ihnen gewann, zu

empfehlen, und Ihrerseits selbst die Versicherung dahin zu nehmen, daß die freundlichen Worte, mit denen Sie Ihren Auftrag an mich begleiteten, mich Ihnen zu besonderem, warmem Danke verpflichtet haben.

Mit größter Hochachtung verbleibe ich

Ihr
sehr ergebener
Richard Wagner.

Landhaus Triebschen bei Luzern.
8. Nov. 1866.

Aus der Münchener Zeit.

I.

Einladung zur ersten Aufführung von „Tristan und Isolde“.

[An Friedrich Uhl in Wien. — München, 18. April 1865.]

Werter Freund!

Noch immer sind Sie der einzige Redakteur einer größeren politischen Zeitung, auf dessen Unterstützung ich rechnen kann, wenn ich in irgend einer Beziehung mich vor der Öffentlichkeit zu vertreten lassen habe. Es ist für mich ein wahres Glück, daß uns eine ältere Freundschaft verbindet, ich wüßte sonst auch diesmal nicht, zu welchem Mittel ich zu greifen hätte, um, wie ich es sehr wünschen muß, die weithin zerstreuten ernstlicheren Freunde meiner Kunst davon zu benachrichtigen, daß ihnen wirklich mit Nächstem die Gelegenheit geboten werden soll, eine Aufführung meines „Tristan und Isolde“ zu erleben. Indem ich Sie also herzlich bitte, für die möglichste Verbreitung dieser Notiz zu wirken, erlauben Sie zugleich, mir bei dieser Gelegenheit die kleine Genugtuung zu geben, Sie auf die eigentümliche Bedeutung, welche ich der nun wirklich bevorstehenden Aufführung meines Werkes

beilegen darf, hinzuweisen. Vielleicht liefere ich, wenn ich Ihnen kurz die Geschichte der bisherigen Verhinderung derselben erzähle, einen nicht unbeachtenswerten Beitrag zu unserer modernen Kunstgeschichte überhaupt.

Im Sommer 1857 faßte ich den Entschluß, mich in der musikalischen Ausführung meines Nibelungenwerkes durch die Vornahme einer kürzeren Arbeit, welche mich wieder mit dem Theater in Berührung setzen sollte, zu unterbrechen. „Tristan und Isolde" ward noch in diesem Jahre begonnen, die Vollendung aber, unter allerhand störenden Einflüssen, bis in den Sommer 1859 verzögert. In Betreff einer ersten Aufführung, an die ich nur unter der Annahme meiner persönlichen Beteiligung dabei denken konnte, hatte ich, da ich damals noch vom Gebiete des deutschen Bundes ausgeschlossen war, im Sinne, mit einem Theaterdirektor mich über eine deutsche Opernunternehmung für einige Sommermonate in Straßburg zu verständigen. Der Direktor des großherzoglichen Theaters in Karlsruhe, Herr Dr. Eduard Devrient, den ich deshalb um Rat fragte, stellte mir die großen Schwierigkeiten einer solchen Unternehmnng vor, und riet mir dagegen abzuwarten, ob es den edelsinnigen Bemühungen des Großherzogs von Baden gelingen werde, für die nötige Zeit des Studiums meines Werkes mich nach Karlsruhe zu berufen, wo man mir dann gern alle Mittel zu einer guten Aufführung bereit halten würde. Leider blieben die hierfür in Dresden getanen Schritte meines durchlauchtigsten Gönners ohne den gewünschten Erfolg: mein persönliches Fernbleiben von Karlsruhe erschwerte die nötige Verständigung mit den zur Darstellung meines Werkes bestimmten Sängern der Art, daß, bei den großen und durchaus ungewohnten Schwierigkeiten der gestellten Aufgabe, von da an, wo meine persönliche Anwesenheit in Karlsruhe sich als eine Unmöglichkeit herausstellte, von ferneren Versuchen zu ihrer Lösung abgesehen werden mußte. Wäre damals meine Berufung nach Karlsruhe möglich geworden, so hätte ich gerade dort diejenigen Sänger für die Hauptrollen des Tristan vorgefunden, welche selbst nach sechs Jahren, bei nun mir gewonnener gänzlicher Freiheit der Wahl, als einzig zur Lösung meiner Aufgaben befähigt aus dem zahlreichen Personale der deutschen Operntheater von mir berufen werden konnten. Ich bezeichne hier-

mit das mir seitdem innig befreundete vortreffliche Künstler-Ehepaar Schnorr von Carolsfeld.

Welcher Umwege es nun für mich bedurfte, um das damals mir ganz nahe gelegene, einzig durch oben bezeichnete Bedenken Verhinderte, zu erreichen, mögen Sie mit lächelndem Staunen erfahren!

Um mir die Möglichkeit einer ersten Aufführung von „Tristan und Isolde" unter meiner persönlichen Beteiligung zu verschaffen, siedelte ich im Herbst 1859 nach — Paris über. Mein Plan ging dahin, für Mai und Juni 1860 eine deutsche Muster-Operngesellschaft nach Paris zu berufen; das italienische Operntheater, welches um diese Zeit alljährlich frei wird, sollte für ihre Aufführung gemietet werden. Da ich die meisten der mir bekannten und befreundeten Künstler im allgemeinen bereit fand, meiner Einladung Beachtung zu schenken, mußte ich vor allem an die materielle Ermöglichung der Unternehmung denken. Ein geschäftlicher Leiter war in der Person eines der Eigentümer des italienischen Operntheaters unschwer zu finden; schwieriger war es, die finanzielle Garantie eines Kapitalisten zu verschaffen. Zur Übernahme derselben mußte einem wohlwollenden reichen Manne, dem Freunde eines meiner Pariser Freunde, Mut gemacht werden: auf eigne Gefahr hin richtete ich drei große Konzerte im italienischen Operntheater ein, in welchem ich Bruchstücke meiner Musik von einem großen Orchester und — wie dies in Paris nicht anders möglich ist — mit sehr bedeutenden Unkosten, ausführen ließ. Der unleugbar große und bedeutende Eindruck dieser Konzerte auf das Publikum hatte für mich einzig den Sinn, das Vertrauen jenes zur Unterstützung meiner beabsichtigten Opernunternehmung in das Auge gefaßten, vermögenden Mannes zu gewinnen. Unglücklicherweise war gerade dieser ältliche Herr gänzlich verhindert, den Konzerten beizuwohnen: die Berechnung meines Freundes scheiterte. Während sich außerdem herausstellte, daß das richtige Zusammentreffen der von mir einzuladenden deutschen Sänger, der ihnen nur verschiedentlich freigestellten Zeit wegen, nicht zu vermitteln war und schon die Opfer und Anstrengungen, welche mich diese drei Konzerte gekostet hatten, mich von weiteren Wagnissen dieser Art abschreckten, stellte sich der Erfolg meines Auftretens in Paris nach einer andern Seite

hin zu meiner Überraschung ergebnisvoll heraus. Der Kaiser der Franzosen gab den Befehl zur Aufführung meines „Tannhäuser“ in der großen Oper. — Sie kennen genauer, in welche neue, sonderbare Verwirrungen mich diese mit ziemlichem Geräusch in Europa begleitete Unternehmung verwickelte; sie kostete mich ein tief zerstreuendes Jahr meines Lebens. Während ich mit einem großen Erfolge, wäre er selbst möglich gewesen, nicht eigentlich gewußt hätte, was anfangen, fühlte ich mich mitten unter dem Wüten des entsetzlichsten Mißerfolges wie von einer verderblichen Störung befreit, die mich bis dahin auf meinem wahren Wege aufgehalten hatte, und dieser Weg führte mich, da Paris mir anderseits wenigstens zur Wiedererschließung Deutschlands verholfen hatte, sofort nach Karlsruhe, um dort die endliche Ermöglichung einer ersten Aufführung meines „Tristan“ zu betreiben.

Es war Mai 1861 geworden. Sofort der gnädigsten und förderndsten Gesinnungen des durchlauchtigsten großherzoglichen Paares versichert, hatte ich dagegen den währenddem stattgefundenen Fortgang des Künstlerpaares Schnorr zu beklagen, welches eine dauernde Anstellung in — Dresden angenommen hatte. Ich sollte nun, der geneigten Absicht meines edlen Gönners gemäß, mir die Sänger nach meinem Wunsche aussuchen, die man zu einer musterhaften Aufführung meines Werkes nach Karlsruhe berufen könnte. Der Besuch von — Dresden war mir damals noch nicht gestattet: ich eilte nach Wien, um die dortigen Kräfte näher zu prüfen. Sie, lieber Uhl, erlebten mit mir die damals stattfindende, schöne, für mich — erste Aufführung meines „Lohengrin“, und finden begreiflich, daß alles, was ich an diesem berauschenden Maiabende erlebte, meinem gestörten Lebenslaufe plötzlich eine neue Richtung geben mußte. Die vortrefflichen Sänger der kaiserlichen Oper für eine Aufführung meines „Tristan“ in Karlsruhe überlassen zu bekommen, stellte sich sofort als eine Unmöglichkeit heraus. Dagegen lag es mir nun nahe, dem Anerbieten der obersten Behörde des kaiserlichen Theaters, den „Tristan“ alsbald in Wien unter meiner persönlichen Mitwirkung selbst zur Aufführung zu bringen, mit keinem Bedenken entgegenzutreten. — Sie wissen, worin mein Hauptbedenken bestehen mußte: dem beliebten Sänger Ander,

dessen neulicher Tod uns alle mit so herzlicher Trauer erfüllte, mußte die ungemein anstrengende Aufgabe der Darstellung der Hauptrolle des „Tristan" jedenfalls zuviel zumuten. Da alle übrigen Partien aber vortrefflich zu besetzen waren, konnte ich mich dazu verstehen, die nötigen Änderungen, Kürzungen und Aneignungen vorzunehmen, welche die Lösung seiner Aufgabe auch diesem Sänger ermöglichen sollten. Im Herbst 1861 sollten die Proben beginnen. — Sie entsinnen sich, daß eine andauernde Stimmkrankheit Ander für diesen ganzen Winter zu irgend welcher anstrengenden Beschäftigung unfähig machte; ein anderer Sänger war um diese Zeit nicht zu gewinnen, Tichatschek, Schnorr, beide in Dresden, konnten nicht abkommen. Das Unternehmen mußte auf ein Jahr verschoben werden. — Im Sommer 1862 verzweifelte ich bereits an der Möglichkeit einer Wiederaufnahme des Werkes in Wien, als die Direktion zu meiner Überraschung mir anzeigte, Herr Ander fühle sich vollkommen wiederhergestellt, und erkläre sich zur Wiederaufnahme des Studiums von „Tristan und Isolde" bereit.

In diesem Sommer lernte ich die vorzüglichen, mir ungemein sympathischen Leistungen des trefflichen Schnorr von Carolsfeld, eines singenden wirklichen Musikers und Dramatikers, kennen; er und seine Gemahlin, das als wahre und edle Künstlerin in Karlsruhe zuvor gefeierte, ehemalige Fräulein Garrigues, hatten die Hauptpartien meines Werkes sich bereits aus reiner Neigung, mit größter Liebe und innigstem Verständnisse so weit angeeignet, daß wir, als sie mich am Rheine, wo ich mich damals vorübergehend aufhielt, besuchten, in meinem kleinen Zimmer, zu Bülow's unnachahmlicher Klavierbegleitung, vollständige musikalische Aufführungen davon stattfinden lassen konnten. Dies ging in meinem Zimmer vor, während auf keinem Theater mir die Möglichkeit, das Gleiche zu tun, geboten werden konnte. Auch — Dresden, wo alle Mittel zur Ausführung meines Werkes vorhanden waren, durfte ich nun zwar wieder betreten; als ich im Herbst des gleichen Jahres mich nun für einige Tage dort einfand, mußte ich aber an der besonderen Haltung der königlichen Generaldirektion des dortigen Hoftheaters sofort erkennen, daß an ein Befassen mit mir und meinem Werke dort nicht im Entferntesten auch nur zu denken sei. Welche

Hoffnungen ich mir überhaupt auf die Direktionen der größeren deutschen Theater zu machen hatte, lernte ich außerdem noch näher kennen, als ich nicht lange nachher, bei Gelegenheit einer Durchreise durch Berlin mich dem General-Intendanten der königlich preußischen Hoftheater zum Besuch anmelden ließ, und dieser einfach meinen Besuch sich — verbat.

Unter solchen Umständen mußte ich denn aufs neue meine, wenn auch sehr geschwächten Hoffnungen auf Wien richten. Hier hatte, seit den ersten Verzögerungen des „Tristan", die musikalische Presse sich mit besonderer Vorliebe der Aufgabe hingegeben, zu beweisen, daß mein Werk überhaupt unausführbar sei: kein Sänger könne meine Noten treffen, noch behalten: dieses Thema war zur Losung für alles, was über mich berichtete, schrieb oder sprach, durch ganz Deutschland geworden. Eine französische Sängerin, allerdings Madame Viardot, drückte mir eines Tages ihre Verwunderung darüber aus, wie es nur möglich wäre, daß solche Behauptungen, irgend Etwas sei nicht zu treffen und dergleichen, von uns gemacht werden könnten: ob denn die Musiker in Deutschland nicht auch musikalisch wären? Nun, hierauf wußte ich nicht recht, was ich sagen sollte, namentlich zur Belehrung der Künstlerin, welche einst in Paris gelegentlich einen ganzen Akt der Isolde ausdrucksvoll vom Blatte gesungen hatte. In Wahrheit war es auch mit meinen deutschen Sängern gar nicht so schlimm bestellt: auch meine Wiener Sänger machten mir endlich, durch meines werten Freundes, Kapellmeister Esser, ungemein intelligenten Fleiß und Eifer angeleitet, die große Freude, die ganze Oper mir fehlerfrei und wirklich ergreifend am Klavier vorzusingen. Wie es ihnen später beikommen konnte, wiederum zu behaupten, sie hätten ihre Partien nicht erlernen können — denn so ist mir berichtet worden — bleibt mir ein Rätsel, über dessen Lösung ich mir den Kopf nicht zerbrechen will: vielleicht geschah es aus Gefälligkeit gegen unsere berühmten Wiener und anderweitigen Musikkritiker, denen nun einmal auffallend viel daran gelegen war, mein Werk für unausführbar angesehen zu wissen und welche die dennoch ermöglichte Aufführung geradeswegs beleidigen mußte; vielleicht aber auch ist, was mir berichtet worden ist, selbst wieder unwahr; alles ist möglich, denn in der deutschen Presse geht es heutzutage nicht immer ganz

christlich her. Genug! In Moskau erhielt ich im März 1863 eine Mitteilung der k. k. Hofopern-Direktion, nach welcher ich mit meiner Rückkehr nach Wien zu den um diese Zeit anberaumten Generalproben des „Tristan“ mich nicht zu beeilen hatte, da Krankheitsstörungen eingetreten seien, welche die Aufführung vor den Theaterferien unmöglich machten. Diese Ferien gingen vorüber und — von „Tristan“ war nicht mehr die Rede. Ich glaube, es herrschte im Personale allgemein die Ansicht, Ander würde, auch beim besten Willen, seine Partie nicht „aushalten“, geschweige denn öfter durchführen können. Unter solchen mißlichen Umständen konnte die „Oper“ auch unmöglich der Direktion als ein Gewinn für das „Repertoire“ gelten. Ich fand dies und vieles andere so ganz richtig und in der Natur der Dinge begründet, daß ich mich endlich gar nicht mehr um Aufklärung über das verschiedentlich mir Hinterbrachte bekümmerte. Aufrichtig gesagt: ich hatte es satt und dachte nicht mehr daran.

So war denn mein „Tristan und Isolde“ zur Fabel geworden. Ich ward hie und da freundlich behandelt: man lobte „Tannhäuser“ und „Lohengrin“; im Übrigen schien es mit mir aus zu sein.

Das Schicksal hatte es aber anders beschlossen. — Die Ausführung jedes bis dahin entworfenen Planes, wäre sie geglückt, hätte die Frage, um die es sich bei der Aufführung dieses Werkes handelt, nicht vollkommen rein gelöst; — diese Lösung so rein, als irgend die Umstände der Gegenwart es ermöglichen, zu bewirken, war mir dagegen vorbehalten. Als mich alles verließ, schlug um so höher und wärmer ein edles Herz dem Ideale meiner Kunst; es rief dem preisgegebenen Künstler zu: „Was Du schaffst, will Ich!“ Und diesmal ward der Wille schöpferisch, denn es war der Wille eines — Königs.

Die wunderbare Schönheit der anregenden und fördernden Kraft, die seit einem Jahre in mein Leben getreten ist und sich meines ernstesten Dichtens und Trachtens mit lächelnd drängender Gewalt bemächtigt hat, kann ich meinen Freunden nur durch die Tat ihres Waltens offenbaren. Eine solche Tat kündige ich Ihnen heute an. Und wie die Kraft beschaffen ist, welche hier wirkt, mögen Sie aus der Art ihrer Kundgebung schließen, wenn ich Ihnen melde, in welcher Weise der „Tristan“ meinen Freunden vorgeführt werden soll.

Die Aufführungen von „Tristan und Isolde", von denen drei wohl vollständig gesichert sind, werden gänzlich ausnahmsvolle und mustergültige sein. Hierzu sind vor allem die Darsteller der beiden ungemein schwierigen Hauptrollen, in den Personen meiner teueren Freunde, Ludwig und Malvina Schnorr v. Carolsfeld, besonders nach München berufen; sie begleitet mein altvertrauter Kunstkampfsgenosse, Anton Mitterwurzer, als „Kurwenal", treu und ächt wie Einer. Soweit wie irgend die Umstände es ermöglichten, ist für die Besetzung der übrigen Partien in zweckmäßigster Weise auf das Großmütigste gesorgt worden: Jeder der Mitwirkenden ist mir freundlich ergeben. Um von jeden störenden Einflüssen eines täglich arbeitenden Theaterbetriebs freigehalten zu werden, ist mir das trauliche königliche Residenztheater zur ausschließlichen Benützung überlassen: alles wird in ihm sorgsam für die Bedürfnisse einer innigen, klaren und trautverständlichen Aufführung nach meinen Angaben hergerichtet. Hier steht uns fast täglich das herrliche königliche Hof-Orchester, Franz Lachners musterhafte Schöpfung, für zahlreiche Proben zur Verfügung, bei welchen wir, nur auf die Erreichung der höchsten künstlerischen Feinheit und Korrektheit des Vortrages achtend, volle Muße und Zeit haben, dies ohne Anstrengung zu bewerkstelligen. Um mir den fördernden Überblick über die Leistungen der Gesamtheit zu erleichtern, ist mir mein lieber Freund Hans von Bülow für die Leitung des Orchesters beigegeben — gerade Er, der einst das Unmögliche leistete, indem er einen spielbaren Klavierauszug dieser Partitur zustande brachte, von dem noch keiner begreift, wie er dies angefangen hat. Ihn, der mit dieser, so vielen Musikern noch rätselhaft dünkenden Partitur bis zum Auswendigwissen jedes kleinsten Bruchteiles derselben vertraut ist und meine Intentionen bis in ihre zartesten Nüancen in sich aufgenommen hat, — dieses zweite Ich zur Seite, kann ich mit jeder Einzelheit der musikalischen wie szenischen Darstellung mich in der ruhig traulichen künstlerischen Stimmung befassen, wie sie nur der liebevolle Verkehr mit innig befreundeten Künstlern selbst ermöglicht. Für schöne Dekorationen und höchst feine künstlerische Kostüme ist mit Eifer gesorgt worden, als gälte es nicht mehr einer Theateraufführung, sondern einer monumentalen Ausstellung.

Auf diese Weise wie aus der Wüste unseres theatralischen Markttreibens in die erfrischende Oase eines anmutigen Kunstateliers entrückt, bereiten wir das Werk einer dramatischen Aufführung vor, die, rein als solche, bei allen, die ihr anwohnen werden, Epoche machen muß.

Diese Aufführungen, für jetzt — wie gemeldet — vielleicht nur drei an der Zahl, sollen als Kunstfeste betrachtet werden, zu welchen ich von nah und fern die Freunde meiner Kunst einladen darf: sie werden demnach dem Charakter der gewöhnlichen Theateraufführungen entrückt, und treten aus der üblichen Beziehung zwischen dem Theater und dem Publikum unserer Zeit heraus. Mein huldreicher Beschützer will, daß diese bedeutungsvollen Aufführungen nicht der gewöhnlichen Neugier, sondern lediglich dem ernsteren Interesse an meiner Kunst geboten werden sollen; somit bin ich ermächtigt, in alle Ferne hin, soweit meine Kunst sich Herzen gewann, die Einladung zu diesen Aufführungen ergehen zu lassen.

Sie werden etwa in der *zweiten Hälfte dieses Mai* stattfinden, und es sollen die Tage, soweit sie sich mit Sicherheit vorausbestimmen lassen, durch die verbreitetsten Blätter zur rechten Zeit noch genau angezeigt werden. Wir nehmen an, daß, wer sich eine Reise nach München eigens für diesen Zweck nicht verdrießen läßt, hiermit keine oberflächliche Absicht verbindet, sondern dadurch seine ernste Anteilnahme am Gelingen der Lösung einer bedeutenden und edlen künstlerischen Aufgabe bezeugt; und jeder, der sich in diesem wohlverstandenen Sinne bei der königlichen Intendanz des Hof- und Nationaltheaters in München anmeldet, wird sicher sein können, zu der von ihm bezeichneten Aufführung einen Platz im Theater sich aufbewahrt zu finden. — Wie an Fremde, wird an die hier einheimischen Freunde meiner Kunst eine gleichlautende und auf den gleichen Zweck gerichtete Einladung ergehen.

Dem etwaigen Spott darüber, daß durch solche Maßnahmen eben nur für ein besonders befreundetes Publikum gesorgt zu werden scheine, welchem zu gefallen es allerdings dann keiner großen Kunst bedürfe, werden wir ruhig entgegnen, daß es sich diesmal nicht um Gefallen oder Nichtgefallen, dieses wunderliche moderne Theaterhazardspiel, handelt, sondern einzig darum, ob künstlerische Aufgaben, wie die von mir in diesem Werke gestellten, zu lösen sind, auf welche

Weise sie zu lösen sind, und ob es sich der Mühe verlohne, sie zu lösen? Daß mit der letzten Frage nicht gemeint sein kann, zu erfahren, ob mit dergleichen Aufführungen viel Geld zu machen sein könnte (denn dies ist der Sinn des heutigen Gefallens oder Nichtgefallens im Theater), sondern lediglich, ob mit Werken der vorliegenden Art, durch vorzügliche Aufführungen, die erwartete richtige Wirkung auf das gebildete menschliche Gemüt überhaupt zu ermöglichen ist, dies wäre hier zu betonen: daß es sich also zunächst um die Lösung reiner Kunstprobleme handle, und zur Mitwirkung bei ihrer Lösung somit nur diejenigen herbeizuziehen seien, welche durch ernsten Anteil an der Sache wirklich vorbereitet und befähigt hierzu sind. Ist das Problem gelöst, so wird die Frage sich erweitern, und in welcher Weise wir dem eigentlichen Volke Anteil an dem Höchsten und Tiefsten auch der Kunst gönnen und zu bereiten bestrebt sind, wird sich dann ebenfalls zeigen, wenngleich wir für jetzt das eigentliche stehende Theaterpublikum unserer Tage noch nicht unmittelbar hierbei in das Auge fassen zu dürfen glauben.

Finden Sie nun, lieber Uhl, daß ich Sie von keinem ganz unbedeutenden Kunstvorgange unterhalten habe, und daß es sich der Mühe verlohnen dürfte, für die Verbreitung der hierin enthaltenen Ankündigung etwas zu tun, so bitte ich Sie, nach bestem Ermessen Ihre publizistischen Verbindungen hierfür zu benützen. Ich bin bescheiden genug, zu wissen, daß ich mit meiner Einladung mich nur an Wenige wende; aber ich weiß auch, daß diese Wenigen überraschend weithin zerstreut sind: ihnen, den Zerstreuten, möchte ich gern meinen Aufruf zukommen lassen; denn, was sie zunächst zu einer seltenen Sammlung beruft, ist, sollte selbst die Kunstleistung hinter ihr zurückbleiben, jedenfalls eine so seltene, schöne und ruhmreiche Tat, daß sie wohl weithin zu beachten sein sollte. Unsere Losung sei: H e i l d e m e d l e n W i r k e r d i e s e r T a t! —

Mit den freundlichsten Grüßen verbleibe ich für immer

Ihr ergebener

M ü n c h e n, 18. April 1865. Richard Wagner.

II.

Ansprache an das Hoforchester in München vor der Hauptprobe zu „Tristan und Isolde“ am Vormittag des 11. Mai 1865.

Meine Herren und Freunde vom königlichen Hoforchester! Ich bitte Sie um einige Augenblicke Aufmerksamkeit. Wenn ich während der beschwerlichen Proben Sie dann und wann durch ein scherzhaftes Wort zu erheitern suchte, habe ich Ihnen jetzt nur Ernstes zu sagen. — Zuerst muß ich Ihnen mitteilen, daß ich mir die Ehre versagen muß, mich diesmal an Ihre Spitze zu stellen. Und es ist dies eine große Ehre, der ich entsage: nur wichtige Gründe können mich, das ermessen Sie wohl, zu dieser Entsagung bestimmen. Der erste dieser Gründe ist für mich betrübender Art: er rührt von meiner Gesundheit her. Ich bin leidender, als manchem es den Anschein haben mag: die ungemeine Aufregung und Anstrengung, die für mich die persönliche Leitung des Orchesters mit sich führen würde, könnten mich leicht außer Stand setzen, ohne Störungen zu bereiten, Ihrer Leistung vorzustehen. Ich bitte Sie, der Wahrhaftigkeit dieser meiner Befürchtung vollen Glauben beizumessen! — Der zweite Grund ist dagegen erhebend und schön: ich bin Ihnen zum Gelingen nicht mehr nötig. Wenn Sie mich recht verstehen, so sage ich Ihnen hiermit den zartesten Lobspruch. Sie haben mich nicht nötig. Mein Werk ist in Ihnen aufgegangen, aus Ihnen tritt es mir wieder entgegen: ich kann es ruhig genießen. Dies ist ein einziges Glück. Das Schönste ist erreicht, der Künstler darf über seinem Kunstwerke vergessen werden! Was die teuren Künstler, die mir als Freunde hierher nachfolgten, mit so hingebender Liebe sich aneigneten, muß dieser Liebe wert gewesen sein: was Sie mit so außerordentlichem Fleiße, mit eherner Geduld, unter den mühseligsten Uebungen zur vollen, schönen Erscheinung förderten, muß dieser Mühe sich verlohnt haben. Schwierigkeiten, wie sie noch nie geboten wurden, sind überwunden: die Aufgabe ist gelöst, und die Erlösung des Künstlers ist erreicht — Vergessenheit! Vergessen seiner Person! Wie gerne sähe ich mich selbst ver-

gessen; habe doch auch ich zu vergessen, Vieles und Manches, worunter meine Person litt. Dieses beglückende und befreiende Vergessen rufe ich jetzt auch für meinen teuren Freund an, der meinen Ehrenplatz an Ihrer Spitze einnimmt: möge auch seine Person über seiner Leistung vergessen werden, der Sie gewiß mit mir die vollste gebührende Anerkennung zollen! — Und nun noch ein Wort über den Charakter unserer Proben: heute werden wir das Werk unter uns vollständig wie zu einer ersten Aufführung behandeln. Wir wollen unsere Kräfte prüfen, einer nächsten Rekapitulationsprobe die Korrektur etwa noch angetroffener Mängel vorbehalten, und so heute das volle Gefühl der künstlerischen Leistung uns verschaffen. Für die erste wirkliche Aufführung bleibt uns dann nur übrig, die Wirkung auf das eigentliche Publikum — denn heute befinden wir uns nur vor eingeladenen Zuhörern einer Probe — kennen zu lernen. Ich hege keine Bangigkeit vor dieser Berührung mit dem wirklichen Publikum. Das deutsche Publikum war es, welches mich gegen die sonderbarsten Anfeindungen der Parteien überall aufrecht erhielt: auch dem Münchener Publikum darf ich zuversichtlich vertrauen; Sie waren noch kürzlich Zeugen, wie es mich gegen unwürdige Angriffe und Ehrenkränkungen aufrecht erhielt. Doch ist vielleicht der Haß nicht überall zu tilgen: gegen ihn wenden wir das Mittel an, welches uns Tristan und Isolde kennen lehrt. Isolde glaubt Tristan zu hassen und reicht ihm den Todestrank: doch das Schicksal wandelt ihn in den Trank der Liebe. Dem gifterfüllten Herzen, das etwa auch unserm Werke nahen sollte, reichen wir den Liebestrank. An Ihnen ist es, diesen Liebeszauber auszuüben: ich lege sein Werk in Ihre Hand!

III.

Dankschreiben an das Münchener Hoforchester.

Meine geehrten Herren und werten Freunde!

Es ist mir unmöglich, mit der heutigen dritten — vorläufig — letzten Aufführung des „Tristan" von Ihnen zu scheiden, ohne noch ein letztes Wort des Dankes an Sie zu richten.

Wahrlich, ein erhebenderes Gefühl, als dasjenige, welches ich in meinen Beziehungen zu Ihnen empfinde, kann nie einen Künstler beseelt haben. Die Mutter, die sich ihres mit Schmerzen geborenen Kindes erfreut, kann nicht diese entzückende Befriedigung fühlen, die mich durchdringt, wenn ich meine, so lange stumm vor mir gelegene Partitur jetzt in solch einem warmen und seelenvoll innigen Klangleben vor meinem Ohr sich bewegen höre, wie Sie mir durch ihre wunderbar schöne Leistung bewirkt haben! Durch ein Lob meinerseits die Bedeutung und Unvergleichlichkeit Ihrer Leistung erst anerkennen zu wollen, hieße Sie in Ihrem eigenen schönen Bewußtsein nur stören. Sie wissen alle, was Sie in und mit dieser Leistung sind; was Sie mir dadurch geworden sind, muß Ihnen Ihr Herz nicht minder sagen. Daß ich mich zu jedem von Ihnen persönlich Freund fühle, müssen Sie ebenfalls wissen, denn nur die herzlichst erwiderte Freundschaft konnte Ihnen die Wärme, das Feuer und das Zartgefühl eingeben, mit denen Sie der Welt mein Werk laut und innig zutönten. Die Stunden unserer gemeinschaftlichen Übungen haften in meiner Erinnerung als die freundlichsten und ermutigendsten meines Lebens; die Tage und Jahre, die wir vielleicht noch gemeinschaftlich verleben werden, sollen Zeugen für die edle Bedeutung jener Stunden der Annäherung sein. So lange ich atme, wird es eine innige Angelegenheit meines Herzens sein, Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie liebe und von welchem Dank ich für Sie erfüllt bin. Stets Ihr treuer und ergebener Freund

München, 19. Juli 1865. Richard Wagner.

IV.

Ein Artikel der Münchener „Neuesten Nachrichten“ vom 29. November 1865.

München, 28. November.

-fr. Sie wünschen von mir über **Wagners** hiesige Stellung und Verhältnisse zu hören. Ich glaube allerdings, daß ich Ihnen das Richtige sagen kann, weiß aber nicht, ob Sie sich eine deutliche Vorstellung von allem werden machen können,

obgleich es hier wie überall hergeht, nämlich, daß es sich nicht um Prinzipien, sondern um reine Persönlichkeiten handelt. Als der König vor anderthalb Jahren Wagner aufsuchen ließ und zu sich beschied, hat es sich einzig darum gehandelt, dem lange Heimatlosen ein dauerndes Asyl und Arbeitsmuße zu schaffen. Wagner hatte dem König offen mitgeteilt, daß mit einem ruhigen Häuschen mit Garten und den nötigen Mitteln, die ihn vom Arbeiten fürs Geld dispensieren sollten, allen seinen Wünschen gedient sei. Aus der hierdurch herbeigeführten angenehmen Niederlassung Wagners würden noch keine eigentlichen Mißhelligkeiten für ihn erwachsen sein, wenn nicht der leicht aufzuregende Neid auch gegen solche Vergünstigungen absichtlich in das Spiel geführt worden wäre, als es sich im persönlichen Interesse der Glieder des k. Kabinetts gelegen zeigte, Wagner schnell und gewaltsam von München zu entfernen, dessen vermeintlicher übermäßiger Einfluß auf den König gewissen Herrn über den Kopf zu wachsen schien. Dieser Wendepunkt begann von dem Tage, an welchem der König Semper empfing, um ihm Aufträge zu Plänen für ein großes Muster-Theater zu geben. Die Wahrheit ist, daß man sich immer mehr zu überzeugen hatte, daß die Vorliebe des Königs nicht eine vorübergehende, jugendliche Laune war, welcher geschmeidig nachzugeben man sich gefügig gezeigt hatte. Von nun an, wo man die Interessen der k. Zivilliste durch diese ernste Neigung des von seiner Umgebung gänzlich unbegriffenen Monarchen gefährdet glaubte, legte man es darauf an, nachdem ein freches Lügengewebe eine schnelle Entfernung herbeizuführen nicht vermocht hatte, durch allerhand Besorgnisse, welche man sowohl dem König als Wagner zu erwecken suchte, das zwischen beiden bestehende Verhältnis auf einen möglichst nichtssagenden Verkehr zu beschränken. Alles scheiterte an dem Feuer des Königs, welcher zwar einzig Wagner Ruhe zu seinen Arbeiten gönnte, andrerseits aber doch auch die Maßregeln ergriffen zu sehen wünschte, welche mustergültige Aufführungen seiner Werke vorbereiten sollten. Wir wissen nun, daß selbst dieser Wunsch unerreichbar ist ohne ein gründliches Eingreifen in das allgemeine Musik- und Theaterwesen; keinem ist es deutlicher wie Wagner, daß seine Kunsttendenzen nur durch einen allgemeinen blühenderen Zustand der deutschen Kunst überhaupt zu verwirklichen sind.

Jeder Schritt für sein Interesse führt ihn somit auf den Weg der durchgreifendsten Reformen auf diesem Gebiete. Mit Schreck mußte dies Wagner sehen; ihm, dem nur an Vergessenheit und Ruhe zur endlichen Wiederaufnahme seiner Arbeit lag, mußte es klar werden, daß er selbst hierzu nur gelangen könnte, wenn er nach den weitesten Beziehungen hin sich nach außen gleichzeitig betätigte. Was es heißt, diese Überzeugung auf dem Boden Münchens zu gewinnen, können Sie sich schwer vorstellen; — auf einem Boden, wo allen seinen Kunsttendenzen die persönlichen Interessen auf das schroffste entgegenstanden! Er glaubte sich deshalb beruhigend und belehrend vernehmen lassen zu müssen, und tat dieses in einem Bericht an den König über eine in München zu errichtende deutsche Musikschule: nicht eine einzige kritische Stimme irgendwelcher Bedeutung ließ sich über diesen veröffentlichten Bericht hören. Dagegen zeigten sich von nun an die Merkmale einer noch weiter verbreiteten Verschwörung, deren Ziel es offenbar war, Wagner das Verbleiben in München durch künstliche Herbeiführung und Häufung von Unannehmlichkeiten aller Art gänzlich zu verleiden. Da man gegen Wagners gut belegte Ansichten über den Wert unserer künstlerischen Zustände nichts vorzubringen vermochte, griff man einfach wieder dazu, ihn beim Volk zu verleumden, um durch den Erfolg dieser Verleumdung wiederum abschreckend auf den König zu wirken. Selbst der Hang des Königs zur Zurückgezogenheit, welcher seiner Gesundheit förderlich zu sein scheint, wird von den Adeligen und dem Klerus, welche sich am meisten dadurch betroffen fühlen, Wagner Schuld gegeben: diejenigen, denen aus Gründen ihres Vorteils an des Königs Unnahbarkeit gelegen ist und die deshalb diesen Hang des Monarchen bestärken, verschmähen wiederum nicht, bei jeder Partei, mit der sie gerade zu tun haben, jenen sonderbaren, auf Wagner fallenden Verdacht mit verschiedentlichen Gründen auszustatten. Diese Leute, die ich nicht zu nennen brauche, weil sie zur Zeit der Gegenstand einer allgemeinen verachtungsvollen Entrüstung in Bayern sind, finden es somit nicht nur dienlich, sondern ersehen ihr letztes Rettungsmittel darin, daß sie des Königs unerschütterliche Freundschaft für Wagner nach jeder Seite hin und den Interessen jeder Partei schmeichelnd, als verderblich hinstellen, um somit den gegen

sie gerichteten Unwillen abzuleiten auf den von den meisten unbegriffenen Mann. Sie können sich nun denken, wie Wagner hierbei zumute ist, dem einzig an seiner Arbeitsruhe gelegen ist und der jeder politischen Partei fernsteht, wenn er sich auf diese Weise stets wie mit den Haaren auf das nackte Feld der politischen Tagesintrige gezogen sieht. Bereits ging er auch ernstlich damit um, diesen nutzlosen Aufregungen sich gänzlich zu entziehen, was ihm durch die großmütigst ausgesprochenen Wünsche des Königs unmöglich wurde, während andrerseits allerdings die von seinem königlichen Beschützer neu in ihm belebten Hoffnungen für ein Gedeihen seiner edelsten Kunstbestrebungen ihn immer wieder von selbst fesseln. Somit bleibt ihm nichts zu erwarten, als daß diejenigen, welchen er jetzt so gelegen kommt, um von ihnen als Ableitung des allgemeinen Volksunwillens benutzt zu werden, mindestens an der Festigkeit des Königs scheitern, welcher allerdings Wagner einzig richtig zu beurteilen imstande sein kann, und daß infolgedessen diese Herren zu einem andern Strategem greifen, welches endlich Wagner Ruhe läßt, falls sie nicht durch Unverschämtheit ihres Spiels sich vollständig den Hals brechen. Denn dies Eine können Sie glauben: von irgendwelchem Prinzip, von irgendwelcher Parteistellung, gegen welche Wagner im Kampfe begriffen wäre, ist nicht die Rede, sondern es ist dies lediglich ein Spiel der gemeinsten persönlichen Interessen, welches sich noch dazu auf eine ungemein kleine Anzahl von Individuen zurückführen läßt: ich wage Sie zu versichern, daß mit der Entfernung zweier oder dreier Personen, welche nicht die mindeste Achtung im bayerischen Volke genießen, der König und das bayerische Volk mit einem Male von diesen lästigen Beunruhigungen befreit wären. —

Zwei Erklärungen im Berner Bund.

I.

10. Juni 1866.

Wenn ich auf Behauptungen, wie: ich hätte „in nicht zu verteidigender Weise die Kasse des Königs buchstäblich mit Sturm belaufen“, oder „ein abgefeimtes Wettrennen auf die

Kabinettskasse“ gehalten, bisher noch in keiner Art entgegnet habe, so ist dies einzig aus dem Grund geschehen, weil ich mit der Aufdeckung der, jenen Behauptungen zu Grunde liegenden Lügen und Verläumdungen notwendiger Weise einen Zustand der Dinge und Verhältnisse berühren müßte, mit deren öffentlicher Bezichtigung ich mich in die Lage gebracht hätte, zur Unzeit den Entschließungen und Handlungen meines erhabenen Beschützers vorzugreifen. Da ich von diesen Entschließungen nicht nur meine persönliche Rechtfertigung, sondern zugleich eine bedeutungsvolle, weithin sich erstreckende, allgemeine Wirkung zu erwarten gerechtesten Grund habe, so wird es Freunden eines ehrenwerten Benehmens nicht unwillkommen sein, von meinem Schweigen, selbst wenn ich es jetzt noch fortsetze, sich eine vorteilhaftere Meinung zu bilden, als es bisher ihnen möglich zu sein schien, und namentlich hoffe ich, daß auch Ihr geehrter Münchener Privatkorrespondent in Zukunft nach dieser Seite hin mit etwas mehr Vorsicht sich äußere.

II.

16. September 1866.

Als getreuer Abonnent des „Bund“ bekümmert es mich, so unsinniges Zeug, wie letzthin nach Ihrer Angabe die „Weser-Zeitung“ aus München über meinen angeblichen Einfluß auf den König von Bayern und dessen Prinzipien verbreitete, in Ihrem Blatt ganz ernstlich abgedruckt zu sehen. In München und namentlich in den dortigen Hofkreisen wird man natürlich über so etwas nur lachen; ärgerlich ist es aber, auch Ihren Schweizer Lesern so Törichtes aufgebunden zu sehen. Haben Sie die Güte, nicht zu meiner Rechtfertigung, sondern zur Orientierung des Publikums über die unglaubliche Lügenhaftigkeit der allermeisten mich betreffenden Zeitungsgerüchte, diese Zeilen in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen.

Vier Erklärungen in den „Signalen für die musikalische Welt“.

I.

Geehrter Herr!

Da es Ihnen bei der in Nr. 9 Ihres Blattes von diesem Jahre gegebenen, Hans von Bülow betreffenden biographischen Skizze allem Anscheine nach an Korrektheit gelegen war, finde ich hierin zu berichtigen, daß meine während dessen Aufenthaltes in Zürich, 1850 und 1851, Hans von Bülow gewidmete Teilnahme sich nie auf materielle Unterstützung ausdehnen konnte, schon aus dem Grunde, weil eine solche nie nötig war, und daß außerdem es mir nicht vergönnt sein durfte, in dessen Familienbeziehungen mich hilfreich zu bezeigen, weil hierzu ebenfalls mir keinerlei Veranlassung bekannt geworden ist.

Hochachtungsvoll ergebenst

Luzern, 23. Jan. 1869. Richard Wagner.

II.

Geehrter Herr!

In No. 25 Ihrer diesjährigen „Signale f. M.“ geben Sie über mich aus Paris eine Notiz nach einem dort veröffentlichten Briefe, welcher, wie alles daselbst über mich Verbreitete, von der Pariser deutschen Judenschaft erlogen ist. Ich ersuche Sie daher, diese Notiz in Folge meiner hiermit gegebenen Erklärung zu widerrufen; und da ich annehme, daß es Ihnen Ernst darum ist, einen wirklichen Brief von mir über mein Nichtkommen zu der bevorstehenden Aufführung des „Rienzi“ in Paris zu lesen, so bitte ich Sie, des weiteren von der „Liberté“ des 10. März. d. J. gefälligst Kenntnis nehmen zu wollen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Luzern, 19. März 1869. Richard Wagner.

III.

Zur Berichtigung.

Die Illustrierte Zeitung vom 18. Juni d. J. bringt die Notiz, daß ich eine Aufforderung, bei der Beethoven-Feier in Wien die neunte Beethovensche Symphonie zu dirigieren, „unter dankbarer Anerkennung des mich ehrenden Auftrages“ abgelehnt habe.

Ich muß diesen wunderlichen Euphemismus für mein Benehmen in dieser Angelegenheit dahin berichtigen, daß ich der Aufforderung eines Wiener Beethoven-Feier-Komités gar nicht geantwortet habe, und zwar aus Gründen, welche ich an den sehr ehrenwerten Aussteller des im Namen jenes Komités an mich gerichteten Schreibens durch einen Freund in Wien mündlich mitteilen ließ.

Luzern, 20. Juni 1870. Richard Wagner.

IV.

Geehrter Herr Redacteur!

Nr. 49 Ihrer diesjährigen Signale für Musik bringt die, vermutlich einem Pariser Witzblatte entnommene Notiz von einem „Briefe Richard Wagners an Napoleon“, welchen ich an dessen Privatsekretär, Herrn Mocquard, geschrieben haben soll. Vielleicht ist es für einige Ihrer Leser unterhaltend zu erfahren, daß ich seiner Zeit mich auf dem gedachten Wege um die Ueberlassung der großen Oper für ein, später im italienischen Theater gegebenes Konzert bewarb, schließlich auch an Napoleon III. selbst schriftlich mich wendete, um von ihm die Ersetzung des schlechten Dirigenten des „Tannhäuser“ zu erlangen; es dürfte nicht unrichtig sein, daß ich bei einer dieser Veranlassungen der „erforderlichen Macht“ und der „Geisteshöhe“ des unter den feindseligsten Umständen für mein Werk hochsinnig eintretenden Fürsten gedacht habe, von dessen Seite man eben so wenig an mich die Aufforderung stellte, mich als „von meinen Jugend-Alfanzereien zurückgekommen“ zu bekennen, als ich meinerseits je mich zu einer ähnlichen Erklärung bestimmt gesehen habe; weshalb ich diejenigen,

welche auf derartigen Klatsch Gewicht zu legen sich gedrungen fühlen sollten, ersuche, jene mit Anführungsstrichen gegebene Stelle Ihrer Notiz als erfunden zu betrachten.

Mit der Bitte um gefällige Mitteilung dieser Gegen-Notiz in der nächsten Nummer Ihrer Signale für Musik verbleibe ich hochachtungsvoll

ergebenst

Luzern, 12. November 1871. Richard Wagner.

Zwei Erklärungen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung über die Oper „Theodor Körner" von Wendelin Weißheimer.

I.

Berichtigung. Dem Verfasser einer ihm diktierten, in der Beilage der „Allg. Ztg." vom 3. Mai d. J. enthaltenen, irrtümlichen Notiz über die in München stattgefundene Aufführung der Oper „Theodor Körner" von Weißheimer habe ich zur Berichtigung entgegenzustellen, daß jene Arbeit eines jüngeren früheren Bekannten im Jahre 1868, als meine Protektion für dieselbe nachgesucht wurde, wegen ihrer höchst bedenklichen Beschaffenheit von mir zurückgewiesen worden ist, und dagegen ihre jüngst erfolgte Annahme von Seiten der Münchener Hoftheater-Intendanz keineswegs dem „Zauber", welcher für einen „mit Sack und Pack nach Bayreuth übergegangenen" Kunstjünger als wirkungsvoll substituiert wird, sondern vielmehr dem geraden Gegenteile hiervon, dessen Charakter zu imaginieren ich der Einbildungskraft des inspirierten Notizengebers überlasse, zuzuschreiben sein dürfte. Daß nun mein Einfluß sowohl auf Herrn Weißheimer als auf die Münchener Hoftheater-Intendanz, da deren gemeinschaftliche Unternehmung mißglückte, als Erklärungsgrund dieses sonderbaren Vorganges angezogen wird, ist für jemand, der in Betreff gewisser Erfahrungen ausgelernt zu haben glaubte, von neuem belehrend; wogegen ich nichtsdestoweniger diese Veranlassung für geeignet dazu hielt, mit der Aufdeckung der frechsten

Verdrehungen und Entstellungen, wie sie mir nicht allzuselten selbst in allergeschätztesten Blättern begegnen, einmal wieder ein Exempel zu statuieren.

Bayreuth, 1. Juni 1872. Richard Wagner.

II.

In Sachen Herrn Weißheimers habe ich lediglich die zugestandene Tatsache zu konstatieren, daß ich seine Oper der Münchener Hoftheater-Intendanz nicht empfohlen habe; womit, da es mir hierauf einzig ankam, ich mich begnüge, indem ich die Erörterungen meines Charakters sowie meines Verhältnisses zu Herrn Weißheimer und dessen Oper weder in den Inseraten noch selbst auch im Texte der „Allg. Ztg." am Platze finden darf.

Bayreuth, 10. Juni 1872. Richard Wagner.

Zwei Berichtigungen im „Musikalischen Wochenblatt".

[1872; 1873.]

I.

Berichtigung.

Lieber Herr Fritzsch!

Der II. Redaktionsbericht des „Akademischen Wagner-Vereins" (Vorort Berlin), welcher der letzten Nummer Ihres „Musikalischen Wochenblattes" beigegeben war, enthält (unter VI) einen längeren Artikel über meine „Entwickelung" usw., darin sich einige biographische Unrichtigkeiten befinden, welche ich Sie freundschaftlich zu berichtigen bitte.

Daß „meine Familie auf Provinzialbühnen Schlesiens und Polens umhergezogen" sei, habe ich schon einmal Herrn L. Nohl zu verbessern geben müssen, da in Wahrheit meine

„Familie" nie und nirgends „herumgezogen" ist, am wenigsten in „Schlesien und Polen". Auf die Gefahr hin, auf diese Weise meine Jugendgeschichte weniger interessant erscheinen zu lassen, muß ich doch auch neuerdings dabei bleiben, daß ich nie in jenen romantischen Gegenden „herumgezogen" worden, sondern stätig in meiner Heimat einfach erzogen worden bin.

Die meinem jungen Freunde Hans Richter gemachten, und in dem betreffenden Artikel mit „" ausgeführten Mitteilungen über mich und die neunte Symphonie, möge, was die dort ihnen gegebene Form, sowie ihren ganzen Charakter anbelangt, mein vortrefflicher Kapellmeister verantworten: mir war das meiste darin sehr neu.

Bezüglich der von dem Verfasser unternommenen Berichtigung im Betreff einer, in frühen Zeiten für meinen Aufenthalt in Paris mir zugeteilten materiellen Unterstützung Meyerbeers, befindet sich derselbe, wenn er diese in Wirklichkeit auf „kaum einige tausend Franks" sich belaufend abschätzen zu dürfen glaubt, ungefähr in einem ähnlichen Irrtum wie H. Heine, welcher die gerüchtweise Behauptung, der Pariser Postsekretär Gouin habe Meyerbeer alle seine Opern komponiert, darauf reduzieren zu müssen glaubte, daß Gouin etwa höchstens den vierten Akt der „Hugenotten" geschrieben habe, — wobei er sich auf die Annahme der Unparteiischen stützen mochte, daß wenn auch nicht alles, doch immer etwas an Gerüchten wahr sein müsse.

Bei so mancher genauen Kenntnis der Tatsachen, von welcher jener Artikel Zeugnis gibt, bleibt ein so offenkundiges Falsum, als daß mein Rienzi „zuerst in Berlin unter Meyerbeers Leitung zur Aufführung" gekommen sei, unbegreiflich. — Ich benutze überhaupt diese Gelegenheit, namentlich meine Freunde recht sehr zu bitten, bei Mitteilungen über mich, mein Leben und meine Handlungen, doch nur mit einiger gemeiner Vorsicht zu verfahren, zumal wenn es sich hierbei um so bedeutende Zwecke handelt, wie sie namentlich der „Akademische Wagner-Verein" als die von ihm zu erstrebenden ankündigt; wobei ich in der Hauptsache den Rat geben möchte, so wenig wie möglich von mir zu sprechen, da ich selbst nie versäume, über mich den zu Zeiten mir nötig dünkenden Aufschluß zu geben: wogegen näheres Eingehen auf die von mir aufgestellten künstlerischen Grundsätze

und Ideen, sowie geistvolle Bemühungen, diese Anderen zu verdeutlichen, gewiß der beste Weg sind, die wahre Kenntnis meiner künstlerischen Arbeiten, wie diese endlich nur durch lebenvolle Aufführungen derselben ermöglicht werden kann, vorzubereiten.

Mit herzlichem Gruße

Ihr ergebener

Bayreuth, 29. Juli 1872.

Richard Wagner.

II.

Protest.

Das neueste Supplement des Brockhausischen Konversationslexikons enthält einen nachträglich auch mir gewidmeten Artikel, worin es u. a. heißt:

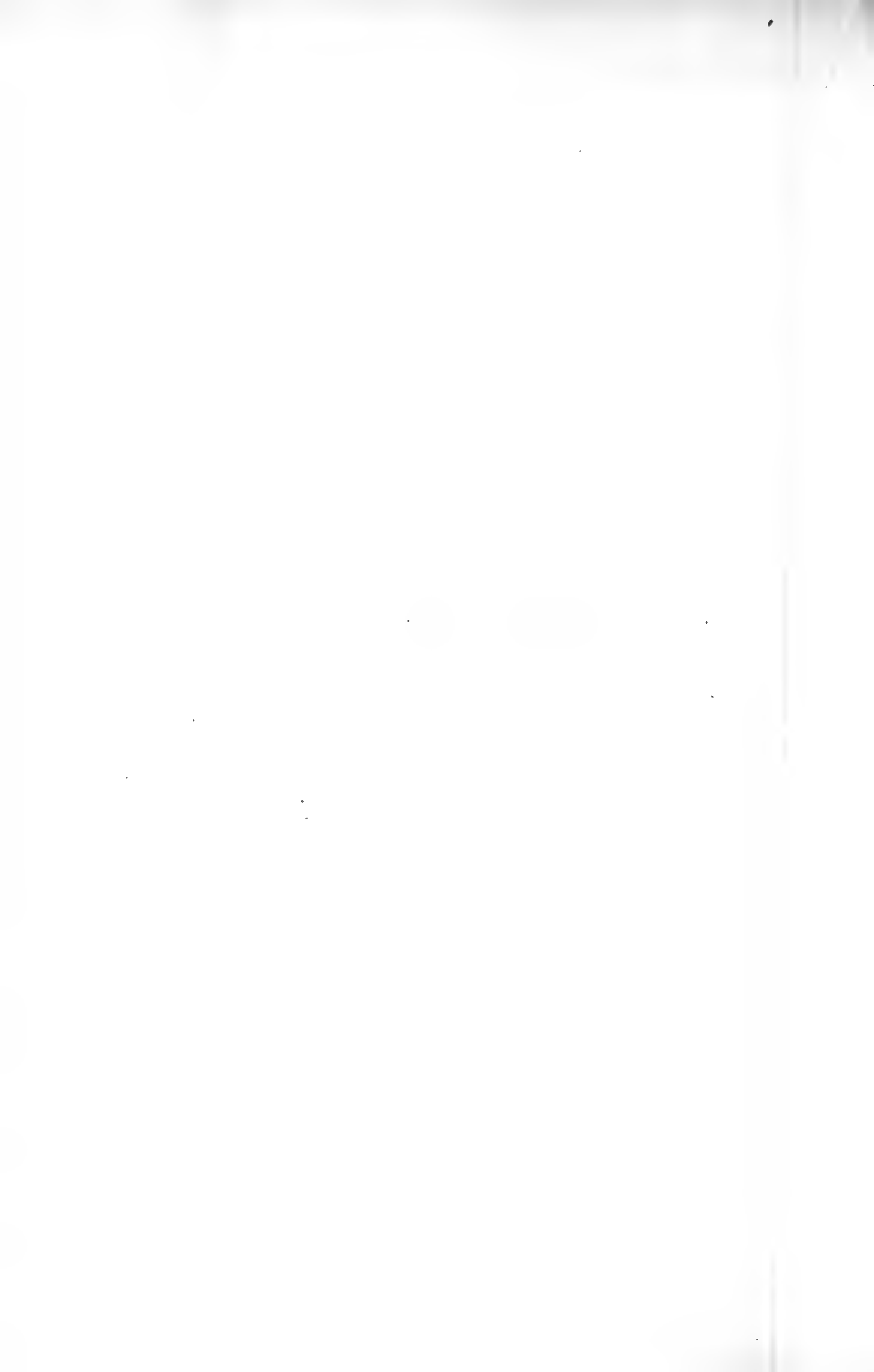
> „Nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges suchten einflußreiche Freunde am preußischen Hofe Wagner nach Berlin in die seit Meyerbeers Tode unbesetzte Stelle eines Generalmusikdirektors zu bringen, aber ohne Erfolg, da hier bereits ein anderes Institut, die Schule Joachims, für eine wirksamere Pflege der Tonkunst ins Leben gerufen war." „Mit erneuerter Liebe wandte W. sich darauf nach Bayern zurück."

Da die Autorität des Konversationslexikons mich leicht überleben könnte, protestiere ich bei Zeiten gegen die in den obigen Angaben enthaltene Unwahrheit: keiner meiner Freunde konnte Veranlassung finden, mir eine preußische Anstellung zu verschaffen, da jeder wußte, wie hoch ich den Wert der vom Könige von Bayern mir erwiesenen Lebenswohltat, welcher eben darin besteht, daß ich ohne Anstellung frei meiner Kunst leben kann, zu schätzen verstehe, weshalb es denn auch aus keinem denkbaren Grunde zu irgend einer Zeit einer „Erneuerung" meiner Liebe zu dem dankbar von mir verehrten Spender jener Wohltat bedurfte.

Sollte nach dieser meiner Versicherung bei meinen Freunden ein Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Kunst- und Musikgelehrten des Brockhausischen Konversationslexikons aufkommen, so wird es dagegen nicht nötig sein, ihnen die in jenen Angaben enthaltene boshafte Insinuation aufzudecken.

Bayreuth, 25. März 1873. Richard Wagner.

II. Zur Kunst.



Eine Kritik aus Magdeburg.

[November 1835.]

Die Kritik unserer Oper — gäb's anders desgleichen — scheint im Betreff der Vorstellung des „Freischütz" turmhoch in trüber Abenddämmerung über der Schußweite der Oper selbst zu schweben; die kritischen Freikugeln scheinen gerade ausgereicht zu haben, man ist nicht nur wortarm und einsilbig, sondern keinsilbig geworden. Dies ist um so auffallender, da das Schicksal jedes Kritikers am Abend des 3. November unter dem Einflusse sehr günstiger Gestirne stand, denn es verfinsterte sich nicht nur allegorisch eine Mondscheibe, sondern es schien auch ein Stern mit lieblichster Klarheit in die Zaubernacht und half selbst von neuem kritische Freikugeln gießen. Dieser Stern war aber nicht etwa der Erbförster Cuno, oder Aennchen, welche im Duo von dem Anblicke des ehrwürdigen Gemäldes sich garnicht losreißen konnte, — noch war es Caspar, welcher bei Gelegenheit des irdischen Jammertals sich ganz erstaunlich wunderte, daß der Max, den er auf der rechten Seite zu finden hoffte, sich links zu stehen erlaubte, — noch war es der durchaus lobenswerte Max selbst, — sondern es war die Agathe (Mad. Pollert). Warum schweigt man darüber, da doch Mittelmäßiges so hoch gestellt, besprochen, gesondert, gesichtet wird, und nach dem Maßstabe unserer Kritik die kritischen Freikugeln mindestens aus Vierundzwanzigpfündern geschossen werden mußten? — Findet man etwa Anstoß an den Manieren — gäb's anders dergleichen, — die sich hier und da herausgestellt haben sollten? — Agathe war vortrefflich, sie intonierte sicher und rein, der Ton ihrer Stimme ist voll, biegsam und gebildet, ihr Vor-

trag edel und treffend, und was die Hauptsache ist, die Aussprache deutlich, sodaß man nicht in Versuchung geführt wird, zu glauben, sie singe in fremden Zungen oder toten Sprachen. Die Aufführung der Oper selbst war im ganzen gelungen zu nennen; man wünscht daher, daß wahrhaftes Verdienst auch öffentlich anerkannt werden möchte, und muß sich, wenn dies nicht erfolgen sollte, selbst vorbehalten, bei der nächsten Oper nach Gewissen und Wahrheit zu berichten. —r

---

Ein Pariser Bericht für Robert Schumanns „Neue Zeitschrift für Musik“.

[5. Januar 1842.]

Halévys „Reine de Chypre“ ist nicht übel, einzelnes schön, manches trivial — als Ganzes ohne besondere Bedeutung. Der Vorwurf des Lärmens ist ungerecht; im 4. Akte ist er am rechten Flecke (zumal für unsere Zeit), im übrigen ist durchgehends das Streben nach Einfachheit uud besonders in der Instrumentation bemerkbar. — Vergessen Sie nicht: Halévy hat kein Vermögen: er hat mir versichert, daß — wäre er vermögend — er nie mehr für das Theater, sondern Symphonien, Oratorien u. dgl. schreiben würde, denn an der Oper sei er gezwungen, Sklave des Interesses des Direktors und der Sänger, und genötigt, mit Absicht schlechtes Zeug zu schreiben. — Er ist offen und ehrlich und kein absichtlich schlauer Betrüger wie Meyerbeer. Daß Sie aber auf diesen nicht schimpfen! Er ist mein Protektor und — Spaß beiseite — ein liebenswürdiger Mensch.

Der Zug nach der Opéra comique gilt nicht der Einfachheit — sondern rein der Mode. Nehmen Sie dies unmotiviert auf mein ehrliches Wort hin! Bedenken Sie: — Richard Löwenherz ist von Adam (!!) bearbeitet und instrumentiert. Was den Lärm betrifft, so bleibt er hierbei also derselbe wie bei Zampa usw. Außerdem sind es die Sänger: sie singen „ô Richard, ô mon roi!“ mit eben dem entrain und beliebten Albernheiten wie den Fra Diavolo, sie modernisieren

vom Kopf bis zum Fuß: das gefällt — und nebenbei hat Grétry am Ende auch noch hübsche Musik geschrieben, voilà tout!

Wir Deutsche machen uns schreckliche Illusionen über den großmütigen Geschmack dieses Publikums, von seiner scheinbaren Gerechtigkeit usw. Paris ist aber groß; warum sollen sich da nicht 200 Menschen finden, die im Conservatoire den Beethovenschen Symphonien Geschmack abgewinnen? Das eigentliche Opernpublikum versteht aber nur Cancan: das ist zu Deutsch raffinierte Schweinerei (was das Empörendste ist) ohne Glut und Begierde. —

Betrachten Sie um des Himmels willen Berlioz: dieser Mensch ist durch Frankreich oder vielmehr Paris so ruiniert, daß man nicht einmal mehr erkennen kann, was er vermöge seines Talentes in Deutschland geworden wäre. Ich liebte ihn, weil er tausend Dinge besitzt, die ihn zum Künstler stempeln: wäre er doch ein ganzer Hanswurst geworden, in seiner Halbheit ist er unausstehlich — und was das Entsetzlichste ist — grenzenlos langweilig. Letzthin gab er ein Konzert, welches das Publikum systematisch aus der Haut trieb. Wer vor Langeweile und Dégout noch nicht aus seiner Haut gefahren war, der mußte übrigens zum Schluß seiner Apotheose in der Juli-Symphonie es — vor Freude tun. Das ist das Merkwürdige: In diesem letzten Satze sind Sachen, die an Großartigkeit und Erhabenheit von nichts übertroffen werden können. — Bei alledem steht Berlioz ganz isoliert. Der Geschmack ist in Paris grenzenlos gesunken: Denken Sie zurück an die Zeiten Boieldieus, der weißen Dame, Aubers Schlosser und Maurer, Stumme usw. und halten Sie dagegen, was jetzt produziert wird — Adam usw. An der komischen Oper ist es entsetzlich; die schlechtesten Auberschen Floskeln bilden das heutige System dieser jungen Komponisten: Thomas, Clapisson usw. In allem herrscht eine gräßliche Abspannung. —

An dem Sinken des hübschen französischen Stiles in der Opéra comique sind hauptsächlich die Italiener schuld; sie werden unbedingt vergöttert und nachgeahmt. Die sonst so hübschen Couplets sind entweder nichtswürdige, gänzlich melodielose, geklapperte Drei-Achtel-Takte geworden, oder sie imitieren die italienische Gefühlsmanier(!). Dies italienische Gefühl ist

aber ein großes Unglück, es verführt selbst ehrliche Leute: sie geben alles auf den Vortrag der Sänger, und der Komponist wird am Ende Publikum, der den Sängern applaudiert, vergessend, daß das, was er singt, von ihm ist. — Da haben Sie auch die ganze Stabat mater-Geschichte: alle Wochen führt man es in der italienischen Oper auf, die Italiener singen es, und somit ist es gut, — es ist Mode. Fassen wir uns kurz: hier gilt nur die Virtuosität! Liszt spielt hier ebensogut die Rolle eines Narren, wie Duprez auf dem Theater: — alles, was sich am Pariser Horizonte zeigt, sei es noch so tüchtig — wird schlecht und narrenhaft: Denken Sie an Berlioz. — Ich höre, Mendelssohn soll eine Oper für Paris angetragen worden sein: ist Mendelssohn so wahnsinnig, dem Antrage zu entsprechen, so ist er zu bejammern; er ist meiner Ansicht nach nicht einmal imstande, in Deutschland mit einer Oper Glück zu machen; er ist viel zu geistig und es fehlt ihm durchweg an großer Leidenschaft: wie soll das in Paris werden? — Hätte er den Freischützen gesehen!!! Wie glücklich wären wir, wenn wir uns ganz von Paris losmachten! Es hat eine große Epoche gehabt und diese hat jedenfalls gut und heilsam auf uns eingewirkt. Damit ist es aber aus und wir müssen von unserem Glauben an Paris lassen! — Wahrscheinlich habe ich nicht mehr nötig, daran zu ermahnen.

Jedoch ich sehe, daß ich Ihnen eigentlich keine Notizen gebe, daß ich vielmehr bloß räsoniere. Vielleicht lade ich mir durch mein bitteres Auslassen sogar den Verdacht des persönlichen Ärgers auf, damit geschähe mir aber unrecht. Geduld habe ich hier zwar nötig gehabt und bedarf deren noch, jedoch sind mir gute Zusagen gemacht, auf deren Erfüllung ich vielleicht verzichte, wenn mir es in Deutschland gut geht, die ich für jetzt aber immer noch festhalte, einzig und allein des Geldgewinnes wegen, auf den ich mir für glücklichen Fall Rechnung machen kann.

Wessen Finger geläufig sind, hat es hier besser: Heller, Rosenhain usw. geht es jetzt ziemlich gut, wiewohl sie immer nur aus dem Vorteil ziehen können, was sie als Künstler verachten. Keiner kann und darf sich zeigen, wie er ist: als solcher müßte er verhungern. Dessauer (der hypochondrische Kauz) wurde letzthin aufgefordert, zum Fidelio Rezitative zu schreiben: er hat es mit gutem Takte und künstlerischem Gewissen ausgeschlagen. Über so etwas staunen die Franzosen. —

Eine Rede auf Friedrich Schneider.

[Dresden, 7. November 1846.]

Wie in der Natur alles Erschaffene nach seiner Blüte strebt, als dem höchsten Ziele seines Daseins, so gilt dem Menschen als Blüte seines Daseins — die Kunst. Die wir uns zur Pflege dieser Blüte berufen fühlten, seien wir froh und freudig, denn durch den uns verliehenen inneren Trieb zu diesem Berufe sind wir auf die schönste Höhe der menschlichen Gesellschaft gestellt; alles Widrige, was uns in diesem Leben begegnet, dürfen wir in glücklichster Entzücktheit als eingebildet und unwesentlich erkennen, während wir den edelsten Trost, die wirklichste Erhebung über alles niedere Leiden jederzeit in der Ausübung der von uns übernommenen Pflicht treuer und begeisterter Pflege der Kunst finden. Und wie stolz dürfen wir uns in dem Vereine der zu so edler Pflege Berufenen fühlen! Die herrlichsten Geister aller Zeiten nennen wir unsere Bundesglieder; sie bilden eine Kette, die bis in die weiteste Vergangenheit reicht, in der aber vom fernsten bis zum nächsten Gliede wie durch elektrische Gewalt das Nächste mit dem Fernsten in unmittelbare Berührung gesetzt ist. Und wie schwindet wiederum alle Eigenliebe, alle selbstgefällige Eitelkeit vor der Erkenntnis, daß wir alle nur Glieder dieser einen Kette sind, daß all unser Schaffen nur in diesem Zusammenhange denkbar und möglich war! Welcher Künstler darf aufstehen und sagen: das habe ich und ich allein gemacht! Wie anmaßend, wenn man bedenkt, daß wir jeden Begriff der Kunst erst den Werken unserer Vorgänger entnehmen mußten, an denen wir uns zunächst nur durch Nachahmung bilden konnten.

Wer hierüber so recht zur innigsten Kenntnis gelangt ist, der wird sich wohl der Begeisterung freuen dürfen, mit der er an das Schaffen selbst geht, selten aber Genuß an seinen Schöpfungen finden, weil ihm dieser durch das natürlichste Mißtrauen in die Selbständigkeit seiner Kräfte verkümmert werden muß; will er dagegen unbedingt genießen, sich froh und glücklich machen, so erreicht er dies nur in der Freude an den Werken großer Vorgänger, ohne die er fühlt, daß

auch er ja nicht dasein würde. Wahrlich, dieser Freude an den Werken unserer Vorgänger, dieser grenzenlosen Liebe und Verehrung, von der wir für sie selbst belebt sind, ist fast nur die Kindesliebe zu vergleichen, denn kaum kann ein Kind selbst feuriger seine leiblichen Eltern lieben, als der jüngere Künstler seine älteren Vorgänger, von denen er das geistige Leben empfing. Wer unter uns hat nicht oft den schwärmerischen Wunsch gehegt, einen jener lieben Meister, von deren Werk er soeben begeistert war, lebhaft vor sich zu sehen, ihn umarmen, feurig an sein Herz schließen und unter heißen Tränen ihm sagen zu können, wie sehr er ihn liebe? Wie oft hat der Gedanke an den Dahingeschiedenen uns denn nicht mit tiefster, unsäglicher Wehmut erfüllt! Sollte es uns nun aber einmal verstattet sein können, solch einen ehrwürdigen Vorgänger noch unter uns zu sehen, würden wir nicht frohen Herzens ihm all diese schwärmerische Liebe zuwenden, die wir sonst nur für zu früh Entrissene nähren? Sollten wir nicht, wenn er gleich noch rüstig unter uns weilt und mutig den Becher mit uns leert, dem heute von uns gefeierten Meister mit dieser Liebe entgegenkommen, die wir, ach! so oft in menschlicher Schwäche und Leidenschaftlichkeit befangen, dem Lebenden und Nebenbuhlenden versagen? Und bereits hat er für uns schon so etwas märchenhaft Entrücktes; da sitzt er, und doch sprechen wir gewöhnlich von ihm schon wie von Einem, der längst hoch über uns steht, und gibt's in unserem Kreise auch schon noch andere, deren Haar ergraute, so geben wir ihm doch alle gemeiniglich schon den volkstümlichen Namen: „der alte Schneider". Das klingt bald schon wie: „der alte Fritz", und manchmal, wenn wir so von ihm sprechen, kommt es uns vor, als sei das schon lange her, als könnte man ihn gar nicht mehr zu sehen bekommen. Mir kommt es so vor, uud dies gibt mir für ihn gerade die Liebe, wie für solch einen kräftigen alten Helden, der sich den Teufel um was kümmerte, sondern dachte und tat, wie's ihm seine Kraft eingab, gerade wie der alte Dessauer oder der alte Fritz! In diesem Sinne halte ich den „alten Schneider" schon für einen von jenen Vorgängern, deren Art ja auch immer seltener wird, und in diesem Sinne und mit der ganzen vollen Liebe, wie für solchen Vorgänger, rufe ich dem prächtigen Manne, wie er da unter uns sitzt, abermals zu: Lebe hoch!

Szenische Vorschriften für die Aufführung des „Lohengrin“ in Weimar 1850.

[Thun, 2. Juli 1850.]

Besondere Bemerkungen für die Szene.

Zum ersten Akt. Bühne.

A. Alte Eiche; auf der Wurzel- und Rasenerhöhung an ihrem Stamme steht ein sehr einfacher Steintisch, auf welchem der König Gericht hält.

B. Baumgruppen. Nach den Seiten zu aufsteigender Rasenboden, wie links (b) ebenfalls, so daß der eigentliche szenische Mittelraum tiefer als die Seiten und der Flußuferrand erscheint. (Durch dieses Aufsteigen nach den Seiten und dem Hintergrunde zu gruppieren sich die Männerchöre während der feierlichen Handlungen vorteilhaft.)

C. Die Schelde, von rechts herfließend. (Rechts und links immer vom Zuschauer aus genommen.)

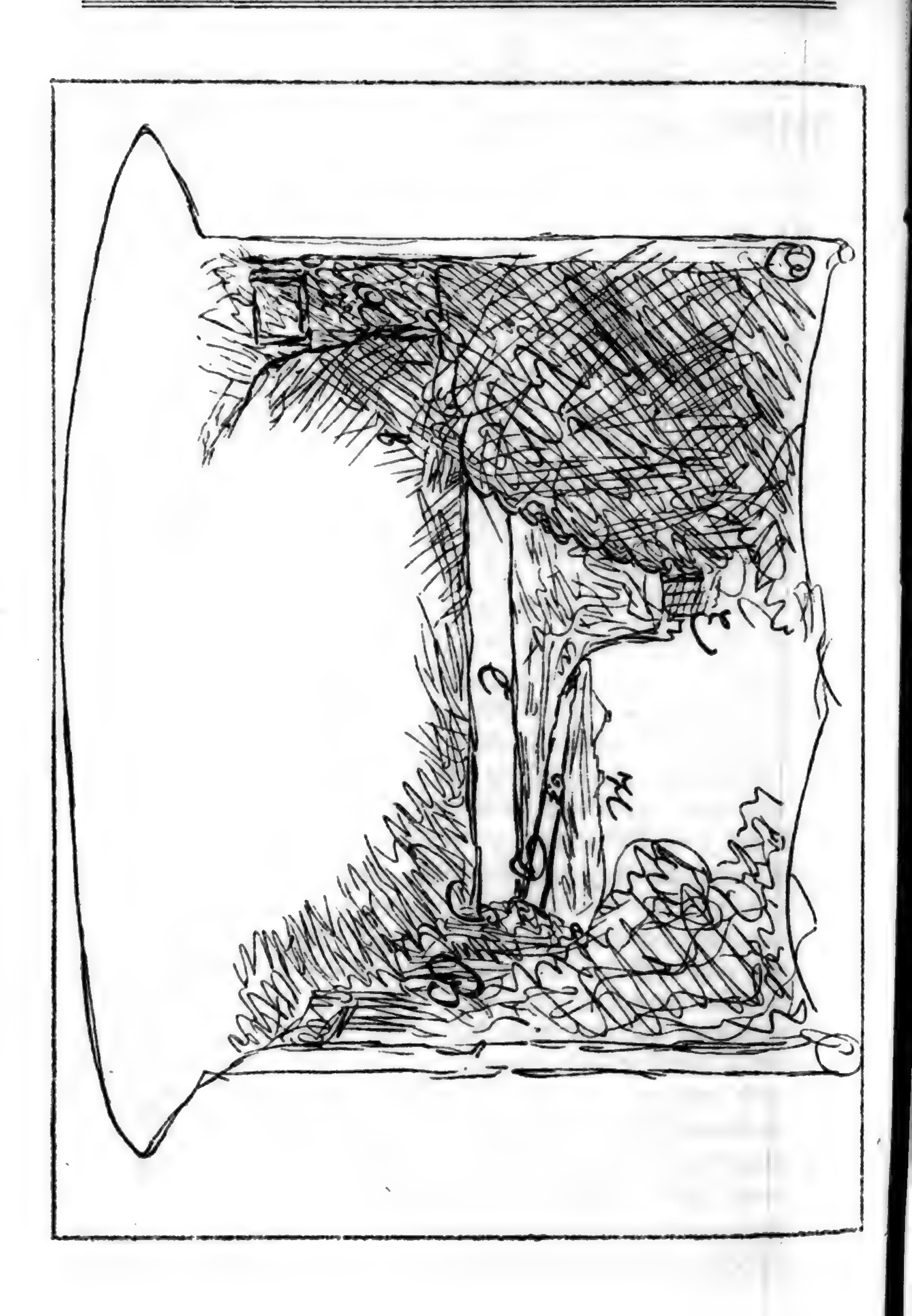
D. Landzunge, zwischen die Biegung des Flusses vorgehend und nach der Burg zu aufsteigend.

E. Burg von Antwerpen — fern.

F. Die Schelde in größerer Entfernung, von links herfließend. Hier gewahrt man Lohengrin zuerst im Kahne ankommend; der notwendigen Täuschung wegen muß hier Lohengrin von einem Kinde, in einem verhältnismäßig kleinen Kahne stehend, dargestellt werden. Erst nach einem kurzen Verschwinden dieses Kindes hinter den Bäumen rechts, kommt der Darsteller des Lohengrin selbst im größeren Nachen (und mit dem größeren Schwane) von rechts her auf der vorderen Schelde zum Vorscheine.

G. Punkt, von welchem aus das Erscheinen Lohengrins von dem Chore zuerst wahrgenommen wird.

H. Fernster Hintergrund: flache Gegend, unterbrochen durch einzelne Hügel mit Burgen.



Szene I. Sehr einfache Kleidung aller, auch des Königs, ohne allen Prunk: halbe Kriegskleidung, wollene Mäntel: alles ernst und schlicht gehalten. —

— Die Instrumente der vier Heerhornbläser müssen besonders angefertigt werden: sie spielen durch die ganze Oper eine nicht unwichtige Rolle, und weder unsere modernen Trompeten, noch auch Posaunen, würden, dem Charakter des Ganzen angemessen, schicklich zu gebrauchen sein. Es müssen dies 4 messingene, lange, posaunenartige Instrumente sein, von der allereinfachsten Form, ungefähr wie wir sie auf Kirchengemälden von den Auferweckungsengeln geblasen sehen.



Sie haben nur in C zu stimmen, und bedürfen bloß der Noten:



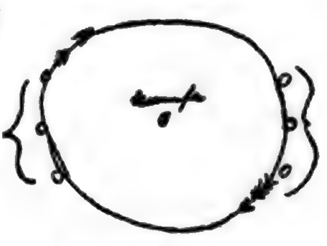
also von dem Umfang der Alt-Posaune, nur müssen sie länger sein als eine solche. (Die Verfertigung dieser Instrumente kann — ihrer größten Einfachheit wegen — unmöglich kostbar sein; auch können sie ja sonst, als szenischer Schmuck, oft weiter verwendet werden. — Die Bläser dieser Instrumente müssen ihre Stellen unbedingt auswendig lernen, damit sie nicht durch vorgehaltene Notenblätter stören: da sie fast immer dieselbe — sehr einfache musikalische Stelle zu blasen haben, brauchen sie sich nur die Eintritte zu merken, die ihnen vom Dirigenten leicht noch jedesmal durch einen Wink angezeigt werden können.)

Szene III. Das Abmessen des Kampfplatzes, der 16 Schritte im Umfang haben soll, geschieht folgendermaßen: — der Heerrufer steht bereits in der Mitte; die drei Kampfzeugen für Lohengrin schreiten (sogleich mit dem Eintreten des marschartigen Themas der Bässe) von links — der Seite des Königs —, die drei Kampfzeugen für Friedrich ebenso von rechts — der Seite der Brabanter — in der Weise nach der Richtung des zu bestimmenden Kreises (als dessen Mittelpunkt sie beständig den Heerrufer im Auge behalten) vor,

daß sie mit den ersten acht Takten, auf deren jeden sie allemal einen Schritt machen, gerade ihre gegenseitigen Stellungen ausgetauscht haben. Nämlich:

Ausgangsstellung:

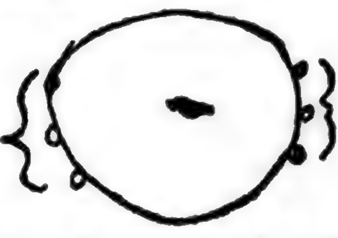
3 Kampfzeugen für Lohengrin.



3 Kampfzeugen für Friedrich.

Stellung mit dem achten Takte:

Für Friedrich.



Für Lohengrin.

Von da an schreiten sie — auf jeden Takt wiederum einen Schritt — in derselben Richtung so vor, daß mit dem 16. Takte der Kreis gebildet ist, nachdem der jedesmalige dritte Kampfzeuge zunächst — mit dem vierten Schritte, sodann der zweite — mit dem sechsten Schritte, endlich der erste — mit dem achten Schritte eine feste Stellung einnimmt.

Stellung mit dem 16. Takte:



In dieser Stellung strecken sie die Speere nach einander aus, indem sie mit den Spitzen den Nebenmann an der Schulter berühren, und stoßen sie sodann, mit dem 18. Takte, mitten zwischen sich in den Boden — worauf sie selbst sogleich in ihre Ausgangsstellung beiseite treten. — In der Mitte des durch die Speere jetzt abgesteckten Kreises steht nun der Heerrufer, und wendet sich an die Versammelten und an die Kämpfenden: dann tritt er aus dem Kreise zurück, und seine

Stellung nimmt sogleich der König, von seinem Sitze unter der Eiche herabschreitend, ein. Alles folgende ist genau in der Partitur angegeben.

Zum zeiten Akte. Bühne.

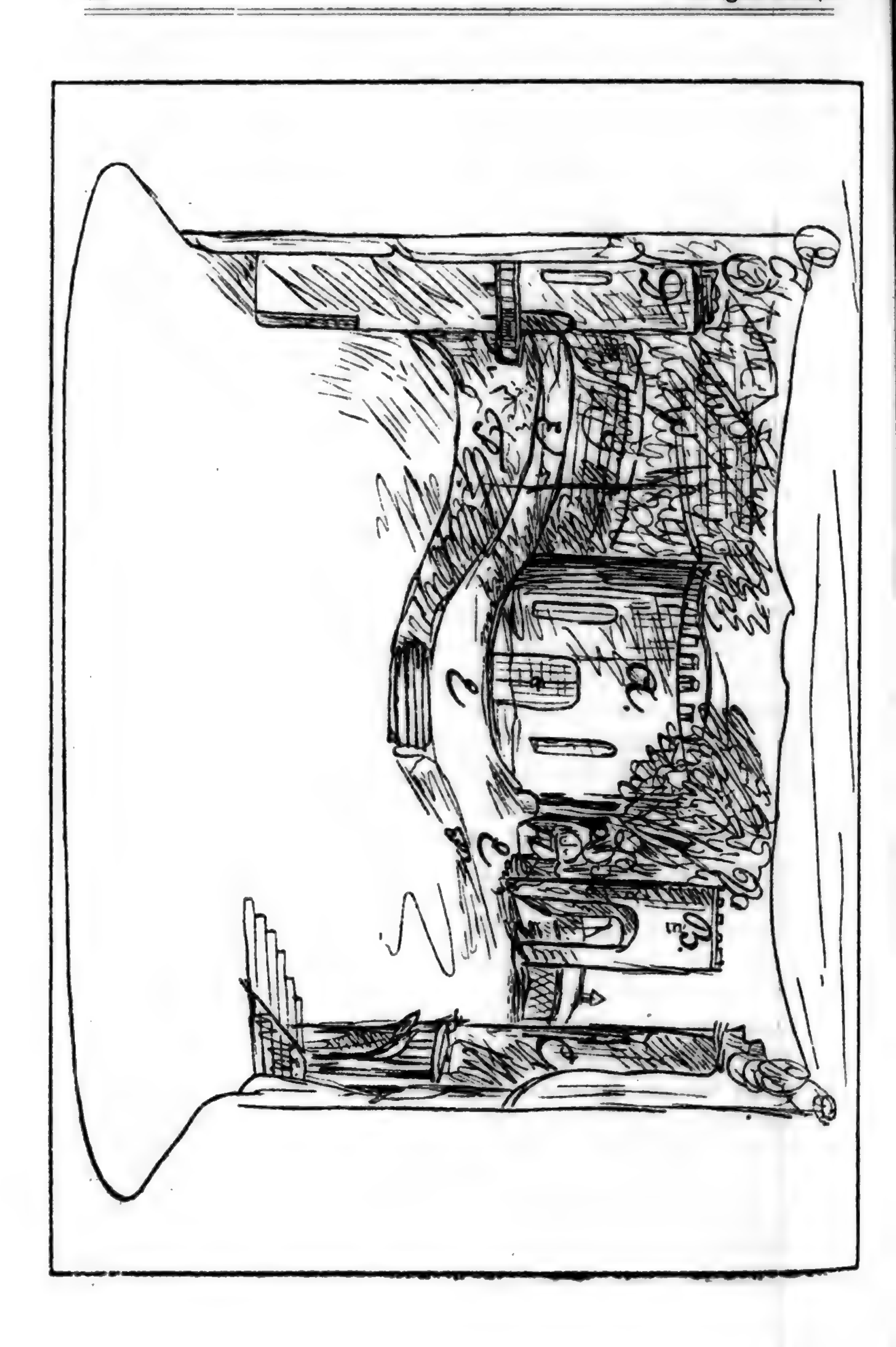
A. Der Palas (Männersaal); turmähnliches Gebäude, — sehr altertümlich; Gemäuer noch aus der Römerzeit.

B. Turmtor, auf seiner Höhe blasen — in der 3. Szene — die zwei Wächter das Morgenlied. Durch das, später geöffnete, Doppeltor führt der Weg, an einer niederen Mauerbrüstung im Hintergrunde vorbei, die Burg hinab in die Stadt. Rechts ab von diesem Turme geht es in das Innere der Burg: von hier her treten in der dritten Szene zuerst die Dienstmannen, dann andere Burgbewohner auf, während andere brabantische Edle durch das geöffnete Tor selbst von unten — der Stadt her, aufsteigen.

C. Portal des Münster (byzantinisch): Stufen davor.

D. Die Kemenate (Wohnung der Frauen). Sie erscheint nach der Bühne zu ebenfalls turmartig. Elsas Wohnung befindet sich in dem ersten Stocke: zu dem Untergeschosse führt nur eine schmale Türe in den Burghof heraus, — gewöhnlich nur für die Dienerschaft: in der zweiten Szene tritt aber auch Elsa mit zwei Mägden durch sie auf, um auf dem schnellsten Wege zu Ortrud zu gelangen. Der vornehmere Eingang zu der Frauenwohnung ist im ersten Stockwerke durch eine weitere Pforte, welche auf den Söller herausführt. Durch sie tritt Elsa in der zweiten Szene zuerst auf. Der Söller geht rings um das turmartige Gebäude (von welchem man einen Zusammenhang mit einem weitläufigeren Gebäude nach links zu annehmen muß) herum, und führt nach hinten zu (dem Zuschauer zunächst nicht sichtbar) auf

E. einen breiten terrassenartigen Weg, welcher, an der rund sich biegenden Burgmauer hin, abwärts — zuerst nach dem Palas, und von da — an diesem vorbei — wieder abwärts sich senkend, bis zum Turmtore hin führt. Vor dem Palas bildet dieser Weg eine etwas nach vorn sich ausdehnende Terrasse, von welcher besondere Stufen wiederum unmittelbar nach dem Burghofe hinabführen.



Das Höhenverhältnis des Terrains ist daher folgendes: — das Turmtor und der Münster stehen auf gleicher Ebene mit dem eigentlichen Hofraume; der Palas steht auf einem, um vier Fuß höheren Terrain; der erste Stock der Kemenate muß aber um zehn Fuß höher als der Hofraum liegen.

F. Die Steigung vom Turmtore bis zum Söller der Kemenate ist durch natürliche Gestaltung des felsigen Bodens hervorgebracht, welche von den Erbauern der Burg — nicht geebnet, sondern derart sogar benutzt worden ist, daß die Wände (F. F.) nur wenig künstliches Mauerwerk, dagegen meistens die natürliche, nackte Felsgestaltung zeigen, aus welcher mannigfach Gesträuch und wilde Blumen hervorgewachsen sind. Die Stufen von dem Palas herab sind noch in Felsen gehauen, wogegen die Stufen zum Münster künstlich gemauert sind.

(Auf diesem Wege nun schreitet der Zug der Frauen mit Elsa, in der vierten Szene, auf die in der Partitur genau angegebene Weise aus der Pforte der Kemenate herab: — die Herausgetretenen verschwinden, indem sie links den rundherumgehenden Söller entlang schreiten, auf einige Augenblicke dem Auge des Zuschauers, und erscheinen ihm dann auf dem Wege erst wieder).

G. Burgmauer, mit runder Biegung von der Kemenate bis zum Palas hinab sich senkend. Mächtiges Laubwerk einer großen Linde — die außerhalb der Mauer im Burggarten steht — ragt über die Mauer herein, welche selbst von Epheu und Mauergewächs häufig bedeckt ist.

H. Brunnen: hinter ihm Burgmauer, den Palas mit dem Turm verbindend. Eine mächtige Linde, die ihre Zweige bis über den Palas erstreckt, beschattet den Brunnen.

(Auf der genauen Ausführung dieser Szene nach der obigen Angabe muß bestanden werden, weil ohne dem das Plastische der Handlung unmöglich zu klarem Verständnis kommen würde.)

Szene III. — Der entferntere Turm, von welchem den Turmwächtern auf der Szene wie im Echo geantwortet wird, muß nach vorn — anzunehmender Weise noch über das Proszenium hinaus — zur Seite links befindlich gedacht werden.

Die Täuschung ist dadurch zu ermöglichen, daß die zwei Trompeter, welche die Antwort blasen, auf dem Schnürboden, links an der Stelle, wo die Vorrichtung zum Aufziehen des Theatervorhanges angebracht ist, aufgestellt werden: sie wenden die Mündung der Trompeten nach der Bühne zu; auch können sie sonst noch durch einen Brettverschlag so verdeckt werden, daß der Schall sehr entfernt klingt. — Das übrige ist in der Partitur ziemlich genau angegeben. —

Der Heerrufer verbleibt, so lange er in der Szene ist, oberhalb der Stufen auf der Terrasse vor dem Palas, also um vier Fuß über dem Männerchore erhöht, zu welchem er herabspricht. Die Männer wenden sich, so oft der Ruf der Heerhörner sie zur Aufmerksamkeit auffordert, jedesmal der Terrasse zu, indem sie dem Publikum den Rücken kehren: so oft der Heerrufer geendet, wenden sie sich dann lebhaft wieder nach vorn, den ganzen Hofraum einnehmend.

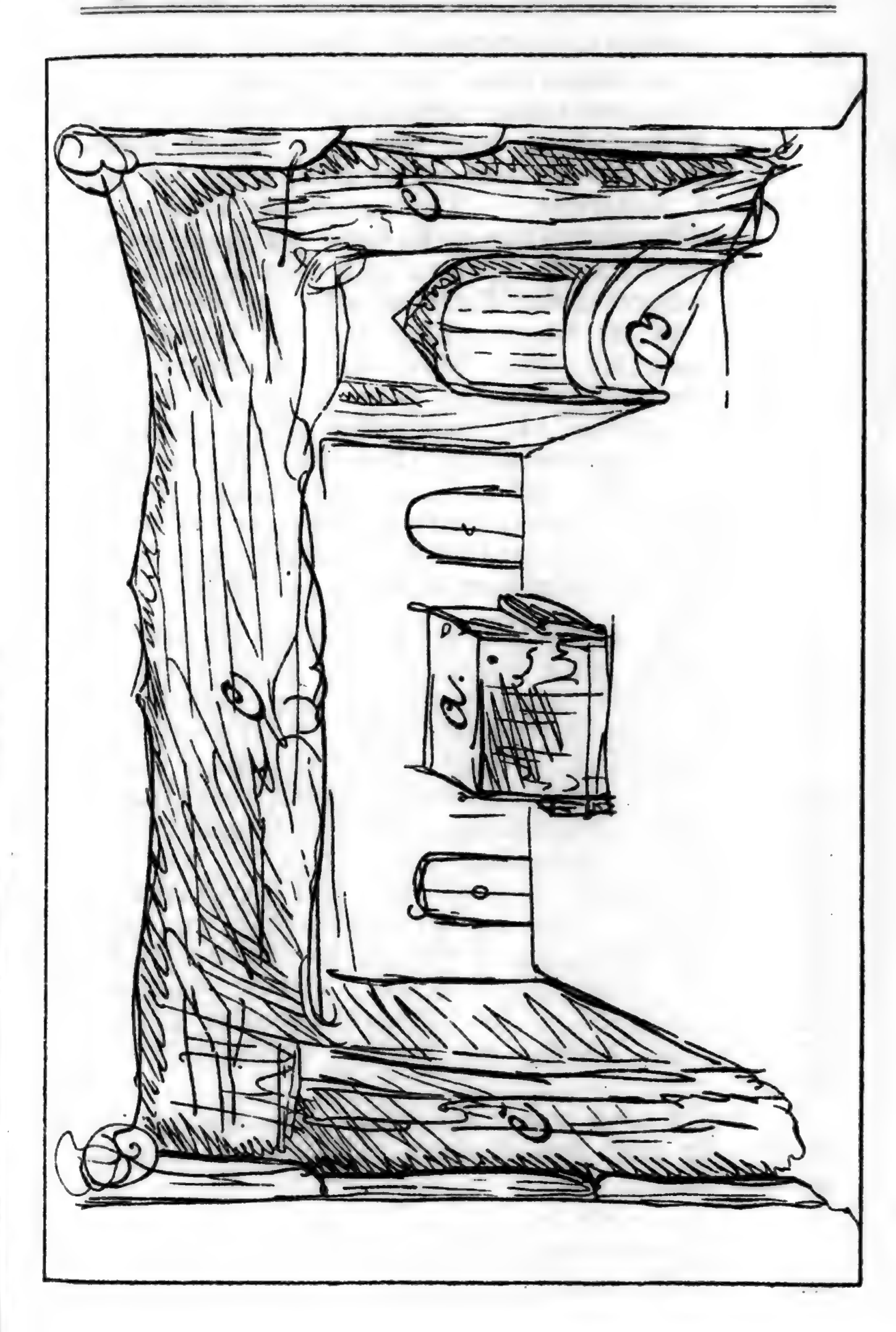
Szene V. Mit Lohengrin und dem König treten „sächsische Grafen und Edle“ — singende Personen — auf. Da zu der vorhergehenden Männerchorszene alle disponiblen Sänger bereits verwendet werden mußten, so ist folgende Täuschung auszuführen: — während der Szene zwischen Ortrud und Elsa, nachdem alle Frauen mit den Edelknaben die Bühne im Vordergrunde erfüllt haben, muß die Hälfte des Männerchores (der bis dahin nur Brabanter darstellte) unvermerkt die Szene verlassen, wogegen eine gleiche Anzahl von Statisten — in demselben Kostüme — ihre Stelle einnehmen. Die Zeit bis zu dem Wiederauftreten der Abgegangenen wird ausreichend sein für diese, um die Oberkleidung, Kopfbedeckung und sonstige Abzeichen des sächsischen Königsgefolges anzulegen.

Dritter Akt. Bühne.

Das Brautgemach.

A. Brautbett, von prachtvollen Vorhängen eingeschlossen.

B. Turm-Erkerfenster, breit, und weit nach dem Vordergrunde zugehend: rundum in ihm geht eine breite gepolsterte Sitzbank, auf welcher Lohengrin mit Elsa in der zweiten Szene sich niederläßt; durch das geöffnete Fenster blickt man dann in eine schöne Sommernacht, auf hohes Blumengesträuch hinaus.


a.

C. Ein wirklicher — praktikabler — Vorhang, welcher am Schlusse der zweiten Szene, nach der Mitte zu, sich schließt. Er bleibt dann solange geschlossen, bis die Szene dahinter verwandelt ist; dann wird er — wie ein Dekorationshintergrund — ganz in die Höhe, hinter das Proszenium, aufgezogen. — Dieser praktikable Vorhang soll — vom Proszenium aus — die Szene des Brautgemaches soweit verengen, als es zumal auch nötig ist, um bereits schon während dieser Szene (also im Zwischenakte) die Bühne für die folgende Dekoration, der Wiederholung der Szene des ersten Aktes, mit den Seitenterrainerhöhungen usw. vorbereitet halten zu können. Die Zeit zur Verwandlung darf nicht länger dauern, als in der Musik es vorgeschrieben ist. (Das gewöhnliche Abräumen und handgreifliche Dekorationsverwandeln würde hier aber einen höchst widerlichen Eindruck machen, und es ist deshalb auf die Beschaffung des bezeichneten Vorhanges, aus praktischen wie ästhetischen Gründen, zu bestehen.

Szene III. Die Ankunft der verschiedenen Heerhaufen ist in der Partitur genau beschrieben. Die Pferde sollen eben nur bis zur Kulisse herauskommen und dann, nachdem abgestiegen, sogleich zurückgeführt werden. Müssen die Pferde durchaus ganz fortbleiben, so möge ein Versuch gemacht werden, wie wenigstens — bei der jedesmaligen Ankunft eines Führers — das Geräusch eines heransprengenden und haltenden Reiters hinter der Szene nachgeahmt werden kann. — Vor allem möge darauf gesehen werden, daß dieses Zusammentreffen von Heerhaufen ja nicht auf die maschinenhaft regelmäßige Marschweise geschehe, wie es sich von der Wachtparade meistens auf die Bühne verpflanzt hat. Soviel individuelles Leben wie möglich! — Die Trompeter brauchen nicht auf die Bühne zu kommen; nur die vier Heerhornbläser des Königs. —

Gottfried wird von einer jungen Schauspielerin dargestellt. Er trägt eine blendend weißglänzende Schuppenrüstung. —

(Das Szenarium muß nicht nur aus dem Textbuche, sondern namentlich auch aus der Partitur, im welcher — im

Zusammenhange mit der Musik — alles genau angegeben ist, zusammengestellt werden. Auf genaues Zusammentreffen der Handlungsmomente mit der Musik muß über alles streng gehalten werden.)

Widmung der „Lohengrin“-Partitur an Franz Liszt.

[1852.]

Seinem lieben Freunde
Franz Liszt
gewidmet.

Mein lieber Liszt!

Du warst es, der die stummen Schriftzüge dieser Partitur zum hellen Klangleben erweckte; ohne Deine seltene Liebe zu mir läge mein Werk noch lautlos still — vielleicht von mir selbst vergessen — in einem Kasten meines Hausrates: zu Niemandes Ohren wäre das gedrungen, was mein Herz bewegte und meine Einbildungskraft entzückte, als ich es, stets nur die lebendige Aufführung im Sinne, vor nun fast fünf Jahren niederschrieb. Die schöne Tat Deines Freundeseifers, die auch mein Gewolltes erst zur wirklichen Tat erhob, hat mir manchen neuen Freund gewonnen; mich drängt es nun zu versuchen, ob ich mit demselben Schriftwerke, dessen Kenntnisnahme Dich bereits zu seiner öffentlichen Aufführung bewog, auch in andern den Wunsch, Dir es nachzumachen, erwecken könne. Ist auch die Hoffnung, in weiteren Kreisen mein Werk durch lebenvolle Aufführungen mitgeteilt zu sehen, nur sehr schwach, weil selbst dem wärmsten Eifer meiner Freunde hierfür in unsrem öffentlichen Kunstleben ein Zustand entgegentreten müßte, den sie jetzt wohl nur im Wunsche, nicht aber in der Tat zu besiegen vermögten, so hätte ich mich doch schon zu freuen, auch nur diesen Wunsch ihnen zu erregen, und ich beabsichtige dies durch diese öffentliche Herausgabe der Partitur, an deren Spitze ich den Namen desjenigen meiner Freunde stelle, dessen sieggekrönte Energie den in ihm erweckten Wunsch bereits zur

wirkungsvollen Tat zu machen wußte. So mögest Du denen, die mich zu lieben vermögen, ein leitendes Beispiel sein, und als solches stelle ich Dich ihnen daher vor, indem ich Dir mein Werk vor aller Welt widme.

Nur diesen Sinn hat die gegenwärtige Herausgabe, keineswegs aber die Absicht, mir etwa ein literarisches Monument zu errichten; wäre dies der Fall, so hätte ich auch auf Herstellung des üblichen literarischen Gewandes durch Stich auf Metallplatten dringen müssen, — eine Forderung, die zugleich meinen Herren Verlegern wegen des nötigen Zeitaufwandes einer solchen Herstellung es unmöglich gemacht haben würde, meinem Wunsche eines recht baldigen Erscheinens der Partitur entsprechen zu können. Ich gab daher der schönen Handschrift eines sehr gewissenhaften Schreibers meinen Beifall und wünsche nun, Du mögest den Deinigen ihr ebenfalls nicht versagen, wenn ich Dich bitte, die Widmung dieses gedruckten Manuskriptes freundlich aufzunehmen; denn es ist eben nicht ein „Buch“, sondern nur die Skizze zu einem Werke, das erst dann wahrhaft vorhanden ist, wenn es so an Auge und Ohr zur sinnlichen Erscheinung gelangt, wie Du zuerst es dahin brachtest. Möge es denn weiter erklingen und tönen: dies einst zu erfahren, soll mich auch dafür trösten, daß ich selbst wohl nie mein Werk — hören werde!

Dein

Zürich, im Mai 1852. Richard Wagner.

Zum musikalischen Vortrag.

I.

Über die „Tannhäuser“-Ouvertüre.

[An Kapellmeister Gustav Schmidt in Frankfurt a. M. 18. März 1852.]

Geehrtester Freund!

Ich antworte Ihnen zunächst wegen der von Ihnen beabsichtigten Aufführung der Ouvertüre pp. zu Tannhäuser,

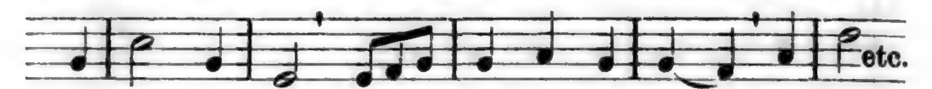
gegen die ich natürlich nichts haben kann. Nur wissen Sie, daß es sehr gefährlich ist, von einem Werke, das später vollständig aufgeführt werden soll, eine Probe zu geben, wenn man des Erfolges desselben nicht sicher ist. Auf das Andrängen meiner hiesigen Freunde ließ ich mich bestimmen, die genannte Ouvertüre vor einigen Tagen hierselbst aufzuführen: das nötige Orchester war beschafft worden, die Aufführung gelang vollständig, und der Erfolg war ganz außerordentlich. Gerade diesen Erfolg erreichte ich fast einzig aber nur dadurch, daß ich eine Erklärung des dichterischen Gegenstandes gerade der Ouvertüre dem Publikum zuvor in die Hände gab: ohne das dadurch herbeigeführte Verständnis würde die Aufführung vielleicht mehr verblüfft, nicht aber im richtigen Sinne gewirkt haben.

Ich übersende Ihnen daher hiermit einige 100 Exemplare derselben Erklärung, die ich zu ähnlichem Zwecke mir besonders anfertigen ließ, und muß es Ihnen — in unserem beiderseitigen Interesse — zur Pflicht machen, diese Exemplare vor der Aufführung unter das Publikum zu verteilen. Da Sie das Konzert am Karfreitage geben wollen, so wird Ihnen — fürchte ich — die öffentliche Verteilung der Erklärung nicht gestattet sein dürfen; ist dies der Fall, so ersuche ich Sie, sich alle erdenkliche Mühe geben zu wollen, daß die Verteilung auf Privatwege und unter der Hand — durch Bekannte an Bekannte — möglichst vollständig geschähe.

Die Orchesterstimmen sind — wie Sie wissen werden — sehr gut und korrekt bei Meser in Dresden erschienen: ein einziger Druckfehler findet sich im 1ten Ventilhorn, wo es S. 1 System 7 letzte Note **a** statt **g** heißen muß. In Bezug auf die Stimmverteilung bei den Violinen bitte ich Sie, es so einzurichten, daß Seite 35, 36 u. 37 der Partitur die oberste Stimme nur von einem Violinisten, dem Konzertmeister, gespielt wird, dagegen die zweite Stimme von der übrigen ersten Hälfte der ersten Violinisten; haben Sie z. B. 8 erste Violinen, so wird Stimme 1 nur vom Konzertmeister, Stimme 2 von 3 Violinisten, Stimme 3 u. 4 von je zwei Violinisten gespielt, und so im Verhältniß weiter, wenn Sie — wie ich wünsche — mehr Geiger haben (hier hatten wir im Ganzen 20 zusammengebracht). An den übrigen Stellen hat die Verteilung immer gleichmäßig stattzufinden.

Da ich die Ouvertüre kürzlich selbst wieder einstudierte, habe ich Ihnen folgende Bemerkungen noch nötig mitzuteilen.

1., Das erste Thema $^3/_4$ (Blasinstrumente) wird gewöhnlich mit falschem Atemabsatz geblasen: es muß sämtlichen Bläsern angegeben werden, daß sie jedesmal im zweiten Takt (vor dem Auftakt) Atem zu holen haben.



Ueberhaupt müßen sie genau so vortragen, als ob sie (wie die Sänger) Worte dazu auszusprechen hätten, die einzelnen Noten sehr gehalten, nicht alles unter einander hineingezogen (gebunden). (Auf die Posaunen, wenn sie dies Thema blasen, haben Sie wohl acht, daß sie all ihre Kraft auf das vollständige Aushalten der Noten verwenden, sie müßen — des forte's wegen — natürlich viel öfter Atem holen.)

2., Die Fortissimo-Takte von Seite 5 an lassen Sie vom ganzen Orchester (nur mit Ausnahme der Posaunen) so spielen, daß jedesmal mit dem Niederschlage fortissimo angefangen, dann aber bis Ende des Taktes etwas abgenommen wird, so daß das neue fortissimo allemal wieder desto stärker hervortritt.

3., Halten Sie von Seite 16 bis zu dem Crescendo auf Seite 24 durchaus auf das größte Piano; die Nüancen ⟨ dürfen nie bis zum wirklichen Forte führen, das erst mit Seite 25 eintritt. Die *fp* von Seite 22 müssen wohl etwas lebhaft heraustreten, doch muß der Piano-Charakter sogleich wieder beibehalten werden. Der Accent (>) in den Violinen, Seite 23, Takt 2, soll ganz ausfallen, ebenso in allen Stimmen das *f* vor dem *p* im ersten Takte der Seite 24. Mit dem letzten Takte der S. 22 können Sie das Tempo ein ganz klein wenig zurückhalten — natürlich sehr wenig —, und dann mit dem crescendo S. 24 wieder etwas accelerieren.

4., Seite 36 laßen Sie die Klarinette gehörig hervortreten, damit sie ja nicht verdeckt und als Hauptmotiv (ausdrucksvoll) richtig verstanden wird.

5., Seite 34 u. folg. muß in der Klarinette und namentlich im 1ten Horn das Thema sehr deutlich hervortreten, es

wird dazu mezzoforte nötig sein; die Violinenpassagen im äußersten piano!!!

6., Von S. 66 an beschleunigen Sie (mit dem Crescendo) allmählich das Tempo, so daß es Seite 68 (mit dem Eintritte der Posaunen) in einer starken Steigerung der Schnelligkeit angekommen ist.

7., Die 4 letzten (Schluß)takte S. 79 ritardieren Sie etwas.

So, das war die Ouvertüre. Wegen des Festmarsches glaube ich nicht nötig zu haben, Ihnen Bemerkungen zu machen. —

Was die endliche vollständige Aufführung des Tannhäuser betrifft, so hat mir der Erfolg desselben in dem kleinen Schwerin wieder etwas Vertrauen eingeflößt, und zwar in Bezug darauf, daß bei wirklich gutem Willen und vollem Eifer des Personales endlich die Schwierigkeiten wohl zu überwinden seien. Ich erwarte daher bald weitere Nachrichten von Ihnen über das Projekt. Jedenfalls müßen Sie dazu aber eine neue (besonders eingerichtete) Partitur beziehen, die übrigens in Dresden bereit liegt. —

— Von einem hier abzuhaltenden Frühjahrsmusikfeste weiß ich nichts: früher hatte ich einmal im Sinne, mir aus Nah und Fern ein gutes Orchester zusammenkommen zu lassen, um Einiges von mir meinen hiesigen Freunden gut zu Gehör zu bringen; das hab' ich aber wieder aufgegeben. Geben Sie aber deswegen nicht auf, mich einmal hier zu besuchen!

Mit herzlichem Gruße bin ich

Ihr

Zürich (Zeltweg) ergebener

18. März 52. Richard Wagner.

II.

Zum Vortrag Beethovens.

[Ein Brief an Th. Uhlig, Zürich, 15. Februar 1852.]

Lieber Freund!

Ich schicke Dir hier meine Erläuterung der Koriolan-Ouvertüre. Uber die Aufführun gin die „Zeitung für Musik“ selbst zu berichten, habe ich aufgegeben: es ist gut, wenn ich

dort jetzt ein bißchen das Maul halte. Was ich aber bei dieser Gelegenheit zu sagen wünschte, teile ich in gedrängtester Kürze Dir mit, um Dich zu veranlassen, dem betreffenden Gegenstande einen ordentlichen Artikel zu widmen.

Der Dirigent von Tonwerken, wie die Beethoven'schen, hat bis jetzt selten nur noch seine eigentliche Aufgabe begriffen. Er soll offenbar der Vermittler des Verständnisses derselben für den Laien sein: geschieht dies am Ende nur durch eine vollkommen entsprechende Aufführung selbst, so fragt es sich zunächst, wie solch eine Aufführung zu bewerkstelligen sei? — Das Charakteristische der großen Tonwerke Beethovens ist es, daß sie wirkliche Dichtungen sind, daß in ihnen ein wirklicher Gegenstand zur Darstellung zu bringen versucht wird. Das Schwierige für das Verständnis liegt nun in der Schwierigkeit des sicheren Auffindens des dargestellten Gegenstandes. Beethoven war ganz von einem Gegenstande erfüllt, seine bedeutendsten Tongebilde verdanken sich fast einzig der Individualität dieses ihn erfüllenden Gegenstandes: bei diesem Bewußtsein erschien es ihm ganz überflüssig, diesen Gegenstand, außer in seinen Tongebilden selbst, noch besonders zu bezeichnen. Wie unsre Literaturpoeten sich eigentlich immer wieder nur an den Literaturpoeten mitteilen, so teilte sich hierin Beethoven unwillkürlich aber ebenfalls nur an den Tondichter mit. Schon der eigentliche absolute Musiker, d. h. der Variator der absoluten Musik, konnte Beethoven nicht mehr verstehen, weil dieser sich nur an das „Wie?", nicht aber an das „Was?" hält: Der Laie konnte aber durch diese Tongebilde nur vollkommen verwirrt, und höchstens zum Gefallen an dem verleitet werden, was dem Tondichter nur als Material des Ausdrucks diente. — Vom absoluten Musiker sind bisher nur einzig dem Laien die Beethoven'schen Tondichtungen vorgeführt worden: daß dies nur ohne Verständnis geschehen konnte, liegt auf der Hand. Das „Wie" blieb dem absoluten Musiker einzig zu erkennen übrig: unmöglich konnte er aber selbst dies richtig erkennen, wenn er vor allem nicht das „Was" verstand, das durch jenes „Wie" eben nur ausgedrückt werden sollte. So blieb zunächst der Verkehr zwischen Dirigent und Orchester ein gänzlich verständnisloser: der Dirigent bemühte sich einzig, die Musikphrasen nachsprechen zu lassen, die er selber nicht

verstand, und ungefähr nur so sich zu eigen gemacht hatte, wie man wohlklingende Verse sich zu eigen gemacht hatte, wie man wohlklingende Verse dem reinen Klange nach auswendig lernt, die in einer, dem Rezitator unbekannten fremden Sprache verfaßt sind. Hierbei kann dann natürlich nur das Äußerlichste in das Auge gefaßt werden: der Sprecher kann nie aus eigener Überzeugung reden und betonen, sondern streng und sklavisch hat er sich an die zufälligste Klangäußerlichkeit, wie sie in der auswendig gelernten Phrase sich ihm darstellte, zu halten. Man urteile nun, wie das Verständnis eines Dichters ausfallen müßte, wenn vom Deklamierenden, wie vom Zuhörer, nur der Sprachklang wiedergegeben und vernommen würde, wie dies gar nicht anders der Fall sein könnte, wenn das Gedicht in einer Sprache zum Vorschein käme, die weder der Deklamator (der sie eben nur dem Klange nach auswendig gelernt hätte) noch der Zuhörer verstünden. Diesen Vergleich mit dem Charakter der gewöhnlichen Aufführung Beethoven'scher Werke kann man aber nur etwa darin übertrieben finden, daß man der Tonsprache, als einer allgemeinen, eine leichtere und unmittelbarere Verständlichkeit zuspricht, als einer rationellen Wortsprache. Gerade hierin beruht aber die Täuschung in Bezug auf das, was man für Verständnis hält: sobald in der Tonsprache gar kein eigentlicher dichterischer Gegenstand ausgedrückt ist, kann sie allerdings für sehr leicht verständlich gelten, weil es sich um ein wirkliches Verständnis hier eben gar nicht handeln kann; ist der Ausdruck der Tonsprache aber durch einen dichterischen Gegenstand bedingt, so wird gerade diese Sprache die allerunverständlichste, sobald der dichterische Gegenstand selbst durch andere Ausdrucksmittel, als die der absoluten Musik, nicht zugleich genau bezeichnet wird. — Aus einem Beethoven'schen Tonstücke ist nun der dichterische Gegenstand nur wiederum vom Tondichter selbst zu erraten, weil — wie ich zuvor bemerkte — Beethoven unwillkürlich nur an diesen, den vollkommen Gleichfühlenden, Gleichgebildeten, ja fast Gleichvermögenden sich mitteilte; dieser vermag auch einzig dem Laien die Tonstücke zum Verständnis zu bringen, und zwar vor allem dadurch, daß er den Gegenstand des Tongedichtes sowohl den Ausführenden als den Anhörenden deutlich bezeichnet, somit einen unwillkürlichen Irrtum in der Technik

des Tondichters, der diese Bezeichnung unterließ, gutmacht. Jede andere, mit noch so feiner technischer Vollendung bewerkstelligte Aufführung der eigentlichen Beethoven'schen Tondichtungen muß in einem wahrhaft entsprechenden Sinne unverständlich bleiben, sobald das Verständnis nicht auf die genannte Weise vermittelt wird. Den schlagendsten Beweis hierfür gewinnen wir leicht aus einer genauen Prüfung der Stellung unseres heutigen Konzertpublikums zu den Beethoven'schen Tondichtungen. Wären diese wirklich, d. h. ihrem dichterischen Gegenstande nach, vom Publikum verstanden, wie sollte da vor demselben Publikum ein modernes Konzertprogramm möglich sein? Wie sollte es möglich sein, den Anhörern einer Beethoven'schen Symphonie zugleich musikalische Kompositionen von der bestimmtesten Inhaltslosigkeit zu bieten? Daß aber unsre musikalischen Dirigenten und Komponisten selbst aus dem eben bezeichneten Grunde, daß sie den dichterischen Gegenstand jener Tonschöpfungen nicht erkannten, ohne eigentliches Verständnis derselben blieben, beweisen sie dies nicht dadurch, was und wie sie heutzutage trotz des mahnenden Vorganges Beethovens komponieren? Wäre unsre moderne verschwimmende und zerfahrende Instrumentalkomponiererei möglich, wenn sie das wirklich Wesenhafteste der Beethoven'schen Tondichtungen verstanden hätten? Dieses Wesenhafteste ist aber, daß die Beethoven'schen größeren Tonwerke nur in letzter Linie Musik, in erster Linie aber einen dichterischen Gegenstand enthalten. Oder sollte etwa auch dieser Gegenstand nur der Musik entnommen sein? Wäre das nicht ebenso, wie wenn der Dichter seinen Gegenstand der Sprache, der Maler der Farbe entnähme? — Der musikalische Dirigent, der in einem Beethoven'schen Tonwerke nichts als die Musik ersieht, gleicht aber vollständig dem Deklamator, der im Gedicht sich nur an die Sprache, oder dem Bilder-Erklärer, der im Gemälde sich nur an die Farbe hält. Dies ist aber bei unsren Dirigenten, im besten Falle noch — (denn viele erkennen nicht einmal die Musik) — so beschaffen: sie erkennen Tonart, Thema, Stimmenführung, Instrumentation usw. und hiermit glauben sie alles zu erkennen, was an dem Tonwerke vorhanden ist.

Einzig der Nicht-Musiker hat die Bahn zum Verständnis der Beethoven'schen Tonwerke gebrochen: ihn verlangte es

unwillkürlich zu wissen, was der Komponist sich denn eigentlich bei seiner Musik gedacht hätte. Hier stieß man nun auf die erste Schwierigkeit. Die nach Verständnis ringende Phantasie half sich mit allerhand willkürlichen Erfindungen von abenteuerlichen Zügen und romanhaften Gemälden. Das Groteske und meist Triviale in solchen untergelegten Vorstellungen ward von feiner Fühlenden bald empfunden und zurückgewiesen. Da jene Bilder nicht stimmten, glaubte man besser zu tun, alle solche Vorstellungen ganz zurückweisen zu müssen. Dennoch lag in dem Drange zur Bildung solcher Vorstellungen ein ganz richtiges Gefühl: nur aber dem mit dem Charakteristischen des Tonwerkes wiederum ganz Vertrauten konnte es gelingen, den verlangten Gegenstand so zu bezeichnen, wie es dem Tondichter selbst — wenn auch unbewußt — vorgeschwebt hatte. Die große Schwierigkeit für solche Bezeichnungen lag allerdings wiederum im Charakter des Gegenstandes selbst, der vom Tondichter uns eben nur im Tongemälde vorgeführt worden ist: nur wer auch diese Schwierigkeit wohl erkannte, durfte sich mit Erfolg an den Versuch wagen, dem richtigen Verständnis in nötiger Weise aufzuhelfen. Hier kannst Du nun die Geschichte der Neunten Symphonie in Dresden erzählen — und worauf es vor allem ankommt — den auffallenden Erfolg gerade dieses, als schwierigst verrufenen Tonwerkes in das rechte Licht stellen. — Weiter kannst Du nun erwähnen, wie ich mich nie mehr zur Aufführung von Beethoven'schen Kompositionen verstand, ohne irgend wie, in dem bezeichneten Sinne auf das Verständnis zu wirken, und daß mich hierzu eben nur das unabweisbare Gefühl von der Notwendigkeit dieses Verständnisses trieb. Schlagend war zunächst immer die Wirkung meines Verfahrens auf die ausübenden Musiker selbst. Die gewöhnlichsten Tanzmusiker habe ich hier in Zürich zu Leistungen befähigt, von denen das Publikum und sie selbst zuvor keine Ahnung hatten. (Nimm das wie aus Privatmitteilungen — als ob Dir's z. B. K. erzählt hätte.) — Nun kannst Du die „Symphonie Eroica" anführen, und von ihr berichten, daß die Wirkung des Verständnisses namentlich auf die Musiker groß war. (Ich muß bemerken, daß meine Haupterklärungen in den Proben mündlich — an den bezeichnenden Stellen selbst — stattfinden.) Am deutlichsten durfte es mir gelingen,

den dichterischen Gegenstand in der „Koriolan“-Ouvertüre zu bezeichnen. Ich darf mir sagen, daß, wer meine Erklärung dieses Gegenstandes genau kennt und ihre Richtigkeit von Stelle zu Stelle verfolgt, sich eingestehen muß, ohne diese Erklärung dieses über alles plastische Tonwerk gar nicht verstanden zu haben, außer wenn es ihm selbst bereits gelungen war, aus der allgemeinen Bezeichnung „Ouvertüre zu Koriolan“ gerade die Szene herauszufühlen, wie es eben mir gelang. Mit solchem Verständnis ist dann aber der Genuß eines solchen Tonstückes überwältigend erhaben: ihn haben jetzt fast alle unsre Musiker — usw. — usw. —

Das Ziel von diesem Streben?? **Das Drama!!**

In diesem Sinne, bester Freund, muß fortan einzig in der „Zeitung für Musik“ berichtet werden: Du siehst, wie viel da zu sagen ist. Man halte sich nur immer an den Grundsatz, den ich in meinem Briefe an Brendel aufstellte: „die Musik überall da, wo sie sich in der Richtung nach der Dichtkunst entwickelt, zu heben, zu stärken und fördern, wo sie aber von dieser Richtung abweicht, das Irrige und Fehlerhafte davon nachweisen und verurteilen.“ Weiter soll jetzt gar nichts geschehen. —

Geschieht dies nicht, so mache ich mir aber auch nichts daraus — denn an der „Zeitung für Musik“ hängt das Heil meines Lebens am Ende auch gerade nicht. — Adieu für heute! —

Ich muß dem Vorhergesagten noch schnell etwas beifügen: Nämlich:

in einem gewissen wichtigsten, ja vielleicht einzig richtigen Sinne, ist Beethoven bisher von dem Nichtmusiker einzig noch, von dem eigentlichen Musiker aber gar nicht verstanden worden.

(Du mußt das alles ausführlicher ausarbeiten!)

Mendelssohn's Ausführung Beethoven'scher Werke bezog sich stets nur auf die rein musikalische Essenz derselben, nie aber auf deren dichterischen Gehalt, den er gar nicht fassen konnte, sonst — hätte er ja auch selbst etwas ganz anderes zu Tage bringen müssen. Mich hat Mendelssohns Direktion, trotz seiner großen technischen Feinheit, immer in der Haupt-

sache unbefriedigt gelassen; es war mir immer, als ob er sich nicht getraute, das sagen zu lassen, was Beethoven sagen wollte, weil er selbst mit sich nicht im Reinen darüber war, ob da eigentlich etwas gesagt sei, und was? So hielt er sich immer nur mit dem feinsten musikalischen Witze an den Buchstaben, und glich darin unsren Philologen bei ihrer Auslegung der griechischen Dichter, an denen diese immer nur den Buchstaben, die Partikeln, die Lesarten usw. auszudeuten haben, nie aber den eigentlichen Gehalt. Mendelssohn's grobe Fehler in der Auffassung der Tempi bezeugen deutlich seine eigentliche Unwissenheit von dem Inhalte der Tonstücke: jeder wird das verstehen, der z. B. sein Tempo zum ersten Satze der 9. Symphonie hörte, das er so schnell nahm, daß der ganze Satz geradeswegs zum Gegenteil dessen wurde, was er eigentlich ist. Hier erschien er mir plötzlich als der allergemeinste Musikmacher, und genau erkannte ich hieran den Grund davon, daß er selbst nichts anderes schaffen konnte, als er schuf. — Nun genug hiervon!

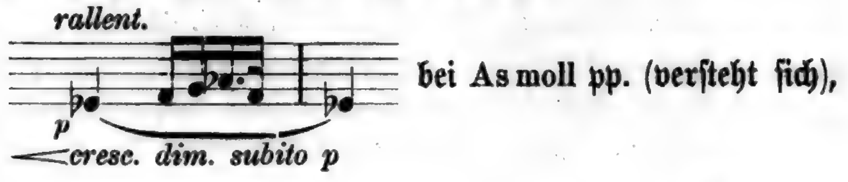
III.

Zum Andante der Es dur-Symphonie von Mozart.

[Aus einem Briefe an H. v. Bülow.]

Triebschen, 13. März 1868.

In betreff des sogenannten Schwanen-Andante's der M.-schen Es dur-Symphonie (davon ich leider gar nichts bei mir habe) entsinne ich mich nur, daß es hauptsächlich auf einen bedeutenden Vortrag des Hauptthemas ankam, und wieso immer fast einzig bei Mozart auf den Gesang seiner Motive es ankommt. Hier ist die Schwierigkeit, ein nicht schleppendes Tempo für das Ganze zu finden, und doch dem Haupttakte sein Recht angedeihen zu lassen: denn wenn es im schlichten Tempo, ohne Nüance, wie es dasteht, weggespielt wird (wie dies von allen Orchestern geschieht), so ist der ganze Zauber dahin. Also etwa diesen ersten Takt so:



bei As moll pp. (versteht sich),

die aufsteigende Figur im Haupttempo, aber schließlich etwas zögernd; die Pausen lang. So bei Posierung des Themas; von dann ab (unter rhythmischem Accompagnement) die cresc.-Nüance immer etwas beibehalten, natürlich aber das nun fließend gewordene Tempo festhalten. — Des weiteren — was weiß ich? —

Rich. Wagner.

Drei Vorworte.

I.

Vorwort zu einer 1850 beabsichtigten Herausgabe von „Siegfrieds Tod“.

Liebe Freunde!

Ein gedrucktes Drama lege ich Euch vor! In so dürftigem Ausdrucke teile ich mich Euch mit, um eine künstlerische Absicht verstanden zu wissen, die als wirkliches Kunstwerk Euch kundzugeben ich Einzelner und Einsamer mich für unvermögend erklären muß. Die künstlerische Genossenschaft, die einzig diese Absicht zur lebendigen Tat erheben könnte, steht in den Listen unserer staatsbürgerlichen Zünfte nicht aufgezeichnet; ruft sie sich einst von selbst in das Leben, so wird sie — wie ich hoffe — auch nicht nötig haben, zur Ausführung von Absichten zurückzuschreiten, die ein Sehnsüchtiger vor ihrem Entstehen ausgesprochen hatte; sondern aus immer frischer Gegenwart werden ihr die Anregungen zuströmen, die wir Unseligen jetzt aus ferner altersgrauer Quelle mühsam schöpfen müssen.

Die Absicht, die ich Euch hier mitteile, wird — ich fühle es deutlich — somit nur Absicht bleiben, und mit keinem anderen Anspruche tue ich sie Euch daher kund. Sollte ich sie, um sie Euch etwa verständlicher zu machen, noch in den Schmuck der Tonkunst gekleidet haben? Wahrlich nur meine Marter hätte ich dadurch gemehrt! Erregt dem Künstler, der nur im lebendigsten Kunstwerke zu beseligendem Verständnis sich Euch mit-

teilen zu können weiß, der Anblick seiner gedruckten Verse Wehmut, so muß sein nur der Lektüre vorgelegtes Tonwerk ihm vollends Grauen erwecken.

Nehmt daher dieses Literaturstück, das ich Euch biete, als das an, was ein redlicher Künstler nach reiflichem Erwägen einzig seinen Freunden jetzt bieten kann. Teile ich Euch nun meine Absicht nackt und schmucklos mit, so weiß ich sie aber auch unentstellter kundgegeben, als sie erscheinen würde, wenn ich von der Bühne herab sie Euch mitteilen ließe, auf der, unter der Obhut der Polizei, falsche Propheten jetzt nochmals gläubigen Schwachköpfen ihre alten lügnerischen Weissagungen spenden. — Längst schon war mir der Glaube an diese Propheten ausgegangen: nun ist mir aber auch die letzte Täuschung darüber entschwunden, daß in ihren prunkenden Scharlatansbuden für einen ehrlichen Künstler Luft zum Atmen vorhanden sein könnte. Mancher von Euch blickte mir kürzlich nach Paris nach, um aus diesem Ursitze modernen Opern-Glückes von mir zu hören: seid auch Ihr enttäuscht! Es gibt eine Kraft in uns, die unwiderstehlich das von uns abstößt, was unsrer Natur fremd und unverträglich ist; das ist — der Ekel. Der Stärke, in der ich diese Kraft empfand, danke ich es, daß ich nun auch von dem letzten Wahne vollständig geheilt bin. Jetzt schwebe ich wie der Vogel in der Luft, und keine Hoffnung habe ich mehr, als Eure Liebe!

Und Eurer Liebe empfehle ich denn meinen Siegfried! Möge dieser freie Held, dessen herrliche Gestalt aus Papierschutt und Büchertrümmern in heitrer Lebenskraft meiner sehnsüchtigen Phantasie aufstieg, Euren fernen Freund zu gutem Andenken zurückrufen! —

Ueber manches Technische in meiner Dichtung — wie namentlich über den Stabreim und seinen mir klar gewordenen entscheidend gewichtigen Einfluß auf die innige Vermählung des Sprachverses mit der Tonweise — teile ich mich Euch an einem anderen Orte ausführlicher mit. Für jetzt bitte ich Euch, meine Absicht überall so gut zu deuten, als Ihr es vermögt, denn ich teile sie Euch ebenfalls so gut mit, als ich Einsamer und Hilfloser es gerade nur kann.

Im Mai 1850. Richard Wagner.

II.

Vorwort zu der 1850 beabsichtigten Veröffentlichung des Entwurfs von 1848 „Zur Organisation eines deutschen National-Theaters für das Königreich Sachsen“.

An einen Freund in der Heimat.

Ich kann jetzt nichts mehr dawider haben, daß mein, nun über zwei Jahre alter Plan zur Errichtung eines Nationaltheaters für das Königreich Sachsen durch den Druck veröffentlicht werde. Ist er an sich jetzt ohne alle praktische Bedeutung, da alle Bedingungen geschwunden sind, unter denen er möglicherweise ausgeführt werden konnte, so bestimmt mich selbst auch der Wunsch einiger Freunde noch nicht, welche durch Vorführung meiner Entwürfe einen Einspruch manches gegnerischen Beurteilers meiner Schriften über Kunst widerlegen wollen, den Einspruch nämlich, daß ich nichts praktisch Durchführbares vorzuschlagen fähig sei. Vielmehr reizt es mich, durch ein deutliches Beispiel mehr zu zeigen, wie in unseren Zuständen alles Bemühen für Reform ein für alle Mal ohne Aussicht auf Erfolg, der gänzliche Untergang jener schlechten und unnatürlichen Zustände dagegen als einzig mögliche Lösung notwendig geworden ist.

Wer war im Frühling des Jahres 1848 nicht von Hoffnung erfüllt? Der lederne Panzer, auf den wir zuvor überall da, wo wir um Abhilfe bestehender Übelstände anklopften, getroffen waren, schien vor den Strahlen der Märzsonne zu nachgiebig weichem menschlichem Fleische sich auszudehnen, durch das wir selbst den Pulsschlag des Herzens zu gewahren glaubten. Wie unnötig grausam erschien es uns, nach diesem, uns fast bloßgelegten Herzen mit tödlichem Geschosse zielen, jenes Fleisch mörderisch durchbohren zu sollen! Die Mumien waren uns zu Menschen geworden; als Menschen wollten wir nun zu ihnen sprechen, und das Menschliche, Vernünftige mit ihnen verabreden und festsetzen. Reform und Konstitution — das waren unsere Losungsworte, die Fahnen, unter denen wir zu siegen und selig zu werden hofften. Es schien uns so natürlich, unsere Wünsche nur mit denen unserer Umgebung und der Gemeinsamkeit unserer Genossen in volle Überein-

stimmung zu bringen, den Wunsch der Körperschaft als ihr Bedürfnis darzulegen, dieses Bedürfnis mit dem großen gemeinsamen Staatsinteresse in nötigen Einklang zu setzen, das so Fertige, Nachgewiesene und genau Formulierte dann den Staatsgewalten, bei denen wir wiederum nur den Wunsch nach genauer Kenntnis der Bedürfnisse voraussetzen durften, zur Prüfung und Annahme vorzulegen, um endlich die Einführung des gemeinsam Zweckmäßigen und Förderlichen in Kürze vollbracht zu sehen. So dünkte uns die Erreichung des Guten nur davon abhängig, daß wir es wollten, und jeder, der diesen Willen stark empfand, durfte sich berufen fühlen, seine Erfahrungen und Einsichten zu sammeln, und begründete Vorschläge am gehörigen Orte einzureichen.

In jenem hoffnungsreichen Frühlinge war es denn auch, wo ich meinen Plan zur Reform des königlichen Hoftheaters und der musikalischen Kapelle zu Dresden verfaßte, der sich ganz natürlich von selbst bis zu dem Vorschlage der Errichtung eines künstlerischen Nationalinstitutes für unser ganz kleines Vaterland ausdehnte. Ein besonderer Umstand veranlaßte mich vollends dazu, auch die Vorlegung meines Planes zu beschleunigen: — von allen Seiten ward mir das Gerücht bestätigt, der Generaldirektor jenes königlichen Institutes sei im Begriff, mit dem nahe bevorstehenden 25. Jahrestage seiner Amtsführung seine Stelle niederzulegen. Wenn ich nun mit meiner Vorlage mich beeilte, beabsichtigte ich somit, vor der voraussichtlichen Wiederbesetzung der Stelle, denjenigen, der hierüber zu verfügen hatte, durch die verantwortlichen Staatsminister davon in Kenntnis setzen zu lassen, welche Richtung und Bedeutung fortan jenem kostbaren Kunstinstitute zu geben sein möchte, und da hierbei nur eine vorbeugende Maßregel für die Zukunft angeregt war, gewann ich zugleich die Beruhigung, etwas Gemeinnütziges ohne Verletzung derjenigen Person herbeiführen zu können, die — wenn sie die Absicht gehabt hätte, in ihrer Stellung zu verharren — dem Gemeinnützlichen allerdings hinderlich, und daher, wenn auch wider meinen persönlichen Willen, von mir anzugreifen gewesen wäre.

Ich legte meinen Plan den Ministern des Innern und Kultus vor. Die Wärme, mit welcher der erstere, Martin Oberländer, nach genauer Kenntnisnahme derselben, auf

meine Vorschläge einging, freute mich umsomehr, als ich ihn zuvor in derselben ungünstigen Stimmung gegen das Theater im allgemeinen befangen sah, die wir überall da antreffen, wo rechtliche Männer sich um Abhilfe wirklicher Notstände im leidenden Volke bemühen, und dagegen natürlich nicht einsehen wollen, wie ein Institut, welches in seiner jetzigen Gestalt und Wirksamkeit nur zur Unterhaltung und Befriedigung des Luxus zu dienen scheint, ihre Aufmerksamkeit in gleichem oder auch nur ähnlichem Maße beanspruchen solle. Oberländers erste Teilnahme für meine Vorschläge erschien mir somit als ein erster Triumph: denn wenn ich auf der einen Seite so kostbare Mittel, als sie der königlichen Kapelle und dem Theater in Dresden zu Gebote standen, dem schädlichen Einflusse einer unkünstlerischen Leitung und Verwendung entziehen wollte, so lag es mir auf der anderen Seite nicht weniger daran, die — wie bei dem Minister des Innern — vorgefundene Verstimmung, welche ich namentlich auch bei einem großen Teile der Deputierten zu dem erwarteten Landtage voraussetzen mußte, zu zerstreuen, und dadurch, daß ich darlegte, wie bei geeigneter Verwendung jener Mittel auch die Gründe zu ihrer Verstimmung über die Wirksamkeit des Theaters schwinden würden, sie zu vermögen, sich für das betreffende Institut eher zu interessieren, als durch Entziehung der Mittel — wie leicht zu befürchten — es etwa gar zu unterdrücken.

Wie unnötig war meine Bemühung, wie unnötig meine Sorge! — Der Minister gestand mir, daß er der Sache keinen Erfolg versprechen zu können glaube, wenn ich bei meinem Wunsche beharrte, sie vom Könige selbst erfaßt und als Regierungsvorlage vor die Abgeordneten des Landtages gebracht zu sehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er nach seinen bisherigen Wahrnehmungen nicht vermuten könne, für durchgreifende Pläne der Art den König günstig gestimmt zu finden. —

Galt es, wie in dem vorliegenden Falle, als ein durch Gott und die Geburt begründetes Vorrecht, daß nur ein altadeliger Hofmann Direktor eines königlichen Kunstinstitutes sein konnte, nicht nur gleichviel ob er etwas von dem Wesen der Kunst verstehe, sondern (nach dem Ausspruche eines kunstsinnigen Monarchen) gerade weil er nichts von der Kunst

versteht, — so mußte diese einzige Annahme, sobald sie ihrer Natur nach gerade nur das Interesse einer Persönlichkeit berührte, in Fällen, wie dem vorliegenden, zu ungefähr folgenden Erscheinungen führen:

Eine fürstliche Kapelle und ein Hoftheater sind vorhanden: um ihre Wirksamkeit bekümmert sich der Monarch nicht viel, weil er anderen geräuschloseren Liebhabereien nachgeht; er liebt es dennoch, ab und zu etwas Gutes bei dieser Wirksamkeit zutage gefördert zu sehen, ja, er freut sich ausschließlich nur an diesem Guten, nur ist ihm alles Befassen mit der ökonomischen Verwaltung des Institutes peinlich, weil es immer mehr kostet, als es kosten sollte, und sein Intendant ihm versichert, daß es noch weit mehr kosten würde, wenn nur Gutes durch dasselbe geleistet werden müßte. Im Verdrusse hierüber kommt dem Fürsten sogar mitunter der Gedanke an, ob es nicht rätlicher wäre, die Leitung des Instituts einem praktisch erfahrenen Geschäftsmanne zu übergeben, der verpflichtet würde, für so und so viel — und nicht mehr — den Kunstbedarf des Hofes und der Residenz zu stellen. Zu dieser Maßregel könnte er sich entschließen, denn durch sie wäre am Ende nur eine Erniedrigung der Kunst, keineswegs aber eine Schmälerung der Würde des Thrones zugestanden. — Nun gelangt aber der Vorschlag an ihn, nicht unmittelbar im Interesse der Ökonomie, sondern im Interesse der Kunst grundsätzlich jenem Institute eine andere Stellung zuzuweisen, und zwar eine höhere, würdigere, die es aber nur einnehmen kann, wenn unter anderem eben so grundsätzlich nicht ein kunstunwissender Hofmann, sondern ein erfahrener Künstler selbst mit seiner Leitung betraut wird. Alles Grundsätzliche erregt natürlich eine nähere Aufmerksamkeit, als das nur Gelegentliche: betrifft es — wenn auch nur scheinbar — irgend eine Machtbeschränkung, so wird der Erscheinung näher auf den Grund geforscht, um herauszufinden, was hier etwa unter dem Anscheine gemeinnützlicher würdiger Zwecke verborgen liegen könnte. Dieses Mißtrauen trübt den Blick auch des Fürsten, der in dem vorliegenden Falle allgemeinhin wohl gestimmt war, auch dem künstlerischen Interesse nicht teilnahmlos vorüberzugehen: sein getrübter Blick, sein unwillkürlich befangenes Urteil wird nun auf das Einzige geleitet, was einen greiflich festen Anhalt zu geben vermag,

und dieses ist hier wieder die Persönlichkeit, die Persönlichkeit des Hofmanns, der, wenn auch vielleicht nicht in seiner besonderen Neigung, so doch in seiner Standesehre, als Glied einer bevorrechtigten Körperschaft, sich durch jenen Vorschlag gekränkt fühlt. Dieser Hofmann hatte vielleicht Lust, seine Stellung zu dem Kunstinstitute aufzugeben, muß sich aber genötigt fühlen, durch Beibehaltung derselben sogar ein Opfer zu bringen, sobald er überlegt, daß er als Person nicht einer anderen, ihm gleichberechtigten Person, sondern dem grundsätzlichen Ausspruche der Unbefähigtheit aller ihm gleichen Persönlichkeiten weichen soll. Dem Fürsten muß es aber doppelt bedenklich erscheinen, die durch Geburt und willkürliche Bestimmung dem Hofmanne zuerkannte Befähigung zu irgend etwas, zu dem er bisher für fähig galt, durch einen bestimmten Akt in Zweifel zu stellen: wohin sollte es — um des Himmels Willen! — auch führen, wenn die durch Geburt, also durch Gottes Gnade, festgesetzte Bestimmung gewisser besonderer Menschen zur Ausübung irgend welcher Vorrechte in Frage gebracht werden sollte? — Wohl überlegt ist dem Fürsten alles möglich, nur nicht die Verleugnung seines Hofmannes; dies eine stellt sich also fest heraus: der Hofmann muß bleiben. Was wäre nun weiter zu tun, um dennoch dem Interesse der Kunst förderlich zu sein? Siehe da — nichts! — Da nun nichts zu tun ist, so stellt sich endlich auch immer deutlicher heraus, daß in der ganzen Sache von vornherein eigentlich gar nichts zu tun war, — daß unruhige Köpfe nur Chimären ausheckten, phantastischen Launen nachhingen, ja — recht besehen — nur ganz persönliche Interessen dabei verfolgten, wie z. B. selbst Intendant zu werden. Nun, Gott sei Lob! Dieser Eitelkeit und bodenlosen Selbstsucht wäre man glücklich hinter die Schliche gekommen, die Larve der Kunstliebe wäre herabgerissen und es ist nun ganz deutlich, der begeisterte Reformator hat nur eine Gehaltszulage erhalten wollen. Es bleibt beim Alten! — .... Wohin verliere ich mich, bester Freund! War es mir doch plötzlich, als hätte ich wieder meine Hofuniform an, und das begegnet mir im Angesichte der nackten freien Alpen! —

Nun, diese Hofuniform ist ausgezogen: mit einem Arme stak ich aber noch darin, als ich jene Reformschrift verfaßte, und daß ich damals noch nicht ganz herausgefahren war, ist

der Hauptfehler an der Schrift: die steife Stickerei genierte mich beim Schreiben. Mir ging es wie unseren Konstitutionellen, die, wenn ihnen die Laune ankäme ein Klavier zu bauen, sich den Teufel darum kümmern würden, ob die Tasten sich niederdrücken lassen oder die Saiten erklingen wollen könnten, wenn nur die konstitutionellen Stimmstifte recht schön der Reihe nach festgehämmert und nach Ermessen aufgezogen wären. Was freuen sich in diesen Tagen diese kindisch Verrückten wieder, wenn in Kurhessen die Stimmstifte so prächtig feststehen, wie deutsche Eichen, obgleich Tasten und Saiten, Kurfürst und Kurvolk vor einander davonlaufen! Solch eine Stimmstiftreihe ist nun auch mein konstitutioneller Reformvorschlag: als Kuriosität werfe ich sie Euch aber lustig hin und hoffe auf den Klang der schönen menschlichen Stimme, die ohne Tasten, Saiten und Stimmnägel einst ertönen soll, wenn auf Klapper-Klavieren man nicht mehr hacken wird! —

Du weißt, daß ich jetzt nicht mehr an Reform denke; damit aber auch gewisse Leute deutlich ersehen, warum? dürfte ihnen allerdings ratsam sein, jene Schrift genau zu lesen und zu prüfen. Sie werden dann erkennen, welche undenkliche Mühe sich derjenige, der ihnen als Revolutionär jetzt ein Gräuel ist, gab, um in den schlechtesten öffentlichen (namentlich auch Kunst-) Zuständen auf friedlichem Wege das Mögliche zu erreichen, d. h. das mindest Notwendige, um ein gedeihliches Wirken der Kunst für sich und im Zusammenhange mit dem bürgerlichen Leben herbeizuführen. Alle Irrtümer, die in meiner Schrift aufzufinden sein werden, rühren aber eben nur daher, daß ich im Grunde doch das Unmögliche wollte, das Unmögliche nämlich in dem Sinne, wie der Erfolg es aufgedeckt hat. — Als unsere Hofschauspieler bei Sr. Majestät um Forterhaltung des jetzigen Verhältnisses des Theaters zum Hofe einkamen, beirrte mich dies im Ganzen noch wenig: ich erkannte nur deutlich, bis zu welcher Erbärmlichkeit jener von mir angegriffene Zustand meine Genossen hatte versinken lassen, und konnte hoffen, ebenso schnell sie zu menschlicher und künstlerischer Würde aufgerichtet zu sehen, sobald der Zustand herbeigeführt wäre, in welchem sie durch ihre Erbärmlichkeit sich nur noch schaden konnten. Als ich aber sah, wie jene Ausdehnung der ledernen Panzer, von der ich Dir oben sprach, nur eine Regung der Angst, jener gewahrte Herzschlag nur

und dieses ist hier wieder die Persönlichkeit, die Persönlichkeit des Hofmanns, der, wenn auch vielleicht nicht in seiner besonderen Neigung, so doch in seiner Standesehre, als Glied einer bevorrechtigten Körperschaft, sich durch jenen Vorschlag gekränkt fühlt. Dieser Hofmann hatte vielleicht Lust, seine Stellung zu dem Kunstinstitute aufzugeben, muß sich aber genötigt fühlen, durch Beibehaltung derselben sogar ein Opfer zu bringen, sobald er überlegt, daß er als Person nicht einer anderen, ihm gleichberechtigten Person, sondern dem grundsätzlichen Ausspruche der Unbefähigtheit aller ihm gleichen Persönlichkeiten weichen soll. Dem Fürsten muß es aber doppelt bedenklich erscheinen, die durch Geburt und willkürliche Bestimmung dem Hofmanne zuerkannte Befähigung zu irgend etwas, zu dem er bisher für fähig galt, durch einen bestimmten Akt in Zweifel zu stellen: wohin sollte es — um des Himmels Willen! — auch führen, wenn die durch Geburt, also durch Gottes Gnade, festgesetzte Bestimmung gewisser besonderer Menschen zur Ausübung irgend welcher Vorrechte in Frage gebracht werden sollte? — Wohl überlegt ist dem Fürsten alles möglich, nur nicht die Verleugnung seines Hofmannes; dies eine stellt sich also fest heraus: der Hofmann muß bleiben. Was wäre nun weiter zu tun, um dennoch dem Interesse der Kunst förderlich zu sein? Siehe da — nichts! — Da nun nichts zu tun ist, so stellt sich endlich auch immer deutlicher heraus, daß in der ganzen Sache von vornherein eigentlich gar nichts zu tun war, — daß unruhige Köpfe nur Chimären ausheckten, phantastischen Launen nachhingen, ja — recht besehen — nur ganz persönliche Interessen dabei verfolgten, wie z. B. selbst Intendant zu werden. Nun, Gott sei Lob! Dieser Eitelkeit und bodenlosen Selbstsucht wäre man glücklich hinter die Schliche gekommen, die Larve der Kunstliebe wäre herabgerissen und es ist nun ganz deutlich, der begeisterte Reformator hat nur eine Gehaltszulage erhalten wollen. Es bleibt beim Alten! — . . . . Wohin verliere ich mich, bester Freund! War es mir doch plötzlich, als hätte ich wieder meine Hofuniform an, und das begegnet mir im Angesichte der nackten freien Alpen! —

Nun, diese Hofuniform ist ausgezogen: mit einem Arme stak ich aber noch darin, als ich jene Reformschrift verfaßte, und daß ich damals noch nicht ganz herausgefahren war, ist

der Hauptfehler an der Schrift: die steife Stickerei genierte mich beim Schreiben. Mir ging es wie unseren Konstitutionellen, die, wenn ihnen die Laune ankäme ein Klavier zu bauen, sich den Teufel darum kümmern würden, ob die Tasten sich niederdrücken lassen oder die Saiten erklingen wollen könnten, wenn nur die konstitutionellen Stimmstifte recht schön der Reihe nach festgehämmert und nach Ermessen aufgezogen wären. Was freuen sich in diesen Tagen diese kindisch Verrückten wieder, wenn in Kurhessen die Stimmstifte so prächtig feststehen, wie deutsche Eichen, obgleich Tasten und Saiten, Kurfürst und Kurvolk vor einander davonlaufen! Solch eine Stimmstiftreihe ist nun auch mein konstitutioneller Reformvorschlag: als Kuriosität werfe ich sie Euch aber lustig hin und hoffe auf den Klang der schönen menschlichen Stimme, die ohne Tasten, Saiten und Stimmnägel einst ertönen soll, wenn auf Klapper-Klavieren man nicht mehr hacken wird! —

Du weißt, daß ich jetzt nicht mehr an Reform denke; damit aber auch gewisse Leute deutlich ersehen, warum? dürfte ihnen allerdings ratsam sein, jene Schrift genau zu lesen und zu prüfen. Sie werden dann erkennen, welche undenkliche Mühe sich derjenige, der ihnen als Revolutionär jetzt ein Gräuel ist, gab, um in den schlechtesten öffentlichen (namentlich auch Kunst-) Zuständen auf friedlichem Wege das M ö g l i c h e zu erreichen, d. h. das mindest Notwendige, um ein gedeihliches Wirken der Kunst für sich und im Zusammenhange mit dem bürgerlichen Leben herbeizuführen. Alle Irrtümer, die in meiner Schrift aufzufinden sein werden, rühren aber eben nur daher, daß ich im Grunde doch das Unmögliche wollte, das Unmögliche nämlich in dem Sinne, wie der Erfolg es aufgedeckt hat. — Als unsere Hofschauspieler bei Sr. Majestät um Forterhaltung des jetzigen Verhältnisses des Theaters zum Hofe einkamen, beirrte mich dies im Ganzen noch wenig: ich erkannte nur deutlich, bis zu welcher Erbärmlichkeit jener von mir angegriffene Zustand meine Genossen hatte versinken lassen, und konnte hoffen, ebenso schnell sie zu menschlicher und künstlerischer Würde aufgerichtet zu sehen, sobald der Zustand herbeigeführt wäre, in welchem sie durch ihre Erbärmlichkeit sich nur noch schaden konnten. Als ich aber sah, wie jene Ausdehnung der ledernen Panzer, von der ich Dir oben sprach, nur eine Regung der Angst, jener gewahrte Herzschlag nur

das Leben der Furcht gewesen, wie dann Angst und Furcht den Panzer wieder zum eisernen Harnisch zusammenzogen, wie diese niedrigsten aller Empfindungen die weichherzigsten und gemütlichsten Menschen hinter diesem Harnisch zu kalten, grausamen Bestien machten, da erhielt ich allerdings Gelegenheit etwas umständlicher über die Natur der Dinge nachzudenken, die in ihrem unendlich verzweigten, ekelhaften Zusammenhange das Wesen der Gegenwart ausmachen, und unter anderem es auch herbeiführten, daß meine gut gemeinte Reformschrift bis heute ruhig in dem Pulte eines schlichten Ex-Märzministers schlummerte. Möge diese nun als Literaturstück dem leselustigen Publikum vorgelegt werden: als ein Dokument aus der Geschichte unseres prachtvollen Konstitutionalismus (was das für ein herrliches Wort ist!) wird sie vielleicht so keine ganz üble Rolle spielen. Meinen praktischen Gegnern diene sie aber zur Erkenntnis dessen, daß ich jetzt weit praktischer gesinnt bin, wenn ich Plänen nicht mehr nachhänge, die ihnen auf den ersten Anblick vielleicht nicht so unpraktisch erscheinen dürften als mein jetziger Unglaube an alle Reform und mein einziger Glaube an die Revolution.

Zürich, 18. September 1850. Richard Wagner.

III.

Vorwort zu der Buchausgabe der Aufsätze „Deutsche Kunst und deutsche Politik“.

[1868.]

Der Verfasser übergibt hiermit, zusammenhängend und vollständig, eine Reihe von Aufsätzen, welche gegen das Ende des verflossenen Jahres zersplittert und ohne Abschluß in einer politischen Zeitung erschienen, zur genaueren Kenntnisnahme der Öffentlichkeit. Wer bisher seinen künstlerischen wie theoretischen Arbeiten eine nähere Teilnahme zuwandte, wird hieraus hoffentlich Veranlassung erhalten, seinem langjährigen unermüdlichen Streben, dem ihm vorschwebenden Kunstideale in der Wirklichkeit einen stützenden Boden zu gewinnen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wie es ihn mit

großer und erhebender Beruhigung erfüllte, diesen Boden in dem Boden des deutschen Geistes untrüglich und einzig zu erkennen, konnte er nun die früher sich ihm aufnötigenden ausschweifenderen Voraussetzungen auf dasselbe, deutlich erkennbare Ziel zusammendrängen, welches den edelsten Wünschen und Bestrebungen der Deutschen in Betreff der politischen Neugestaltung ihres großen, ja grenzenlosen Vaterlandes ebenfalls vorschwebt. Veranlaßte das außerordentlich Ungewohnte der unmittelbaren Zusammenstellung beider Ziele, namentlich bei der, eben durch ihren Verfall der seichtesten Beurteilung ausgesetzten Beschaffenheit der heutigen öffentlichen Kunst, zunächst und in irrig gewählter Umgebung, auch mancherlei Mißverständnis und Verwirrung, so glaubt der Verfasser dennoch den Mut nicht sinken lassen und dagegen der Hoffnung sich hingeben zu dürfen, daß auch für seinen Gedanken im deutschen Publikum förderliche Übereinstimmung anzutreffen sein wird.

München, Ostern 1868. Richard Wagner.

Eine Skizze zu „Oper und Drama".

[Dezember 1850. Brief an Th. Uhlig.]

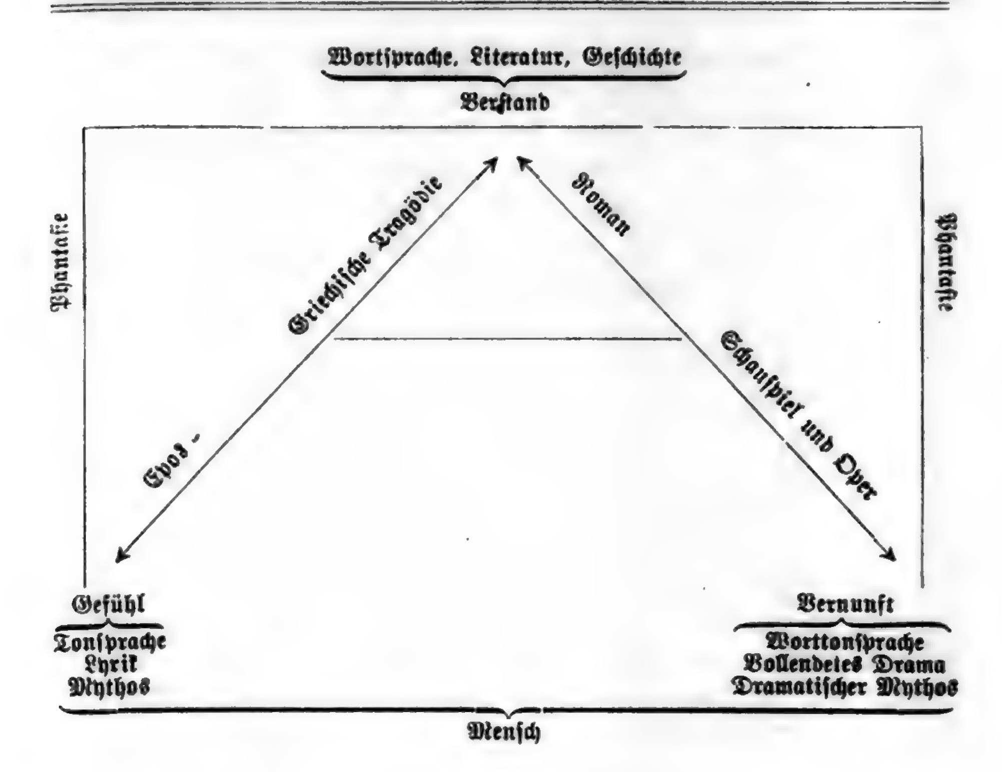
Ich tue Unrecht, Dir gerade jetzt zu schreiben, wo ich etwas abgespannt bin: ich hätte mich Dir, wenn auch kurz, doch lieber in einem erregteren Zustande mitgeteilt. Daß Du einen großen Eindruck auf mich machst, habe ich Dir nicht erst zu sagen: daß ich durch die Rolle, die Du mir zuteilst, mich aber weniger zu sanftem Behagen belohnt, als befeuert und zur Tätigkeit angeregt sehe, das sage ich Dir besonders, um Dich über mich zu beruhigen. Wenn einem der Spiegel seines Wollens so vorgehalten wird, fühlt man sich immer mehr angetrieben, auch das Können sich anzueignen: und wahrlich — ich glaube nur einzig dadurch mich dem Können nähern zu

dürfen, daß ich mir Genossen mache, um vereint mit ihnen zur wahren Kunst zu gelangen, zu der der Einzelne ganz gewiß nicht kommen kann. — Du glaubst nicht, welche undenkliche Mühe ich mir jetzt in diesem Sinne gebe, bei allen denen, die nur erst halb verstehen, das ganze Verständnis hervorzurufen: ja selbst meine Feinde, die noch gar nicht verstehen, oder verstehen wollen, möchte ich zum Verständnis bringen: — und endlich freue ich mich doch nur darüber, selbst immer mehr zum Verständnis zu kommen. Mein Buch — das nun „Oper und Drama“ heißen soll, ist noch nicht fertig: es wird mindestens doppelt so stark als das Kunstwerk der Zukunft; noch habe ich wenigstens den vollen Dezember bis zum Schluß zu verwenden, und dann zur Abschrift und Durchsicht gewiß noch den ganzen Januar. Ich kann Dir im voraus nichts mitteilen, als den Gang:

I. Darstellung des Wesens der Oper bis auf unsre Tage, mit dem Resultate, „die Musik ist ein gebärender Organismus (Beethoven hat ihn gleichsam zum Gebären der Melodie geübt) — also ein weiblicher.“ —

II. Darstellung des Wesens des Dramas von Shakespeare bis auf unsere Tage: Resultat, der dichterische Verstand ist ein zeugender Organismus, die dichterische Absicht der befruchtende Same, der nur in der Liebeserregung entsteht und der Drang zur Befruchtung eines weiblichen Organismus ist, der den Samen — in der Liebe empfangen — gebären muß.“

III. (Hier fange ich jetzt erst an) „Darstellung des Gebärungsaktes der dichterischen Absicht durch die vollendete Tonsprache.“ — Ach, ich wollte ich hätte Dir nichts gesagt, — denn ich sehe, daß ich Dir wirklich nichts gesagt habe. — Nur noch so viel: ich habe keine Mühe gescheut, um genau und ausführlich zu sein: deshalb nahm ich mir auch sogleich vor, mich mit der Zeit nicht drängen zu lassen, um nirgends flüchtig zu werden. Eine Figur will ich Dir noch mitteilen, von der ich nicht weiß, ob ich sie in meine Schrift aufnehmen werde.



Dante — Schopenhauer.

[Ein Brief an Liszt. London, 7. Juli 1855.]

Also — eine „Divina Comedia"? das ist gewiß eine ganz herrliche Idee, und schon genieße ich Deine Musik im Voraus. Doch muß ich mich darüber etwas mit Dir unterhalten. Daß die „Hölle" und das „Fegefeuer" gelingen wird, bezweifle ich keinen Augenblick: gegen das „Paradies" habe ich aber Bedenken, und Du bestätigst sie mir schon dadurch, daß Du dafür in Deinem Plane Chöre aufgenommen hast. Für die Neunte Symphonie (als Kunstwerk) ist der letzte Satz mit den Chören entschieden der schwächste Teil, er ist bloß kunstgeschichtlich wichtig, weil er uns auf sehr naive Weise die Verlegenheit eines wirklichen Tondichters aufdeckt, der nicht weiß, wie er endlich (nach Hölle und Fegefeuer) das Paradies darstellen soll. Und mit diesem „Paradiese", liebster Franz,

hat es in Wahrheit einen bedenklichen Haken, und wenn uns dies noch jemand bestätigen soll, so ist dies auffallend genug Dante selbst, der Sänger des Paradieses, welches in seiner göttlichen Komödie entschieden ebenfalls der schwächste Teil ist. Ich bin Dante mit tiefster Sympathie durch Hölle und Fegefeuer gefolgt; mit heiliger Rührung wusch ich mich, aus dem Höllenpfuhl aufgestiegen, am Fuße des Fegefeuerberges mit dem Dichter — im Meerwasser, genoß den göttlichen Morgen, die reine Luft, stieg auf von Stufe zu Stufe, tötete eine Leidenschaft nach der anderen, bekämpfte den wilden Lebenstrieb, bis ich endlich vor dem Feuer angelangt, den letzten Willen zum Leben fahren ließ, mich in die Glut warf, um, in Beatricens Anblick versinkend, meine ganze Persönlichkeit willenlos von mir zu werfen. Daß ich aus dieser endlichen Befreiung aber wieder geweckt wurde, um im Grunde wieder zu werden, was ich war, bloß um noch der katholischen Lehre von einem Gotte, der die von mir erlittene Hölle des Daseins zu seiner Verherrlichung sich geschaffen, durch die mühevollsten und eines großen Geistes unwürdigen Sophismen, ja kindischsten Erfindungen, eine höchst problematische, und von meinem Inneren gründlich abgewiesene, Bestätigung zu geben, — das hat mich recht unbefriedigt gelassen. Um gegen Dante gerecht zu sein, mußte ich (wie bei Beethoven) mich wieder auf den historischen Standpunkt stellen; ich mußte mich in Dantes Zeit versetzen, und die eigentliche Absicht seines Gedichtes ins Auge fassen, die offenbar auf eine bestimmte Wirkung auf seine Umgebung ausgeht, namentlich auf eine Kirchenreform; ich mußte bekennen, daß er in diesem Sinne ungemein seinen Vorteil verstand, durch allgemeingültige populäre Vorstellungen sich unfehlbar auszudrücken, und besonders mußte ich ihm im Preise der Heiligen, welche freiwillig die Armut wählten, aus tiefstem Herzen beistimmen. Ich mußte ferner selbst in jenen Sophismen seine hohe dichterische Phantasie und Darstellungskraft bewundern (ganz wie ich Beethovens musikalische Kunst in jenem letzten Satze seiner Neunten Symphonie bewundere); ich mußte endlich von tiefster erhabenster Rührung durch diese herrliche Eingebung ergriffen werden, daß er seine Jugendgeliebte, Beatrice, zu der Gestalt nimmt, in der ihm die göttliche Lehre erscheint, und insoweit jene Lehre eben

nur die Anleitung zur Befreiung des persönlichen Egoismus durch die Liebe ist, erkenne ich diese Beatrice-Lehre mit Wonne an. Daß aber Beatrice aus dem Kirchenwagen ersteht und statt jener reinen einfachen Lehre den ganzen spitzfindigen, kirchlichen Scholastizismus auskramt, macht sie mir, trotz des Dichters Versicherungen, daß sie immer mehr erglänze und erglühe, immer kälter und endlich so gleichgültig, daß ich als trockener Leser wohl anerkenne, wie Dante hierbei seiner Zeit und seiner Absicht sehr angemessen verfahren, als sympathischer Mitdichter aber wünsche, in jenem Feuer mein letztes persönliches Bewußtsein, somit überhaupt das Bewußtsein verloren zu haben, wobei ich mich unstreitig besser befunden haben würde, als selbst in der Gesellschaft des katholischen lieben Gottes, wenn ihn Dante auch mit derselben Kunst darstellt, wie Du ihn gewiß in Deinen Chören zu feiern versuchen wirst. Ich teile Dir hiermit treu eben nur den Eindruck mit, den mir die göttliche Komödie macht, die ich im Paradies endlich wirklich nur noch für eine „göttliche Komödie" halten muß, in der ich, wie zum Komödianten, so auch zum Zuschauer verdorben bin. —

Das irrende Problem bleibt bei dieser Frage immer, in diese furchtbare Welt, über die hinaus eben nur das Nichts übrig bleibt, sich einen Gott zu konstruieren, der uns die ungeheuren Leiden des Daseins zum nur Scheinbaren, dagegen die ersehnte Erlösung zu einem ganz real Wirklichen und mit Bewußtsein zu Genießenden machen soll. Das mag für den Philister — namentlich für den englischen — recht gut sein: er findet sich deshalb ganz prächtig mit seinem Gott ab, indem er mit ihm einen Kontrakt macht, nach welchem er durch die Erfüllung so und so vieler Kontraktpunkte, schließlich zum Lohn für verschiedene Falliments in dieser Welt, drüben ewige Glückseligkeit genießt. Allein, was haben wir mit solchen pöbelhaften Vorstellungen zu schaffen? —

Du sprachst mir einmal Deine Ansicht über die menschliche Natur dahin aus: der Mensch sei „une intelligence, servie par des organes". Wäre dem so, wie übel kämen dann die überwiegende Mehrzahl der Menschen hinweg, die nur „Organe", aber so gut wie gar keine „Intelligenz", (wenigstens in Deinem Sinne) haben. Mir stellt sich die Sache dagegen anders dar; nämlich so: der Mensch

(wie jedes Tier) ist ein Wille zum Leben, für das er sich seine Organe je nach Bedürfnis bildet, und unter diesen Organen bildet er sich auch einen Intellekt, d. h. das Organ zur Erfassung der Außendinge, mit dem Zwecke, diese zur Befriedigung des Lebensbedürfnisses je nach Kraft und Vermögen zu verwenden. Der normale Mensch ist daher derjenige, in welchem dieses nach außen gerichtete Organ, dessen Funktion das Erkennen ist, wie die des Magens das Verdauen, gerade mit hinreichender Kraft für die von außen zu gewinnende Befriedigung des Lebensbedürfnisses ausgerüstet ist, und dieses Lebensbedürfnis besteht — eben für den normalen Menschen — in nichts anderem, als worin das Lebensbedürfnis des gemeinsten Tieres besteht, nämlich im Nahrungsdrange und im Fortpflanzungsdrange, denn dieser Wille zum Leben, dieser eigentliche methaphysische Urgrund alles Daseins, will eben durchaus nichts andres, als — leben, d. h. sich nähren, ewig reproduzieren, und diese seine Tendenz ist im plumpen Stein, in der zarteren Pflanze, bis zum menschlichen Tier ganz als ein und dasselbe nachzuweisen, nur sind die Organe verschiedene, deren er sich, auf den höheren Stufen seiner Objektivation angelangt, bedienen muß, um eben komplizierteren, und somit immer mehr bestrittenen und schwieriger zu stillenden Bedürfnissen zu genügen. Gewinnen wir diese, durch die ungeheuren Resultate der heutigen Naturwissenschaft bestätigte Einsicht, so verstehen wir auch plötzlich das Charakteristische des Lebens des bei weitem größten Teiles der Menschen aller Zeiten, und wundern uns plötzlich nicht mehr darüber, daß diese uns immer nur wie Bestien vorkommen: denn dies ist das normale Wesen des Menschen. Wie aber selbst unter dieser Norm ein immens großer Teil der Menschen zurückbleibt, indem sich bei ihnen das komplizierte Erkenntnisorgan nicht einmal bis zu der Fähigkeit entwickelt, den normalen Bedürfnissen vollkommen zu genügen, so kommen (natürlich aber nur höchst selten) auch Abnormitäten vor, in welchen das gewöhnliche Maß in der Bildung des Erkenntnisorganes, d. h. des Gehirnes, überschritten wird, wie die Natur ja häufig Monstra bildet, bei welchen ein Organ überwiegend stark entwickelt ist. Eine solche Monstruosität ist — wenn sie im höchsten Grade vorkommt — das Genie, welches im Grunde auf nichts an-

derem basiert, als auf einem abnorm reichen und vollen Gehirn. Dieses Erkenntnisorgan, welches ursprünglich, und im normalen Falle nur nach außen blickt, um dem Willen zum Leben die Befriedigung seiner Bedürfnisse herbeizuschaffen, gewinnt, im Falle abnorm starker Entwicklung, nun von außen so lebhafte und fesselnde Eindrücke, daß es für Zeiten von dem Dienste des Willens — der es sich eigentlich nur für seinen Zweck gebildet hat — sich loslöst, und zu einer willenlosen, d. h. ästhetischen Anschauung der Außenwelt gelangt; die auf diese Weise willenlos erschauten Objekte der Außenwelt sind die idealen Bilder von ihr, zu deren Festhaltung und Aufzeichnung gleichsam — der Künstler sich anläßt. Die bei diesem Schauen notwendig angeregte Teilnahme an der Außenwelt wächst bei kräftigen Naturen bis zum andauernden Vergessen der eigenen, ursprünglichen, persönlichen Willensbedürfnisse, also — bis zur Sympathie mit den Dingen außen und zwar um ihrer selbst willen, nicht mehr um eines persönlichen Interesses willen. Es fragt sich nun, was wir in diesem abnormen Zustande erschauen, und ob unsere Sympathie eine Mitfreude oder ein Mitleiden sein kann? Hierauf antworten uns die wahrhaften Genies und die wahrhaften Heiligen aller Zeiten, indem sie uns sagen, daß sie nur Leiden ersehen, und nur Mitleiden gefühlt haben. Sie erkannten nämlich die normale Beschaffenheit alles Lebenden und die grauenvolle, sich ewig widersprechende, sich ewig selbst zerfleischende, und blind nur sich wollende Natur des allem Lebenden gemeinsamen Willens zum Leben; die schreckliche Grausamkeit dieses Willens, der selbst zunächst in der Geschlechtsliebe immer nur seine Reproduktion will, erschien hier zum ersten Male wiedergespiegelt in jenem Erkenntnisorgane, das sich selbst, im normalen Zustande, als jenem Willen unterworfen, von ihm sich geschaffen erkannte; so geriet es, im abnormen, sympathetischen Zustande dahin, sich andauernd und endlich für immer von jenem schmachvollen Dienste zu befreien zu suchen, was schließlich eben nur in der vollkommenen Verneinung des Willens zum Leben sich erreichte.

Dieser Akt der Verneinung des Willens ist die eigentliche Handlung des Heiligen: daß er sich endlich nur vollendet in der vollständigen Aufhebung des persönlichen Bewußtseins —

es gibt aber kein anderes Bewußtsein, als das persönliche individuelle — konnte den naiven, durch jüdische Dogmen befangenen Heiligen des Christentums entgehen und sie konnten ihrer befangenen Einbildungskraft jenen ersehnten Zustand als eine ewige Fortdauer in einem von der Natur befreiten neuen Lebenszustande vorspiegeln, ohne daß dadurch unser Urteil über die moralische Bedeutung ihrer Entsagung beirrt wird, denn in Wahrheit erstrebten sie eben nur den Untergang ihrer individuellen Persönlichkeit, d. i. — ihres Daseins. —

Reiner und bedeutsamer spricht aber diesen tiefsten Drang die urheilige älteste Religion des menschlichen Geschlechts, die Bramanen-Lehre, namentlich aber in ihrer schließlichen Verklärung und höchsten Vollendung durch den Budhaismus aus. Sie stellt allerdings den Mythos von einer Entstehung der Welt durch Gott auf; allein sie preist diesen Akt nicht als eine Wohltat, sondern stellt ihn als eine Sünde Bramas dar, die dieser, der sich selbst in diese Welt verwandelte, durch die ungeheuren Leiden eben dieser Welt abbüßt, und sich in denjenigen Heiligen erlöst, die durch vollständige Verneinung des Willens zum Leben in der einzig nur noch sie erfüllenden Sympathie für alles Leidende in das „Nirwana" d. h. Land des Nicht-mehr-seins übergehen. Ein solcher Heiliger war jener Buddha; nach seiner Lehre von der Seelenwanderung wird jeder Lebende in der Gestalt desjenigen Wesens wiedergeboren, dem er, auch bei sonst reinstem Lebenswandel irgend einen Schmerz zufügte, damit er selbst diesen Schmerz kennen lerne, und nicht eher hört diese leidenvolle Wanderung für ihn auf, nicht eher wird er somit nicht wiedergeboren, als bis er nach einer Wiedergeburt in einem Lebenslaufe keinem Wesen ein Leid mehr zufügte, sondern im Mitgefühl mit ihnen sich, seinen eigenen Lebenswillen, vollkommen verneinte. —

Wie erhaben und einzig befriedigend ist diese Lehre gegen das christlich-jüdische Dogma, wonach ein Mensch — denn natürlich ist ihm das leidende Tier nur zum Dienste des Menschen vorhanden!! — in einem kurzen Lebenslauf sich nur hübsch folgsam gegen die Kirche aufzuführen hat, um dafür Ewigkeiten hindurch es höchst angenehm zu haben, wogegen, wer nicht gefolgt hat in diesem kurzen Leben, dafür ebenso

ewig gemartert wird! — Räumen wir dagegen ein, daß das Christentum für uns nur deshalb eine so widerspruchsvolle Erscheinung ist, weil wir es nur in seiner Vermischung mit dem engherzigen Judentum, und in seiner Entstellung durch dasselbe kennen, wogegen es der heutigen Forschung gelungen ist, nachzuweisen, daß das reine ungemischte Christentum nichts andres als ein Zweig des ehrwürdigen Buddhaismus ist, der nach Alexanders indischem Zuge auch seinen Weg bis an die Küsten des Mittelmeeres fand. Wir sehen noch deutlich im ersten Christentum die Züge der vollkommenen Verneinung des Willens zum Leben und die Sehnsucht nach dem Untergange der Welt, d. h. nach dem Aufhören des Daseins. Das Schlimme ist aber eben, daß jene tiefsten Einsichten in das Wesen der Dinge nur von den — oben bezeichneten — ganz abnorm organisierten Menschen gewonnen und somit auch nur von ihnen vollständig verstanden werden können; um diese Einsichten mitzuteilen, müssen die erhabenen Religionsstifter daher in Bildern reden, wie sie eben der gemeinen — normalen — Fassungskraft zugänglich sind; wird hierbei schon vieles entstellt (wiewohl die Buddha-Lehre von der Seelenwanderung die Wahrheit fast ganz bestimmt schon ausdrückt), so verzerrt bei der normalen menschlichen Gemeinheit und Zügellosigkeit des allgemeinen Egoismus das Bild sich notwendig endlich zur Fratze, und — ich beklage den Dichter, der es unternimmt, diese Fratze endlich wieder zum Urbilde umzubilden. Mir scheint es, als ob dies dem Dante, namentlich mit dem Paradiese, nicht vollständig gelungen wäre: bei seiner Erklärung der göttlichen Naturen kommt er mir wenigstens oft wie ein kindischer Jesuit vor. Vielleicht aber gelingt es Dir besser, mein teurer Freund, und da Du dieses Bild in Tönen zu malen unternimmst, so möchte ich Dir fast das Gelingen voraussagen, denn die Musik ist das eigentliche künstlerische Ur-Abbild der Welt selbst, für den Eingeweihten ist hier kein Irrtum möglich. Nur für das Paradies und namentlich für die Chöre — trage ich freundschaftliche Sorge. —

London, 7. Juni 1855. Dein

R. W.

Zum „Judentum in der Musik".

[Brief an Karl Tausig, April 1869.]

Wenn auch etwas spät, muß ich Dir doch noch auf Dein vortreffliches Telegramm antworten, und zwar, indem ich meinen Dank dafür und meine Freude darüber ausdrücke. Eine etwas nähere Schilderung der Lohengrin-Aufführung wäre mir wohl lieb gewesen, namentlich, um mir von Eckerts Verdiensten und seiner Direktion überhaupt eine Idee machen zu können.

Deine Versicherung: alle Juden seien mir versöhnt, hat natürlich auch ihre Wirkung auf mich gemacht. Es wäre wirklich nicht übel, wenn von gescheiten und geistvollen Juden meine Broschüre nur eigentlich ordentlich gelesen würde, aber lesen scheint jetzt kein Mensch mehr zu können. Einzig aus Wien bekam ich von einem jungen Literaten einen Brief, der mir bezeugte, daß überhaupt noch gelesen werden kann. Dieser fand das Charakteristische meiner Schrift in deren kontemplativer Eigentümlichkeit ausgedrückt. Selbst ich muß mir, wenn ich sie wieder durchlese, das Zeugnis geben, daß mit mehr objektiver Ruhe wohl nie jemand noch die Geschichte einer so unerhörten Verfolgung und ebenso ausgebeuteten als unablässigen Herabsetzung, wie sie mir widerfahren ist, dargestellt und besprochen hat. Natürlich hätte ich alles über mich ergehen und stets schweigen müssen, wenn ich den Grund jener Verfolgung nicht aufdeckte. Dies war durch keinerlei Umschreibung zu tun, mit welcher ich eben gegenwärtig meine Gesinnungen über das Judentum (was ich eben so nenne) als mir eigen auszusprechen gehabt hätte, was ich nun gar nicht im Sinne hatte, da ich es auf einen Kampf hingegen (als durchaus unnütz) gar nicht absehen konnte. Ich mußte also einfach das (für mich so verjährte) corpus delicti abdrucken lassen, um die ganze unerhörte Geschichte darstellen und erklären zu können. Dieses alte Stück noch einmal zu sehen, mag für viele — und namentlich gänzlich unschuldige — sehr schmerzlich gewesen sein; es hätte mir erspart und diesen erspart werden können, wenn der latente Erfolg jenes Ar-

tikels endlich auch auf jener Seite sich verloren hätte. Ich erwartete dies lange Zeit, aber die unerhörten Unverschämtheiten der Wiener Presse bei Gelegenheit der „Meistersinger", die fortgesetzte freche Lügenschneiderei über mich, und die wahrhaft zerstörenden Erfolge hiervon, haben mich endlich, da ich durch eine Frage hierüber veranlaßt war, zu meinem rücksichtslosen Schritte bestimmt. Ich habe aber nun einem wirklich geistvollen Juden alles an die Hand gegeben, dieser ganzen Frage eine große und gewiß segensreiche Wendung, sich selbst aber eine höchst bedeutende Stellung zu unsrer wichtigsten Kulturangelegenheit zu geben. Ich weiß, es muß ein solcher da sein; wagt er nun nicht zu tun, was seine Sache ist, so muß doch ich wieder über alle Maßen traurig Recht haben, wenn ich das Judentum — namentlich aber das moderne deutsche Judentum — so bezeichne, und so bezeichnet lasse, als das von mir geschehen ist. Aber Mut muß man haben, nicht bloß Frechheit, denn mir ist's Ernst um die Sache. — Sagst Du mir nun, der „Lohengrin" habe mir die Juden versöhnt, so vernehme ich darin eigentlich nur, daß meine Broschüre als eine Übereilung angesehen und als solche mir verziehen wird. Damit ist mir nichts recht Tröstliches gesagt. Gutmütigkeit habe ich gerade auch von Juden schon ungemein viel erfahren. Courage soll Einer haben, dann will ich mich freuen! —

Richard Wagner.

Offener Brief an Dr. phil. Friedrich Stade.

[31. Dezember 1870.]

Geehrtester Herr!

Für die freundliche Zusendung Ihrer Abhandlung über das „Musikalisch-Schöne" des Herrn Hanslick in Wien bin ich meinen Dank, so wie eine Antwort auf das werte Schreiben, mit welchem Sie diese Zusendung begleiteten, bisher Ihnen

noch schuldig geblieben. Diese Versäumnis hat sich bis heute hingezogen, wo ich andererseits durch den mir bewährten freundlichen Eifer des Herausgebers des „Musikalischen Wochenblattes“ mich veranlaßt fühle, auch diesem meine Erkenntlichkeit zu beweisen, was mir durch einen kleinen Beitrag für sein Blatt am Geeignetsten erzielt scheinen darf. Dieses Zusammentreffen brachte mich nun auf den Gedanken, welchen ich hiermit ausführe, indem ich, was ich auf Ihre freundliche Annäherung etwa zu erwidern haben möchte, in einer öffentlichen Mitteilung an Sie für das Blatt unseres Herrn Fritzsch niederlege, worüber Sie mir, wie ich hoffe, nicht zürnen wollen.

Oft hatte ich mich allerdings dagegen verschworen, in Musikzeitungen zu schreiben, und dies gewiß nicht eigentlich aus Ueberhebung, sondern wirklich des beirrenden Aussehens wegen, welches, wenigstens in meinen Augen, Aufsätze von der einzig mir geläufigen Fassung in einem solchen Blatte annahmen. Während man nämlich, ernstlich genommen, eigentlich gar nicht recht begreift, was über Musik nur geschrieben werden könne, da darüber doch nichts Rechtes zu sagen erscheinen muß, beweisen jene Blätter hingegen recht naiv, wie viel darüber dem Publikum, welches die veröffentlichten Musikstücke kaufen und die Konzerte dieses oder jenes Virtuosen besuchen soll, zu erklären, vor- und einzureden ist. Wer nun gerade damit nichts zu tun hat, müßte hiervon wohl fernbleiben, da er ersichtlich nicht am Platze ist, und nur zu vielerlei Mißverständnissen Anlaß geben kann. Aber gerade dieses sonderbare Verhältnis bringt Nötigungen zu Auseinandersetzungen und Erklärungen über unsere Musikzustände hervor, nämlich bei Denjenigen, welche in jenem praktischen Verkehre der an die Musik sich knüpfenden unmittelbaren Interessen das rechte Wesen der Musik sehr einseitig, oder auch gar nicht ausgedrückt sehen. Da ich gerade diese Nötigung oftmals empfand, geriet ich immer wieder in neue Verlegenheit; sobald ich vermeinte, für das mich belebende Interesse dem weit zerstreuten Stande der freien Gebildeten mich mitteilen zu sollen, suchte ich wiederholentlich zu den großen politischen Journalen Zugang zu erlangen, weil ich dort eben zu Zeiten die Musik nach ihrer allgemeinen Bedeutung in Betracht gezogen fand. Dies fiel mir aber so

schwer, daß ich es für ganz unmöglich erkennen mußte. Die noch immer nach der wissenschaftlichen und kunst-literarischen Seite hin besonders sich bemühende Augsburger „Allgemeine Zeitung“ gelang es mir vor einiger Zeit einmal zur Aufnahme eines Aufsatzes, „Erinnerungen an Rossini“ von mir enthaltend, zu bestimmen; weiter wagte ich mich aber nicht, und tat daran gewiß sehr recht, da ich neuerdings erfahren mußte, daß ich der Redaktion dieses Blattes durch den berühmten Musikdirektor Schletterer in Augsburg, welchem die Leitung der musikalischen Strategie darin übergeben zu sein scheint, nach dem Vorgange des vielleicht noch berühmteren Herrn Chrysander in Wien, als „kriechend“ und, ich glaube in Anbetracht des von mir bewohnten hübsch eingerichteten Landhauses in der Schweiz, selbst „speichelleckerisch“, jedenfalls aber in einem gewissen Sinne als schauderhaft denunziert bin, was diese Redaktion bei ihrer bekannten freimännischen und biederen Gesinnung, hätte ich mich abermals ihr zu nähern versucht, voraussichtlich zu einer recht beschämenden Zurückweisung für mich bestimmt haben müßte.

Während mich nun auch anderseitige Erfahrungen stets wieder darüber belehrten, wie sehr verschieden von der mir aufgegangenen Musik die auf unserem großen literar-politischen Betriebsmarkte gepflegte Musik sich ausnimmt, bringt die Wahrnehmung anderer Erscheinungen auf dem Gebiete des unmittelbaren musikgeschäftlichen Verkehrs mich immer von Neuem auf den gewissermaßen natürlicheren Weg der Befassung mit Musikzeitungen zurück. Unter diesen Erscheinungen stehen für mich Ihre gehaltvollen Aufsätze, geehrtester Herr, welche Sie in zwei Leipziger Musikzeitschriften zu veröffentlichen sich bewogen fanden, als besonders ermutigend voran, und wirklich haben mich Arbeiten, wie die zunächst hier in Rede stehende über Herrn Hanslicks musikalische Aesthetik, neuerdings mit Bestimmtheit auf die Ansicht hingeleitet, daß den wichtigen Problemen, welche uns beschäftigen, gewiß nur vom praktischen Boden der eigentlichen Musik aus beizukommen sein wird, demnach auch, was hierfür literarisch zu wirken ist, in einer Musikzeitung, sollten wir darin oft auch in noch so konfuser Umgebung uns befinden, viel besser als irgend wo anders zur Sprache zu bringen sei. Und hiermit ist mir ein weiterer Blick in die Beschaffenheit der uns berührenden

Fragen und ihrer wünschbaren Lösung aufgegangen, worüber ich heute mich Ihnen mitzuteilen mir erlaube. —

Sehr auffällig tritt nämlich die Musik jetzt in das Stadium der philosophischen Betrachtung, welcher sie unterzogen wird, wobei es uns nicht verwundern darf, zu bemerken, daß diese Betrachtung zunächst von Solchen ausgeht, welche der Musik ferne stehen. So lange von Schöngeistern die Frage nach den Ursachen der Wirkung der Musik und ihrer Bedeutung aufgeworfen und untersucht wurde, konnte sich dies sehr wohl von der Macht dieser Wirkung herschreiben, und manches Gute durfte dabei herauskommen, wenn die Untersuchung nichts Anderem als der eigenen Aufklärung hierüber nachging. Da nun aber heutzutage endlich Alles selbst Musik treibt, und nur sehr wenige, deshalb auch mir verehrungswürdig erscheinende Menschen mir vorgekommen sind, welche bekennen, von der Musik nichts zu „verstehen" und nur Eindrücke von ihr zu empfangen, so fragt es sich, wie jene Beurteilungen sich ausnehmen, wenn sie von der sonderbaren Gattung der sogenannten Musikkenner ausgehen, welche, außer ihren Reden über Musik, durch Nichts uns beweisen können, daß sie selbst nur richtige Eindrücke von ihr empfangen, was sich dem Zweifelnden doch nur dadurch bezeugen ließe, daß sie Musik wenigstens gut zu executieren, wenn auch nicht zu erfinden verstünden. Da hat es sich denn nun gezeigt, daß diese konfusen Schwätzer über Musik nicht in den eigentlichen Musikzeitungen sich heimisch befinden, sondern auf einem weit größeren Markte der Oeffentlichkeit sich ansiedeln, nämlich auf dem politisch-literarischen, wo man es mit der Musik nicht so genau nimmt, und Geschwätz überhaupt zur Tagesordnung gehört, besonders wenn das von der Oeffentlichkeit eigentlich einzig beachtete, möglichst dem Skandale nahezubringende, rein Persönliche der Künstlerwelt mit gehörigem Freimut, und, in freisinnigen Zeitungen namentlich, ohne jede Achtung für wahrhafte Leistungen, so recht ohne „Kriecherei" zum Verkaufe gebracht wird.

Daß auch die philosophische Beurteilung der Musik von dieser Seite aus betrieben wurde, war beängstigend; aber wirklich geschah es, und mit welchem Erfolge, haben Sie selbst, geehrtester Herr, lebhaft erkannt, da Sie sich bemüssigt fühlten, einer sophistisch-klausenhaften Arbeit, wie der des

Herrn Hanslick, eine tief und gründlich eingehende Beachtung zu schenken. Dagegen hat es mich neuerdings nun eben nachdenklich gemacht, nicht nur dergleichen ernste Arbeiten, wie die Ihrige, sondern überhaupt den Ton schicklicher Ernsthaftigkeit in eigentlichen Musikzeitschriften anzutreffen, welchen man auf jenem großen literar-politischen Markte so auffällig zu vermissen hat; und namentlich hat es mich zur Erwägung gestimmt, daß hier eine bereitwillige Anerkennung der wirklichen Leistungen als Grundlage für die weitere Beurteilung sich kundgab, welche wir dort, wo auf der anderen Seite doch alles nur reales Referat sein sollte, vergebens anzutreffen uns bemühen. Hierdurch hat sich eine Besonnenheit erzeugt, welche dem immer mehr sich bildenden Urteile einzig zu Statten kommen kann, und somit hat es etwas wahrhaft rührendes, in einer Musikzeitung, neben dem Betriebe des musikgeschäftlichen Marktes, solche ernste und eindringliche Besprechungen der schwierigsten ästhetischen Probleme, wie sie nur die Musik darbietet, anzutreffen, welche man vergebens in kunst-literarischen Blättern vom gewichtigsten Anscheine aufsuchen würde.

Es stellt sich somit heraus, daß doch immer nur auf dem eigenen Gebiete die wirklichen Interessen der ihm Angehörigen erwogen werden können, und daß nur der über eine Sache zu reden habe, der sie als seine eigene anzusehen wirklich berechtigt ist. Von großer, bisher noch ganz unbekannter Bedeutung dürfte nun aber der Erfolg davon sein, wenn die Musik über sich selbst gewissermaaßen zu W o r t e käme, um auch dem verständlichen Laien diejenigen Aufschlüsse über sich zu geben, die er sich aus seinem eigenen Begriffsmaterial nicht zu gewinnen vermag. Hierdurch würde auf dem Gebiete der Musik im Allgemeinen das erworben werden, was im Besonderen der Oper zu bewirken bestimmt sein dürfte, wenn sie vom innigsten Zentrum der Musik aus auch das eigentliche wahre Drama hervorbrächte. Es müßte nämlich nicht nur nicht unmöglich, sondern sogar sehr natürlich erscheinen, daß aus der Musik, und zwar aus d e r Musik, welche offenbar die einzige und höchste Kunsterrungenschaft der neueren Zeit ist, auch ein neues, tieferes und klar sichtendes Urteil über die Kunst und die weitesten mit ihr verzweigten Interessen überhaupt hervorgehe.

Da ich in Bälde meine Gedanken hierüber noch deutlicher zu fassen beabsichtige, und zwar bei einer mir vorbehaltenen

ausführlicheren Besprechung der Bestimmung der Oper, so mögen Ihnen für heute diese Andeutungen genügen, zu denen es mich recht natürlich drängte, als ich Ihnen, geehrtester Herr, über Ihre mir mitgeteilte Arbeit meine Anerkennung ausdrücken wollte. Haben Sie mich freundlich verstanden, so finden Sie diese Anerkennung gewiß auch am verständlichsten eben hierdurch bezeugt, und somit entgehe ich vielleicht für diesmal dem allerneuestens auch vom pensionierten Kapellmeister H. Dorn in Berlin mir gemachten Vorwurfe der „Speichelleckerei“, welche ich, seiner Meinung nach, bis jetzt zwar nur gegen den König von Bayern ausgeübt haben soll, von der aber am Ende doch zu fürchten stehen dürfte, daß ich sie, zum Verderben der kostbaren Reinheit ihres Urteiles, auch gegen Rezensenten und Zeitungsschreiber in das Werk setzen könnte, was allerdings zur Zeit von dieser Seite her mir noch nicht so recht hat zur Schuld gegeben werden können. Verzeihen Sie daher die vorsichtige Zurückhaltung, mit welcher ich mich für heute von Ihnen verabschiede, indem ich Sie nur noch ersuche, unseren deutschen Landsleuten mit mir, und zwar nicht bloß aus Patriotismus, sondern weil sie bereits so manches Schlechte haben, alles Gute zum Neujahr zu wünschen. Jedenfalls aber seien Sie der wahren Hochachtung versichert, mit welcher ich verbleibe

Ihr
ergebener
Luzern, am Sylvesterabend 1870. Richard Wagner.

Zwei Schlußabschnitte.

I.

Ein nicht veröffentlichter Schluß der Schrift „Beethoven“.

[1871.]

Wenn wir aber dem Werte dieser Tapferkeit die Bedeutung der deutschen Musik, wie dies soeben geschah, zur Seite stellen, so meinen wir darunter gewiß eben nur die Musik

Beethoven's, nicht jedoch die Musik, wie sie heute gerade in Deutschland getrieben wird. Seine Tapferkeit würde man ihm allerdings nicht wohl zutrauen, wenn man die Musik sich anhört, zu welcher der Deutsche unserer Tage tapfer ist, und durch nichts kann eben dem Deutschen schlagender nachgewiesen werden, daß er das große Vermächtnis seines Beethoven sich noch gar nicht anzueignen gewußt hat, als durch den Hinweis auf den Geist seiner öffentlichen und eigentlichen Volksmusik. Wie muß es den Schüler Beethoven's gemuten, wenn er unsere so ernst gestimmten Heere nach den läppischen Polka- and italienischen Opernmelodien dahin marschieren sieht? Und wenn nun gar das Philister-Liederkränzchen sich vor der Schlacht in seiner albernen Weichlichkeit breit macht, da fragt man sich denn wohl, zu was ein Luther seine „feste Burg" einem solchen Volke geschenkt hat, wenn es ohne alle Skrupel sein „Rheinwachthäuschen" ihm zur Seite setzt. Wie der öffentliche Geschmack der Deutschen in Kunstdingen sich gewöhnt hat, das Schlechteste mit dem Besten gleich behaglich zu verschlingen, müssen wir uns denn wohl auch es gefallen lassen, die großartigste Erhebung und die gewichtigsten Taten unseres Volkes von unseren Dichtern und Musikern so gefeiert zu sehen, als würden sie beim Stiftungsfest eines Turnervereins im Biergarten vor uns ausgeführt. Wenn je, so mußte jetzt es sich zeigen, daß es einen Sinn hatte, einen Schiller, einen Beethoven von einer deutschen Mutter geboren zu wissen!

Wie wollen wir nun unseren Beethoven feiern?

Mit Aufführungen seiner Werke? Aber diese werden ja, Jahr aus Jahr ein, in unseren Konzertsälen gespielt; die Söhne und Töchter unseres vermögenden Bürgerstandes hören sie mit vielem Vergnügen an, und in allen Musikzeitungen wird darüber berichtet, wie ausgezeichnet dies alles sei. Und nun das deutsche Volk? Sobald es in die Schlacht zieht, um unerhörte Taten zu verrichten, spielt man ihm aus dem „Trovatore" dazu auf, oder — noch schlimmer! — der deutsche Musiker komponiert ihm Schlachthymnen und Germanialieder! —

Uns dünkt nun, daß gerade diese Erscheinung, die unwiderleglich sich uns aufdrängende Einsicht in den geradezu schmach-

vollen Abstand dieser äußeren Erscheinung des deutschen Wesens von seinem inneren An-sich, eben jetzt, und in diesem großen Jahre uns Stoff zu männlich ernsten Erwägungen des Grundes jener ungeheuren Erschlaffung, in welche der öffentliche deutsche Kunstgeist verfallen ist, zuführe. Diese Erwägungen würden nicht in beiläufiger Kürze zu klaren Erkenntnissen führen können; dennoch dürften wir sie am richtigsten leiten, wenn wir sie an die Frage knüpften, wie das Andenken Beethoven's am würdigsten zu feiern sei. Die Geschichte kommt uns zur Hilfe und setzt in das Jahr des hundertsten Geburtstages seines großen Musikers die siegreichste Erhebung des deutschen Volkes aus vielhundertjährigem Verfall. Feiert jedes von diesen beiden so, daß die eine Feier der anderen würdig sei, so feiert ihr einzig sowohl jene Geburt, wie diese Wiedergeburt würdig. Ergänzt das, was euch Beethoven ist, durch das, was euch die Siege der deutschen Heere sind; empfindet die Kraft der deutschen Tat mit der Energie eines von Beethoven'scher Musik erfüllten Herzens, so begreift ihr die Bedeutung des einen wie des anderen. Dort Taten, hier Werke. Lasset die Taten unserer Siege das Werk eines wahren und ächten deutschen Reiches errichten, so sollen euch jene Werke des großen Beethoven auch zu den edelsten Taten des deutschen Geistes führen.

Wie also wollen wir Beethoven feiern?

II.

Ein später fortgelassener Schluß des Berichtes an den deutschen Wagner-Verein.

[1871.]

In diesem Sinne, und indem ich ihm diese Bedeutung zulege, begrüße ich nun den „Deutschen Wagner-Verein", von welchem mir berichtet wird, daß er auf die freie Anregung ergebener Freunde meiner Kunst und der von mir vertretenen Idee in der Bildung begriffen sei. Vermeinte ich einst verzweiflungsvoll auf den Trümmern einer gewaltsamen Zerstörung meine Fahne zur Versammlung der geretteten edlen

Bruchteile einer kunstfeindlichen Kultur aufpflanzen zu müssen, so habe ich jetzt, zu meinem unsäglichen Wohlgefühl, die gedeihlichen Elemente der von mir ersehenen Kunst nur unter dieselbe Fahne zu versammeln, welche über das so hoffnungsvoll wiedererstandene Deutsche Reich dahinwehet, um aus den edelsten Bestandteilen einer lange ungepflegten wahrhaft deutschen Kultur sofort aufzubauen, ja den im deutschen Geiste lange unerkannt vorbereiteten Bau nur zu enthüllen, indem ich von ihm die falsche Gewandung hinwegziehe, die bald wie ein zerlöcherter Schleier in den Lüften zerstieben und als dürftiger Fetzen sich im Dunste einer neuen, reineren Kunstatmosphäre auflösen wird.

Luzern, 7. Dezember 1871.

An den Vorstand des Wagner-Vereins Berlin.

[18. März 1873.]

Geehrter Herr!

Sie teilten mir den Allerhöchsten Bescheid mit, welcher im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers und Königs dem Vorstande des meinem größeren Unternehmen hilfreich zugewendeten Berliner Vereins, auf dessen Gesuch um die Gestattung einer unter meiner Leitung zu bewirkenden Aufführung des „Lohengrin" im Königlichen Opernhause, zugestellt worden ist. Zu meiner wahrhaftigen Freude durfte ich diesem Bescheide entnehmen, daß Se. Majestät der Gewährung Ihres Gesuchs nicht eigentlich abgeneigt sei, sondern eine ungekürzte Aufführung meines Werkes nur eben zur Zeit für untunlich erachtet werde, womit jedenfalls auf einen Bericht des Herrn General-Intendanten des Königl. Hoftheaters hierüber Bezug genommen wurde. Ich erfahre des weiteren, daß die Herstellung des „Lohengrin" in seiner richtigen Gestalt als ein so starke Zeit raubendes Unternehmen angesehen wird, daß dadurch die beschlossene Einstudierung neuer Werke, namentlich eines „Hamlet" von Thomas, behindert werden müßte.

Es tut mir nun leid, an den durch Ihr Gesuch der Königlichen General-Intendanz verursachten Beunruhigungen Schuld zu tragen. Als der geehrte Verein, der meinem Namen die Auszeichnung gibt, nach ihm sich zu benennen, meine Mitwirkung bei einem, mit Allerhöchster Bewilligung im Königl. Opernhause zu gebenden Konzerte in Anspruch nahm, erklärte ich, wie widerwärtig es mir sei, aus dürftigen Fragmenten meiner dramatischen Werke immer noch Konzertprogramme zusammenstellen zu müssen, um auf diesem, leider einzig mir zugänglich gelassenen Wege die Teilnahme des Publikums deutscher Städte für mein größeres Unternehmen anzuregen, und wie dagegen, da uns hier ein reich dotiertes wirkliches Operntheater zur Benutzung seiner Kräfte bereit stehe, es sich ganz von selbst darböte, die Aufführung einer meiner hier häufig gegebenen Opern zu dem gewünschten Zweck zu verwenden. Mir wurde auch mitgeteilt, daß, selbst wenn ich mir lediglich, um das Interesse des Publikums in dem uns förderlichen Sinne zu erhöhen, die musikalische Direktion meines Werkes ausbedingen wollte, hiergegen keine eigentlichen Bedenken vorlägen. Der schwierige Punkt war nur, daß ich für diesen Fall mein Werk nicht anders als in seiner unverkürzten, vollständigen Gestalt dem Berliner Publikum vorführen zu wollen erklären mußte. Auch hiermit glaubte ich jedoch keine den Geschäftsgang des Königl. Operntheaters wesentlich störende Forderung zu stellen, und war der Meinung, es handele sich um die Wiederherstellung einiger Auslassungen, wie sie bei dem jedenfalls vorauszusetzenden freundlichen Willen des Künstlerpersonals, nach meiner Ansicht, durch einige wenige Proben in das Werk zu setzen war.

Dagegen wirft nun in meinem Auge die Erklärung der Königl. General-Intendanz, daß, vermutlich nach der Aussage der Sachverständigen, zur Wiederherstellung meines Werkes in seiner wahren Gestalt eine sehr bedeutende Zeit (man sagte mir von sechs Wochen) erforderlich sei, ein allerdings erschreckendes Licht auf den Charakter der bisher üblichen Aufführungen des „Lohengrin“ auf dem Königlichen Hoftheater. Ich muß jetzt ersehen, daß ich nur den vereinzelten Bemühungen mehrerer vorzüglicher Talente den Erfolg meines Werkes bei dem Berliner Publikum schulde, keineswegs aber einem deutlichen Verständnisse der Intentionen des Autors,

welche bei der an ihnen ausgeübten Verstümmelung stets unkenntlich bleiben mußten.

Es fällt mir nun um so schwerer, gerade nach dem Gewinn der Einsicht in die so unvermutet mangelhafte Beschaffenheit seiner Aufführung, mein Werk fortgesetzt diesem Schicksal vor dem Berliner Publikum überlassen zu sollen. Die mir unerläßliche Teilnahme der ersten Stadt des deutschen Reiches glaube ich für mein größeres Unternehmen nur dann im richtigen Sinne mir gewinnen zu können, wenn ich dem bisher an meinen Opern gezeigten Gefallen ihres Publikums diejenige Richtung gegeben weiß, welcher die beabsichtigten Bühnenfestspiele in Bayreuth eben das Ziel zeigen sollen; nur ganz in meinem Sinne vor sich gehende, wahrhaft korrekte Aufführungen meiner älteren Werke können aber die Teilnahme des Publikums in diese mir nötige Richtung hinlenken.

Ich habe aber noch einen andern Grund, welcher mich gerade in Betreff dieses meines „Lohengrin" in ein besonderes Verhältnis zu dem Berliner Hoftheater setzt. Im Herbste des Jahres 1847 kam ich mit dem besonderen Wunsche nach Berlin, Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. mich vorstellen zu dürfen, um das Urteil dieses Monarchen durch eine Vorlesung der Dichtung meines „Lohengrin" möglicherweise zu einem Gefallen an diesem Werke anzuregen und mir auf diesem Wege den völligen Auftrag, es für eine Darstellung auf dem Berliner Hoftheater auszuführen, zu erwerben. Es dünkte mich damals, gerade dieses Werk gehöre dorthin, wohin sich die Blicke aller derjenigen richteten, welche eine echte Wiederbelebung des deutschen Geistes ersehnten. Mein Wunsch blieb unerfüllt: es wurde mir unmöglich gemacht, an die rechte Stelle zu gelangen. Dagegen war es das kleine Weimar, wo ein großer Mensch endlich, als alles mir verschlossen war, es zu seiner persönlichen Angelegenheit machte, meinen „Lohengrin" den Deutschen zur Kenntnis zu bringen. Nachdem dieser von jener engen Geburtsstätte aus seinen Weg bis dahin genommen, wo man ihm nur spät und zögernd den Eingang gewährte, wünsche ich ihn nun an dem Orte seiner ältesten Bestimmung auch in der Gestalt heimisch zu wissen, in welcher ich damals ihn der Welt zuerst bieten zu können vergeblich mir angelegen hatte sein lassen.

Es wäre traurig, wenn diesem Wunsche fortgesetzt das Bedürfnis eines Repertoirs, welches z. B. eines aus dem Französischen übersetzten und komponierten „Hamlet“ bedarf, entgegengestellt bleiben sollte, während mir Chicago anbot, ein Theater nach meinem Sinne zu bauen und es mir für die Aufführung meiner Werke zu Gebote zu stellen, und ganz neuerdings von einer Gesellschaft in London mir die gleiche Aufforderung zugeht, auf einem nach meinen Angaben einzurichtenden Theater die Vorführung meiner Werke nach meinen eigensten Intentionen zu leiten. Wohl wäre es nicht das erste Mal, daß ein Schicklichkeitsgefühl im großen, welches in entscheidenden Fällen deutschen Kunstvorständen in bedenklicher Weise abgeht, uns vom Auslande gelehrt wird; selbst dann fragt es sich aber noch, ob wenigstens die Beschämung uns zum richtigen Handeln antreibt.

Ich will dennoch hoffen, daß ich die Erwartung meiner Berliner Freunde nicht täusche, wenn ich ihnen, sobald es tunlich erscheinen wird, noch eine unverstümmelte Aufführung meines „Lohengrin“ selbst in Aussicht stelle. In dieser Hoffnung grüße ich den verehrten Vorstand des Vereins hochachtungsvoll und verbleibe

Ihr ergebenster

Bayreuth, 18. März 1873. Richard Wagner.

Fünf Schreiben über das Verhältnis der Kunst Richard Wagners zum Auslande.

I.

An Frau Judith Gautier über die bevorstehende Aufführung des „Rienzi“ in Paris.

[Aus der Zeitung „La Liberté“, 10. März 1869.]

Madame,

Sie haben die Güte, mich um einige Details über die Zeit meines ersten Aufenthaltes in Frankreich zu bitten, in der wohlwollenden Absicht, sie zu einem Artikel darüber zu ver-

wenden, dessen Veröffentlichung mit meiner, wie Sie glauben, bevorstehenden Ankunft in Paris zusammentreffen würde.

Indem ich Ihnen für das Interesse, das Sie mir gütig entgegenbringen, danke, erlaube ich mir Ihnen zu sagen, daß ich nicht die Absicht habe, nach Paris zu kommen. Ich weiß, daß ich dort ausgezeichnete, ja sogar zahlreiche Freunde habe, und ich hoffe, daß ich Sie nicht zu versichern brauche, daß ich den Wert und die Tragweite der Sympathien wohl zu schätzen weiß, deren Gegenstand ich bin. Dennoch würde meine Anwesenheit und meine Teilnahme an der jetzt vorbereiteten Aufführung zu einem Mißverständnis Anlaß geben. Es würde so aussehen, als wenn ich an die Spitze einer Theaterunternehmung träte, deren Zweck ist: durch den „Rienzi" zurückzugewinnen, was ich durch den „Tannhäuser" verloren habe; wenigstens würde so die Presse zweifellos mein Kommen auslegen.

Und doch war die Einstudierung des „Rienzi" am Théâtre lyrique nichts als eine ganz persönliche Angelegenheit zwischen Herrn Pasdeloup und mir. Infolge der „Meistersinger"-Aufführung in München und der Aufmerksamkeit, die sie erregt hat, waren mir mehrere Anerbietungen gemacht worden. Man hat zuerst von einer deutschen Truppe gesprochen, die meine sechs Opern nacheinander in Paris geben sollte; dann hat man „Lohengrin" italienisch, dann französisch aufführen wollen, was weiß ich? Kurz, es handelte sich im besten Sinne um mindestens fünf Projekte in Betreff der Darstellung meiner Werke in Paris.

Dennoch habe ich kein einziges davon ermutigt. Als Herr Pasdeloup zu mir kam und mir mitteilte, daß er die Direktion des Théâtre lyrique übernehme, in der Absicht, dort mehrere Werke von mir aufzuführen, glaubte ich einem so eifrigen und fähigen Freunde die Erlaubnis dazu nicht abschlagen zu dürfen; und als er mit „Rienzi" beginnen wollte, sagte ich ihm, daß das in der Tat diejenige meiner Opern sei, die mir stets am geeignetsten zur Anpassung an eine französische Bühne erschienen wäre. Vor dreißig Jahren im Hinblick auf die Große Oper geschrieben, bietet „Rienzi" den Sängern keine Schwierigkeiten und dem Pariser Publikum nichts von den Seltsamkeiten, die es befremden könnten. Sowohl seinem Sujet wie seiner musikalischen Form nach

knüpft er an die Opern an, die seit lange in Paris populär sind, und ich glaube jetzt noch, daß er, mit Prunk ausgestattet und mit Verve gegeben, wohl auf Erfolg hoffen darf. Solchen Erfolg wünsche ich ihm von ganzem Herzen, und mehr noch meinem Freunde Pasdeloup, der, ganz aus freien Stücken, meine Sache seit einer Reihe von Jahren tapfer in die Hand genommen und energisch unterstützt hat; aber ich wäre schlecht beraten, wollte ich persönlich dazu beitragen. Meine Natur und mein Schicksal haben mich zur Konzentration und zur Einsamkeit der Arbeit bestimmt; zu jeder äußeren Unternehmung fühle ich mich vollständig ungeeignet. Entweder wird „Rienzi" seinen Weg auch ohne mich machen, oder er ist dazu nicht imstande; jedenfalls wird meine Anwesenheit ihm dabei nicht helfen können, sondern wir müßten uns sagen, daß die Bedingungen für ihn ungünstig sind.

So ist, in wenigen Worten, meine Art, die Dinge zu sehen, und das Verhalten, das ich mir vorgezeichnet, oder besser, das man mir vorgezeichnet hat in Hinsicht auf die Pariser Aufführung aller meiner Werke, wie sie nun einmal sind. Möchten Sie, Madame, nicht etwa in dieser Zurückhaltung das Zeichen einer unvernünftigen Geringschätzung sehen, die man als Maske eines schlecht unterdrückten Grolles auslegen dürfte. Ich verachte keineswegs einen Pariser Erfolg, und ich gestehe sogar, daß ich es immer als eine der zahlreichen Ironien meines Schicksals betrachtet habe, daß der „Rienzi", ganz für Paris berechnet, damals dort nicht gegeben wurde, als dies Jünglingswerk für mich noch seine ganze Jugendfrische hatte. Aber, wenn Sie von dem Renommee sprechen, das ich mir in Deutschland erworben habe, so erlauben Sie mir wohl die Bemerkung, daß dieses Renommee ohne meine persönliche Mitwirkung entstanden ist, allein durch meine Werke, mit Hilfe einiger Freunde, unter dem Hohngeschrei der ganzen Presse in Nord und Süd, und trotz der Hindernisse, die meine politische Lage der Verbreitung meiner Opern entgegenstellte. Nur so wünsche ich auch in Paris zu reüssieren, wo ich Freunde gefunden habe, die zu ergeben und zu intelligent sind, als daß ich ihnen nicht völlig das Geschick meiner Werke in die Hand legen könnte. Und wenn Sie sagten, Madame, daß eine meinen Intentionen gemäße Darstellung und dementsprechend meine Anwesenheit bei den

Proben vor allem zum Erfolg des Unternehmens nötig sei, so würde ich Ihnen erwidern, daß „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ von der Mehrzahl der deutschen Kapellmeister derartig verstümmelt worden sind, wie das auf der ärmlichsten französischen Bühne nicht schlimmer geschehen könnte, und daß ich erst, seitdem der König von Bayern mir seine Protektion gewährt hat, meine dramatischen und musikalischen Intentionen auf einem bedeutenden Theater zur Kenntnis zu bringen in den Stand gesetzt wurde.

Glauben Sie mir, Madame, daß, wie die Dinge nun einmal liegen, ich weiter keine Aufgabe habe, als meine Werke zu schreiben, und sie in bezug auf ihr Schicksal, in meiner Heimat und im Ausland, ihrem Stern und meinen Freunden anheimstellen muß. Ich bin kein Mann der Kompromisse, und doch sind Kompromisse oftmals unerläßlich. Ich ziehe mich daher zurück, um meinen französischen Freunden den rauhen Weg nicht noch rauher zu machen, den sie gewählt haben, indem sie eine so wesentlich germanische Individualität, wie ich es bin, in Frankreich zu naturalisieren versuchen. Wenn diese Naturalisierung möglich ist, wird sie durch sie und ohne mich sich anbahnen; wenn sie nicht möglich ist, werde ich ihre Mühe beklagen, doch mich trösten in dem Gedanken, daß sie, ebenso wie ich, ihre Kräfte anderswoher geschöpft haben als aus der Idee eines Erfolges, und daß ihre Überzeugung, ähnlich wie die meine, sie unabhängig macht von guten oder schlechten Glücksfällen.

Entschuldigen Sie, Madame, gütigst die Länge dieser Erklärung und glauben Sie an meine Dankbarkeit und achtungsvolle Ergebenheit.

März 1869. Richard Wagner.

II.

An Champfleury.

[1870.]

Mein lieber Freund!

Diese Zeilen werden Ihnen durch einen meiner Vertrauten, Herrn Schuré, zugehen, dessen Studie über meine Werke Sie

(in der *Revue des deux mondes*) vielleicht gelesen haben und den ich Ihnen aufs Wärmste als einen der Unsrigen empfehle.

Ich begrüße die Gründung des Journals mit Freuden; scheint doch das Programm desselben auf einen meiner Lieblingswünsche hinzuarbeiten: die Verschmelzung des französischen und germanischen Geistes.

Sie wissen, daß ich immer den Gedanken der Gründung eines internationalen Theaters in Paris verfolgt habe, eines Theaters, auf welchem die Hauptwerke der verschiedenen Nationen in ihrer Sprache zur Darstellung gelangen würden. Nur Frankreich, und Paris insbesondere, würde im Stande sein, heterogene Schöpfungen in einen Rahmen zusammenzufassen, deren genaue Kenntnis, meiner Ansicht nach, für die Entwickelung eines Volkes in geistiger und moralischer Beziehung uuumgänglich notwendig ist. Unter den französischen Werken, welche auf dieser, den Interessen des Tages fernstehenden Bühne gegeben werden müßten, würden diejenigen von Méhul einen ersten Platz einzunehmen haben, und ich beglückwünsche Sie dazu, an diesen Künstler gedacht zu haben, den ich zu meinen Vorgängern zähle, und dessen Leben und Kompositionen in Frankreich viel zu wenig bekannt sind.

Indem ich Ihrem lobenswerten Unternehmen allen möglichen Erfolg wünsche, drücke ich Ihnen die Hand und bin, mein lieber Champfleury, herzlich der Ihrige.

Luzern, 16. März 1870. Richard Wagner.

III.

An den Herausgeber der Amerikanischen Revue.

[Juni 1874.]

Sehr geschätzter Herr Dexter Smitte!

Ich bin Ihnen sehr verbunden für das Interesse, das Sie an meinen Werken nehmen und in den Artikeln Ihrer „Revue“, welche jenen gewidmet sind, bewiesen haben, und ich bin glücklich, Ihnen Aufschluß über meine Ideen geben zu können. Ueberzeugt, daß in den vorhandenen Theatern Deutschlands, in denen alle Gattungen italienischer, französischer und

deutscher Opern ohne Unterschied und allabendlich gegeben werden, für jetzt wenigstens die Herstellung eines Stils und einer dramatischen Kunst eine Unmöglichkeit ist, habe ich es unternommen, ein Theater zu errichten, in welchem jedes Jahr Sänger und Musiker dem Publikum des gesamten Deutschlands, welches dorthin eigens zu diesem Zwecke kommen würde, Aufführungen bieten sollten, die in Hinsicht auf Vollendung und Ausführung eine Vorstellung davon erwecken möchten, wessen die deutsche Kunst fähig sei. Denn wir sind das Volk des Föderalismus und vermögen deshalb große Dinge auf dem Wege der Assoziation zu vollbringen, wenn nur die Gelegenheit hierzu geboten ist. Diese Idee habe ich seit etwa 20 Jahren mit mir umhergetragen, und sie ist es, welche mir die Nibelungen-Trilogie eingab, deren Aufführung auf einer gewöhnlichen Bühne entschieden eine Absurdität wäre. Um meinen Zweck zu erreichen, suchte ich in Deutschland 1000 Personen, die zu meinem Werke je 300 Thaler beisteuern würden; ich wollte nicht Billete verkaufen, sondern Beiträge sammeln zur Verwirklichung einer nationalen Idee. Nachdem ich den deutschen Theatern fünf Werke geschrieben hatte, welche sich stets des größten Zuspruches seitens des Publikums erfreuen, glaubte ich denn doch einiges Gehör zu finden. Meine Absicht war, dem Publikum unentgeltliche Vorstellungen zu bieten, einzig und allein gestützt auf die Beiträge Einzelner. Doch fand ich in Deutschland jenes Tausend freigebiger und patriotischer Personen nicht. Ja weit schlimmer, selbst die ganze Presse wendete meiner Idee den Rücken und nahm gegen mich Stellung. Keine Klasse der Gesellschaft, weder der Adel noch die Finanz-Kapazitäten, noch die Gelehrten wollten mir beistehen. Meine ganze Stütze liegt in der Masse des Volkes, welches trotz aller Verleumdungen und Denunziationen meiner Person und meines Vorhabens treu zu mir stand, und diesem allein sollen meine Vorstellungen gelten. Da jedoch diese Masse der finanziellen Mittel entbehrt, entschloß ich mich, die Plätze zu verkaufen und nur dreihundert davon für bedürftige Musiker zu reservieren. Ich glaube nicht, daß es Deutschland zum Ruhme gereicht, wenn Amerika dazu Hilfe leisten müßte. Ich für meinen Teil zolle mit Stolz den deutschen Musikern, welche für das Orchester des Herrn Thomas gewonnen wurden, die vollste Anerkennung dafür,

nur aus Patriotismus und reinem Enthusiasmus meine Musik in Amerika eingeführt zu haben. Die hervorragenden Musiker Deutschlands jedoch haben sich, um es gerade herauszusagen, sehr schlecht, sehr lächerlich mir gegenüber benommen. Dank dem Kredit, den ich genieße, sind meine Vorstellungen für das Jahr 1876 gesichert, und wenn es Ihnen bei der weiten Verbreitung Ihres Blattes möglich wäre, in Amerika einen Fonds zur Unterstützung meines Unternehmens zu Stande zu bringen, wäre ich Ihnen wie dem amerikanischen Publikum sehr dankbar.

Genehmigen Sie etc.

Bayreuth, im Juni 1874. Richard Wagner.

IV.

An Professor Gabriel Monod in Paris.

[Oktober 1876.]

Mein hochgeehrter Freund!

Ihr so schöner Brief hätte gewiß schneller von mir erwidert werden sollen; ich wollte dieses aber nicht flüchtig tun und wartete deshalb ruhige Tage ab; diese hätte ich nun wohl hier, in Sorrent, gefunden, Genuß kann mir diese Ruhe jedoch nur dann bieten, wenn ich in keiner Weise an die Mühen dieses vergangenen Sommers erinnert werde. Unmöglich kann ich aber Ihnen schreiben, um Ihnen meine wahrhafte Ergriffenheit, welche Ihr Schreiben bei mir hervorrief, zu erkennen zu geben, ohne zugleich des Gegenstandes und der Vorgänge zu gedenken, über deren Eindruck auf Sie jener Brief mir eben berichtete. Vielleicht aber weiche ich der unmittelbaren Berührung meiner Bühnenfestspiele am besten aus, wenn ich zunächst mich über ein Verhältnis äußere, welches in den öffentlichen Besprechungen desselben eine durchaus falsche Darstellung gefunden hat, und an dessen Berichtigung mir liegt, weil es sich verwirrend zwischen meine freundschaftlichsten Beziehungen zu verschiedenen mir sehr werten Angehörigen der französischen Nation eingedrängt hat. Ich ersehe, daß fortwährend mir befreundete Franzosen sich genötigt finden, über meine vorgeb-

lichen Invektiven gegen die französische Nation mit Erklärungen und Entschuldigungen in meinem Betreff sich oft mühevoll vernehmen zu lassen. Verhielte es sich nun so, daß ich wirklich, zu irgend einer Zeit, durch widerwärtige Erfahrungen dazu gestimmt, mich zu Beleidigungen gegen die französische Nation hätte hinreißen lassen, so würde gerade ich, der ich in keiner Weise in Frankreich je etwas zu unternehmen gedenke, auch die Folgen hiervon über mich ergehen lassen können, ohne weiter darum mich zu bekümmern. Nun verhält es sich aber ganz anders, und wer meine wahre Meinung über dasselbe Pariser Publikum, welches dem Mißerfolge meines „Tannhäusers" in der großen Oper beiwohnte, kennen lernen will, den verweise ich auf meinen Bericht über jene Vorgänge, welchen ich kurz nachher an ein deutsches Blatt abgab, und den ich im 7. Bande meiner gesammelten Schriften von neuem abdrucken ließ. Ich lade Sie, geehrtester Freund, wirklich dazu ein, jenen Bericht nachzulesen, und, wenn Sie Seite 189 und 190 des bezeichneten Bandes gelesen haben werden, mir nach Ihrem hierdurch erhaltenen Eindrucke zu bezeugen, daß, wenn man mir Feindseligkeiten gegen die Franzosen vorwirft, diese unmöglich in einem mir erweckten Unmute über das Pariser Publikum ihren Grund haben konnten. Aber so ist es! Der absichtlichen Entstellung, welche durch einige ominöse Zeitungsschreiber der öffentlichen Meinung aufgeheftet wird, glaubt alle Welt: nur wenige aber gehen an die Quelle, um ihr Urteil zu berichtigen. Nun ist aber alles, was ich je in Betreff des französischen Geistes geschrieben habe, in deutscher Sprache und lediglich für Deutsche abgefaßt worden, woraus schon erhellt, daß ich nicht im Sinne haben konnte, die Franzosen zu beleidigen oder gar herauszufordern, sondern einzig meine Landsleute, wenn etwas aus ihnen werden sollte, von der Nachahmung der Franzosen ab, auf sich selbst und ihre Eigentümlichkeiten zu verweisen. Ein einziges Mal sprach ich mich in einer französischen Veröffentlichung, nämlich in dem Vorwort einer Uebersetzung meiner vier Operndichtungen über das Verhältnis der romanischen Nationen zu den deutschen, und über die sehr verschiedenen Aufgaben, welche mir beiden gestellt schienen, aus; dort sprach ich den Deutschen die Ausbildung einer idealen, rein menschlichen Kunst und ihrer Formen als die ihnen gewiesene

Aufgabe zu, gewiß aber in einem Sinne und mit einer Bedeutung, welche den Geist der romanischen Nationen, als deren einzig produktive Repräsentanten ich gegenwärtig die Franzosen hinstellte, auf keine Weise herabzusetzen geeignet war. Aber, wer liest so etwas mit Ernst? Noch mehr aber, wer will genug Geist und Kaltblütigkeit bei unserer öffentlichen Kritik voraussetzen, um z. B. selbst in dem Anstößigsten, was ich einmal (in schlimmen Kriegszeiten) zum bittern Scherz verfaßte, und was als Posse auf einem unserer Volkstheater vorgeführt werden sollte, im Grunde doch nur die Absicht, die deutschen Theaterzustände lächerlich zu machen, zu erkennen? Denn, womit schließt diese Posse? Die deutschen Hoftheater-Intendanten und Direktoren dringen noch in das belagerte Paris ein, um die neuesten Stücke und Ballette endlich wieder für ihre Theater herüber zu holen! Kann ich aber über das ganze antagonistische Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen, soweit es die öffentliche Kunst angeht, bestimmter und bündiger mich äußern, als ich es bei jenem heiteren Gastmahle tat, zu welchem meine französischen Freunde letzthin mich in Bayreuth einluden? Ich erkannte da den Franzosen eine sehr bestimmt ausgebildete Fertigkeit aller Formen des Lebens wie des Denkens zu; dagegen die Deutschen im Versuche der Aneignung derselben Formen mir stümperhaft, ja schlecht erscheinen müssen. Sollte nun den Franzosen selbst aus dem Verkehr mit fremden Nationen eine Anregung zur Erneuerung ihrer eigenen Kulturformen, um diese vor Erstarrung und Unproduktivität zu bewahren, somit auch aus ihrem Verhältnisse zu der deutschen Nation eine Förderung erwachsen, so durfte ihnen aus den Deutschen nicht ein verdrehtes Spiegelbild ihrer eigenen Kulturformen, sondern der Typus eines originalen deutschen Kulturwesens entgegentreten.

Wird mithin der Einfluß der französischen Kultur auf die Deutschen bekämpft, so gilt ersichtlich dieser Kampf nicht der französischen Kultur selbst, sondern hierbei wird an dieser Kultur nur alles das aufgedeckt, was sie von der Eigentümlichkeit der deutschen Geistesanlagen scheidet und in dessen Nachahmung der Deutsche somit seine eigenen Fähigkeiten verstümmelt. Welcher Fehler wird von sehr gebildeten und feinsinnigen Franzosen am bestimmtesten ihren eigenen Landsleuten vorgeworfen? Unkenntnis des Fremden und hier-

aus entstehende Geringschätzung alles Nichtfranzösischen, welche sich dann als anscheinende Eitelkeit und Arroganz herausstellt, wie sie zu Zeiten eine nationale Bestrafung erleiden mußte. Nun aber sage ich, dieser Fehler des Franzosen ist dadurch zu entschuldigen, daß er z. B. in seinem nächsten Nachbar, dem Deutschen, kein anlockendes Motiv zum Studium eines außerfranzösischen Kulturzustandes erhält. Die ganze öffentlich erkennbare Kultur der Deutschen ist, soweit sie nicht Symptome barbarischer Roheit enthält, nichts anderes als ein konsequenter Gallizismus, und wie ungeschickt wird dieser Gallizismus gehandhabt! Wie lächerlich muß dem Franzosen dieses Radebrechen seiner Kulturäußerungen an dem Ausländer vorkommen! Wir haben französische Worte, welche kein Franzose versteht, wogegen dann nun wieder die deutsche Sprache Worte besitzt, die kein deutscher Mode-Schriftsteller kennt, weil er, sowie er die französische Sprache in seinen Gallizismen falsch anwendet, nach derselben Gewöhnung des Gebrauches einer unverstandenen Sprache nun auch mit seiner eigenen Sprache umgeht. Wie mit der Sprache, so geschieht das nun aber auch mit jedem andern Kulturmoment! Wer diesem Unwesen genau zusieht, und unter ihm sehr lange und mit wachsendem Bewußtsein hiervon gelitten hat, wie z. B. ich, der gelangt dahin, in voller Verzweiflung den Gedanken an eine wirklich originale deutsche Kultur, die jetzt nirgends ersichtlich sein kann, gänzlich aufzugeben und alles Ersehnte für eine künstlerische Phantasie zu halten. Nun ist es mir bedeutungsvoll, nach meinen neuesten Wahrnehmungen die Fähigkeit zur Erkennung dieses künstlerischen Phantasiebildes gerade Ausländern zusprechen zu müssen. Meine Bayreuther Bühnenfestspiele, um nun doch auf diese zu geraten, sind von Engländern und Franzosen richtiger und erkenntnisvoller beurteilt worden, als von dem allergrößten Teile der deutschen Presse. Ich glaube diese Erscheinung dem verdanken zu müssen, daß eben gebildete Franzosen und Engländer durch eine eigene selbstständige Kultur dazu angeleitet sind, gerade auch das Eigene und Selbstständige an einem ihnen bisher fremden Kulturprodukte zu erkennen. Sie, hochgeehrter Freund, liefern mir für diese Annahme die zutreffendste Bestätigung. Sie suchten und erwarteten das Andere, der französischen Kultur bisher Abliegende, Originale, Selbstständige, welches Sie mit

Ihrem eigenen Kunstbesitz vergleichen und zu seiner Bereicherung sich aneignen konnten. Wie lohnend dünkt mich nun mein Erfolg, da ich die schöne Ueberzeugung davon gewinnen durfte, daß Sie mich, mein Werk und mein Wirken innig verstanden. Was hätte ich Ihnen dagegen bieten können, wenn ich mich damals in Paris den Forderungen des französischen Operngeschmackes akkomodiert, und mir dadurch eine Stellung und vielleicht Erfolge bereitet hätte, wie mancher Deutsche vor mir sie schon gewann? Ich glaube sicher, nicht eine einzige Oper nach dem giltigen Pariser Muster zustande gebracht haben zu können; dafür freue ich mich nun, Sie in meinem kleinen Bayreuth habe begrüßen zu dürfen: hier erfuhren Sie durch mich etwas Neues, was mir Ihnen in Paris vorzuführen unmöglich gewesen wäre.

Erfahrungen dieser schönen Art, so selten sie sind (denn sie können nur an seltenen Menschen gemacht werden!), sollen und werden denn auch die einzige mir erwiesene Anerkennung bleiben; an größere Erfolge, an eine kräftige Bewegung in Deutschland selbst denke ich kaum mehr. Gewiß bin ich den Regionen, in welchen heut zu Tage die deutsche Kultur besorgt wird, fremder geblieben, als den ernst erwägenden, dieser sogenannten deutschen Kultur fremden Ausländern. Vielleicht liegt hierin ein Zeugnis für den rein menschlichen Gehalt meiner Kunst, welchem von unverständigen In- wie Ausländern sehr irriger Weise eine eng nationale Tendenz beigelegt werden möchte!

Verzeihen Sie mir nun, mein hochgeehrtester Freund, die Ermüdung, die ich Ihnen durch meine etwas breite Auslassung zugezogen haben dürfte; sollten Sie aber in meiner Bemühung, mich recht eingehend gegen Sie auszusprechen, einen Beweis meiner hochachtungsvollen Zuneigung erkennen dürfen, so würden Sie auf das Herzlichste erfreuen

Ihren

sehr ergebenen

Sorrent, 25. Oktober 1876. Richard Wagner.

V.

An den Herzog von Bagnara, Präsidenten des Konservatorium der Musik in Neapel.

[Neapel, 22. April 1880.]

Herr Herzog!

Sie würden diese Zeilen des Dankes, welche an Sie zu richten mir ein Vergnügen und eine Pflicht ist, schon gestern erhalten haben, wenn ich mich durch das Vertrauen, mit dem Sie mich beehrt haben, nicht verpflichtet fühlte, zugleich einem ernsten Gedanken Ausdruck zu verleihen über die Richtung und die Wichtigkeit, welche die musikalischen Studien am Konservatorium zu Neapel für die italienische dramatische Kunst haben könnten. Dieser Gedanke tauchte in mir auf während der Aufführung der Operette, in der sich bemerkenswerte Fähigkeiten offenbarten, sowohl von Seiten der Zöglinge, wie auch von der des jungen Komponisten.

Auf welche Weise — fragte ich mich — sind so schöne Anlagen am besten zu verwerten? Wie sind dieselben vor dem verderblichen Einfluß der jetzigen Theaterzustände zu bewahren? Wie lehrt man junge Künstler nicht lediglich nach der Gunst des Publikums haschen d. h. wie verhindert man z. B., daß die Sänger unaufhörlich an die Rampen treten, um ihre Gefühle ins Publikum hinein zu deklamieren? Wie lehrt man angehende Komponisten, sich streng an ihren Gegenstand zu halten und nicht etwa ein Schäfergedicht mit einem heroischen oder tragischen Orchestersatze zu begleiten? Wie kann man überhaupt dieses Suchen nach Wirkungen vermeiden, das sich solcher Mittel bedient, die der großen dramatischen Kunst gänzlich fremd sind? Kurz, wie prägt man solchen reichbegabten jungen Seelen das Schönheitsgefühl mit unverlöschlichen Lettern ein? Ich habe die Antwort auf diese durch die Sympathie, welche mir die Teilnehmer an der Aufführung einflößten, hervorgerufenen Fragen gesucht, und ich muß sagen, daß sie mich beschäftigen, seitdem ich den schönen Kreis verlassen habe, in welchem ich eine so gastliche und schmeichelhafte Aufnahme gefunden habe. Doch sehen Sie selbst, Herr Herzog, wohin meine Betrachtungen mich geführt haben.

Nur ein ernstes, tiefes und anhaltendes Studium eines Meisterwerkes von Mozart, etwa der „Hochzeit des Figaro“, würde nach meinem Dafürhalten geeignet sein, die Schüler des Gesanges und der dramatischen Komposition auf den Weg zu geleiten, den Sie in der Vokalkomposition von ihnen verfolgt zu sehen wünschen. Eine korrekte Deklamation, ein wahrer Ausdruck in der Melodie, eine genaue Kenntnis der Mittel zum Instrumentieren und ihrer entsprechenden Anwendung würden naturgemäß aus diesem Studium sich ergeben; und wenn eines Tages das Konservatorium eine gute Aufführung des genannten Meisterwerkes veranstalten könnte, so würde es damit nicht nur den Theatern Gutes erweisen, sondern es würde seiner Aufgabe entsprechen, welche darin besteht, die Schüler vor dem einreißenden Verfall zu beschützen, indem man ihnen große Beispiele darbietet, und sie so gewissermaßen durch die lebendige Darstellung ihrer Schöpfungen zu Mitarbeitern der großen Meister macht.

Alle die schlechten Gewohnheiten, von denen unsere Theater strotzen, wie z. B. die unserer Künstler, alles zu vergessen, was auf der Bühne vorgeht, um sich mit dem Publikum zu beschäftigen und dessen Beifall durch eine mehr oder weniger herausgeschrieene Schlußkadenz herauszufordern, alle diese Gewohnheiten, sage ich, würden nicht angenommen werden von Schülern, denen man die Bekanntschaft ausschließlich solcher Werke von dem Stile und Range des eben Genannten vermittelt haben würde. Was das tragische Genre betrifft, so würde ich zunächst die beiden „Iphigenien“ von Gluck und dann die „Vestalin“ von Spontini zum Studium empfehlen. Erst nachdem diese Opern gut eingeübt, probiert, analysiert und ihrem ganzen Werte nach erkannt und begriffen worden, dürften die Schüler des Konservatoriums den Versuch einer eigenen Komposition machen, denn erst dann könnte man sicher sein, sie nicht in jene Uebertreibungen und in jene Manier verfallen zu sehen, welche heutzutage unsere Bühne entehren, und infolge deren wir nur noch von Hörensagen jene großen Sänger kennen, welche einst den Ruhm Italiens ausmachten. Auch in der Kunst gibt es, wie im Leben, eine gute Gesellschaft, und es ist die Pflicht der Eltern und Erzieher, die ihnen anvertrauten Zöglinge nur in diese gute Gesellschaft einzuführen, bis diese selbst das Wahre vom Fal-

schen zu unterscheiden fähig, und dadurch gerüstet sind, den Versuchungen zu äußerlicher Effekthascherei zu entgehen. Ob sie nachher mit dem umgehen, was ich die musikalische Bohème nennen möchte, verschlägt wenig; denn sind sie einmal fähig, deren Hervorbringungen zu beurteilen, so werden sie aus der Berührung mit ihr soviel Bewußtsein gewinnen, um zwischen dem, was die Massen herabzieht, und dem, was gut ist, zu unterscheiden.

Es ist des Konservatoriums zu Neapel, seiner vornehmen Ueberlieferungen und seiner gegenwärtigen vorzüglichen Mitglieder würdig, das Beispiel einer strengen Beachtung wahrer Kunstregeln zu geben und durch die Vermittelung der Zöglinge dem italienischen Publikum darbieten zu lassen, nicht was es gewöhnt ist, im Theater zu finden, sondern das, was man gerade dort nicht findet: Stil! Ich konnte in dieser Beziehung auf dem Gebiete der Gesangs- wie der Kammermusik Beifall spenden. Der Chor des vlämischen Meisters, so interessant und so vollendet ausgeführt, das Stück von Corelli, so wohl verstanden und so gut wiedergegeben, haben mich besonders ermutigt, Ihnen zu raten, für den Unterricht in der dramatischen Musik dieselbe Methode zu pflegen, die schon solche Früchte getragen hat, von denen zu genießen mir vergönnt war, Dank dem Wohlwollen, mit dem ich ausgezeichnet worden bin.

Es wollte mir erscheinen, Herr Herzog, daß einzig eine ernste Auseinandersetzung meiner Ansichten dem liebenswürdigen Empfange, mit welchem Sie mich beehrten, entsprechen würde. Der Herr Bibliothekar und die Herren Professoren des Konservatoriums werden, so hoffe ich, in diesen Zeilen, wenn Sie dieselben ihnen gütigst mitteilen, neben dem Dank, den ich der mir von Ihnen bereiteten Aufnahme zolle, auch den tiefen Eindruck erkennen, welchen ich von dem Besuche zurückbehalten habe. Und auch die Zöglinge mögen daraus die Art der Gefühle erfahren, die ich für sie hege, als Erwiderung ihrer lebhaften Sympathie, von der sie mich überzeugt haben.

Wollen Sie gütigst, Herr Herzog, sich zum Dolmetscher aller dieser Gefühle machen und mit der Wiederholung meines aufrichtigsten Dankes die Versicherung meiner hohen und ausgezeichneten Verehrung genehmigen!

Villa d'Angri, den 22. April 1880. Richard Wagner.

An König Ludwig II. über die Aufführung des „Parsifal".

[1880.]

Ich habe nun alle meine, noch so ideal konzipierten Werke an unsere, von mir als tief unsittlich erkannte, Theater- und Publikums-Praxis ausliefern müssen, daß ich mich nun wohl ernstlich fragen mußte, ob ich nicht wenigstens dieses letzte und heiligste meiner Werke vor dem gleichen Schicksal einer gemeinen Opernkarriere bewahren sollte. Eine entscheidende Nötigung hierfür habe ich endlich in dem reinen Gegenstande, dem Sujet, meines „Parsifal" nicht mehr verkennen dürfen. In der Tat, wie kann und darf eine Handlung, in welcher die erhabensten Mysterien des christlichen Glaubens offen in Szene gesetzt sind, auf Theatern wie den unsrigen, neben einem Opernrepertoire und vor einem Publikum, wie dem unsrigen vorgeführt werden? Ich würde es wirklich unseren Kirchenvorständen nicht verdenken, wenn sie gegen Schaustellungen der geweihtesten Mysterien auf denselben Brettern, auf welchen gestern und morgen die Frivolität sich behaglich ausbreitet, und vor einem Publikum, welches einzig von der Frivolität angezogen wird, einen sehr berechtigten Einspruch erheben. Im ganz richtigen Gefühle hiervon betitelte ich den „Parsifal" ein „Bühnenweihfestspiel". So muß ich ihm denn nun eine Bühne zu weihen suchen, und dies kann nur mein einsam dastehendes Bühnenfestspielhaus in Bayreuth sein. Dort darf der „Parsifal" in Zukunft einzig und allein aufgeführt werden; nie soll der „Parsifal" auf irgend einem anderen Theater dem Publikum zum Amüsement dargeboten werden: und, daß dies so geschehe, ist das Einzige, was mich beschäftigt und zur Überlegung dazu bestimmt, wie und durch welche Mittel ich diese Bestimmung meines Werkes sichern kann.

Siena, 28. September 1880. Richard Wagner.

III.

Zur Geschichte des Bayreuther Werkes.



A.

Begründung des Festspiels, des Patronats und der Wagner-Vereine.

I.

Ankündigung der Festspiele.

Das Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen"

soll an drei unmittelbar aufeinander folgenden Hauptabenden und einem vorangehenden Vorabende unter meiner besonderen Anleitung vollständig aufgeführt, und in den beiden nächstfolgenden Wochen zweimal ebenso wiederholt werden. Als Ort dieser Aufführung ist Bayreuth bestimmt, als Zeit einer der Sommermonate des Jahres 1873. Hierzu soll ein besonderes Theater errichtet werden, dessen innere Einrichtung vollkommen meinen besonderen Zwecken entsprechen, dessen Solidität und äußere Ausstattung aber den mir hierfür zu Gebote gestellten Mitteln gemäß hergestellt werden soll. Für den Bau, wie für die szenische Einrichtung des Theaters zu dem besonderen Zwecke der Aufführung meines Bühnenfestspiels bestimme ich die Zeit vom Herbst dieses Jahres 1871 bis zum Frühjahr 1873. Dann sollen die bis dahin von mir ausgewählten vorzüglichsten Sänger und Musiker in Bayreuth zusammentreffen, um zwei Monate lang die Teile des Festspieles sich einzuüben.

Fünfzehnhundert bequeme Sitzplätze sollen denjenigen Gönnern und Förderern meiner Unternehmung zur Verfügung gestellt werden, welche durch die Vermittlung eines Vereins von Freunden, in deren Hände ich diesen Teil der nötigen

Besorgungen einzig lege, die entsprechenden Geldmittel zur Ermöglichung der Ausführung meines Planes zusammengetragen haben werden. Diese Gönner werden die Namen und die Rechte von Patronen des Bühnenfestspieles in Bayreuth erhalten, während die Ausführung der Unternehmung selbst meinen Kenntnissen und meinen Bemühungen hierfür einzig überlassen bleibt. Das aus dieser gemeinsamen Unternehmung sich begründende reale Eigentum soll als meiner Verfügung zugehörig betrachtet, und denjenigen Bestimmungen für die Zukunft unterworfen sein, welche ich als dem Sinne und dem idealen Charakter der Unternehmung am geeignetsten dienlich erachten werde.

Die nähere Ausführung in Betreff der Beschaffung der nötigen Geldmittel überlasse ich ganz und gar den näheren Freunden, welche sich hiermit beschweren wollen, und deren Bemühungen als erfreulichen Beweis ebenso tatkräftigen Eifers im Dienste deutscher Kunst wie eines allseitig in mich gesetzten Vertrauens ich dankbar begrüße.

12. Mai 1871. Richard Wagner.

II.

Aufforderung zur Erwerbung von Patronatsscheinen.

Die Gesamtkosten für die Vorbereitung und Aufführung des Bühnenfestspieles „Der Ring des Nibelungen" sind auf 300000 Taler veranschlagt. Diese Summe soll in der Weise beschafft werden, daß tausend Patronatsscheine zu dreihundert Talern bei den Freunden und Förderern dieses nationalen Unternehmens untergebracht werden. Der Besitz eines solchen Scheines sichert einen Platz für sämtliche Aufführungen des Festspieles. Es ist jedem Patrone freigestellt, mehrere dieser Scheine zu erwerben; dagegen ist es auch gestattet, daß drei Teilnehmer an einem dieser Scheine partizipieren, deren jeder dann das Anrecht auf einen Platz zu je einer der Aufführungen des Festspieles erwirbt.

Jeder, der geneigt ist, seine Beteiligung an der Ausführung dieses Unternehmens und die Höhe derselben auszusprechen, wird hiermit ersucht, beifolgenden Koupon auszufüllen, zu

unterschreiben und umgehend an den Hofbankier S. M. des Kaisers und Königs von Preußen, Geheimen Finanzrat, Herrn Baron von Cohn zu Dessau zu senden, der, betraut mit der Einziehung und Verwaltung des Geldes, die gezeichneten Summen innerhalb sechs Monaten einfordern und gleichzeitig dagegen die auf Höhe der eingezahlten Beiträge lautenden „Patronatscheine" eintauschen wird.

[Berlin, den 18. Mai 1871.]

III.

An den Intendanten von Loën in Weimar über die Wagner-Vereine.

[3. November 1871.]

Hochgeehrtester Herr und Freund!

Ich fühle mich noch verpflichtet, Ihnen meinen besten Dank für Ihre freundlichen Mitteilungen zu sagen! — Im Betreff Pohls ist es wahrlich ein Unglück, daß es ihm so glücklich geht, und ich begreife, daß es Ihnen unmöglich sein mußte, ihm ein Aequivalent für die ausgezeichneten Chancen zu bieten, die sich andrerseits ihm fast wider Willen aufdringen.

Immerhin erscheint es mir nötig, daß Ihnen für den geschäftlichen Teil der von Ihnen so freundschaftlich unternommenen Leitung unsrer Angelegenheiten eine ergiebige Hilfe erstände. Herr Heckel sucht das Heil unserer Unternehmung in einer Zentralisation des „Wagner-Verein"-Wesens: wie er das versteht, bleibt mir etwas unklar.

Immerhin würde es mir von Wert sein, Ihre Meinung darüber zu hören, ob, und wann sie eine Zusammenkunft und Besprechung der Vorstände der hauptsächlichsten Vereine für zweckdienlich hielten. Die bereits für diesen Spätherbst meinerseits verhoffte Ermöglichung der Grundsteinlegung unseres Theaterbaues sollte, nach meiner Meinung, bereits jetzt hierzu die recht schickliche Veranlassung bieten. Nun findet es sich aber, daß es hierfür doch bereits zu spät in der Jahreszeit geworden, und daß vor März nächsten Jahres nicht daran zu denken sei.

Doch benutze ich nun etwas freie Muße, die mir durch den Verlauf meiner Arbeiten wird, um Ende dieses Monats nach Bayreuth zu gehen, wo ich mir die einflußreichste Persönlichkeit für alles in Bezug auf das Terrain Nötige in der Person des Herrn Bankier Feustel zu tätigster Teilnahme gewonnen habe. Auch die Besorgnisse, die Sie mir kürzlich im Namen von Freunden unsrer Unternehmung mitteilten, habe ich ihm übermittelt, und erwarte nun vom ersten Vorsitzenden des Stadtverordneten-Kollegiums, welcher er ist, die besten Auskünfte.

Sollte es Ihnen rätlich erscheinen, so könnte etwa schon dieser Zeitpunkt meines — für die Inangriffnahme des Ganzen sehr wichtigen — Besuches in Bayreuth zu einer Konferenz in das Auge gefaßt werden. Glauben Sie jedoch, daß es vielleicht auch recht getan sei, für diese Wintermonate den Vereinen erst Zeit zu geben, ihre Kraft zu entwickeln, so würde mir dann im nächsten März die Zusammenkunft für geratener dünken.

Woher die rechte entscheidende Anregung für das Ganze kommen soll, begreife ich allerdings nicht. Daß die Grundsteinlegung verschoben werden mußte, erscheint mir als ein Mißgeschick. Vielleicht wäre volle, weithin berechnete Publizität, durch Abdruck des älteren Zirkulars in allen Zeitungen, jetzt das Beste: denn der früher verhoffte Erfolg durch Bemühungen einzelner, sehr energisch dünkender, einflußreicher Freunde meiner Kunst, hat sich jedenfalls als recht schwächlich bekundet. —

Doch Sie hoffen? So hoffe ich denn auch! Und vor allem verbleibe ich dankend und hochachtungsvoll mich empfehlend Ihr

ergebenster

Luzern, 3. Nov. 1871. Richard Wagner.

IV.

Eine Mitteilung an die deutschen Wagner-Vereine.

[Dezember 1871.]

Als ich im vergangenen Frühjahr mit einer Flugschrift meine Absicht ankündigte, das Bühnenfestspiel „Der Ring

des Nibelungen" in der dort näher bezeichneten Weise zur vollständigen Aufführung zu bringen, verband ich hiermit im allgemeinen an die (wie hier anzunehmen war) vermögenderen Freunde meiner Kunst die Aufforderung, ihre Geneigtheit zur Unterstützung meines Unternehmens mir kundgeben zu wollen. Zeigte sich hierfür bei besonders vertrauten Gönnern sofort eine Hoffnung erweckende Bereitwilligkeit, so lag es doch zunächst noch fern, ihrer Wirksamkeit die Organisation einer gesellschaftlichen Tätigkeit zu geben: der Einfluß meiner Freunde bestand lediglich in der Benutzung einer ausgebreiteten Bekanntschaft mit Gleichgesinnten. Die Vorschläge, welche von ihnen für eine Organisation ihrer Vereinigung ausgehen konnten, fanden an meinem anfänglich festgehaltenen Wunsche, unser Unternehmen von der eigentlichen Öffentlichkeit unberührt zu lassen, eine Erschwerung, welcher ich dann wenigstens insoweit abzuhelfen suchte, als ich einen ausgezeichneten Freund, Herrn Hoftheaterintendanten Baron von Loën in Weimar, da er zur Übernehmung der hieraus ihm erwachsenden Beschwerde sich aufopferungsvoll bereitwillig erklärte, in weiteren Kreisen als Denjenigen bezeichnete, an welchen fernere Anmeldungen, sowie Nachfragen um Auskunft, zu richten seien. Auf diesem Wege eines bloßen Privatverkehres mit den Freunden meiner Unternehmung gelangten wir bereits so weit, daß ich mich zum wirklichen Angriffe derselben durch Bestellung des Baues des von mir gewünschten provisorischen Theaters ermutigt sehen durfte.

Sehr bald meldete sich die mir nötige Teilnahme des deutschen Publikums aber auch auf einem von ihm selbst eingeschlagenen Wege, durch die Begründung von Vereinen in verschiedenen Städten. Einer kleinen Anzahl, bis dahin persönlich mir gänzlich unbekannter besonders energischer Freunde meiner Kunst gelang es zuerst, in Mannheim einen solchen Verein in das Leben zu rufen, und diesem, nicht ohne günstigen Erfolg, die Tendenz einzuprägen, nach welcher auch der unbemitteltere Teil des mir geneigten Publikums an dem Zustandebringen der Unternehmung, sowie an dem Erfolge derselben durch die Ermöglichung des Vorteiles, den Aufführungen des Bühnenfestspieles anwohnen zu können, sich beteiligen dürfen sollte. Diese doppelte Tendenz wurde sofort von einigen, meiner Kunst besonders geneigten Freunden in

Wien ebenfalls ergriffen, und in dem ergiebigen Sinne, welcher der großen und reichen Bevölkerung dieser Hauptstadt entsprechen sollte, von den energischen Gründern des dortigen Vereines praktisch ausgebildet. Seitdem die nun eingetretene hierfür günstige Wintersaison auch meinen Berliner Freunden es gestattete, sich zu einem wohlgegliederten Vereine zu konstituieren, und in gleicher Weise in verschiedenen anderen Städten diesen Beispielen bereits beigetreten worden ist, hielt es der Vorstand des ältesten Vereines, des Mannheimer, für an der Zeit, eine zweckmäßige Verbindung sämtlicher Vereine zu einem allgemeinen deutschen Vereine, welchem dann auch erst noch zu begründende neue Zweigvereine sich anschließen sollten, in Anregung und Vorschlag zu bringen.

Konnte ich mich bisher nur dankbar erwartungsvoll zu vereinzelten Bemühungen für mein Unternehmen verhalten, so sehe ich mich durch die zuletzt berührte Wendung und die hiermit eingeschlagene Richtung nun aber bestimmt, den Freunden, welche bisher gänzlich aus eigener Anregung handelten, meine Hand, soweit diese hierbei hilfreich sein kann, zu reichen. Ja, ich muß es für meine Pflicht halten, indem ich ihnen meinen Rat zur Mithilfe anbiete, in einem gewissen Sinne mich an ihre Spitze zu stellen, um ihren Bemühungen so den Vereinigungspunkt zu geben, der unter dem Widerstreite der Verhältnisse und Ansichten vielleicht nicht ohne Schwierigkeit zu finden sein dürfte.

An einen „Deutschen Wagner-Verein“, dessen Benennung ich, so anmaßend dies erscheinen dürfte, ihrer Kürze und Prägnanz wegen auch für meine Mitteilungen an ihn in Gebrauch nehme, durfte ich mich kürzlich bereits mit einem, die Schicksale meines Werkes selbst betreffenden, Berichte wenden, da ich in ihm die Gesamtheit, deren Unterstützung ich nicht nur im praktischen, sondern namentlich auch im idealen Sinne bedarf, begrüßen konnte. Berührte ich in diesem Berichte fast nur die ideale Seite meiner Beziehungen zu ihm, so erwähle ich nun den hiermit eingeschlagenen Weg, um mich im praktischen Sinne mit ihm zu verständigen, und setze mir demgemäß vor, in dem vorliegenden „Musikalischen Wochenblatt“ fortan, so lange dies nötig sein wird, in dem gleichen Sinne dem Vereine meine Mitteilungen zu machen.

Spreche ich hier von praktischen Interessen, so versteht es es sich allerdings wohl wiederum von selbst, daß meine Beteiligung an diesen durch Raterteilung sich nie in eine Sphäre verlieren kann, in welcher sie nicht stets sich nur mit dem idealen Interesse der ganzen Unternehmung genau berührten. Stets nur in diesem Sinne mich vernehmen lassen, somit zu einem „Deutschen Wagner-Vereine“ überhaupt nur reden zu dürfen, dies ist die unermeßliche, unser ganzes Unternehmen in jedem Sinne einzig ermöglichende Wohltat, deren ich durch einen erhabenen Freund meiner Kunst teilhaftig geworden bin. Ihm und Seiner treu ausdauernden Huld verdankt sich der Künstler und das Werk, das dieser nun aus der gnadenreichen Hand, deren Eigen es ist, zurückempfängt, um es der Nation als von ihr sich anzueignendes Geschenk anzubieten. Somit hat meine Raterteilung sich einzig darauf zu beziehen, in welcher Weise diese Aneignung sich zu vollziehen habe, um im Sinne des Spenders zum Empfange eines wahrhaft edlen Geschenkes zu verhelfen.

So erkläre ich denn zunächst, daß ich zur Gründung eines „Deutschen Wagner-Vereins“ nicht meinerseits aufgefordert habe, noch auch jetzt auffordere, sondern daß ich, indem ich zu ihm spreche, ihn als aus sich hervorgegangen und mich nun befragend annehme. In diesem Sinne fühle ich demnach weder den Beruf, noch die Verpflichtung, dem charakteristischsten Teile seiner Tätigkeit, welcher sich eben auf die Aufbringung der nötigen materiellen Mittel bezieht, meine beratende Aufmerksamkeit zuzuwenden; wohl aber glaube ich darüber wachen zu müssen, daß bei jener Hauptwirksamkeit des Vereines die ideale Tendenz sich nicht aus den Augen verliere. Da wir festzuhalten haben, daß die zu ermöglichenden Festaufführungen keine Leistungen gegen Bezahlung sein sollen, ersah ich von Anfang eine Schwierigkeit darin, wie dieser bevorzugende Charakter bei dem Umstande, daß die Aufführungen selbst doch nur durch reichliche Geldbeiträge Einzelner ermöglicht werden könnten, auch formell genau durchzuführen sei. Ich geriet daher auf den Gedanken, die vermögenderen Freunde meiner Kunst zur Übernahme eines Patronates meiner Unternehmung einzuladen; die Ehrenrechte eines Patronates, sowie vor allem auch ein Zuschauerplatz für alle Aufführungen, sollten demjenigen zugesichert sein, welcher durch den Beitrag

des tausendsten Teiles der Gesamtkosten der Unternehmung sich hierfür meldete. Zugleich aber machte ich meinen Freunden bekannt, daß ich außer den hiermit belegten tausend Zuschauerplätzen mindestens noch fünfhundert zu gänzlich freier Vergebung an Unbemittelte frei hielte. Für mich entstand nun die Schwierigkeit, in gerechter Weise diejenigen zu ermitteln, denen diese Freiplätze zur Verfügung zu stellen wären, und hierfür kam mir die Bildung von Vereinen höchst erwünscht entgegen. Mochte beim ersten Anblicke es keine bedeutende Aussicht auf die Ergiebigkeit dieser Vereine gewähren, daß die Aufnahme in ihnen durch einen verhältnismäßig sehr geringen Beitrag zu erreichen war, so dürfte doch gerade in diesem unbemittelteren Teile der Vereinsmitglieder am erkennbarsten derjenige Teil des deutschen Publikums sich uns bekannt machen, welcher im Betreff der Freiplätze die gerechteste Berücksichtigung ansprechen kann. Es muß mir daher sehr am Herzen liegen, diese Vereine möglichst über das gesamte deutsche Vaterland sich erstrecken zu sehen, um auf diese Weise, frei von allem Lokalwesen, den Gesamtbestand derjenigen Freunde meiner Kunst zu ermitteln, welchen durch die Großmut der vermögenderen Patrone der Unternehmung auf diesem Wege die Anwohnung der Aufführungen ermöglicht werden soll.

Schon aus diesem praktischen Grunde, dessen ideale Seite gewiß nicht verkannt werden wird, muß ich den Zusammentritt aller Lokalvereine zu einem allgemeinen deutschen Vereine auf das Angelegentlichste wünschen. Denn es handelt sich darum, in einem Ausschusse der sämtlichen Vereine mir diejenige gesellschaftliche Behörde darzustellen, welche ich als den eigentlichen Patron der ganzen Unternehmung zu begrüßen hätte. Seiner Weisheit würde es anheim zu geben sein, nicht nur eine gerechte Verteilung der Plätze zu ermitteln, sondern auch alle die widerstreitenden Wünsche der Patrone selbst in Betreff des Modus der Anwohnung der Aufführungen befriedigend auszugleichen, nach welcher Seite hin ich den Patronatverein völlig als seinen eigenen Herrn und Festanordner zu betrachten habe.

Während hierüber alles zukünftigen näheren Bestimmungen vorbehalten bleibe, muß ich jedoch sofort den einen Hauptpunkt zur allereingehendsten Beachtung empfehlen, welcher

unserer Unternehmung ihren vorzüglichsten Charakter zu wahren geeignet ist. Ich sagte zuvor: die zu erwartenden Festaufführungen müßten von der Eigenschaft einer Leistung gegen Bezahlung vollkommen frei erhalten werden. Wie schwierig in unserer Zeit es hält, den mit dieser Forderung verbundenen Gedanken rein zu erfassen, zeigt sich in den wiederholt auftauchenden irrigen Ansichten, welche in der Gestalt von Einwürfen und Vorschlägen sich mir kund geben. Muß es mich doch fast dünken, als ob selbst die Wahl des Festortes nur noch von Wenigen begriffen worden sei, obwohl ich ernstlich und deutlich genug ausgesprochen zu haben glaube, welche Erwägungsgründe bei dieser Wahl mich leiteten und bestimmten. Als ein ermutigendes Zeichen der Teilnahme, welche das von mir angekündigte Unternehmen bereits gefunden, durften mir allerdings die an mich gerichteten Einladungen der Magistrate mehrerer bedeutender Badestädte gelten, welche ihre vorzügliche Eigenschaft eines außerordentlich lebhaften Fremdenbesuches im Sommer, sowie einer dieser Frequenz entsprechenden Einrichtung zur Aufnahme von Gästen mir rühmend anempfehlen konnten. Daß gerade die allermeisten dieser Besucher von den Aufführungen unseres Festtheaters gänzlich ausgeschlossen bleiben, und somit den hierfür Zusammenkommenden nur Hindernisse im Betreff ihres gastlichen Unterkommens entstehen müßten, war bei diesen Einladungen nicht in Betracht gefallen. Daß fernerhin der freie Zusammentritt derjenigen energischen Freunde meiner Kunst, welche durch ihre Geldopfer einzig dieses ermöglichen wollen, mein Werk ganz nach meinem Sinne sich vorgeführt zu sehen, so gröblich mißverstanden werden kann, daß man ihn mit einer Assoziation zum Betriebe eines chancengebenden Geschäftes verwechselt, mußte mir aus den an mich gerichteten sonderbaren Ermutigungen erhellen, mit denen mir die Annahme, bald würden die Patronatsscheine mit „Agio“ gekauft werden, eröffnet wurde.

Mögen diese Andeutungen genügen, um meine Freunde auf eine eigentümliche Gefahr aufmerksam zu machen, für deren Abwehr ich auf ihre energische Sorge rechnen können muß. Überlasse ich einerseits den verschiedenen Lokalvereinen die Aufbringung der uns nötigen materiellen Mittel gänzlich nach ihrem Ermessen, und verbleibe ich in diesem Bezuge in der

mir einzig geziemenden ruhigen Erwartung ihrer Erfolge, so muß ich andererseits ihnen auf das Bestimmteste erklären, daß ich diese Erfolge nur als das Ergebnis einer ernstlichen Teilnahme an meinem Schaffen und Wirken entgegennehmen kann. Von einem richtigen und scharfen Blicke nach dieser Seite hin sich leiten zu lassen, möge die wichtigste Obliegenheit der Vorstände der einzelnen Vereine sein, und möge daher keine Rücksicht auf augenblickliche bestechende Resultate sie verleiten, das Patronat an solche zu erteilen, welche selbst von einem uns entgegenstehenden Interesse patronisiert werden. Ich würde demnach gern einem Gesamtausschusse aller Vereine, wie ich ihn zuvor bereits als den eigentlichen Patron der ganzen Unternehmung bezeichnete, die Befugnis zuerteilt wissen, über das oberste Prinzip der Reinerhaltung dieses Unternehmens in dem Sinne zu wachen, daß er zur geeigneten Zeit durch eine Prüfung der Patronatzeichnungen sich davon überzeuge, ob wir wirklich in dem uns einzig gedeihlichen Geleise geblieben seien. —

Nachdem mich die anmutende Stadt Bayreuth auf das Freundlichste für mein Unternehmen begrüßt und im gastlichsten Sinne für unser Theater aufgenommen hat, durfte ich im hilfreichen Vereine treu ergebener sachverständiger Freunde den provisorischen Festbau selbst in Auftrag geben, so daß die Grundsteinlegung desselben, welcher künftigen Herbst bereits unter Dach gebracht sein soll, im nächsten Mai auszuführen sein wird. Es wäre schön, wenn bis dahin der Gedanke eines „Allgemeinen deutschen Wagner-Vereines“ so weit zur Tat geworden wäre, daß ich die Vorstände desselben um diese Zeit nach Bayreuth einladen könnte, um dort, neben den meiner Ansicht nach sehr nötig gewordenen Beratungen, mit mir dieses Vorfest zu begehen, dessen Sinn so Viele noch unverständlich, wunderlich, ja wohl verspottenswert dünken muß, dessen Bedeutung aber, wie sie schon jetzt von meinen hilfreichen Freunden innig erkannt wird, Allen erkennbar sein soll, wenn das Entworfene als Tat vor sie hintritt.

Luzern, 25. Dezember 1871.

Richard Wagner.

B.

Zur Grundsteinlegung.

I.

Ankündigung für den 22. Mai 1872.

Den geehrten Patronen der Bühnenfestspiele in Bayreuth bringe ich zur Kenntnis, daß infolge der mir gemeldeten Zeichnungen, sowie im Vertrauen auf die befriedigenden Ergebnisse der Wirksamkeit der verschiedenen Vereine, ich mich veranlaßt gesehen habe, die Errichtung des für diese Bühnenfestspiele vor allem nötigen provisorischen Theaters in Auftrag zu geben. Hierfür war es erforderlich, in Bayreuth selbst ansässige Gönner meiner Unternehmung zur Übernahme der Verwaltung derselben einzuladen, und ich zeige demnach ferner den geehrten Patronen an, daß dieser am Orte selbst tätige Verwaltungsrat aus folgenden hochgeachteten Personen zusammengesetzt ist:

Bürgermeister Muncker
Bankier Friedrich Feustel
Königl. Advokat Kaefferlein.

Die Herren dieses Verwaltungsrates, welche einerseits für die richtige Verwaltung der Patronatsgelder, über welche sie seiner Zeit Rechenschaft ablegen werden, einstehen, sind somit andererseits zugleich von mir bevollmächtigt, in meinem Namen mit den geehrten Patronen im Sinne der ganzen Unternehmung sich in das erforderliche Einvernehmen zu setzen. An das Bankhaus Friedrich Feustel in Bayreuth mögen demnach auch von jetzt an, als auf dem kürzesten Wege, die Einzahlungen der gezeichneten Patronatsgelder, welche uns ferner zur Kenntnis gelangen werden, stattfinden.

Da andrerseits diesem Verwaltungsrate gegenüber die Interessen der geehrten Patrone mich noch einer besonderen Vertretung wert dünken, lade ich jeden derselben hiermit zugleich ein, sich einem der Wagner-Vereine und zwar für

jeden Patronatschein mit einer Stimme anzuschließen. Die Vereine ersuche ich dann, ihrerseits Bevollmächtigte zu einer Zusammenkunft in Bayreuth am Tage der beabsichtigten Grundsteinlegung des Theatergebäudes, nämlich am 22. Mai d. Js. abzuordnen, wobei zu beachten wäre, daß solche Vereine, welche eine persönliche Abordnung nicht ermöglichen könnten, durch einen andern Verein sich vertreten lassen sollten. Hier würden dann die Interessen der geehrten Patrone im Betreff der ihnen wünschenswerten Benutzung der Zuschauerplätze, von denen ich, außer den ihnen unbedingt zustehenden, noch 500 unentgeltlich zu verteilende zu ihrer wohlmeinenden Verfügung stelle, im Sinne einer Patronat-Kommission beraten, und darüber nach dem Rechte einer Stimme für jeden ganzen Patronatschein beschlossen werden.

Geneigte Erwiderungen auf die voranstehende Mitteilung ersuche ich die geehrten Patrone, sowie die sie vertretenden Vereine, fortan an den eingangs namhaft gemachten Verwaltungsrat, oder an eines seiner Mitglieder in Bayreuth richten zu wollen, wogegen Herr General-Intendant Baron von Loën in Weimar fortfahren wird, sowohl meiner Unternehmung, als den für dieselbe sich Interessierenden, seine tätigste Hilfe zu widmen.

Bayreuth, den 1. Februar 1872. Richard Wagner.

II.

Ankündigung der Aufführung der Neunten Symphonie für den 22. Mai 1872.

Die geehrten Patrone der Bühnenfestspiele in Bayreuth

setze ich davon in Kenntnis, daß die freundliche Zusage vorzüglicher Musiker und Sänger mich in den Stand gesetzt hat, eine ausgezeichnete Aufführung der 9. Symphonie Beethovens mit den Chören „An die Freude“ anzukündigen, welche am Tage der Grundsteinlegung für das provisorische Festtheater am 22. Mai d. Js. in Bayreuth unter meiner Leitung stattfinden soll. Den von Seiten der ersten Künstler unserer ersten Orchester, sowie ausgewählter Sänger vorzüglich be-

währter Gesangvereine mit wärmster Teilnahme mir gemachten Zusicherungen gemäß, kann ich den Gönnern meiner Unternehmung schon für dieses Vorfest eine bedeutende künstlerische Leistung in Aussicht stellen, indem ich sie hiermit zur Beiwohnung derselben einlade.

16. März 1872. Richard Wagner.

III.

Zirkular an die Patrone über ihre Anwesenheit bei der Grundsteinlegung.

[April 1872.]

Der öffentlichen Ankündigung der Grundsteinlegung für das provisorische Festtheater in Bayreuth, und der hiermit verbundenen Einladung zur Anhörung einer vorzüglichen Aufführung der 9. Symphonie Beethovens, welche meinen Gönnern am Tage dieser Grundsteinlegung, den 22. Mai d. Js., zu bieten der warme Eifer ausgezeichneter Musiker und Sänger durch die Zusage ihrer Mitwirkung mir ermöglicht, schließe ich auf diesem privaten Mitteilungswege noch die Aufforderung an jeden der geehrten Patrone meiner großen künstlerischen Unternehmung hinzu, im Falle der Verhinderung an einer persönlichen Beiwohnung der beabsichtigten Feier für dessen Vertretung bei den Beratungen, zu welchen gleichzeitig einzuladen ich mich veranlaßt fühle, Sorge tragen zu wollen.

Jeden der geehrten Patrone, welcher für den kommenden 22. Mai Bayreuth nicht zu besuchen gedenkt, bitte ich daher die ihm für die von mir gewünschte Beratung zustehende Stimme entweder einem anderen Patrone, welcher hierzu einzutreffen gedenkt, oder dem Vorstande eines der Wagner-Vereine zu übertragen. Die geehrten Wagner-Vereine bitte ich hierzu jedenfalls wenigstens von einem Delegierten sich vertreten zu lassen, welcher demnach für jedes der Patronate, das sich sowohl der Verein selbst erworben, als auch von einem außer dem Vereine stehenden Patrone zur Vertretung ihm übergeben sein würde, mit einer Stimme an den Beratungen sich zu beteiligen hätte. Derjenige Verein, welchem

selbst einen Delegierten abzuordnen unmöglich fallen sollte, würde von mir ersucht sein, die ihm zustehenden Stimmen dann einem anderen, zur Beteiligung geneigten Verein zu übertragen, sodaß ich darauf rechnen könnte, am 22. Mai in Bayreuth das gesamte Patronat meiner Festspiele in der bis jetzt von ihm erreichten Stärke vertreten zu sehen.

Im Betreff ihrer Beteiligung am persönlichen Besuche Bayreuths bei dieser Gelegenheit ist es aber unerläßlich, die geehrten Patrone schließlich noch dringend zu ersuchen, ihre hierauf bezügliche günstige Entschließung bis spätestens am 10. Mai an den Verwaltungsrat der Festspiele in Bayreuth schriftlich gelangen zu lassen; und zwar ergeht diese Bitte lediglich im Interesse der nicht unmittelbar patronatberechtigten Mitglieder der Wagner-Vereine, welchen nur dann die bestimmte Anzahl von weiter verfügbaren Zuhörerplätzen bei der Musikaufführung angezeigt werden kann, wenn wir über die Stärke des Besuches der Patrone selbst aufgeklärt sind. Um demnach am 10. Mai bestimmt den W.-V. mitteilen zu können, wie viele Plätze im Sinne von Freiplätzen ihnen zur Verfügung stehen, möge hierdurch festgestellt sein, daß derjenige Patron, der sich bis zu jenem Tage nicht angemeldet hat, am Besuche der Musikaufführung verhindert ist und seinen Platz hierbei zu weiterer Vergebung frei stellt.

April 1872.

IV.

Dank an die Bürger von Bayreuth nach der Grundsteinlegung am 22. Mai 1872.

Im Verlaufe der vergangenen Tage bot sich mir wiederholt die Gelegenheit, den Teilnehmern und Förderern der von mir veranstalteten Kunstfestlichkeit die Gefühle meiner herzlichsten Dankbarkeit mündlich auszusprechen: der ganzen teuren Stadt Bayreuth und allen den Bürgern derselben, deren aufopferndste Hilfstätigkeit wie eine segenvolle Schutzwehr uns alle umfaßte, glaube ich nun auf diesem Wege der Oeffentlichkeit sagen zu können, mit welcher freudigen Rührung ich der genossenen Wohltat ihrer liebevollen Mitwirkung

eingedenk bin. Ich sage im Besonderen meinen innigsten Dank den zahlreichen Familien, welche sich der gastlichen Bewirtung meiner hierher berufenen Freunde widmeten; den geehrten Mitgliedern des Wagner-Vereines, welche als Gast- und Festordner den erfolgreichsten Bemühungen sich unterzogen; dem kräftigen Turnerkorps, den vortrefflichen Militärmusikern, welche selbst unter den härtesten Beschwerden unsre festlichen Zusammenkünfte zu beschützen, wie zu verschönern mit wahrer Aufopferung sich angelegen sein ließen. Nicht minder danke ich der ganzen freundlichen Bevölkerung, welche sich mit zutraulichen Grüßen um uns schaarte, deren gesellige Vereine in ihrem Verkehre meinen künstlerischen Gästen eine erquickende bürgerliche Unterhaltung gewährten, deren Behörden durch die ermüdendsten Arbeiten jedes Gelingen der ungemeinen Unternehmung vorbereiteten, wie ich in ihren ersten Vorstehern von Anfang herein die hingebenden Freunde gefunden hatte, denen jeder Dank, wollte ich ihn hier noch aussprechen, zu schwach dünken müßte gegen das notwendig ihnen eigene edle Bewußtsein, durch ihre Freundschaft alles, was uns gelingen sollte, eben erst ermöglicht zu haben.

So begrüße ich aus vollem Herzen das liebliche Bayreuth, in welchem ich zu tiefster innerer Befriedigung den lang ersehnten heimatlichen Ruhesitz für mich und die mir Teuersten gewonnen zu haben hoffen darf; und so erfasse ich das Gelingen der letzten schönen Tage als die günstige Vorbedeutung dafür, daß mein ferneres Verweilen in dieser Stadt ihr zu einem edlen Ruhme, so wie mir zu dauernder Beglückung gereichen werde.

Bayreuth
24ten Mai 1872.

Richard Wagner.

V.

Bruchstück einer Danksagung.

[Juni 1872.]

Wie es mir unmöglich war, jedem einzelnen Gliede des herrlichen Vereines künstlerischer Kräfte, welcher sich in jenen glücklichen Mai-Tagen zur Feier unseres großen Beethoven

aus mancher Ferne um mich scharte, beim Abschiede meine Hand zum Dank zu reichen, so erliege ich auch jetzt der Schwierigkeit, in dem gewünschten Sinne nach jeder Richtung hin selbst schriftlich diesen Abschiedsgruß zu vermitteln. So erwähle ich diesen Weg der allgemeinen Öffentlichkeit, welchen ich für meinen Aufruf umgehen konnte, um an jeden der vortrefflichen Künstler und Kunstbeflissenen, die nun an ihren heimatlichen Herd zurückgekehrt sind, mein dankerfülltes Lebewohl gelangen zu lassen.

Ich danke den hochbefreundeten Sängern und Musikern, welche von Norden und Süden, Osten und Westen, von Berlin bis Wien, von Pest bis Mannheim, meiner schlichten Einladung zu einer edlen Kunstfeier folgten und hier sich versammelten; ich danke den werten Führern der einzelnen Festzüge, den ausgezeichneten Pflegern des ernsten Chorgesanges in Berlin, Leipzig und Magdeburg, den künstlerischen Vorständen der Orchester von — —

C.

Zum ersten Festspiel von 1876.

I.

An die Patrone der Bühnenfestspiele in Bayreuth.

[September 1873.]

Obgleich, wie dies aus naheliegenden Gründen zu vermuten stand, die Anmeldungen zu einem Besuche des Bühnenfestspielhauses nicht zahlreich genug erfolgt sind, um der von mir gewünschten Versammlung den Charakter einer vollständigen Vertretung des gesamten Patronates zusichern zu können, nehme ich dennoch die mir gemachten Zusagen dankbar an, und erwarte demzufolge am 31. Oktober d. Js. in Bayreuth diejenigen werten Gäste, welche als Patrone oder Delegierte von Vereinen ihren Besuch mir angekündigt haben.

Jedenfalls steht es anzunehmen, daß ich bei dieser Gelegenheit den eifrigsten Freunden meiner Unternehmung, sowie den Vertretern solcher Freunde mich gegenüber befinden werde, deren Beratung unmöglich ohne Nutzen für den Fortgang des Begonnenen sein kann.

Somit heiße ich, an der Seite des geehrten Verwaltungsrates die am genannten Tage hier erwarteten werten Gäste im Voraus willkommen.

Ein Anschlag am hiesigen Bahnhofsgebäude möge den Ankommenden sofort die Stunde und den Ort der nächsten Versammlung melden.

Bayreuth, 15. September 1873. Richard Wagner.

II.

Einladungs-Schreiben an die Sänger für Proben und Aufführungen des Bühnenfestspiels „Der Ring des Nibelungen.“

[20. Januar 1875.]

Wie Ihnen dies aus meinem, für mich so erfreulichen, persönlichen Verkehr mit Ihnen bekannt geworden ist, wünsche ich Ihre Mitwirkung zur Ausführung meines Vorhabens, unter gänzlich ausnahmsweisen Verhältnissen eine dreimalige Aufführung meines vierteiligen Festspieles, betitelt „Der Ring des Nibelungen“ stattfinden zu lassen. Ich glaube, daß die Verwirklichung meiner Absicht, wie sie eines Teiles an eine außerordentliche Teilnahme vermögender Freunde und Gönner meiner Kunst gebunden war, anderen Teiles nur durch den herzlichen und kräftigen Willen der vorzüglichen Künstler selbst, um deren Mitwirkung ich mich beworben habe, zu ermöglichen sein kann, da die Teilnahme meiner Patrone nur einem Unternehmen gelten durfte und sollte, bei welchem jeder Gedanke an eine Gewinn bringende Spekulation ausgeschlossen war. Somit ersehen Sie sich, vielleicht zum ersten Male in Ihrem Künstlerleben, dazu berufen, lediglich und einzig der Erreichung eines idealen Kunstzweckes Ihre Kräfte zu widmen, nämlich: dem deutschen Publikum zu zeigen, was

der Deutsche auf dem eigensten Gebiete auch seiner theatralischen Kunst vermag, und hiermit dem Auslande, von dessen Abfällen wir bisher zum großen Teile lebten, unsererseits etwas ihm Unnachahmliches vorzuführen.

Gestatten Sie mir nun, auch Ihnen persönlich die Verpflichtungen zu bezeichnen, welche Sie, in der einzig von mir angenommenen Voraussetzung, übernehmen würden, sobald Sie, um was ich Sie herzlich bitte, die schließliche Zusage Ihrer Mitwirkung mir erteilen. Sie werden diese Verpflichtungen sich selbst am Genauesten vorschreiben können, wenn ich Ihnen den für die Vorbereitungen und die Aufführungen von mir am zweckdienlichsten erkannten Plan mitteile, welchem angemessen Sie, je nach der von Ihnen übernommenen Partie, Ihre Mitwirkung, namentlich die hierauf zu verwendende Zeit betreffend, sich zugeteilt ersehen werden.

Vom ersten Juli bis ersten August dieses Jahres 1875 sollen in Bayreuth die ersten vorbereitenden Proben stattfinden: von dieser Zeit soll

> die erste Woche des Juli auf Proben am
> Klavier für „das Rheingold“
> die zweite Woche ebenso für „die Walküre“
> die dritte für „Siegfried“
> die vierte für „Götterdämmerung“

verwendet werden.

Vom ersten bis fünfzehnten August sollen dieselben Proben in gedrängter Aufeinanderfolge, mit Hinzuziehung des vollständigen Orchesters wiederholt werden, und zwar zum Zwecke einer ersten Bekanntmachung der Musiker mit ihrer Aufgabe, sowie der Verdeutlichung des musikalischen Ensembles für die hierbei anwesenden Sänger.

Die dritte Woche des August soll außerdem bereits zur Prüfung und Feststellung schwieriger szenischer Evolutionen, unter Anleitung des Maschinisten und Dekorationsmalers, bei notwendiger Mitwirkung der hierbei beteiligten Darsteller verwendet werden.

Nach diesen, im laufenden Jahre 1875 bewerkstelligten Vorbereitungen, sollen die Monate Juni und Juli des nächsten Jahres 1876 den vollständigen Hauptproben des ganzen Werkes gewidmet werden. Hierunter verstehe ich, daß, mit

Vermeidung jeder Ueberanstrengung und Ermüdung, Tag für Tag mit Orchester und vollständiger Szenerie, die einzelnen Teile in der Weise durchprobiert werden sollen, daß in der Zeit vom ersten Juni bis zum fünfzehnten Juli aufeinanderfolgend „das Rheingold", „die Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung", vom fünfzehnten bis dreißigsten Juli aber, je nach Bedürfnis, alle vier Stücke zur Probe gelangen.

In der ersten Woche des August 1876 soll dann die erste Aufführung des ganzen Werkes in folgender Weise stattfinden:

Sonntag: Abends um 7 Uhr Beginn der Aufführung von „Rheingold";

Montag: Nachmittag 4 Uhr „die Walküre", erster Akt; um 6 Uhr zweiter; um 8 Uhr dritter Akt. (Die großen Zwischenpausen sollen, wie zu neuer Sammelung des Publikums in einer angenehmen Oeffentlichkeit der Umgebung des Theaters, so gleichfalls zur Erholung für die ausführenden Künstler, in hierzu vorbereiteten, ihren Ankleideräumen unmittelbar nahegelegenen und verdeckten Gartenräumen verwendet werden.)

Dienstag: in gleicher Weise von Nachmittag 4 Uhr beginnend „Siegfried".

Mittwoch: ebenso: „Götterdämmerung".

Ganz in derselben Weise soll dann in der zweiten Woche des August die erste, und in der dritten Woche die zweite Wiederholung der Gesamtaufführung vor sich gehen.

Wenn ich Ihnen hiermit diesen Aufführungsplan vorzeichne, verfahre ich gemäß der genauen Kenntnis der Schwierigkeiten meines Unternehmens, sowie andrerseits der Leistungsfähigkeit unserer künstlerischen Kräfte, sobald im Betreff ihrer Mitwirkung eine unbedingte Willigkeit anzunehmen erlaubt ist. Nur in der Voraussetzung dieser letzteren, wie ich Ihnen dieses zuvor sagte, unternehme ich mein Werk und hoffe auf dessen Gelingen.

Wollen Sie nun durch eine bindende Zusage Ihrerseits mich in den Stand setzen, Sie als zur Mitwirkung bei der Aufführung meines Bühnenfestspieles gewonnen betrachten zu können, und hiermit zugleich mir anzuzeigen, ob, und von

welcher Höhe Sie eine Entschädigung hierfür in Anspruch nehmen. Aus der oben Ihnen gegebenen Bezeichnung der von mir zu den Patronen der Unternehmung eingenommenen Stellung erkennen Sie, daß für jeden Mitwirkenden der Gedanke an einen Gewinn ausgeschlossen sein, ja sogar Opferwilligkeit durchgängig vorausgesetzt werden muß. Dennoch bin ich darauf bedacht gewesen, in den Fällen, wo das Opfer unerträglich sein würde, die nötigen Entschädigungen für Ihre Mitwirkung bereit zu halten, und es wird mir namentlich durch die bereits mir kundgegebene großmütige Verzichtung auf jede Entschädigung von Seiten einiger ausgezeichneter Künstler, möglich werden, in diesem Punkte so verfahren zu können, daß keine der von mir in das Auge gefaßten künstlerischen Kräfte aus dem Grunde unüberwindlicher materieller Schwierigkeiten ihre Mitwirkung mir wird versagen müssen.

In diesem Sinne erwarte ich nun Ihre geneigte Erklärung, um zu wissen, daß ich Sie Denjenigen beizuzählen habe, welche durch freiwillige Verpflichtung sich, für den Zweck der Verwirklichung eines noch nie zuvor entworfenen künstlerischen Ideales, zu einem wahrhaft genossenschaftlichen Vereine von wertvollster Bedeutung verbinden.

Bayreuth R. W.
15. Januar 1875.

III.

An die Orchester-Mitglieder.

[Januar 1875.]

Indem ich Sie hierdurch zur Mitwirkung im Orchester meiner in Bayreuth zu veranstaltenden Bühnenfestspiele einlade, setze ich, als durch vorangehende Vermittelung Ihnen zur Kenntnis gebracht, voraus, daß Sie die Bedingungen kennen, unter welchen die Annahme Ihrer Mitwirkung meinerseits einzig möglich sein kann.

Demnach wissen Sie, daß ich die Bildung eines so außerordentlichen Orchesters, wie ich es bedarf, nur unternehmen konnte, wenn ich auf die vorzüglichsten Kräfte derjenigen

deutschen Hoforchester rechnete, welche im Sommer einen größeren Urlaub genießen. Hierbei leitete mich nicht nur die Annahme, bei diesen ausgewähltesten Musikern die kräftigste künstlerisch-moralische Unterstützung zu finden, insofern das vollständige Gelingen des Werkes zu ihrer eigenen Ehrensache gemacht würde; sondern mich bestimmte auch die notwendige Rücksicht auf die ungemeinen ökonomischen Schwierigkeiten meiner Unternehmung zu der Wahl solcher Künstler, welche in einem der gut dotierten Hoforchester auch während des Urlaubes ihren Gehalt fortbeziehen, weil ich dann voraussetzen durfte, es werde sich hier nur noch um die Entschädigung für Reise und Aufenthalt an fremden Orte, nicht aber um einen wirklichen Gehalt handeln dürfen. In dieser Annahme, somit nicht als Bezahlung Ihrer künstlerischen Leistungen, welche ich als gänzlich unvergütet meinem Werke gewidmet betrachte, sondern lediglich als Entschädigung für den vermehrten Aufwand Ihrer Lebensweise betrachtet, biete ich Ihnen aus dem Fonds der Patrone meiner Bühnenfestspiele, aus welchem nicht der mindeste Gewinn für irgend einen der Beteiligten fließen wird, eine monatliche Aufenthaltsentschädigung von 60 Talern, hierzu ein Ihnen freistehendes Wohnungs-Unterkommen in einem bürgerlichen Hause, sowie die Erstattung des Preises eines Fahrbilletes der Eisenbahn II. Klasse für Ihre Her- und Zurückreise.

Wenn diese Bestimmungen für die vollen drei Monate Juni, Juli und August des nächsten Jahres 1876, in welchem die Hauptproben und Aufführungen stattfinden sollen, gelten, so sei hiergegen festgesetzt, daß für die zwei ersten Wochen des Monats August d. Js. 1875, in welchen die nötigen Vorproben bereits abgehalten werden müssen, Ihnen Aufenthalt und Reise zusammen mit .... Talern vergütet werden soll.

Hiernach erwarte ich Ihr Eintreffen in Bayreuth mit spätestens 1. August d: Js. vormittags, um über Ihre geehrte Mitwirkung bei den vollständigen Orchesterproben bis 15. August verfügen zu können. Den beigefügten Revers ersuche ich Sie bis spätestens 1. Juni d. Js. von Ihnen unterzeichnet, an mich zurücksenden zu wollen, wogegen ich annehme, daß Sie, falls ich an diesem Tage Ihre Unterschrift noch nicht erhalten hätte, Ihre Mitwirkung mir versagen, worauf ich dann ander-

weitig mich zu ergänzen haben würde. Zugleich diene dieser Revers dazu, unsererseits im Voraus über das Ihnen zugeteilte Wohnungsunterkommen die in diesem Falle gewünschte Auskunft rechtzeitig Ihnen zu erteilen.

Ich unterlasse bei dieser formellen Einladung die Aussprache über die Bedeutung Ihrer von mir hochgeschätzten Beteiligung an der Ausführung meines Werkes, welche ich am liebsten in herzlichen lauten Worten in der Stunde unserer ersten Vereinigung an Sie zu richten mir vorbehalte. Doch begrüße ich Sie im Voraus in dankbarster Anerkennung Ihrer mich so hochehrenden Bereitwilligkeit, meinem Unternehmen als echte Kunstgenossen förderlich sein zu wollen.

Hochachtungsvollst!

R. W.

IV.

Revers.

Ich erkläre hiermit, die Verpflichtung übernommen zu haben, vom 1. Juni bis zum 29. August des nächsten Jahres 1876 gegen die Zusicherung einer Aufenthaltsentschädigung von 60 Talern für jeden der 3 Monate, ferner eines freien Wohnungsunterkommens, sowie der Erstattung der Kosten eines Eisenbahnfahrbilletes II. Klasse von .... nach Bayreuth und von da zurück nach ...., mich zur Mitwirkung im Orchester als .... für alle Proben und Aufführungen des Bühnenfestspieles „Der Ring des Nibelungen" pünktlich einzufinden, außerdem auch bereits in gleicher Weise, gegen die Zusicherung einer die Aufenthalts- und Reise-Entschädigung zusammenfassenden Vergütung von .... Talern, vom 1. bis 15. August d. Js. 1875 zu den vorbereitenden Proben in Bayreuth mich einzustellen.

Name ....

Genaue Adresse ....

Herrn Richard Wagner in Bayreuth.

V.

Ankündigung der Festspiele für 1876.

[28. August 1875.]

Das Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen"

soll nun bestimmt im Sommer des Jahres 1876 in dem besonders hierfür erbauten Theater zu Bayreuth aufgeführt werden. Die drei, den Patronen meiner Unternehmung versprochenen Aufführungen des ganzen Werkes werden an folgenden Tagen stattfinden:

Erste Aufführung:

Sonntag, 13. August: das Rheingold,
Montag, 14. „ die Walküre,
Dienstag, 15. „ Siegfried,
Mittwoch, 16. „ Götterdämmerung.

Zweite Aufführung:

Sonntag, 20. August: das Rheingold,
Montag, 21. „ die Walküre,
Dienstag, 22. „ Siegfried,
Mittwoch, 23. „ Götterdämmerung.

Dritte Aufführung:

Sonntag, 27. August: das Rheingold,
Montag, 28. „ die Walküre,
Dienstag, 29. „ Siegfried,
Mittwoch, 30. „ Götterdämmerung.

Die Berechtigung zu dieser bestimmten Ankündigung ist mir hauptsächlich durch die Ergebenheit und den aufopferungsvollen Eifer der von mir berufenen ausgezeichneten Künstler erteilt, welche damit, daß durch ihre Mitwirkung die diesjährigen Vorproben, unter Einhaltung der größten Pünktlichkeit in allen Zusagen, zu einem unerhörten Gelingen abgeschlossen werden konnten, mir jene Berechtigung verliehen. Fühle ich mich durch die innige Teilnehmung meiner künstlerischen Genossen, welche ohne jedes Honorar, ja meistens selbst ohne jede Entschädigung wirklicher Opfer ihre edelsten

Leistungen mir zur Verfügung stellten, einzig und wahrhaft gestützt, so glaube ich nun auch der Anteilnahme von außen, soweit sie zur geschäftlichen Durchführung meiner, jeden Gewinn ausschließenden Unternehmung angesprochen werden mußte, vertrauensvoll entgegensehen zu können. Denn auch diesen Erfolg vermeine ich nun dem über alles Lob erhabenen, von jedem Bedenken freien Eifer meiner künstlerischen Genossen verdanken zu dürfen, daß das anderseits unablässig und oft schamlos erweckte, wie genährte Mißtrauen des deutschen Publikums gegen den Charakter einer Unternehmung, welche nur durch Aufopferung von seiten jedes daran Beteiligten durchzuführen war, verschwinden werde.

Demnach lade ich hiermit nochmals zur Förderung dieses Unternehmens ein, welcher Förderung ich, getreu meinem ursprünglichen Gedanken, jedoch nur durch Anmeldung zur Teilnahme am Patronate, unter den nachstehends wiederholt bekannt gemachten Bedingungen, entgegensehe; wogegen ich bei der Ansicht verharre, unvermögenderen Künstlern und Kunstverwandten gänzlich freien Zutritt zu den Aufführungen zu gewähren, dem bloß Neugierigen, an der Förderung des Unternehmens Unbeteiligten aber, selbst gegen noch so hohe Bezahlungsanerbietungen für ein Entree etwa zu dieser oder jener Vorstellung, das Bühnenfesttheater verschlossen zu halten.

Bayreuth, 28. August 1875. Richard Wagner.

VI.

Über Bewerbungen zu den Festspielen.

[Oktober 1875.]

Seit meiner letzten Ankündigung in diesem Betreff kommen mir häufig Bewerbungen für nächstes Jahr zu, welche ich nicht sämtlich beantworten, sondern nur notieren lassen kann. Am rätlichsten wäre es, jene geneigten Bewerber schlössen sich bestehenden und steuernden Wagner-Vereinen an, weil diesen, welche immerhin nach Kräften etwas für die Sache taten, bei der Verteilung von Freiplätzen jedenfalls die erste Beachtung zuzuwenden sein würde. Als besonders tätig emp-

fehle ich für Anmeldungen in diesem Sinne den Mannheimer Wagner-Verein, sowie für geschäftliche Besorgung gut geeignet den Wagner-Verein in Bayreuth selbst.

4. Oktober 1875. Richard Wagner.

VII.

An die Künstler.

[November 1875.]

Der unbedenkliche Eifer der künstlerischen Genossen meines Werkes, sowie der herrliche Erfolg ihrer Leistungen, welcher sich in den Vorproben dieses vergangenen Sommers herausgestellt, hat mir den vertrauensvollen Mut zur schließlichen bestimmten Ankündigung der Aufführung der Bühnenfestspiele in Bayreuth, im Sommer des nun bald anzutretenden Jahres 1876, gegeben.

Es bedurfte nur dieses Entschlusses, um mich auch des äußeren Anteiles an unserer so hervorragenden Unternehmung zu versichern: wir dürfen diese als nach jeder Seite hin einem günstigen Ausgange zugeleitet betrachten.

Demzufolge übersende ich Ihnen schon heute den genau ausgearbeiteten Probenplan, wie ich ihn für das Gelingen unserer Studien am zweckmäßigsten angeordnet zu haben glaube und demgemäß auch pünktlich auszuführen mir vornehme, wohl vorausgesetzt, daß meine künstlerischen Genossen durch gleiche Pünktlichkeit ihrer Mitwirkung mich dafür imstande erhalten.

Eine nähere Prüfung des hiermit Ihnen vorgelegten Probenplanes wird Sie genau davon in Kenntnis setzen, für welche Zeit, und welche Tage ich auf Ihre Anwesenheit und Mitwirkung rechne. Im allgemeinen habe ich infolge Ihrer freundlichen Erwiderung meines vorangegangenen Einladungszirkulares vom Januar d. J., Ihre Mitwirkung zu den Hauptproben und Aufführungen, welche die Zeit vom 1. Juni bis zum letzten August 1876 in Anspruch nehmen werden, als mir bereits zugesagt zu betrachten.

Die Verteilung der Proben wird Ihnen jedoch gestatten, in besonderen Fällen über die freie Zeit, in welcher Sie hier-

bei nicht beschäftigt wären, zu Ihren anderweitigen persönlichen Zwecken zu verfügen, demgemäß Sie etwa Ihre Einrichtung für Gastspiele usw. mit guter Muße alsbald jetzt schon treffen könnten. In den Fällen, wo die Gewährung besonderer Beurlaubungen Ihnen Schwierigkeiten bereiten sollte, erbiete ich mich, durch angelegentliche Bewerbung darum auch meinerseits bei den betreffenden Behörden Sie zu unterstützen.

In bezug auf die materiellen Entschädigungen Ihrer für so lange mir gewidmeten Zeit, komme ich schließlich nochmals auf das in meinem ersten Einladungsschreiben Ihnen Gesagte zurück, und verbleibe dabei, daß ich für die Vergütung unerträglicher Opfer und Einbußen zu sorgen habe, da ich es als das Unerläßlichste erachte, die von mir erwählten Künstler der Genossenschaft zur Ausführung meines Werkes erhalten zu wissen. Da ich sie, als die allerwichtigsten Gewährleister des Gelingens meiner Unternehmung, mit Recht zu den Patronen derselben zähle, sollen auch ihnen die Rechnungen und Bücher meines Verwaltungsrates vorgelegt werden, um aus ihnen sie ersehen zu lassen, daß von keiner Seite der mindeste Gewinn, allermeistens aber aufopferungsvolle Bemühung und Mitarbeit in Anspruch genommen war.

So möge denn auch durch Ihre liebevolle, nur dem Gelingen des Werkes zugewendete Teilnahme und Mitwirkung eine künstlerische Tat zu Tage treten, wie sie keine der heutigen Autoritäten, sondern nur eine freie Vereinigung wahrhaft Berufener der Welt vorführen konnte! —

Auf ein frohes Wiedersehen!

Bayreuth, 1. November 1875.

VIII.

An die Orchestermitglieder.

(Einladung.)

[April 1876.]

Geehrter Herr!

Infolge der zwischen uns bestehenden Übereinkunft, welche mir Ihre geschätzte Mitwirkung im Orchester der Bayreuther

Bühnenfestspiele für die diesjährigen Proben und Aufführungen zusichert, erlaube ich mir Ihnen hiermit noch den ausführlichen Probenplan zuzustellen, welchen Sie gefälligst für Ihren Aufenthalt in Bayreuth zu Ihrer genauen Orientierung benützen wollen.

Da Sie aus diesem Plane ersehen werden, daß ich Ihre Anwesenheit für die volle Zeit dreier Monate in Anspruch nehme, demnach auf Ihr Eintreffen schon am 31. Mai, sowie auf Ihr Verbleiben bis zur Nacht des 30. August rechne, halte ich es für nötig, hiergegen etwa aufkommende Schwierigkeiten durch anderweitige Verpflichtungen von Ihnen beizeiten zur Kenntnis zu erhalten, damit ich mich im besonderen durch Fürsprache bei Ihren geehrten Behörden um die Lösung der bestehenden Schwierigkeiten verwenden kann.

Mit der Bitte, auf diese meine letzte Mitteilung an Sie mir noch ein bestätigendes Wort zukommen lassen zu wollen, grüße ich Sie kunstgenossenschaftlichst als Ihr

hochachtungsvoll
ergebener
Bayreuth, den 6. April 1876. R. W.

IX.

An die Sänger.

(Einladung.)

[April 1876.]

Nach der von mir erlassenen bestimmten Ankündigung der diesjährigen Aufführungen meines Bühnenfestspiels in Bayreuth, dünkt es mich unerläßlich, mich Ihrer Mitwirkung, sowie namentlich auch Ihres, dem Ihnen mitgeteilten Probenplane entsprechenden, pünktlichen Eintreffens, durch eine bündige Erklärung Ihrerseits, wie ich sie mit dem angeschlossenen Revers zur Ausfüllung und Unterzeichnung vorlege, zu versichern.

Auch die Ihnen nötig erscheinenden Entschädigungsforderungen bitte ich, nach der mir von Ihnen vorlängst empfohlenen Annahme, schriftlich mir noch einmal deutlich anzugeben, und hierbei anzunehmen, daß, wenn dieselben die Höhe

der vorjährigen nicht übersteigen, es keine weiteren Verhandlungen in diesem Betreff erst noch von Ihnen zu erwarten bedarf. Dagegen würden Sie schon jetzt, meinen gewiß nicht unberechtigten Annahmen nach, sich einer reichlicheren Entschädigung auch für die in diesem Jahre mir zu bringenden Opfer versichern, wenn Sie Ihre gleiche Mitwirkung bei den von mir beabsichtigten Wiederholungen der Bühnenfestspiele in den beiden nächsten Jahren 1877 und 78 mir zusagen wollen, weil Sie alsdann mir nur jedesmal vier Wochen zu schenken hätten, dafür ich aber die ganze Einnahme der jedesmaligen drei Aufführungen, nach Abzug der eigentlichen Tages- — nicht mehr der Herstellungskosten, einzig den Mitwirkenden und Darstellenden zuzuwenden imstande sein werde.

Alles wird gelingen und zu Gutem führen, wenn wir dieses erste Mal das ungeheure Werk nur im richtigen Sinne zu Tage fördern: dies erreichen wir sicher durch pünktlichste Durchführung meines Planes für die Proben, von denen allerdings keine ausfallen, sowie kein Beteiligter von ihnen fortbleiben darf.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

Bayreuth, 9. April 1876. R. W.

Revers.

[9. April 1876.]

Ich verpflichte mich, zu jeder der auf dem mir mitgeteilten Probeplane angesetzten Proben, sowie Aufführungen der diesjährigen Bühnenfestspiele, bei welchen ich eine Mitwirkung übernommen habe, mich einzufinden.

Als Entschädigung für meinen Aufenthalt während der zu den Proben und Aufführungen nötigen Zeit verlange ich

täglich .... oder für die ganze Zeit ....

wogegen ich voraussetze, an den Vorteilen, welche die Festspiele in den Jahren 1877 und 1878 dem ausführenden Personale bieten werden, bei gleichmäßiger Mitwirkung wie in diesem Jahre, rechtlichen Anteil zu haben.

Name..............................

X.

Für die Patrone.

(Besuchsbestimmungen.)

[18. April 1876.]

Zu den am 13. 14. 15. 16., dann am 20. 21. 22. 23., sowie schließlich am 27. 28. 29. und 30. August dieses Jahres in Bayreuth stattfindenden Aufführungen

des Bühnenfestspieles:
Der Ring des Nibelungen,

kann nur demjenigen, welcher sich unter dem Titel eines Patrones, somit mindestens durch Lösung einer Patronatskarte für eine Serie der drei Aufführungen, das Recht hierzu erworben hat, der Zutritt offen stehen; wogegen die Zahl der verfügbaren Freiplätze für die diesjährigen Aufführungen notgedrungenermaßen stark herabgesetzt, und die in der ursprünglichen Absicht gelegene Vergünstigung eines gleichen Zutrittes für Unbemittelte erst für die nächstjährigen Aufführungen vorbehalten werden mußte. Die nächsten Ansprüche auf einen freien Eintritt können daher für jetzt, außer den durch aufopferungsvolle Mitwirkung bei den Aufführungen selbst Beteiligten, nur solchen bewahrt werden, welche, namentlich durch Beisteuern in den Wagner-Vereinen, auch von außen dem Unternehmen förderlich waren, und es ist daher für das Erste den wahrhaft produktiven Vereinen selbst anheimgestellt, zu Gunsten solcher Mitglieder, welche bei der Verlosung der erworbenen Patronatscheine vom Zufalle unbedacht blieben, über Freiplätze zu verfügen, worüber sie ihre Vorschläge an den Verwaltungsrat der Bühnenfestspiele gelangen zu lassen gebeten sind.

Der Zutritt zu den Proben, welchen Namen sie haben mögen, bleibt, außer wenn die gesamte Genossenschaft der Ausführenden die Anwohnung einzelner Proben als Angehörigen oder Sachvertrauten besonders zugestehen will, jedem bei der Aufführung nicht Beteiligten durchweg ungestattet, und es wird dies, als Beantwortung vielfacher Anfragen, hiermit zur ausdrücklichen Anzeige gebracht, um Enttäuschungen bei vorzeitigem Eintreffen in Bayreuth vorzubeugen.

Bayreuth, 18. April 1876. Richard Wagner.

XI.

Über den Hervorruf.

Die geehrten Patrone der Bühnenfestspiele mögen es weder den Darstellern noch dem Autor verargen, wenn sie den ihnen gespendeten höchst erfreulichen Beifallsbezeigungen nicht durch Hervortreten auf der Bühne dankend entsprechen, zu welcher Enthaltung sie sich vereinigt haben, um vor den Augen des Publikums einzig in den Rahmen des von ihnen vorgeführten Kunstwerkes sich eingeschlossen zu erhalten.

XII.

Über den Gebrauch des Textbuches.

Um die richtige Wirkung des szenischen Bildes zu gewinnen, muß die Beleuchtung des Zuschauerraumes notwendig soweit vermindert werden, daß während des Aktes das Textbuch unmöglich nachzulesen sein kann. Es wird daher, sobald der Deutlichkeit der dramatischen Aufführung noch mißtraut werden sollte, geraten, sich entweder vor der Aufführung mit dem ganzen Textbuche, oder zwischen den Aufzügen mit den Teilen desselben bekannt zu machen.

XIII.

Letzte Bitte
an meine lieben Genossen!

!Deutlichkeit!

Die großen Noten kommen von selbst; die kleinen Noten und ihr Text sind die Hauptsache.

Nie dem Publikum etwas sagen, sondern immer dem Anderen; in Selbstgesprächen nach unten oder nach oben blickend, nie gerad' aus.

Letzter Wunsch:

Bleibt mir gut, ihr Lieben!

Bayreuth, 13. August 1876. Richard Wagner.

XIV.

(Für das Orchester.)

Nicht präludieren. Piano pianissimo — dann gelingt alles.

XV.

Ansprache nach Schluß der „Götterdämmerung".

[17. August 1876.]

Ihrer Gunst und den grenzenlosen Bemühungen der Mitwirkenden, meiner Künstler, verdanken Sie diese Tat. Was ich Ihnen noch zu sagen hätte, ließe sich in wenige Worte, in ein Axiom zusammenfassen. Sie haben jetzt gesehen, was wir *können*; nun ist es an Ihnen, zu *wollen*. Und wenn *Sie wollen, so haben wir eine Kunst!*

XVI.

Abschiedswort an die Künstler.

[30. August 1876.]

Ich wünsche von meinen geehrten Freunden, den Darstellern meiner Bühnenfestspiele, wie zu gleicher Zeit von den Patronen und Förderern derselben am Schlusse der Aufführungen in einer der Außerordentlichkeit des Ganzen entsprechenden Weise Abschied zu nehmen. Die am letzten Abend unbeschäftigten Mitglieder der Genossenschaft habe ich demnach zu ersuchen, der Erfüllung meines Wunsches das Opfer zu bringen, noch einmal hierbei sich in das Kostüm ihrer Rolle zu begeben, um hiermit sowohl gegen die Darsteller der Götterdämmerung nicht störend abzustechen, als auch — vielleicht nur mir selbst — noch einmal den Überblick der ungemeinen ganzen Leistung zu geben.

D.

Zum zweiten Festpiel von 1882.

I.

An die geehrten Vorstände der noch bestehenden lokalen Wagner-Vereine.

[Januar 1878.]

Aus meiner Erklärung an die Vertreter des Bayreuther Patronat-Vereines werden Sie aufs deutlichste den gegenwärtigen Stand meiner künstlerischen Angelegenheit ersehen und sicherlich gleichfalls verständnisvoll erkannt haben, daß es nun vor allem eine lebhaftere und allgemeinere Teilnahme für dieselbe durch direkte Mithilfe aller mir bereits befreundeten Kräfte anzuregen und zu verbreiten gilt. In diesem wichtigen Augenblicke einer neuen, von den Verhältnissen mir auferlegten Wendung meiner, doch immer nur auf jenes selbe Ihnen bekannte Ziel gerichteten Bestrebungen erinnere ich mich mit Vertrauen auch wieder jener einzelnen meiner Kunst tätig zugewandten Vereinigungen, welche vor Jahren unter den größten Schwierigkeiten um die Ermöglichung des ersten Bühnenfestspiels in Bayreuth sich eifrig bemüht hatten und, nach dem künstlerischen Gelingen dieses Unternehmens zum Teil wieder neu gebildet, es sich haben angelegen sein lassen, bisweilen mit großen Mühen, Kosten und Verlusten, eine ernstere Bekanntschaft mit meiner Kunst in ihren Städten zu fördern. Muß ich nun derartige freundschaftliche Bemühungen zu Gunsten meines persönlichen Schaffens als ein sehr erfreuliches Zeichen einer tieferen Wirkung desselben auf einen Teil des Publikums anerkennen, so kann ich doch nicht umhin, zu bedauern, daß es bisher nicht gelungen zu sein scheint, in gleichem Maße das tätige Interesse jener besonderen Vereinigungen auch meinem großen, über jede persönliche Bedeutung hinausreichenden Plane für die Ausbildung eines wahrhaft deutschen Stiles zuzuwenden, wofür sich der allgemeine Bayreuther Patronat-Verein gebildet hatte. Finde ich

mich daher jetzt in der Lage, diesen Plan, gerade um ihn in seinen wesentlichen Gedanken und Zielen noch festhalten und weiter verfolgen zu können, auf die aus meiner Erklärung zu ersehende Weise vorläufig umzuändern, so erkenne ich es eben auch als unumgängliche Notwendigkeit: nunmehr eine sehr ernstliche Frage an eine jede solcher Vereinigungen zu richten, welche meinen Namen tragen und ausdrücklich zur Förderung meiner Kunstbestrebungen sich gebildet haben. Ich muß, indem ich den neugewählten Weg beschreite, mich genau dessen versichert sehen: was diese Vereine für Bayreuth, als den Mittel- und Zielpunkt aller für mich teilnahmvoll in Bewegung gesetzten Kräfte, und für alles, was dieser Begriff mir Wichtigstes und Wertvollstes einschließt, und was davon zunächst mich erreichbar dünkt, hilfsam zu leisten fähig und entschlossen sind?

Ohne ein Aufgeben lokaler Selbständigkeit, die in manchen Fällen sich als berechtigt erwiesen, als unbedingte Forderung aufstellen zu wollen, frage ich Sie erstens: ob der Verein, dem Sie vorstehn, sich etwa in der erwünschten Lage befindet, völlig an den Bayreuther Patronat-Verein als Zweigverein sich anschließen, d. h. die Jahresbeiträge seiner Mitglieder auf die hier festgesetzte Summe (15 Mark) normiert, nach Bayreuth abliefern zu können? — Scheint Ihnen aber der Anschluß an den Patronat-Verein nach wie vor unmöglich, so frage ich Sie zweitens: wird Ihr Verein wenigstens aus einem etwaigen, durch weise Beschränkung leicht zu erzielenden Überschusse seiner Einnahmen eine gewisse Anzahl von Mitgliedschaftsbeiträgen für den Patronat-Verein aufbringen können, und im übrigen sich verpflichten, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften für die Vermehrung der Mitgliederzahl und des „eisernen Fonds" des Patronat-Vereins zu wirken, dies mit vollem Ernst als eigene Angelegenheit zu betreiben und zugleich jedem seiner Mitglieder zur Aufgabe zu machen?

Ich wage zu hoffen, daß diejenigen, die schon so mannigfach sich freundschaftlich für mich tätig gezeigt haben, sich auch jetzt nicht von meinen ernstesten Bestrebungen abwenden und ausschließlich ihren lokalen Interessen widmen wollen, sondern auf diese meine ihnen mahnend nahegelegte Frage mir bald eine beruhigende und erfreuende Antwort zu finden wissen werden.

Bayreuth, 15. Januar 1878. Richard Wagner.

II.

Danksagung an die Bayreuther Bürgerschaft.

[September 1882.]

Denjenigen meiner freundlichen Mitbürger, sowie den jungen Männern und artigen Töchtern, welche durch ebenso willige als würdevoll geschickte Mitwirkung zu dem Gelingen einer edlen Ausführung der szenischen Aktionen in den Vorstellungen des „Parsifal" so höchst erfreulich beitrugen, sage ich, wie dies bereits persönlich immer gern geschah, hiermit auch vor aller Öffentlichkeit meinen herzlichsten Dank. Wir sind durch solche geglückte Mitwirkung auf die Pfade einer schönen Anteilnehmung der Bayreuther Bürgerschaft auch an dem der Welt vorzuführenden Kunstwerke selbst geraten, deren förderliche Bedeutung in Erwägung ziehen zu dürfen mir als ein nicht wertloser Erfolg der erlebten Festspiele erscheint.

3. September 1882. Richard Wagner.

IV.

Programmatische Erläuterungen.



Zu Tannhäuser.

I.

Einzug der Gäste auf der Wartburg.

Trompeten melden vom Turme die Ankunft der ersten Gäste, die auf des Landgrafen Einladung zu einem großen Sängerfest dem Tore der Wartburg zuziehen. Edelknaben springen herbei, um den Marschall zum Empfang zu rufen, an der Spitze von Herolden tritt dieser auf und begibt sich nach der Saalpforte zu den Anlangenden. Die Gäste, Grafen und Edle des Thüringer Landes, Frauen geleitend und von Edelknaben gefolgt, schreiten in prächtigen Gewändern herein, werden zum Landgrafen und Elisabeth geführt und von diesen herzlich und anmutig begrüßt. Als ihnen dann im weiten Halbkreis durch die Knaben und Herolde Plätze angewiesen sind, und sie selbst nun Zuschauer des weiteren Einzugs der nachfolgenden Gäste werden, löst sich ihnen, in der Betrachtung des Vorgangs und in der angenehm gespannten Erwartung des zu begehenden Festes, die Zunge zum Preise des ritterlichen und kunstsinnigen Fürsten:

Chor.

Freudig begrüßen wir die edle Halle,
Wo Kunst und Frieden immer nur verweil',
Wo lange noch der frohe Ruf erschalle:
Thüringens Fürsten, Landgraf Hermann, Heil!

Die Trompeten haben wiederholt reiche Züge ankommender Festgenossen begrüßt: der Saal prangt jetzt in Fülle ritterlicher Pracht. Ein zarter Reigen verkündet nun den

Auftritt der Sänger selbst: die Harfe in der Hand, doch auch das Schwert zur Seite, ziehen sie in festlichem Schmucke ein, verneigen sich mit Würde und Anmut gegen die prächtige Versammlung; Edelknaben ziehen ihnen aus einem goldenen Becher die Lose, nach denen ihnen Rang und Sitze bestimmt werden, die sie nun unter dem abermaligen Zurufe der ganzen Versammlung einnehmen. — Das gibellinische Mittelalter in seiner schönsten und liebenswürdigsten Gestalt hat sich vor uns erschlossen. Einem anderen, tief innerlichen Zuge desselben wenden wir uns mit dem folgenden Stücke zu.

II.

Tannhäusers Romfahrt.

Tannhäuser hat im Sängerkampfe sein Geheimnis, daß er im Venusberge, in Venus' Armen geweilt, verraten; vor dem Schwerte der entrüsteten Männer beschirmte ihn Elisabeths Fürbitte: sie, die ihn im tiefsten Gemüte liebte, der er mit seinem jauchzenden Bekenntnisse das Herz zerstochen, flehte für sein Heil; die erweichten Männer gaben ihm auf, nach Rom zum Gnadenfeste zu ziehen, um dort Vergebung seiner schrecklichen Schuld zu erbitten. Vom Innewerden seines Frevels an Elisabeth, dem Engel seiner Not, auf das Furchtbarste ergriffen, zerknirscht von Reue und beseelt von dem einzigen Verlangen, durch Martern aller Art den Todesschmerz zu sühnen, mit dem er das reinste Herz der liebenden Jungfrau traf, ergreift der ernüchterte Venusritter wahllos das Heilmittel, das die Welt ihm zeigt, nicht um die Wonne der Entsündigung für *sich* zu gewinnen, sondern als Begnadigter den Engel zu versöhnen, der ihm die bitterste Träne des Lebens geweint. So verließ er die Wartburg und reihte sich an den Zug der Pilger, die um gleicher Sünde willen die Bußfahrt nach Rom antraten. — Im Beginne des Tonstückes vernehmen wir das fromme Lied der gläubigen Schar auf der Pilgerreise: aus der Heimat her tönt dem Scheidenden noch der Segensgruß Elisabeths nach. Nicht stimmt Tannhäuser in den Gesang: schweigend wandelt der Tiefgebeugte seitab; Dorn und Stein, Hunger und Durst wählt

er für sich, während die anderen auf gemächlichem Pfade durch Rast und Labung für die Fahrt sich stärken. So gelangt die Schar ans Ziel. Prachtvoll erstreckt sich vor den staunenden Augen die ewige Stadt; in freudiger Andacht senkt sich alles auf die Knie vor dem Dome des Herrn; aus dem im ersten Frührot sanft erglänzenden Münster dringen holde Himmelsklänge, wie von Engelsstimmen getragen, zu der betenden Schar heraus, die in gläubigem Entzücken flüsternd die heiligen Töne nachlallt. Da, beim vollen Anbruche des Tages öffnet sich die Pforte: er, durch den sich Gott verkündigt, der gewaltige Priester, schreitet heraus auf die Stufen des Domes, umgeben von nie gesehener heiliger Pracht; und allen, die da kamen zur Stätte des Herrn, verkündet er Heil und Vergebung der Sünden: zum Himmel auf steigt das Jauchzen und Frohlocken der begnadigten Menge. — Da naht dem Priester auch Tannhäuser; demütig in brünstiger Zerknirschung beichtet er seine Schuld und ruft nach Erlösung aus den Flammen unheiliger Liebesglut, die durch Venus' Zauber in ihm brennen. Doch wie jammervoll er sich im Staub windet, für ihn hat der Priester keine Gnade: Anathema ruft er über den Sünder, ewige Verdammnis donnert er dem heilsbedürftigsten aller Büßer zu. Da wird es Nacht vor seinen Sinnen: er sinkt zurück; noch hört er undeutlich das Himmelslied des Heils verklingen; bewußtlos starrt er in die Dämmerung. Da bricht ein milder Glanz, gleich dem Blinken des Abendsterns über den nächtig Einsamen aus; ein Auge wacht über dem Unglücklichen, der nun, da ihn alle Welt verläßt, der trauernd einsamen Elisabeth einzig nahe ist; die Träne der unendlichsten Wehmut und Liebe weint sie dem Gefallenen; aus brünstig keuscher Klage erhebt sie sich zur sanften Kraft eines letzten Segensgrußes, mit dem sie den Geliebten auf zum Himmel ruft.

Dem stillen Tal der Heimat nähert sich nun der Gesang der wiederkehrenden Pilgerschar, fromm und froh das gewonnene Heil verkündend, das die freudig geschwellte Brust aus sich nun jedem Sünder weithin mitzuteilen sich gedrängt fühlt.

Zu Lohengrin.

I.

Männerszene und Brautzug.

Der junge Ritter des Grales, Lohengrin, ist in die Welt getreten. Er rettet eine unschuldig verfolgte Jungfrau durch seinen Sieg im Gottesgerichtskampfe; der in überseliger Liebe ihm geneigten Elsa wandte sein entzücktes Herz sich zu: er will bei ihr bleiben; der junge Tag soll das Paar zur Trauung im Münster treffen. Den wunderbar beglückenden, befeuernden und hinreißenden Eindruck, den der gottgesandte Held auf alle Herzen gemacht, bringt uns die folgende Szene zur Mitempfindung.

II.

Hochzeitsmusik und Brautlied.

Rauschender Reigen zur Feier des Vermählungsfestes: in ausgelassenem Jubel bricht aus der Brust das Lob des Helden hervor; zarter Preis der Anmutigen, die ihn gewann, und deren Blick jetzt mit keuscher Sehnsucht in dem frohen Gewühle nur an dem Einzigen haftet, wechselt mit dem brausenden Gejauchze. In der lauten Freude wird dann eingehalten, um unter dem Gesang des Brautliedes das beglückte Paar dem Rauschen der Umgebung zu entleiten.

(Brautlied.)

Die Gäste haben die Liebenden ihrem stillen Glücke überlassen; da, als sie wieder den glänzend erleuchteten Saal betreten, bricht noch einmal unter ihnen Freude und festlicher Jubel aus: sie gelten dem Höhepunkte des menschlichen Lebens, dem Glücke eines in Liebe geeinten Paares, das wir uns heute, von dem weitergreifenden Ernste unseres Dramas absehend, gern als untrübbar denken wollen!

Zur Walküre.

I.

Siegmunds Liebesgesang.

Siegmund, von übermächtigen Feinden verfolgt, ist todmüde und waffenlos in Hundings Haus gelangt und von dessen jungem Weibe Sieglinde gepflegt und erquickt worden. Zwischen beiden treten alsbald ahnungsvolle Beziehungen hervor. Siegmund ist von seiner Zwillingsschwester von frühester Kindheit getrennt worden; in seiner wildeinsamen Jugend fand er nie, was ihm tiefinnig heimisch verwandt gewesen wäre. Sieglinde, ebenfalls in zartem Alter der Heimat entrissen, ist, kaum herangereift, einem finsteren, feindseligen Manne zum Weibe gegeben worden. Die Begegnung Siegmunds weckt in ihr nun das langersehnte Innigverwandte. Ihre Ahnung zu vergewissern wagt Sieglinde in nächtlicher Weile, den Gast aufzusuchen; hingerissen von ihrem Nahen, zieht sie der Sehnsüchtige an seine Brust. Da springt mit einem Krach die Tür des Saales weit auf; Sieglinde reißt sich erschreckt los und ruft:

‚Ha, wer ging? wer kam herein?‘ usw.

II.

Der Ritt der Walküren.

Die Szene stellt den Gipfel eines Felsenberges dar. Züge finsterer Wolken jagen wie vom Sturm getrieben am Felsensaume vorbei; abwechselnd bricht in ihnen Blitzesglanz aus; eine Walküre zu Roß wird sichtbar, über ihrem Sattel hängt ein erschlagener Krieger. Immer mehr der Walküren kommen auf diese Weise angezogen, mit wildjauchzenden Zurufen begrüßen sie sich von ferner und näher. Endlich sind sie alle auf dem Gipfel dieses von der Sage später so benannten Brünnhildensteins angelangt, stellen die Luftrosse zur Weide und rühmen sich gegenseitig ihrer Beute. Diese Beute sind die Leichen im Kampfe erschlagener Helden, die sie auf der Walstatt erkoren, um von ihnen nach Walhall geleitet zu werden, wo sie von Wotan, dem Schlachtenvater, neu erweckt und von den Walküren als Wunschmädchen herrlich bewirtet werden.

III.

Wotans Abschied und Feuerzauber.

Die Walküre Brünnhilde, Wotans liebstes Wunschmädchen, war von ihm, dem Schlachtengott, zuerst beauftragt gewesen, Siegmund gegen Hunding den Sieg zu verleihen. Da er später seinen Lieblingshelden höheren Rücksichten aufzuopfern beschloß und demgemäß den der Walküre erteilten Befehl zurücknahm, wagte diese, von erhabenem Mitleid gerührt, dennoch ihren einstigen Schutzbefohlenen (wie sie meint: Wotans eigenem Sinne gemäß) zu beschirmen. Hierüber ergrimmt, verfolgt Wotan die ungehorsame Walküre, um sie zu bestrafen. Auf jenem Walkürenfelsen sucht sie Schutz vor dem nacheilenden Schlachtengott; hier von ihm erreicht und aus der schwesterlichen Schar der übrigen Walküren ausgeschieden, unterwirft sie sich ihm, um ihre Strafe zu empfangen. Einsam auf den Felsen gebannt, soll sie in den Schlaf versenkt werden und dem vorüberziehenden Mann zum Weib bestimmt sein, der sie da fände und erweckte. Entsetzt vor der ihr drohenden Schmach, sucht sie von dem Gott mindestens eine Gewähr dafür zu erhalten, daß nie der Zufall einem feigen Prahler sie angehörig machen möge. Er weigert jede Teilnahme an ihrem ferneren Schicksal. Da stürzt sie sich verzweiflungsvoll auf ihre Kniee; die seinigen umwindend, fleht sie ihn mit herzzerreißender Klage an, sich nicht selbst zu entehren, indem er sie, die ihm einst so innig vertraut gewesen, der niedrigsten Schmach preisgebe: die schutzlos Schlafende möge er wenigstens mit scheuchenden Schrekken umgeben; auf sein Gebot entbrenne ein Feuer, den Fels umglühe lodernde Glut, es leck' ihre Zunge, es fresse ihr Zahn den Zagen, der frech es wagte, dem furchtbaren Felsen zu nahn. Von diesem verzweiflungsvollen Flehen tief ergriffen, flammt Wotans Herz in voller Liebe zu dem teuersten Kind auf; er zieht sie an sich und blickt ihr mit erhabener Rührung in die Augen. Er küßt sie auf beide Augen, die ihr sogleich verschlossen bleiben; sie sinkt sanft ermattend in seine Arme zurück. Er geleitet sie zart auf einen niedrigen Mooshügel zu liegen. Noch einmal betrachtet er ihre Züge und schließt ihr dann den Helm fest zu; dann verweilt sein Blick nochmals wehmutsvoll auf ihrer Gestalt, die er endlich mit dem langen Stahlschilde der Walküre zudeckt. Er schreitet fort, wendet sich nochmals um und nähert sich dann mit feierlichem Entschlusse einem Felsstein, den er mit der Spitze seines Speeres berührt.

Zur Götterdämmerung.

I.

Vorspiel.

(Zu dem Zwecke einer Mitteilung des orchestral-symphonischen Teiles dieses dramatischen Vorspieles mußten diejenigen Abkürzungen eintreten, welche der Absicht der Auslassung der, ohne szenische Darstellung unzuläßlichen Ausführung der Gesangspartien entsprachen. Da nichtsdestoweniger die Phantasie des Zuhörers zur Ergänzung des jetzt nur angedeuteten szenischen Vorganges hierbei zur Hilfe gezogen werden mußte, wird mit dem Folgenden versucht, dem auszuführenden Bruchstücke ein erläuterndes Programm unterzulegen, welches jenen Vorgang in Form einer Pantomime vorzuführen bestimmt ist.)

Nächtliche Szene auf felsiger Höhe. Die drei Nornen weben und werfen das Seil des Schicksales: — es reißt; — die Nornen umschlingen sich mit den Enden desselben und versinken. — Morgengrauen. Tagesanbruch. — Mit dem Sonnenaufgange treten Siegfried und Brünnhilde auf: Siegfried in den Waffen der Walküre, welche ihm, da er auf neue Taten auszieht, auch ihr Roß übergibt. Feurige Gelöbnisse, Treueschwüre: heldenhafter Abschied. — Siegfried führt sein Roß den Felsenabhang hinab: jauchzend ruft ihm Brünnhilde nach, bis jener ihrem Auge plötzlich, wie hinter einem Felsenvorsprung, entschwindet, und sie nur noch seinen Hornruf aus der Tiefe vernimmt: dann erblickt sie ihn aber wieder, wie er in weiterer Ferne rüstig von dannen zieht; überwältigt winkt sie ihm noch einmal zu. Durch das den Felsen umgebende Feuer, dessen Flammen mit hellem Getöne ihn lustig zu umtanzen scheinen, zieht jener nun, rüstig sein Horn blasend, weiter davon, bis er an den Rhein gelangt, wo ihn die Rheintöchter, als ihren Helden und Erlöser, zur ferneren Fahrt in Willkommen nehmen. Sie geleiten ihn dorthin, wo nun am Hofe der Gibichungen, durch Hagen, den Erben des Nibelungenringes, sich sein Schicksal erfüllen soll.

II.

Hagens Wacht.

(Dieses Bruchstück des ersten Aktes beginnt bei der Abfahrt Siegfrieds und Gunthers nach dem Brünnhildsfelsen. Gutrune blickt dem davoneilenden Siegfried mit Beseligung nach und geht lebhaft erregt in ihr Gemach zurück. Siegfried hat das Ruder des Nachens erfaßt und treibt diesen mit kräftigen Schlägen stromaufwärts, wo er bald gänzlich außer Gesicht kommt. — Hagen, welchem die Bewachung der Hofhalle übergeben ist, hat sich gemächlich mit Schild und Speer davor niedergesetzt, und lehnt, während des Folgenden, bewegungslos an dem Pfosten des Einganges.)

Hagen.

Hier sitz' ich zur Wacht,
wahre den Hof, ... bis
ihr dient ihm doch,
des Niblungen Sohn! —

(Ein Teppich schließt die Bühne vor dem Zuschauer ab. Ein Zwischenspiel des Orchesters leitet zu der folgenden Szene über, in welcher wir Brünnhilde am Eingange ihres Steingemaches auf der Felsenhöhe erblicken, wie sie in stummem Sinnen den Ring Siegfrieds, welcher alles bevorstehende Unheil in sich faßt, mit wehmütig zärtlicher Erinnerung betrachtet.)

III. Siegfrieds Tod.

(Dieses Bruchstück des dritten Aktes beginnt bei dem Auffliegen der Raben Wotans, am Schlusse der Erzählung Siegfrieds von seinem ersten Abenteuer mit Brünnhilde. Das Orchester begleitet zunächst den hier nur als pantomimisch dargestellt zu denkenden Vorgang, welchen der szenische Text mit Folgendem gibt.)

Zwei Raben fliegen aus einem Busche auf, kreisen über Siegfried, und fliegen davon. Siegfried fährt auf, und blickt, Hagen den Rücken wendend, den Raben nach. Hagen stößt seinen Speer in Siegfrieds Rücken. Siegfried schwingt mit beiden Händen seinen Schild hoch empor, Hagen damit zu zerschmettern: die Kraft verläßt ihn, der Schild entsinkt seiner Hand; er selbst stürzt krachend über ihm zusammen. Hagen, auf den zu Boden Gestreckten weisend, bedeutet, daß er nur einen Meineid gerächt habe, worauf er sich ruhig zur Seite abwendet und langsam über die Höhe davonschreitet. Gunther beugt sich, schmerzlich ergriffen, zu Siegfrieds Seite nieder. Die Mannen umstehen teilnahmvoll den Sterbenden. Da schlägt Siegfried noch einmal die Augen glanzvoll auf, und beginnt mit feierlicher Stimme:

Brünnhilde —
heilige Braut — usw.

(Er sirbt. — Lange Stille der tiefsten Erschütterung. — Die Mannen erheben dann die Leiche auf den Schild und geleiten sie in feierlichem Trauerzuge über die Felshöhe langsam von dannen. Diesen letzteren szenischen Vorgang begleitet das Orchester in der Weise eines Trauerchores, welcher zugleich die Herkunft, die Herrlichkeit sowie das Schicksal des als göttlich gepriesenen Helden feiert und beklagt.)

IV. Schluß des letzten Aktes.

(Auch dieses Bruchstück beginnt mitten in einer heftigen Handlung. Hagen hat, im Streit um den Nibelungenring, soeben Gunther erschlagen und greift nun, mit dem Rufe: „her den Ring!", nach des toten Siegfrieds Hand, welche sich ballt und drohend emporrichtet. Allgemeines Entsetzen und lauter Aufschrei, währenddessen Brünnhilde, vom Hintergrund her, fest und feierlich dem Vordergrunde zuschreitet.)

Brünnhilde.

Schweigt eures Jammers
jauchzenden Schwall!
Das ihr alle verrietet,
zur Rache schreitet sein Weib. —

(Sie wendet sich mit feierlicher Erhebung an die umstehenden Männer und Frauen.)

Starke Scheite
schichtet mir dort
am Rande des Rheins zu Hauf': usw.

(Die jungen Männer errichten während des Folgenden vor der Halle, nahe am Rheinufer, einen mächtigen Scheithaufen: Frauen schmücken ihn mit Decken, auf die sie Kräuter und Blumen streuen.)

Brünnhilde

(in den Anblick der Leiche versunken, während ihre Mienen sich zu immer sanfterer Rührung verklären).

Wie Sonne lauter
strahlt mir sein Licht: usw. bis
Ruhe, ruhe, du Gott! —

Sie winkt den Mannen, Siegfrieds Leiche aufzuheben und auf das Scheitergerüste zu tragen: zugleich zieht sie von Siegfrieds Finger den Ring ab, betrachtet ihn während des Folgenden, und steckt ihn endlich an ihre Hand.)

Mein Erbe nun
nehm' ich zu eigen usw.

(Sie wendet sich nach hinten, wo Siegfrieds Leiche bereits auf dem Gerüste ausgestreckt liegt, und entreißt einem Manne den mächtigen Feuerbrand.)

Fliegt heim, ihr Raben!
Raunt es eurem Herrn, usw. bis
so — werf' ich den Brand
in Walhalls prangende Burg.

(Sie schleudert den Brand in den Holzstoß, der sich sofort hell entzündet. Zwei Raben sind vom Ufer aufgeflogen und verschwinden nach dem Hintergrunde zu. — Zwei junge Männer haben das Roß hereingeführt; Brünnhilde faßt es, und entzäumt es schnell.)

Grane, mein Roß,
Sei mir gegrüßt! usw. bis
Siegfried! Siegfried!
Selig gilt dir mein Gruß!

(Sie hat sich stürmisch auf das Roß geschwungen, und sprengt es in den brennenden Scheithaufen. Sogleich steigt der Brand hoch auf, sodaß das Feuer den ganzen Raum vor der Halle erfüllt und diese selbst schon zu ergreifen scheint. Plötzlich bricht das Feuer dann zusammen, so daß nur noch eine düstere Glutwolke über der Stätte schwebt; diese steigt auf und zerteilt sich ganz, währenddem der Rhein vom Ufer her mächtig angeschwollen ist und seine Flut über die Brandstätte bis an die Schwelle der Halle wälzt. Auf den Wogen sind die drei Rheintöchter herbeigeschwommen; Hagen gerät bei ihrem Anblicke in höchsten Schreck und stürzt mit dem Rufe: „zurück vom Ring!", wie wahnsinnig sich in die Flut. Woglinde und Wellgunde umschlingen mit den Armen seinen Nacken, und ziehen, so zurückschwimmend, ihn in die Tiefe, während Floßhilde, ihnen voran, jubelnd den Ring in die Höhe hält. — Am Himmel bricht sogleich von fern her ein dem Nordlicht ähnlicher Glutschein aus: in ihm gewahrt man, mit wachsender Deutlichkeit, den Saal von Walhall, mit den Göttern wie zur Gerichtssitzung darin: als eine gewaltige Flamme das Bild plötzlich ganz verhüllt, fällt der Vorhang.)



V.

Zu den dramatischen Dichtungen.



Aus dem Trauerspiel „Leubald".

[Die] Personen [des Trauerspiels sind:]

Leubald.
Werdulst, der Freund von Leubalds verstorbenem Vater [Siegmar.
Roderich.
Bärting, ein Raubgraf.
Astolf, Bräutigam von Roderichs Tochter.
Albert.
Lothar, Kastellan auf Leubald's Schlosse und der Erzieher jenes.
Breischald, Gesell des Bärting.
Wulst, Knecht des Leubald.
Ein Klausner.
Der Geist von Leubald's Vater Siegmar.
Flamming, ein Landstreicher.
Bäringer.
Schrammenbald.
Schenk, der Wirt.
Agnes, Gattin des Roderich.
Adelaide, Roderichs Tochter.
Gundchen, ihre Vertraute.
Siegfried und Albrecht, Söhne des Roderich, 10—12 Jahre alt.
Eine Hexe.
Geister derselben.
Knechte und Boten.

Der Wald mit der Klause.

Klausner (kommt.)

Schon wankt die Sonn' hinab den Himmellauf;
Der Greis muß hin an's Kreuz des Herren knien,
Daß gleich der Sonne nicht sein Glaube sinke.

(Er kniet an ein Kreuz, und betet leise.)

Des Glaubens Stärke schärft des Menschen Stärke;
Nur Glaube macht den Staubling groß und hehr;
Erfüllt mit Glauben, kennt er seine Wege
Und ahn't der Gottheit tiefste Vorsehung. —
Doch der verzweifelt, schwindet hin in Wahnsinn,
Der weg den Glauben bann und Gott nicht fühlt.
Tief ist die Weisheit; aber schwach der Mensch,
Daß er sich Felsen wähnt auf seiner Straße.
Streb' hin, Mensch, auf dem Lebensweg mit Glauben!
Hast du 'nen Berg zu steigen, sieh' dich um,
Wenn du die Höh' erreichet, — und dein Blick
Wird offner schauen in der Welten Tiefe!

(Astolf, Gundchen und Knechte kommen.)

Astolf.

Willst uns anführen etwa, falsches Ding?
Willst uns vom Aufenthalt der Maid fortführen? —
— Hu, das sah grauslich aus beim Roderich!
Der Staub beschämte seine vor'ge Hoheit,
Die hohlen Wände jammerten Zerstörung! —
O, und dies tat der Schuft, der Liebes Dieb! —
Find' ich ihn nicht auf seines Schlosses Asche,
So sollst du sterben, Lügenmaid!

Gundchen.

O, gold'nes Wort! Wüßt'st du, was Sterben heißt,
Mit Leben, nicht mit Sterben würd'st du drohen!

Klausner.

Mädchen! Mich dünkt, ich sah' dich schon einmal!

Gundchen.

O, heil'ger Mann, bist du's! — Glücklicher Zufall!

Klausner.

Mit wem kommst du hier in die Einsamkeit?
Ist der der Leubald?

Gundchen.

Nein, 's ist Leubalds Feind.
Er wähnt geliebt sich von Adelaiden,
Und mühet sich, die Flücht'ge aufzusuchen.
O, heil'ger Mann, berede deine Zunge,
Daß sie den Wahn dem nehme aus dem Herzen!

Klausner.

Herr, wähnst du dich geliebt von Roderichs Tochter?
Der Wahn kann dich zum Wahnsinn bringen, Sohn!
Heißt du nicht Leubald, so bist du ihr Feind.
Ich hört' es, als der Schmerz ihr Herz zerriß,
Als sie vernahm: Leubald erschlug die Mutter,
Leubald die Brüder, Leubald auch den Vater,
Leubald lechze nach ihrem eigenen Blute; —
Sie schmähte Gott, weil jenen sie dafürhielt.
Der Vater starb am Fluche ihrer Liebe;
Doch ihre Liebe fluchte ihrem Vater.
Nichts war ihr Mund, als Wohnung jenes Namens.
— Laß ab von ihr; — du schlägst auf Dornen, Freund!
Wo nichts als Leubald ist, kannst du nicht sein!

Astolf.

Meinst du? O Greis, du kennst nicht Liebe,
Sonst würdest du nicht dieses mir zergliedern! —
Schmach, Schmach! Was zauderst du, mein Herz zu fällen!
Was mußt du doch mich ganz umfangen erst,
Eh' du einziehst in dies elende Herz!
O, nimm es ganz! Zertrümm're es! Vernicht' es!
Den Schatten mit, daß ich nicht weiß; ich liebte!
Unkeuscher Wahn, du überbuhltest dich;
Fahr' hin, fahr' hin, und töte mein Erinnern!

Gundchen.

Mich dünkt es Glück, daß er die Liebe aufgab. —
O, Greis, dein Wort ist Heilung dieses Jammer's!
Laß deine Zunge walten, gib uns Leben!

Klausner.

Dein Schmerz ist neu, drum pfleg' ihn aus, mein Sohn!
Laß deine Glut zu Wärme erst verlodern;
. . . .

Bärting.

Ich will's glauben! — Warum aber haben sie alles gelassen?

Breischald.

Sie haben nicht alles gelassen; sie haben die Huren mitgenommen, und die Gefangenen sind davongelaufen.

Bärting.

Ha, war das der Zweck? — Nun, so war's wohl irgend ein verliebter Geck, der uns heimsuchte?

Breischald.

Nun, derlei hat genug mit Plunder.

Bärting.

Ich mein', sie glauben all uns ausgetilgt?
Der Witz läßt sich mit Blasen nicht zerstäuben!
Lustig, Gesellen; noch einmal beugt den Rücken;
Dann 'naus in's Weite! Woll'n uns nicht mehr bücken.

(Alle gehen in die Höhle.)

Adelaide.

Woher um mich dies wonnigliche Wehen.

So lag mein Vater vor mir auf der Bahre,
Als unsrer Liebe fluchend er verschied!

Ein Mann, der geliebt und gehaßt,
Im Morde gerast;
Doch machte ihn Reue verrückt,
Qual hat ihm Wahnsinn geschickt.

Feuer mischet sich mit Flut: —
Herrin, sei auf deiner Hut, —
— Fluten mischen sich mit Glut: —
Daß kein Mensch dir Schaden tut!

Sieh', dort kommt Leubald, feuerglüh'nden Blick's!
Bei Gott, so sah ich niemals ihn; vom Leuen
Scheint er die Augen sich gelieh'n zu haben;
Der Wange Glut versengt ihm fast den Bart,
Die Sünde, meint man, stampf' er mit den Füßen!
Des Teufels Gottesfurcht wähnte ich eher
Als dies jemals erleben noch zu können!

O weh! O weh! Sein Wahnsinn ... O mein Leubald!

Text zum Allegro der Arie des Aubry (Einlage in Marschner's „Vampyr“).

[Würzburg, 1833.]

Doch jetzt wohin ich blicke,
Umgibt mich Schreckensnacht,
Mit grausigem Geschicke
Droht mir der Hölle Macht.
Ist denn kein Trost zu finden?
Flieht jeder Hoffnungsstrahl?
Wie soll ich mich entwinden
Der grausen Todesqual?
Ich sehe sie, die Heißgeliebte,
Den Schmerzensblick nach mir gewandt,
Ein Dämon hält sie fest umschlungen
Und lechzt vor scheußlicher Begier;
Ihr teures Blut ist ihm verfallen,
Ein einzig Wort, sie ist befreit,
Vernichtet ist des Scheusals Werk; —

Da bindet mich der Eid,
Ich muß sie sterben sehn!
Weh mir, wohin ich blicke,
Umgibt mich Schreckensnacht;
Dem grausigen Geschicke
Lacht kalt der Hölle Macht.

Rienzi.

Auftritt der Gesandten im zweiten Akt.

Der Gesandte Mailands.

Heil dir und ewiges Gedeih'n
Wünscht Mailand dem erstandnen Rom.

Die Gesandten der Lombardei.

Gruß jeder Stadt der Lombardei
Entbieten wir dem Schützer Roms.

Der Gesandte Neapels.

Ruhm dir und hohe Ehre Rom
Bezeigt Neapels Königin.

Die Gesandten Böhmens und Bayerns.

Von Deutschland her kommt dir der Gruß;
Gedeihen Rom und Ehre dir!

Schlußszene des dritten Aktes in der gekürzten Fassung.

Rienzi.

Hört nicht den Rasenden!
Den er so wild beklagt,
war Romas ärgrer Feind

als einst Tarquinius selbst;
Tod, ewger Tod sei ihm!
Nie werd' ihm Ruh' in geweihter Erde! —
Doch ihr, freut euch! Laßt alle Glocken läuten!
Trompeter blast! Der Sieg, den wir erkämpft,
ist schlechter nicht als Brutus' Heldentat!
Auf, im Triumph zum Kapitol!
Laßt uns die Stirn mit Lorbeer schmücken!

(Friedensboten mit Lorbeerzweigen treten auf und geleiten einen antiken Triumphwagen Rienzi entgegen. Rienzi steigt vom Pferd und betritt den Triumphwagen, nachdem ihm von den Friedensboten der Helm abgenommen und dafür ein Lorbeerkranz auf das Haupt gesetzt worden ist. Irene, welche bei Adrianos Abgang erblassend in die Arme der Frauen gesunken war, wird von diesen zu Rienzi geleitet, welcher sie zu sich auf den Wagen heraufzieht, wo sie, sich matt an ihres Bruders Schulter anlehnend, an seiner Seite stehen bleibt. Trophäen, bestehend aus Rüstungen und Feldzeichen der Nobili, werden im Triumph vor Rienzi vorübergetragen; die Bewaffneten ordnen sich zum Zuge, dem sich endlich auch Rienzi im Triumphwagen anschließt.)

Chor.

Auf, im Triumph zum Kapitol!
Ertönet laut, ihr Freudenlieder,
und ehrt die tapfern Sieger hoch!
Die Freiheit kehrt für immer wieder,
zu Ende ist das Sklavenjoch!
Entflieht, entflieht, ihr Schmerzen,
Jubelchor erschalle laut!
Zu End' ist Sklavenjoch!

Schlußworte des Rienzi.

Furchtbarer Hohn! Wie, ist dies Rom?
Elende! Glaubt ihr mich zu vernichten?
So höret nun mein letztes Wort:
So lang die sieben Hügel Roma's stehn,
So lang die ew'ge Stadt nicht wird vergehn,
Sollt ihr Rienzi wiederkehren sehn!

Tannhäuser.

I.

[Vorbemerkung.]

Die altgermanische Göttin Holda, die freundliche, milde und gnädige, deren jährlicher Umzug durch das Land den Fluren Gedeihen und Fruchtbarkeit brachte, mußte mit der Einführung des Christentums das Schicksal Wodans und aller übrigen Götter teilen, deren Dasein und Wunderkräfte, da der Glaube an sie im Volke zu tief wurzelte, zwar nicht gänzlich bestritten, deren frühere segenreiche Einwirkungen jedoch verdächtig und zu bösartigen umgebildet wurden. Holda ward in unterirdische Höhlen, in das Innere von Bergen verwiesen; ihr Auszug ward ein unheilbringender, ihr Gefolge ähnlich dem wilden Heere. Später (während der Glaube an ihr mildes, naturbelebendes Walten bei dem niedren Volke jedoch unbewußt noch fortlebte) ging ihr Name sogar in den der Venus über, an welchen sich alle Vorstellungen eines unseligen, zu böser, sinnlicher Lust verlockenden zauberischen Wesens ungehinderter anknüpften. Als einer ihrer Hauptsitze ward in Thüringen das Innere des Hörselberges bei Eisenach bezeichnet; dort war der Frau Venus Hofhaltung der Üppigkeit und Wollust; oft konnte man selbst außen rauschende, jubelnde Musik vernehmen, die reizenden Klänge verlockten aber nur Diejenigen, in deren Herzen bereits wilde sinnliche Sehnsucht keimte; sie gerieten, von den freudig verführerischen Klängen angezogen und geleitet, ohne zu wissen wie? in den Berg. — Es geht die Sage von einem Ritter und Sänger Tannhäuser (mythisch und selbst späteren Ansichten nach völlig gleich dem Heinrich von Ofterdingen im Wartburgkriege), nach welcher dieser in den Venusberg geraten sei und dort an Frau Venus Hofe ein ganzes Jahr zugebracht habe.

II.

Schlüsse der Venusberg-Szene des 1. Aktes.

[1. Erste Fassung.]

Venus.

Bald weicht der Stolz aus deiner Seel', —
demütig seh' ich dich mir nah'n, —
zerknirscht, zertreten suchst du mich auf,
flehst um die Wunder meiner Macht.

Tannhäuser.

Ach, schöne Göttin, lebe wohl!
Nie kehre ich zu dir zurück.

Venus.

(verzweiflungsvoll).

Ha, kehrtest du mir nie zurück! . . . .

Kehrst du nicht wieder, ha! so sei verfluchet
von mir das ganze menschliche Geschlecht!
Nach meinen Wundern dann vergebens suchet!
Die Welt sei öde, und ihr Held ein Knecht! —
Kehr' wieder! Kehre mir zurück!

Tannhäuser.

Nie mehr erfreu' mich Liebesglück!

Venus.

Kehr' wieder, wenn dein Herz dich zieht! —

Tannhäuser.

Für ewig dein Geliebter flieht!

Venus.

Wenn alle Welt dich von sich stößt? —

Tannhäuser.

Vom Bann werd' ich durch Buß' erlöst.

Venus.

Nie wird Vergebung dir zu Teil, —
Kehr' wieder, schließt sich dir das Heil!

Tannhäuser.

Mein Heil! mein Heil ruht in Maria!

(Furchtbarer Schlag. Venus ist verschwunden.)

[2. Rückübersetzung aus dem Französischen der zweiten Fassung.]

Venus.

. . . .
Suche dein Heil und find' es nie!
Sie, die du siegend einst verlachtest,
die jauchzenden Mutes du verhöhnt,
nun fleh' sie an um Gnade,
wo du verachtest, jamm're nun um Huld!
Dann leuchte deine Schande,
zur hellen Schmach wird dann ihr Spott!
Gebannt, verflucht, ha! wie seh ich schon
dich mir nahn, tief das Haupt zur Erde; —

(sehr matt)

„O fändest du sie wieder,
die einst dir gelächelt!
Ach! öffnete sie dir wieder
die Tore ihrer Wonnen!“
Auf der Schwelle, sieh' da!
ausgestreckt liegt er nun,
dort wo Freude einst ihm geflossen!
Um Mitleid fleht er bettelnd, nicht um Liebe!
Zurück! Entweich', Bettler!
Knechten nie, nur Helden öffnet sich mein Reich!

Tannhäuser.

Nein, mein Stolz soll dir den Jammer sparen,
mich entehrt je dir nah' zu sehn!
Der heut von dir scheidet, o Göttin,
der kehret nie zu dir zurück!

Venus
(mit einem Schrei).

Ha! du kehrtest nie zurück! —
Wie sagt' ich?
Ha! wie sagte er?
Nie mir zurück!
wie sollt' ich's denken?

Wie es erfassen?
Mein Geliebter ewig mich fliehn?

(mit zartem Zögern)

Wie hätt' ich das erworben,
wie träf' mich solch' Verschulden,
daß mir die Lust geraubt,
dem Trauten zu verzeihn?
Der Königin der Liebe,
der Göttin aller Hulden,
wär' einzig dies versagt,
Trost dem Freunde zu weihn?
Wie einst, lächelnd unter Tränen,
ich sehnsuchtsvoll dir lauschte,
den stolzen Sang zu hören,
der rings so lang mir verstummt;
o! sag, wie könntest je du wohl wähnen,
daß ungerührt ich bliebe,
dräng' zu mir einst deiner Seele Seufzen,
hört' ich dein Klagen?
Daß letzte Tröstung in deinem Arm ich fand,
o laß dess' mich nicht entgelten,
verschmäh' einst auch du nicht meinen Trost!

(in Verzweiflung ausbrechend)

Kehrst du mir nicht zurück,
so treffe Fluch die ganze Welt!
und für ewig sei öde sie,
aus der die Göttin wich!

(verzweiflungsvoll flehend)

O kehr', kehr' wieder!
Trau' meiner Huld, meiner Liebe!

Tannhäuser.

Wer, Göttin, dir entfliehet,
flieht ewig jede Huld!

Venus.

Nicht wehre stolz deinem Sehnen,
wenn zurück zu mir es dich zieht!

Tannhäuser.

Mein Sehnen drängt zum Kampfe,
nicht such' ich Wonn' und Lust!
ach! mögest du es fassen, Göttin!
hin zum Tod, den ich suche,
zum Tode drängt es mich!

Venus.

Kehr' zurück, wenn der Tod selbst dich flieht,
wenn vor dir das Grab selbst sich schließt.

Tannhäuser.

Den Tod, das Grab hier im Herzen ich trag',
durch Buß' und Sühne wohl find' ich Ruh' für mich!

Venus.

Nie ist Ruh' dir beschieden,
nie findest du Frieden!
kehr' wieder mir, suchst einst du dein Heil!

Tannhäuser.

Göttin der Wonn' und Lust!
Nein! ach, nicht in dir find' ich Frieden und Ruh'!
Mein Heil liegt in Maria!

Venus verschwindet. — Die Szene verwandelt sich schnell.)

III.

Aus dem Sängerwettkampf des zweiten Aktes.

[Zweite Fassung.]

(Tannhäuser fährt wie aus dem Traume auf; seine trotzige Miene nimmt sofort den Ausdruck der Entzückung an, mit welchem er in die Luft vor sich hinstarrt; ein leises Zittern der Hand, die bewußtlos nach den Saiten der Harfe sucht, ein unheimliches Lächeln des Mundes zeigt an, daß ein fremder Zauber sich seiner bemächtigt. Als er dann wie erwachend kräftig in die Harfe greift, verrät seine ganze Haltung, daß er kaum mehr weiß, wo er ist, und namentlich Elisabeth nicht mehr beachtet.)

Tannhäuser.

O Wolfram, der du also sangest,
du hast die Liebe arg entstellt;

wenn du in solchem Schmachten bangest,
versiegte wahrlich wohl die Welt! —
Zu Gottes Preis in hocherhabne Fernen,
blickt auf zum Himmel, blickt auf zu seinen Sternen:
Anbetung solchen Wundern zollt,
da ihr sie nicht begreifen sollt!
Doch was sich der Berührung beuget,
mir Herz und Sinnen nahe liegt,
was sich aus gleichem Stoff erzeuget,
in weicher Formung an mich schmiegt, —
ich nah' ihm kühn, dem Quell der Wonnen,
in die kein Zagen je sich mischt,
denn unversiegbar ist der Bronnen,
wie mein Verlangen nie erlischt:
so, daß mein Sehnen ewig brenne,
lab' an dem Quell ich ewig mich! —
und wisse, Wolfram, so erkenne
der Liebe wahrstes Wesen ich.

(Allgemeines Erstaunen. Elisabeth im Widerstreit mit Hingerissenheit und banger Befremdung.)

IV.

Fassungen der Schlußszene.

1. [Älteste Textbuch-Fassung. 1845.]

Tannhäuser

Zu deinem Hof, Frau Venus, steig' ich nieder,
Wo nun dein süßer Reiz mir ewig lacht!
Ach, kaum erkennst den Buhlen du wohl wieder, —
Der Ärmste, sieh! was sie aus ihm gemacht! —

(Er sinkt erschöpft zusammen.)

Wolfram (dumpf vor sich hin).

Entsetzlich! Ist's ein Traum, was ich erlebe?

Tannhäuser

(sich allmählich wieder belebend, mit unheimlicher Steigerung).

Nun wandr' ich Tag und Nacht, den holden Berg
Zu finden, die süßen Töne zu vernehmen,

Die mich das erstemal so zaubertrunken
Geleitet in das Reich der Freud' und Lust. —
Hast, Wolfram, du die Klänge nie gehört?

Wolfram (mit feierlichem Entschluß).

Unsel'ger! Halt! Hier sei der Irrfahrt Ziel!
Wehr' der Versuchung! Blicke auf zu Gott!

Tannhäuser.

O, spotte mein! Du hörst, ich bin verflucht!

Wolfram.

Verflucht bist du, wenn du der Hölle Zauber
Nicht kräftig widerstehst!

Tannhäuser.

Kein Widerstand!
Der Zauber ist so hold: — willst du ihn kennen?
Komm mit, Wolfram! Laß dich von mir geleiten,
Zu namenlosen Wonnen führ' ich dich!

(Man sieht den fernen Hörselberg in immer hellerem rosigen Scheine erglühen; er scheint durchsichtig zu werden, sodaß man in ihm wirre Bewegungen, wie von tanzenden Gestalten erblicken kann; jubelnde Musik dringt aus ihm her.)

Tannhäuser.

Horch! Vernimmst du nicht die jubelnden Klänge?
Atmest du nicht entzückend holde Düfte?
Sieh dort! Dort! Ich geleitete dich schnell: —
Das ist der Berg, der süße Venusberg!

Wolfram.

Allmächt'ger! steh dem Frommen bei!
Dem Himmel beut die Hölle Spott!
Getrotzt sei ihrer Zauberei!
Auf, Heinrich! Wende dich zu Gott!

Tannhäuser

(sich von Wolfram loszureißen suchend).

Frau Venus! O Erbarmungsreiche!
Dein Buhle naht! zu dir! zu dir!

Wolfram
(ihn heftig zurückhaltend).
Verzweiflungs-Wahnsinn, weiche! weiche!
Heinrich, dein Heil!

Tannhäuser
Laß ab von mir!

Wolfram.
Noch soll das Heil dir Sünder werden!

Tannhäuser.
Nie, Wolfram! Nie! — Ich muß zu ihr!

Wolfram.
Ein Engel bat für dich auf Erden, —
Bald schwebt er segnend über dir!
Elisabeth! —

Tannhäuser
(wie von einem furchtbaren Schlage gelähmt).
Elisabeth! — —

(Aus dem Hofe der Wartburg sieht man Fackelschein aufleuchten; die langsamen Schläge eines Totenglöckchens lassen sich von eben daher vernehmen.)

Männergesang
(von der Wartburg herdringend).
Der Seele Heil, die nun entflohn
Dem Leib der frommen Dulderin;
Ihr wird der Engel sel'ger Lohn,
Himmlischer Freuden Hochgewinn!

Wolfram
(nach dem ersten Eintritt des Gesanges).
Dein Engel fleht für dich an Gottes Thron; —
Er wird erhört! Heinrich, du bist erlöst!

(Die zauberhafte Erscheinung am Hörselberge, die sich während des Vorigen immer mehr gesteigert hatte, erbleicht allmählich vor der anbrechenden Morgendämmerung.)

Tannhäuser.
Heilige Elisabeth, bitte für mich!
(Er sinkt entseelt in Wolfram's Armen langsam zu Boden.)

Chor der jüngeren Pilger

(welche vom Vordergrunde rechts her die Bühne betreten und während des Sonnenaufgangs sich langsam über das Tal verbreiten).

Heil! Heil! Der Gnade Wunder Heil!
Erlösung ward der Welt zuteil!
Es tat in nächtlich heil'ger Stund'
Der Herr sich durch ein Wunder kund: —
Den dürren Stab in Priester's Hand
Hat er geschmückt mit frischem Grün:
Dem Sünder in der Hölle Brand
Soll so Erlösung neu erblüh'n!
Ruft ihm es zu durch alle Land',
Der durch dies Wunder Gnade fand!
Hoch über aller Welt ist Gott,
Und sein Erbarmen ist kein Spott!
Halleluja! Halleluja!

(Die jüngeren Pilger, von denen eine Anzahl auch auf dem Bergwege die Bühne betreten hat, erfüllen die Tiefe und Höhe des Tales; von der Wartburg her sieht man die älteren Pilger auf dem höheren Bergwege ihnen entgegenziehen. Die Sonne ist hinter dem Hörselberge aufgegangen und läßt das ganze Tal in ihrem Scheine erglühen. — Der Vorhang fällt.)

Ende der Oper.

---

2. [Fassung der nach der Handschrift des Komponisten autographierten Partitur vom 13. April 1845.]

[Von: Tannhäuser: „Zu deinem Hof, Frau Venus“ bis: Wolfram: „Bald schwebt er segnend über dir! Elisabeth!“ genau wie in der vorstehenden Fassung 1; nur die Regiebemerkung „Man sieht den fernen Hörselberg usw.“ lautet in der Partitur:

„NB. Die Theatermusik muß im tiefsten Hintergrunde so aufgestellt sein, daß sie an Ort und Stelle stark gespielt werden kann, dem Zuhörer aber wie aus großer Entfernung (aus dem Hörselberge) herdringend erscheinen muß. Der Hörselberg, der in immer zunehmender rosiger Glut erglüht, erscheint nach und nach durchsichtig, so daß man in ihm wie tanzende Gestalten erblicken kann.“

dann folgt:]

Tannhäuser.

(wie von einem Schlage gelähmt, festgewurzelt stehenbleibend).

Elisabeth! — —

(Die zauberische Erscheinung des Hörselberges erbleicht allmählich vor der anbrechenden Morgendämmerung.)

Wolfram
(mit erhabener Rührung).

Dein Engel fleht für dich vor Gottes Thron,
Er wird erhört: Heinrich! Du bist erlöst!

Männerchor
(gleichzeitig auf der Wartburg).

Der Seele Heil, die nun entflohn
Dem Leib der frommen Dulderin!
Ihr wird der Engel sel'ger Lohn,
Himmlischer Freuden Hochgewinn!

(Fackelschein leuchtet aus dem Hofe der Wartburg auf; man hört von dorther, während des Chorgesanges, das Totenglöcklein läuten.)

Tannhäuser
(sinkt in Wolframs Armen langsam zur Erde).

Heilige Elisabeth, bitte für mich!

(Er stirbt.)

Die jüngeren Pilger
(nähern sich der Bühne, treten dann rechts auf und ziehen während des Sonnenaufganges das Tal entlang).

Heil! Heil! Der Gnade Wunder Heil!
Erlösung ward der Welt zuteil.
Es tat in nächtlich heil'ger Stund'
Der Herr sich durch ein Wunder kund:
Den dürren Stab in Priesters Hand
Hat er geschmückt mit frischem Grün:
Dem Sünder in der Hölle Brand
Soll so Erlösung neu erblühn!
Ruft ihm es zu durch alle Land',
Der durch dies Wunder Gnade fand!
Hoch über aller Welt ist Gott,
Und sein Erbarmen ist kein Spott!
Halleluja! Halleluja! Halleluja!

(Die Sonne geht auf, die ganze Gegend erglüht im feurigsten Morgenrot. Die jüngeren Pilger, von denen eine Anzahl auf dem Seitenwege bei dem Marienbilde aufgetreten ist, verteilen sich über Tal und Anhöhe, so daß beides von ihnen ausgefüllt ist. Von der Wartburg her auf dem Bergwege sieht man die älteren Pilger ihnen entgegenziehen. — Wolfram kniet neben Tannhäusers Leiche, betend, die Augen gen Himmel gerichtet.)

---

3. [Fassung eines zweiten Textbuches von 1845.]

Wolfram.

Ein Engel bat für dich auf Erden —
Bald schwebt er segnend über dir:
Elisabeth!

Tannhäuser

(der sich soeben von Wolfram losgerissen, bleibt, wie von einem heftigen Schlage gelähmt, an die Stelle geheftet)

Elisabeth! —

(Die Nebel verfinstern sich allmählich; durch dieselben gewahrt man von der Höhe der Wartburg her Lichtschein leuchten; die langsamen Schläge eines Totenglöckchens lassen sich von eben daher vernehmen.)

Männergesang

(von der Höhe des Hintergrundes).

Der Seele Heil, die nun entfloh'n
Dem Leib der frommen Dulderin!

Wolfram

(nach dem ersten Eintritt des Gesanges).

Dein Engel fleht für dich an Gottes Thron, —
Er wird erhört! Heinrich, du bist erlöst!

Venus.

Weh! mir verloren!

(Sie verschwindet, und mit ihr die ganze Zaubererscheinung. Morgendämmerung. Der Gesang, wie von der Wartburg herabdringend, wird immer stärker vernommen.)

Männergesang.

Ihr ward der Engel sel'ger Lohn,
Himmlischer Freuden Hochgewinn.

Wolfram

(Tannhäuser in den Armen sanft umschlossen haltend).

Und hörst du diesen Sang?

Tannhäuser.

Ich höre!

Männergesang.

Heilig die Reine, die nun vereint
Göttlicher Schar vor dem Ewigen steht!
Selig der Sünder, dem sie geweint,
Dem sie des Himmels Heil erfleht!

Tannhäuser

(in Wolframs Armen langsam zur Erde sinkend).

Heilige Elisabeth, bitte für mich!

(er stirbt.)

Die jüngeren Pilger

(einen mit grünem Laub geschmückten Priesterstab hoch in ihrer Mitte tragend. die Bühne von rechts im Vordergrunde her betretend, und während des Sonnenaufganges sich langsam über das Tal verbreitend. Sie alle sind mit grünen Zweigen geschmückt).

Heil! Heil! Der Gnade Wunder Heil!
Erlösung ward der Welt zuteil!
Es tat in nächtlich heil'ger Stund'
Der Herr sich durch ein Wunder kund:
Den dürren Stab in Priesters Hand
Hat er geschmückt mit frischem Grün:
Dem Sünder in der Hölle Brand
Soll so Erlösung neu erblüh'n!
Ruft ihm es zu durch alle Land',
Der durch dies Wunder Gnade fand!
Hoch über aller Welt ist Gott,
Und sein Erbarmen ist kein Spott!
Halleluja! Halleluja! —

(Die jüngeren Pilger, von denen eine Anzahl auf dem Bergwege die Bühne betreten hat, erfüllen die Tiefe und Höhe des Tales; von der Wartburg her sieht man die älteren Pilger auf dem höheren Bergwege ihnen entgegen ziehen. Die Sonne ist hinter dem Hörselberge aufgegangen und läßt das ganze Tal in ihrem Scheine erglühen. — Der Vorhang fällt.)

Ende.

---

4. [Geänderte Fassung von 1847].

[Bis: Tannhäuser: „Ich höre!“ wie Fassung 3, dann folgt:]

(Von hier an betritt der Trauerzug die Tiefe des Tales, die älteren Pilger voran; den offenen Sarg mit der Leiche Elisabeths tragen Edle, der Landgraf und die Sänger geleiten ihn zur Seite, Grafen und Edle folgen.)

Männergesang.

Heilig die Reine, die nun vereint
Göttlicher Schar vor dem Ewigen steht!
Selig der Sünder, dem sie geweint,
Dem sie des Himmels Heil erfleht!

(Auf Wolframs Bedeuten ist der Sarg in der Mitte der Bühne niedergestellt worden. Wolfram geleitet Tannhäuser zu der Leiche, an welcher dieser niedersinkt).

Tannhäuser.

Heilige Elisabeth, bitte für mich! (Er stirbt.)

Wolfram, der Landgraf und die Sänger, die Edlen und die Pilger, die jüngeren Pilger

(auf dem vorderen Bergvorsprunge die Bühne betretend, nacheinander):

Er ist erlöst!

Alle.

Der Gnade Heil ist dem Büßer beschieden,
Er geht nun ein in der Seligen Frieden.

(Der Vorhang fällt.)

Lohengrin.

I.

1. Akt.

Heerrufer.

Ihr Edlen, Volk und Freie von Brabant!
Heinrich, des deutschen Reiches König, kam
Zu euch, um, so ihr Klage zu erheben
Und Streit zu schlichten habt, getreu zu richten
Und Recht zu sprechen dem, dem Recht gebührt.

Lohengrin.

Leb' wohl, sei treu in deinem Dienst,
Daß wir beglückt uns wiedersehn.

II.

2. Akt.

Elsa.

Allmächt'ger, den ich ewig preise,
Wie hättest du mich so beglückt,
Daß ich das Unglück von mir weise,
Von meinem Glanz in Staub gedrückt.

Ortrud.

Nur eine Kraft ist mir geblieben,
Sie raubte mir kein Machtgebot;
Durch sie vielleicht schütz ich dein Lieben,
Bewahr es vor der Reue Not.

III.

3. Akt.

Lohengrin.

O ich verzeihe! Dir tugendhaften Reinen
Erkennt mein Herz den Preis entzückungsvoll;
Doch jammernd muß der Menschheit Los ich weinen,
Der Gnade nur, nicht Glück entspringen soll.
Wie lange noch soll ich des Heils entbehren,
Da wahres Glück dem Zweifel ferne bleibt,
Konnt' ihn dies keusche, reinste Herz nicht wehren,
Das unstät mich nun weit von dannen treibt.

Elsa.

Weh' mir, wie sollt es härt're Strafe geben?
Getrennt von dir bleibt einzig nur der Tod!

Lohengrin.

Muß göttlich fern des Grales Ritter leben,
Dein Gatte, ach! erlag der Trennung Not.

Ortrud.

Sieg! Sieg! Willkommen Rächerstunde!
Nun nenn' ich herrenlos dies Land!
Gepriesen deines Herzens Wunde,
Durch die ich meine Rache fand!
Weißt du, wer deinen stolzen Helden,
Dahergeführt an diesen Strand?
Nun laß mich jubelnd dir es melden:
Es war der Erbe von Brabant!
Ihr wart der Fürsten letzte Sprossen,
Die uns des Landes Kron' entwandt;
Euch beiden war der Tod beschlossen,
Wenn ich in meiner Näh' euch fand!
Doch sollt' ich ihn erreicht nur haben,
Er mußte meinem Zauber nahn:
Ein Kettlein legt' ich um den Knaben,
Da ward das Kind zum wilden Schwan.
Hin schwamm er auf des Wassers Fluten,
Von dem er Hilfe wollt' empfah'n,
Den Ritter traf er an, den guten,
Und zog zum Strand ihn hier heran.

Alle.

Abscheulich Weib, was kündest Du?
Wo fänd' nun unser Jammer Ruh?

Ortrud.

Erkennt, Verwegne, das Verbrechen,
Das ihr verübt an diesem Land,
Lernt so, wie sich die Götter rächen,
Von deren Huld ihr euch gewandt!

Siegfried.

Aus dem ersten Akt.

Mime
(in höchster Angst).

Halte! halte! wohin?
höre mich, Siegfried, hör'!
Er stürmt mir fort! — he, Siegfried!
Wie halt' ich das Kind mir fest?
(Er ruft mit der größten Anstrengung in den Wald.)
Nicht alles ward dir schon kund:
von der Mutter mußt du noch hören!
Verschmähst du der Mutter Rat?

Siegfried
(kommt zurück).

Von der Mutter? — rede heraus!

Mime.

So tritt nur ein,
traue dem Alten:
Wichtiges mußt du noch wissen.

Siegfried
(wieder eintretend).

Ich bin ja da:
was bargst du mir noch?

Mime
(verlegen).

Ja, das ist so bald nicht gesagt!
(Er hustet.)
Doch hör': ich hab's,
was du hören mußt! —
Du willst aus dem Wald
fort in die Welt?
Hör', was deine Mutter
Mime vertraut. —

„Mime“ — sprach sie —
„kluger Mann!
Wenn einst mein Kind erwächst,
hüte das kühne im Wald!
Die Welt ist tückisch und falsch,
dem Tör'gen stellt sie Fallen:
nur wer das Fürchten gelernt,
mag dort sich leidlich behüten.“

Siegfried.

Das hat dir die Mutter gemeldet?

Mime.

Glaube, ich rede ihr gleich.

Siegfried.

Das Fürchten möcht' ich lernen!

Mime.

Ein Kluger kann es leicht;
Dumme lernen es schwer.
Der Kluge spürt
und späht umher,
ob Gefahr ihn wohl befiel:
naht der Feind,
neigt er sich fein,
daß ihn nicht der Dräuende trifft.

Siegfried.

Das, Mime, wäre das Fürchten?

Mime.

Die List ist es,
die Furcht uns lehrt:
sie ist des Fürchtens Frucht.

Siegfried.

Liste kenn' ich,
sie lernt' ich vom Fuchs:
wer aber lehrt mich das Fürchten?

Mime.

Wie dumm du noch bist,
das nicht zu wissen!
So wolltest du in die Welt? —
Im Walde bist du vertraut,
in der Welt trügt sich dein Blick:
dein Auge lugt,
es lauscht dein Ohr, —
wie Gefahr dich auch umlauert,
du erlugst und erlauschest nichts,
zeigt dir die Furcht
nicht die Gefahr,
daß mit List du dich gegen sie legst.

Siegfried.

Das Fürchten muß ich drum lernen.

Mime.

Wenn dein Auge nicht hell mehr sieht,
wenn dein Ohr nur träumend noch hört:
wenn dir's dann schwirrend
näher schwebt,
verschwimmend die Sinne dir schwinden,
die Glieder dir schwankend versagen,
im Busen bang
das Herz dir erbebt: —
dann hast du das Fürchten gelernt.

Siegfried.

Nun fühl' ich, das lernt' ich noch nicht.

Mime.

O töriger Knabe,
dummes Kind,
bleibe im Wald,
laß die Welt!
Für deine Mutter
mahne ich dich:
laß es der Mutter zulieb!
Fühltest du noch

das Fürchten nicht,
in der list'gen Welt
verlierst du dich;
wo dein Vater fiel,
fällst auch du:
dich warne der Mutter Weh!
Wem die Furcht die Sinne
neu nicht schuf,
in der Welt erblindet
dem der Blick:
wo nichts du siehst,
wirst du versehrt;
wo nichts du hörst,
trifft es dein Herz.
Nicht schneidet der Stahl,
eh die Glut ihn nicht schmolz:
wem die Furcht die Sinne
nicht scharf gefegt,
blind und taub in der Welt
schlingt ihn die Welle hinab!
Drum achte des Alten Wort:
bleib, du Dummer, im Wald!

Siegfried.

Das Fürchten mag
und muß ich lernen:
durch deinen Witz
gewinn' ich's nie.
Drum aus dem Wald
fort in die Welt:
sie lehrt mich das Fürchten allein!
Bei dir versäß' ich
säumig den Tag:
ich bliebe dumm,
taub und blind.
Und lern' ich das Fürchten,
lern' ich es nicht,
wo man's lernt, da will ich doch sein!
Drum rat' ich dir jetzt,
rüste das Schwert,

schweiße die starken
Stücken zu ganz!
Täusche mich nicht
mit schlechtem Tand:
den Trümmern allein
trau' ich was zu.
Find' ich dich faul,
gefällt mir es nicht;
machst du mir Flausen
und flickst es schlecht:
dir sag' ich, Alter, hab' acht!
Denn scheid' ich, das Fürchten zu lernen,
dich lehr' ich das Fegen zuvor!

(Er läuft in den Wald.)

Mime

(allein).

Nun sitz' ich da,
hab' zur Schande
noch den Schimpf;
zur alten Not
die neue noch:
vernagelt bin ich nun ganz!

Greulicher Geiz,
verfluchte Gier
nach des Reifes Gold!
Nun duld' ich wahrlich
schönen Dank,
ich alter, dummer Narr! —

Das Kind erzog ich
mit zäher Müh',
daß mir zulieb
ihm die Tat geläng':
an mir einz'gem sollt' er hängen,
und mich einz'gen haßt er nun!
Verfluchte Brut
aus der Menschen Brunst —
mischten sich Götter gar drein!

Was ich nun rate,
gerät mir zum Übel;
in jeder Schlinge
verschling' ich mich selbst:
mit dem Fürchten wollt' ich ihn fangen,
mit dem Fürchten fängt er nun mich!
Wie halt' ich ihn jetzt
im Hause hier,
daß er den Dienst mir tu'?

(Er sinnt nach.)

Das Fürchten will er lernen:
geläng's, ihn damit zu fesseln?
Zum Lehrer erbiet' ich mich —
führe den Buben
zu Fafners Nest? —
So hätt' ich den Huien gefangen,
zum Hort hülf' er mir noch! —

Doch ach! das Schwert! —
mir schwindelt's wieder! —
wie schweiß' ich die Stücken
des tückischen Stahls?
Der Zwerge Kunst
kann's nicht zwingen;
wie oft vergebens
gab ich mir Müh'! —
Müßige Not!
nutzlose Pein!
Mach' ich umsonst
an die Sorge mich?
Die Stücken glühen
mir nicht in der Glut;
die harten zwingt
mein Hammer nicht:
das Schwert, das mir einzig nützt,
erschweißen kann ich's nicht!

(Er knickt verzweifelt auf dem Stuhl vor dem Amboß zusammen.)

Wanderer.

Jetzt, Fafners kühner Bezwinger,
hör', verfallner Zwerg: —
nur Siegfried selbst
schmiedet sein Schwert.
Dein kluges Haupt
behalt' für dich;
Nutzloses ist mir nicht not:
doch hüt' es wohl
von heute an!
Hab' acht, wenn die Zunge dir schwankt:
schwatze kein albernes Zeug!

Mime
(nachdem er sich vorsichtig umgeschaut).

Nach dem Schwerte frägst du
wahrlich zu früh:
ich fand ja noch keine Zeit!

Siegfried.

So zeig', wie weit du es fegtest.

Mime
(verlegen, sich wieder auf den Sessel schwingend).

Das Schwert? das laß nur noch liegen!
Wichtige Dinge
hab' ich erwogen:
zu dem Schwerte kam ich noch nicht.

Siegfried.

Schweig von dem Wicht'gen,
was du erwogen:
zeige das Schwert:
denn heute noch zieh' ich
weit von dir in die Welt.

Mime.

Nichts kann das Schwert dir nützen,
lernst du zuvor
das Fürchten nicht.

Um dich nur war ich besorgt;
ich versank in tiefes Sinnen,
wie ich das Fürchten dich lehrte:
du trafst mich eben,
als ich's fand.

Siegfried.

Bis unter den Sitz
warst du versunken!
Nun sag', was dort du fandst.

Mime
(geheimnisvoll vertraulich).

Eine Stätte weiß ich im Wald,
im Ost, nicht weit von der Welt.
Neidhöhle
wird sie genannt:
dort wohnt ein schlimmer Wurm,
der würgt' und schlang schon viel:
dich lehrt' er das Fürchten,
fändest du ihn.

Siegfried.

Das Fürchten zu lernen,
wie find' ich ihn?

Mime.

Ich führe dich selbst:
du folgst mir nur.

Siegfried.

So würd' ich der Sorge ledig. —
Auf, Mime, säume denn nicht:
bei dir will ich länger nicht rasten;
drum rüste mir schnell das Schwert!
Mit ihm erfahr' ich
das Fürchten gut.

Mime.

Das Fürchten erfährst du nimmer
mit einem Schwert,

das ich geschweißt:
wie viel der stärksten
zerstampftest du schon —
die Furcht blieb stets dir noch fern!

Siegfried.

Feine Finten
weiß mir der Faule
usw.

Mime.

Ein Wandrer kam,
der wußte viel;
mich schalt er dumm und schal.
doch was ich nicht wußte,
jetzt geschieht's,
und mir geschieht's zu Nutz: —
wer nennt mich nun nicht gescheit?

Des Menschen Witz
meistert' ich noch;
mit dem Fürchten fing' ich ihn doch:
der selbst geschmiedet
das nütze Schwert;
er fällt mir Fafner zu Tod: —
hei, Wandrer! gefällt dir mein Witz?

Nun fällt im Kampfe Fafner:
hab' ich das kühn erreicht,
gewinn' ich mir Ring und Hort,
walte als Niblungen-Herr. —
Der Knabe kennt nicht den Ring,
nichts erriet er vom Hort: —
im Weg doch stünd' er mir wohl?
verböt' die Beute dem Zwerg? —
Daß ich nicht wieder mich fange,
fällt mir ein Rat wohl ein:

rang er sich müd' mit dem Wurm
usw. bis
sinnlos sinkt er in Schlaf:
so räum' ich ihn leicht aus der Welt,
und den Ring erlang' ich für mich.
Hei, Wandrer, gefällt dir mein Witz?

Götterdämmerung.

Zu Brünnhilde's Schlußworten.

Selige Sühnung
ersah ich den hehren,
heilig ewigen
einigen Göttern!
Freuet euch
des freiesten Helden!
Göttlichem Brudergruß
führt seine Braut ihn zu!

Machtlos scheidet,
die die Schuld nun meidet.
Eurer Schuld entsproß der froh'ste Held,
dessen freie Tat sie getilgt:
erspart ist euch der bange Kampf
um eine endende Macht:
verblühet in Wonne vor des Menschen Tat,
vor dem Helden, den ihr gezeugt!
Aus eurer bangen Furcht
verkünd' ich euch selige Todeserlösung!

Trauernder Minne
tiefstes Mitleid
schloß die Tore mir auf:

Wer über alles
achtet das Leben,
wende sein Auge von mir!
Wer aus Mitleid
der Scheidenden nachblickt,
dem dämmert von fern
die Erlösung, die ich erlangt.
So scheid' ich
grüßend, Welt, von dir!

Die Meistersinger von Nürnberg.

---

1. Akt.

Hans Sachs.

Ein Freisingen wird gehalten;
und obgleich immer die Regeln walten,
nach Lust und Laune, ungequält,
Stoff und Vers jeder sich wählt:
dem Volke soll's behagen. . . .

Hans Sachs.

Euer Urteil, dünkt mich, wäre reifer
hörtet Ihr besser zu.
Dem Junker, der vor Euch verlor,
ihm gabt Ihr sieben Fehler vor:
doch eines Meistergesanges Bar
gab Euch der Jüngling vor;
daß der ganz glatt nach den Regeln war,
das entging des Merkers Ohr.

Vogelgesang.

Zwei Stollen fand ich wohlgericht't.

Nachtigall.

Auch der Abgesang entging mir nicht.

Sachs.

Als er der Fragen Antwort gab,
stellt er ein Bar nach Maß und Stab.

Kothner.

Nur die Weise war ganz konfus!

---

2. Akt.

Aus der Prügelszene.

Lehrbuben.

Kennt man die Schlosser nicht?
Die haben's angericht't!
Nein, dort die Schmiede,
mit Kloben und Niete!
Die Bäcker, die Bäcker!
Die Ofenhöcker!

Gesellen.

's ist morgen der Fünfte,
brennt Manchem im Haus!

---

3. Akt.

I.

Aus dem Wahn-Monolog des Sachs.

Der Flieder war's: Johannisnacht,
drob ist der Wahn so leicht erwacht.
Ein Glühwurm fand sein Weibchen nicht;
der hat den Schaden angericht't:

ängstlich suchend flog er dahin
durch manches müde Menschenhirn;
dem knistert's nun wie Funk' und Feuer,
die Welt steht dem in Brand;
das Herz erwacht dem Ungeheuer
und weckt mit Pochen die Hand;
die ballt sich schnell zur Faust,
den Knüppel die gern umspannt;
mit Faust und Knüppel da zaust,
wer gern als tapfer bekannt:
und will's der Wahn gesegnen,
nun muß es Prügel regnen,
mit Hieben, Stoß und Dreschen
den Weltenbrand zu löschen!
Ein Koboldswahn! — Johannisnacht!

II.

Walthers Traumlied.

„Fern
meiner Jugend gold'nen Toren
zog ich einst aus,
in Betrachtung ganz verloren:
väterlich Haus,
kindliche Wiege,
lebet wohl! ich eil', ich fliege
einer neuen Welt nun zu!

Stern
meiner einsam trauten Nächte,
leuchte mir klar,
daß mein Pfad zum Glück mich brächte!
mütterlich wahr,
helle mein Auge,
daß es treu zu finden tauge,
was mein Herz erfüll' mit Ruh!

Abendlich
sank die Sonne nieder:
goldene Wogen
auf den Bergen reih'ten sich;
Türme und Bogen,
Häuser, Straßen breiten sich.
Durch die Tore zog ich ein,
dünkte mich,
ich erkenn' sie wieder:
auch der alte Flieder
lud mich ein, sein Gast zu sein;
auf die müden Lider
labendlich
goß er Schlaf mir aus,
gleich wie im Vaterhaus.
Ob ich die Nacht
dort wohl geträumt hab', ob gewacht?"

. . . .

„Traum
meiner törig gold'nen Jugend,
wurdest du wach
durch der Mutter zarte Tugend?
Winkt sie mir nach,
folg' ich und fliege
über Stadt und Länder heim zur Wiege,
wo mein die Traute harrt.

Kaum,
daß ich nah' zu sein ihr glaube,
blendend und weiß
schwebt sie auf als zarte Taube,
pflückt dort ein Reis,
ob meinem Haupte
hält sie's kreisend, daß ich's raubte,
in holder Gegenwart.

Morgenlicht
dämmerte da wieder:
scherzend und spielend

Täubchen immer ferner wich;
fliegend und zielend
zu den Türmen lockt' es mich;
flattert' über Häuser hin,
setzte sich
auf dem Haus, dem Flieder
gegenüber, nieder,
daß ich dort das Reis gewinn'
und den Preis der Lieder.
Morgenlich
hab' ich das geträumt:
nun sagt mir ungesäumt,
was wohl am Tag
der holde Traum bedeuten mag?"

. . . .

„Tag,
den ich kaum gewagt zu träumen,
brachst du nun an
in der Freundschaft trauten Räumen?
Ist es kein Wahn?
Sie, die ich liebe,
die das Herz mir schwellt mit süßem Triebe,
sie steht im Glanz vor mir?

Sag',
ist es nicht die weiße Taube,
lieblich und treu,
wie der Jugend holder Glaube?
Ihr ohne Reu'
ganz mich zu geben,
ihr zu weih'n mein Glück, mein Heil, mein Leben,
wie, Mutter, dankt' ich's dir?

Sonniglich
will sie mir erglänzen:
nächtliche Schleier
decken mehr die Augen nicht;
heller und freier
sah ich nie ein Angesicht;

ob dem Haupt ihr schwebt ein Reis:
ob sie das bricht
von dem Zweig des Lenzen,
huldvoll ohne Grenzen
mir die Stirn' um Sanges Preis
bald damit zu kränzen?
Wonniglich
schönster Lebenstraum!
Des Paradieses Baum,
reichst du dies Reis,
wohl unversehrt ich blühen weiß!"

III.

Beckmesser und Walter auf der Festwiese.

Die Lehrbuben
(in Aufstellung).

Silentium! Silentium!
Laßt all Reden und Gesumm'!

Beckmesser
(macht, ängstlich in ihren Blicken forschend, eine gezierte Verbeugung gegen Eva).

Kothner.

Fanget an!

Beckmesser
(singt mit sehr entstellter Melodik, verkehrter Prosodie, und mit süßlich verzierten Absätzen, öfters durch mangelhaftes Memorieren gänzlich behindert, und mit immer wachsender Verwirrung).

„Fern
meiner Tugend gold'nen Toren
bog ich einst aus,
in Verachtung ganz verloren:
Vater im Haus,
Kind in der Wiege!
Lebet wohl! denn eilig pflüge
ich mein neues Feld nun zu."

Die Meister
(leise unter sich).

Mein! was ist das? Ist er von Sinnen?
Woher mocht' er solche Gedanken gewinnen?

Volk
(ebenso).

Sonderbar! Hört ihr's? Wo will das 'naus?
Er bog voll Verachtung der Tugend aus?

Beckmesser
(nachdem er sich mit den Füßen wieder gerichtet).

„Gern
auf der heilsam kraut'nen Fläche,
deuchte mich dar,
daß mein Pferd 's Genick mir bräche;
bitterlich gar
gellte mein Auge,
daß wie Brei es rinnt und Lauge,
und viel Schmerz es fühlt' ohn' Ruh'!"
(Er sucht sich wieder zurecht zu stellen.)

Die Meister

Was soll das heißen? Ist er nur toll?
Sein Lied ist ganz von Unsinn voll.

Das Volk
(immer lauter).

Schöner Werber! Der dünkt mich 'was wert!
Bald fällt er wohl auch hier vom Pferd.

Beckmesser
(immer verwirrter).

„Haben dich! —
klang Gesumme wieder:
goldene Wagen
auf den Bergen ritten sie;
Würste und Magen
auf den Häusern brieten sie:
und mich Thoren zog man ein,
tünchte mich;

ach! ich brenne nieder!
Brau't mir kalten Flieder! . . ."

(Hier bricht alles in lautes, schallendes Gelächter aus.)

Beckmesser

(verläßt wütend den Hügel und will auf Sachs zu).

Verdammter Schuster! Das dank' ich Dir! —
Das Lied, es ist gar nicht von mir!
usw.

Die Lehrbuben.

Alles gespannt! 's gibt kein Gesumm':
da rufen wir auch nicht Silentium!

Walther

(der kühn und fest auf den Blumenhügel getreten).

„Fern
meiner Jugend gold'nen Toren
zog ich einst aus,
in Betrachtung ganz verloren:
väterlich Haus,
kindliche Wiege,
lebet wohl! ich eil', ich fliege
einer neuen Welt nun zu!

Stern
meiner einsam trauten Nächte,
leuchte mir klar,
daß mein Pfad zum Glück mich brächte!
mütterlich wahr,
helle mein Auge,
daß es treu zu finden tauge,
was mein Herz erfüll' mit Ruh!

Abendlich
sank die Sonne nieder:
goldene Wogen
auf den Bergen reih'ten sich;

Türme und Bogen,
Häuser, Straßen breiten sich:
Durch die Tore zog ich ein,
dünkte mich,
ich erkenn' sie wieder:
auch der alte Flieder
lud mich ein, sein Gast zu sein;
auf die müden Lider
labendlich
goß er Schlaf mir aus,
gleich wie im Vaterhaus.
Ob ich die Nacht
dort wohl geträumt hab', ob gewacht?"

Das Volk
(leise unter sich).

Das ist was Andres! Wer hätt's gedacht?
Was doch recht Wort und Vortrag macht!

Die Meistersinger
(leise für sich).

Ja wohl! Ich merk'! 's ist ein ander Ding,
Ob falsch man oder richtig sing'.

Sachs.

Zeuge am Ort!
Fahret fort!

Walther.

„Traum
meiner törig gold'nen Jugend,
wurdest du wach
durch der Mutter zarte Tugend?
Winkt sie mir nach,
folg' ich und fliege
über Stadt und Länder heim zur Wiege,
wo mein die Traute harrt.

Kaum,
daß ich nah' zu sein ihr glaube,

blendend und weiß
schwebt sie auf als zarte Taube,
pflückt dort ein Reis,
ob meinem Haupte
hält sie's kreisend, daß ich's raubte,
in holder Gegenwart.

Morgenlicht
dämmerte da wieder:
scherzend und spielend
Täubchen immer ferner wich;
fliegend und zielend
zu den Türmen lockt' es mich;
flattert' über Häuser hin,
setzte sich
auf dem Haus, dem Flieder
gegenüber, nieder,
daß ich dort das Reis gewinn'
und den Preis der Lieder.
Morgenlich
hab' ich das geträumt:
nun sagt mir ungesäumt,
was wohl am Tag
der holde Traum bedeuten mag?"

Das Volk

(immer leise, für sich).

So hold und traut, wie fern es schwebt,
Doch ist's, als ob man's mit erlebt!

Die Meistersinger.

's ist kühn und seltsam, das ist wahr:
doch wohlgelungen auch dieser Bar.

Sachs.

Zum dritten, Zeuge wohl erkiest!
Fahret fort und schließt!

Walther.

(mit größter Begeisterung).

„Tag,
den ich kaum gewagt zu träumen,
brachst du nun an
in der Freiheit lichten Räumen?
Ist es kein Wahn?
Sie, die ich liebe,
die das Herz mir schwellt mit süßem Triebe,
sie steht im Glanz vor mir?

Sag',
ist es nicht die weiße Taube,
lieblich und treu,
wie der Jugend holder Glaube?
Ihr ohne Reu'
ganz mich zu geben,
ihr zu weih'n all Glück, all Heil und Leben,
wie, Mutter, dankt' ich's dir?

Sonniglich
will sie mir erglänzen:
nächtliche Schleier
decken mehr die Augen nicht;
heller und freier
sah ich nie ein Angesicht;
ob dem Haupt schwebt ihr ein Reis:
ob sie das bricht
von dem Zweig des Lenzen,
huldvoll ohne Grenzen
mir die Stirn' um Sanges Preis
hold damit zu kränzen?
Wonniglich
schönster Lebenstraum!
Des Paradieses Baum,
reichst du dies Reis,
wohl unversehrt ich blühen weiß!"

Volk

(sehr leise den Schluß begleitend).

Gewiegt wie in den schönsten Traum, usw.

IV.

[Aus der Schlußrede des Sachs.]

Was wollt ihr von den Meistern mehr?

Verliebt und Sanges voll, wie Ihr,
kommen nicht oft uns Junker hier
von ihren Burgen und Staufen
nach Nürnberg her gelaufen:
vor ihrer Lieb' und Fangbegier
das Volk oft mußten scharen wir;
und findet sich das in Haufen,
gewöhnt sich's leicht an's Raufen:
Gewerke, Gilden und Zünfte
hatten üble Zusammenkünfte
(wie sich's auf gewissen Gassen
noch neulich hat merken lassen!).
In der Meistersinger trauter Zunft
kamen die Zünft' immer wieder zur Vernunft.
Dicht und fest
an ihr so leicht sich nicht rütteln läßt;
aufgespart
ist Euren Enkeln, was sie bewahrt.
Welkt manche Sitt' und mancher Brauch,
zerfällt in Schutt, vergeht in Rauch, —
Laßt ab vom Kampf!
nicht Donnerbüchs' noch Pulverdampf
macht wieder dicht, was nur noch Hauch!
Ehrt Eure deutschen Meister
usw.

VI.

Zu den Gelegenheitsgedichten.



Fragment eines Jugendgedichts auf den Tod eines Mitschülers.

. . Und ob die Sonne schwarz vor Alter würde,
die Sterne müd' zur Erde fielen . . . . . .

(Dresden 1825.)

Fragment eines verlorenen Gedichtes.

1848.

Der alte Kampf ist's gegen Osten,
der heute wiederkehrt:
Dem Volke soll das Schwert nicht rosten,
das Freiheit sich begehrt.

Wahlspruch für die Luzerner Feuerwehr.

Treue sei unsre Zier,
Liebe sei das Panier,
Tatkraft unser Wort,
Gott unser höchster Hort.

Luzern, 8. November 1869.

An Herrn von Werthern.

Wohl ist mir Preußen wert,
der Nordbund doch noch werter,
am wert'sten doch von Werthern,
dem trotz verfangner Rolle
ich ganz gewiß nicht grolle.
Dem werten Herrn Barone
der Autographen Krone!

An Marie Schleinitz.

Nennt ihr Genius die Kraft,
die das ächte Werk der Kunst erschafft,
nenn' ich Lieb' und Treu' die Huld,
die ihm zahlt der Menschheit Schuld. —

(September 1871.)

Triebschener Kinderhymne.

Heil, Heil der Mutter! Unsrer Mama!
Ihrer Kinder Hort und Tugendlehr'!
Beste der Frauen, wie ziert dein Lob dich hehr!
Liebend gewonnen
soll Freude dir lohnen!
Der schön erblühten Rose gleich
umdufte dich ein Wonnereich!
Heil deinem Siegfried,
unserm Fidi,
deinem Sohne, unsrem Bruder,
unsres Lebens Steuerruder.
Welt zum Trutz,
Dir zum Schutz,
Blüh' er auf zu seiner Schwestern Heil und Nutz!

In Fritzens Gegenwart am Geburtstage seiner Tante ausgeführt, unter der Direktion seines Onkels

Tribschen, Richard Wagner.
Neujahrstag 1872.

An die Musikdirektoren Ganzer und Laube in Hamburg.

Ein Ganzer ist der Laube,
Nicht halb ist Ganzers Glaube,
Doch wenn Thüringer und Hanseaten
Symphonisch sich begatten,
Dann zeigt sich noch ganzer das Ganze
Und Ganzer mit Laube im Glanze.

(25. Januar 1873.)

In ein Stammbuch.

Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen,
doch Ordnung lehrt auch Zeit gewinnen.
Auch lehrt die Ordnung auf der Schulentreppe,
wie man Tasche und Album nicht verschleppe:
doch für jedes, das verloren geht,
meine Inschrift zu Gebote steht.

Bayreuth, 4. März 1873.

An Graf Krockow.

Ballade.

(26. Mai 1873.)

Ich kenne einen tapfren Grafen,
der zog einst auf die wilde Jagd;
ließ er die Löwen ruhig schlafen,
ein Leopard doch ward gewagt;
und wie er nun ins Wagen kam,
für Wagner er das Fell da nahm,
und warf's ihm unter die Füße:
„So knackt ein Krockow Nüsse!"

Der Wagner war da gar erschrocken:
wie hatte er wohl je vermeint,
daß ihm vom sanften Grafen Krocken
ein solches Wild im Haus erscheint?
Der lacht; und, ob die Gicht sie steift,
nach Norden durch die Finger pfeift:
von Schottland kommt ein Pudel:
„Der sei für dein Gedudel!"

Der Pudel kann es kaum erwarten,
zu zeigen seines Gebers Mut;
er stürzt sich auf den Leoparden,
und leckt ihm von dem Fell das Blut:
nun liegen beide sanft gepaart.
Das ist so Grafen Krockow's Art:
er läßt sich's selbst nicht grämen,
tut er den Freund beschämen!

Trinkspruch auf Hauptmann Schönaich.

(3. März 1875.)

Mein grüner Hauptmann, halte Stand;
es ist doch wirklich eine Schand',
daß Dein guter Vater Stand-
hartner gar kein Mittel fand!
Nun die Krankheit ist geschwunden,
ist das Mittel leicht gefunden.
Gestern tat ich Dir was leiern,
heute wollen wir Dich feiern:
Lebe hoch und lebe lang,
mache selbst dem Tode bang!

An die Nibelungen-Schmiede.

(Dezember 1875.)

Der Nibelungen-Schmiede,
schickt sie statt Blumen Liede,
entsend' ich solchen Gruß,
weil ich denn reimen muß!

Wann Eurer Schwerte Klingen
bald mutig uns umsingen,
der Schmiede und dem Schmied
lohnt Wald und Au' das Lied.

An den Dresdener Hoftheater-Chor.

(Dezember 1875.)

Das Banner hoch empor
singt mutig Euren Chor;
hält straff sich Kehl und Ohr,
ruft man Euch dann hervor;
und macht Ihr's gut so fort,
dann geb ich Euch mein Wort,
trotz der Herrn Kapellmeister Strichart
bleib' ungestrichen ich Eu'r Richard

Wagner.

An Fürst Lichtenstein.

(23. Mai 1876.)

Und schläft der Leu, es wacht der Bär;
ihn sandte Wien von Norden her,
daß er, dem zwar versagt der Schwanz,
durch seinen eisig hellen Glanz
im Saale mir, als lichter Schein,
ersetze Rudi Lichtenstein:
nun nahe bald der Nibel-Tag,
der Fürst und Bär vereinen mag;
ich seh' sie auf einander sitzen,
den Bär von Rudis Feuer schwitzen,
wenn Wälsung-Siegfrieds Sommer-Sonne
daher ihn lockt zu Wahnfried's Wonne!

An Gräfin Szechenyi.

Den freundlichen Patronen
soll bald Bayreuth nun lohnen,
wenn sie auf Sperrsitz-Thronen
der Aufführung beiwohnen
des Rings der Nibelonen,
wo nichts ich werde schonen,
und kost' es Millionen,
ein starkes Werk „ingenii"
zu zeigen der Szechenyi!

Zur Widmung.

(An Herrn Zahnarzt Jenkins.)

Ich sage nichts vom Zahn der Zeit:
die Zeit des Zahnes naht heran;
Ist dann Herr Jenkins nicht mehr weit,
trotz' ich der Zeit und ihrem Zahn.

Ein dankbarer
Nibelungen-Komponist.

Bayreuth, 9. Oktober 1877.

An Eduard Dannreuther.

Jetzt komme ich auf allen Vieren
Chariclea zu gratulieren: —
Und mit mir gratulieren alle
zu diesem sehr erwünschten Falle,
daß zu den dreien Knaben
als Viert' du sollst ein Töchterchen haben!

Bayreuth, 27. November 1877.

An den Braunschweiger Nibelungen-Kegelklub.

Für Braunschweig mach' ich Ausnahm' von der Regel,
denn dorten schieben Nibelungen Kegel.

(1877.)

An Frau von Aufseß.

(Januar 1879?)

Das Säckchen auf der Herzensgrube
ob auf der Straße, in der Stube,
fühl' ich mich frei von Rosen-Noth,
Aufsässig dankbar bis zum Tod!

An Hans Richter.

(3. August 1879.)

Zu Ihrem kleinen Sohn
nun noch „Gottes Segen von Cohn",
was wollen Sie mehr Lohn
für Welten-Spott und Hohn?
Zu dem gut gebrüteten Ei
gratuliert die ganze Wagnerei!

Bayreuth dritten August —
hätten wir's nur eher gewußt!

Einem Besitzer des Klavierauszugs des „Ring des Nibelungen“!

Vorsichtig mir zwar ungenannt,
der Schülerin doch wohlbekannt,
in Kunst und Lehramt wohlbewandt —
sei Dir
mein Gruß
heut zugesandt!

Zum 3. Oktober 1879.

An Professor Schrön.

Was man als Wonn' und Wunder preist,
wie wär' Neapel selbst so schön,
behütet uns so Leib und Geist
ein Freund nicht wie Professor Schrön?
Will ich Neapels Pracht ermessen,
wie sollt' ich dieses Freunds vergessen?

Villa d'Angri.
3. August 1880.

Herrn Direktor Neumann. Viktoria-Theater. Berlin.

Das deutsche Volk — ist viel gesagt!
Ich hofft' auf euch, und hab's gewagt.
Wem rechte Kunst zu eigen,
das sollte hier sich zeigen:
Ihr war't mir treu, das Spiel gewann,
der Wagner gern sich nennen kann.
Gruß allen, Mann und Weibe,
Gruß auch dem Römer und dem Scheibe!

(22. Mai 1881.)

An Arthur Gobineau.

(Widmung vor einem Exemplar der ersten Gesamtausgabe des „Faust“.)

Von drei gleichen Exemplaren
sollst du das jüngste wahren.

Das Häschen.

Ich und der Doktor Luther,
trug jeder ein Häschen klein!
Ihm beschmutzt' es das Ärmelfutter,
das meinige ließ es rein,
wie mag das sein?

An . . . .

(25. August 1882.)

Der Glaube lebt,
Die Taube schwebt,
Die Haube, Schwesterlein,
Sei Dir beschert.

An Amalie Materna.

Brünnhilde dort, Kundry hier,
überall des Werkes Zier!

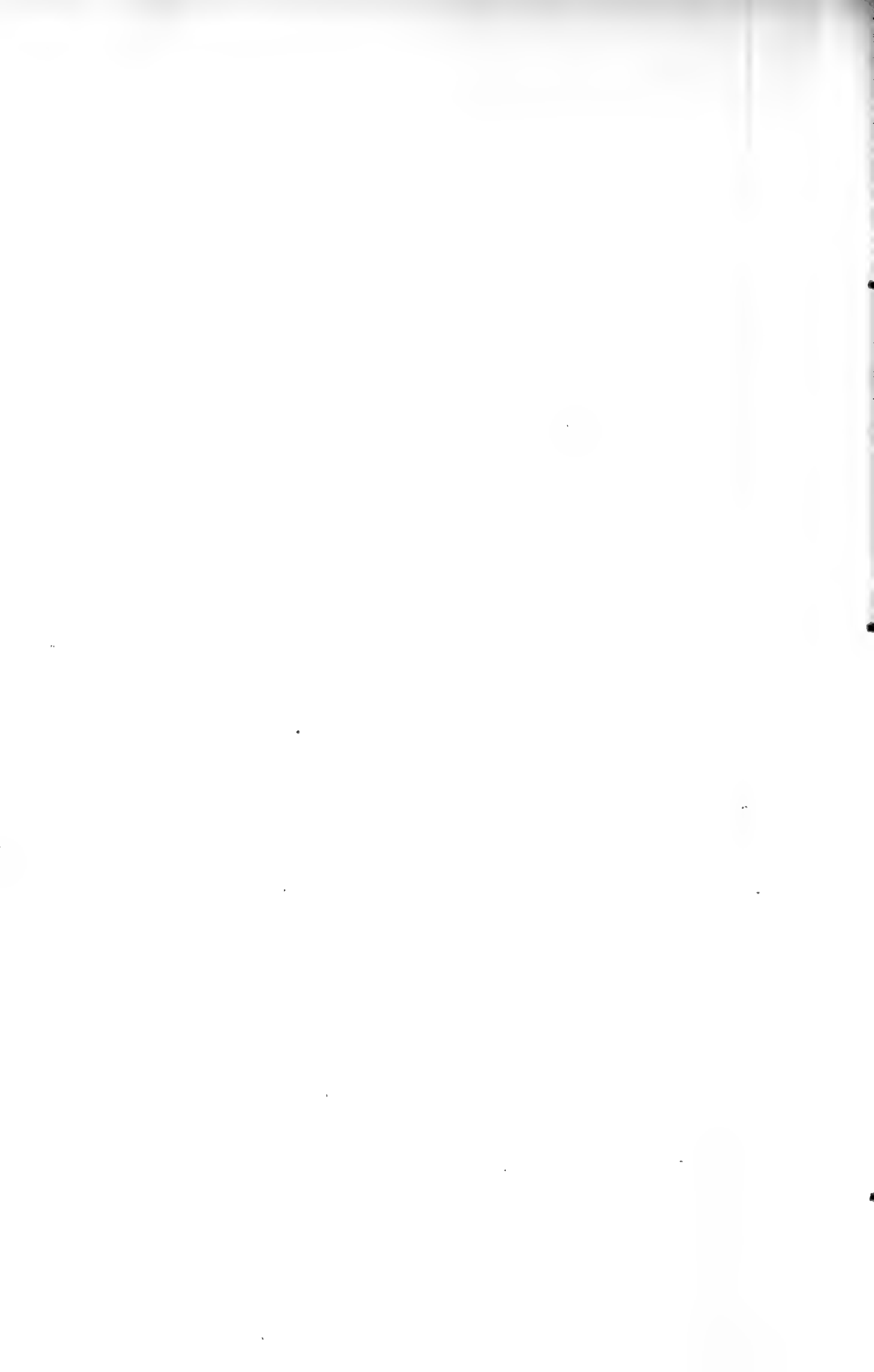
(August 1882.)

An Therese Malten.

So ist es recht, so nach des Grales Gnade,
so wandeln wir des Heiles sich're Pfade.

(29. August 1882.)

Nachtrag.



Wie ein armer Musiker in Paris starb.

[Erster Entwurf. Spätherbst 1840.]

Ich hab' ihn heraustragen helfen. Es war eine gute Seele. Allgemeines Urteil über ihn. Wie ich mit ihm zusammentraf. Was er mir erzählte, das ihn hergetrieben habe. Was er hier suche und wolle? Seine Erklärungen, Hoffnungen auf Publikum usw. Meine Entgegnungen. Wir streiten uns. Er sagt mir die Freundschaft auf. Lange sehen wir uns nicht. Endlich begegne ich ihm einmal in den Champs-Elysées; er deliberiert, ob er dem Polichinell-Theater eine Oper anbieten solle. Sehr unglücklich. Neue Zwistigkeiten; affektierte Frivolität von mir bekämpft; er spricht von Quadrillen und weint dazu. Ich werde teilnehmend. Er verschließt sich mir und enteilt. Lange kann ich ihn nicht wiederfinden. Erhalte endlich Einladung und Nachricht, daß er auf den Tod läge. Wie ich ihn finde. Seine Bekenntnisse; Spuren von Wahnsinn; den Teufel aufgesucht — den Engländer gefunden. Was ihm mit diesem passiert ist. Entschluß zum Selbstmord gefaßt; Ausführung nicht für nötig gehalten; hat eingesehen, daß eine Herzgeschwulst seinem Leben von selbst ein Ende machen werde. Vorgenommen, in Gott und der reinen Kunst selig versterben zu wollen. Letzte Gedanken über die hohe Kunst. Er übergibt mir sein Tagebuch — Grillen eines armen Musikers; — wünscht ehrlich begraben zu werden und stirbt. Hinterläßt viele Schulden, zur Deckung derselben soll das Honorar für die mitzuteilenden Grillen aus seinem Tagebuche bestimmt sein. Mit der nächsten Nummer soll sie beginnen ....

Ich: „Du kannst es nicht ändern!“

Er: „So wird es mir vergönnt sein, daran zu sterben!“ .....

Er starb auf dem Berg der Märtyrer als Martyr seines Glaubens, den ihm allerdings niemand bestritten, als der Hunger.

An den Wiener Hofkapellmeister Heinrich Esser.

[Mai 1870].

Geehrter Freund

Dieselbe Anfrage, die von Ihnen mir in Betreff des Charakters der in München beabsichtigten Aufführung meiner „Walküre" zukommt, ist in letzter Zeit von den verschiedensten Seiten her an mich gelangt; ich möchte gern ein- für allemal darauf erwidern können, und ganz recht wäre es mir daher, wenn Sie dieser meiner Beantwortung jener Anfrage nach Gutdünken weitere Verbreitung geben wollten.

Der Großmut meines erhabenen Gönners, des Königs Ludwigs II. von Bayern, verdanke ich nicht nur, daß — wie außerdem dies leicht zu vermuten stünde — mein Schaffen und Wirken, für die Kunst nicht völlig verschollen und von meinen neueren, dem „Lohengrin" gefolgten Arbeiten überhaupt noch die Rede ist, sondern namentlich auch dieses Eine, daß ich die musikalische Ausführung meines „Ring des Nibelungen" nach elfjähriger Unterbrechung wieder aufnehmen und, wie ich dessen nun mich sicher fühle, wirklich vollenden kann.

Was diese unermeßliche Wohltat wiederum so ergiebig macht, ist die von meinem hochherzigen Beschützer mir eingeprägte Zuversicht, mein Werk nach seiner vollständigen Ausführung auch gänzlich nach meinem Sinne zur Darstellung bringen zu können. Ich darf keinen Zweifel hegen, daß es mir nicht ermöglicht werde, den „Ring des Nibelungen" dereinst ganz in der Weise zur Aufführung zu bringen, wie ich diese als unerläßlich hiefür in meinem Vorworte zur Herausgabe der Dichtung desselben genau bezeichnet habe. Im Laufe des nächsten Jahres hoffe ich mit dieser so angreifenden Arbeit der musikalischen Ausführung auch des letzten Teiles zum Abschlusse zu gelangen und meinerseits dürfte dann der Aufführung des Ganzen im Jahre 1872 nichts mehr im Wege stehen.

Da ich mir für die Ausführung meiner Arbeit vor allem die nötige Zeit und Abhaltung jeder Bedrängung in diesem Bezug erbitten mußte, glaubte ich diese Vergünstigung auch dadurch verdienen zu sollen, daß ich dem Wunsche meines erhabenen Gönners, schon jetzt einzelne Teile meines Werkes näher kennen zu lernen, nach Möglichkeit nachzukommen mich beflissen erwies. Da es vor etwa zwei Jahren den Anschein nahm, daß ich auf die künstlerischen Leistungen des Königlichen Hoftheaters in München einen genügenden Einfluß würde gewinnen können, durfte ich auch hoffen, bei der Erfüllung des mich so hoch ehrenden Wunsches meines großmütigen Beschützers meinen künstlerischen Grundsätzen weniger untreu, als vielmehr gerade dadurch förderlich zu werden, daß ich für die Verwirklichung meiner Tendenzen den Boden allmählich vorbereitete.

Wie Sie das anderweitig bereits erfahren haben werden, mußte ich die Hoffnung, mit der Verwaltung des Königlichen Hoftheaters mich in einem ersprießlichen Vernehmen zu erhalten, sehr bald aufgeben; demnach blieb mir nichts übrig, als das Münchener Hoftheater, wie es eben ist, meinerseits unberührt seinen Weg gehen zu lassen, andrerseits aber, eben aus dieser Notwendigkeit, den gewünschten Aufführungen einzelner Teile meines Werkes, da das Verlangen nach ihnen an entscheidender Stelle fortbestand, keine Hindernisse in den Weg zu legen.

In huldvoller Gewährung meiner Bitte darum, bin ich auch von jeder Nötigung, auf diese teilweisen Aufführungen meine Mithilfe zu verwenden, befreit, und fühle mich somit allerdings einer sehr schmerzlichen Zumutung enthoben. Ob die zunächst in Aussicht genommene Aufführung der „Walküre" noch ermöglicht werden wird, ist zur Zeit mir so unbekannt, als es mir schwer fällt, zu erraten, ob sie im Falle der Ermöglichung glücken könne. Wie dem aber immer auch sei, so bleibt schon der Wunsch, welcher jene Aufführungen hervorruft, für mich verehrungswürdig und zugleich ein beglückendes Zeichen für die lebensvolle Ausdauer der über alles hochherzigen Teilnahme, welcher ich nicht nur die Ermöglichung der Vollendung meines Werkes, sondern sicher dereinst auch der edelsten Aufführung desselben zu verdanken habe.

Nur dann aber werde ich noch einmal an einer öffentlichen Aufführung mich beteiligen; nie aber werde ich überhaupt je wieder ein Werk für unsere Operntheater liefern oder es ihnen übergeben; mit den „Meistersingern" habe ich diese Theater zum letzten Male berührt.

So viel hierüber! Nun empfangen Sie noch meine Beglückwünschung darüber, daß ich auch Sie just in einem Asyl angelangt weiß, welches Sie gegen fernere Berührung mit dem deutschen Operntheater und -Wesen schützt! Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebener

Triebschen bei Luzern, 16. Mai 1870. Richard Wagner.



Anmerkungen.



Lebensgeschichtliches.

S. 3. **Zwei Zeitungs-Anzeigen aus Riga** (Aus dem Rigaer „Zuschauer"). Über die erste vgl. Glasenapp, Das Leben Rich. Wagners I, S. 293, und den Aufsatz über Bellini, den Wagner in denselben Tagen in Riga schrieb (Sämtl. Schr. XII, S. 19). Über die zweite: Glasenapp S. das. 321. Der „Andere", dem Holtei die Kapellmeisterstelle zugesagt hatte, war Heinrich Dorn. Über die Entlassung und den neuen Direktor vgl. auch „Mein Leben" XIII, S. 206 ff.

S. 4. **Tagebuch aus Paris** erschien 1886 im „Zeitgeist" Nr. 18, abgedruckt in Kürschners Wagner-Jahrbuch 1886, S. 289. Das zum Schluß sich anschließende Gedicht steht im XII. Bande der Sämtl. Schr. S. 350. Da aus der Zeit vom 1. Mai bis 15. Sept. 1840 keine Briefe vorhanden, so ist dies kurze Tagebuch die einzige Kunde; doch läßt der Brief an Ed. Avenarius (Familienbriefe Nr. 13) vom 29. April schon auf starke Geldsorgen schließen.

S. 6. **Zwei Schreiben an die Dresdener Liedertafel**, veröffentlicht in der Festschrift zum 50jährigen Bestehen derselben, Dresden 1889, S. 9 u. 15. Über Wagners Leitung der Liedertafel und den mitunterzeichneten Dr. Löwe vgl. „Mein Leben" XIV, S. 54. Hiller wurde auf Wagners Empfehlung wirklich sein Nachfolger (Nov. 1845—Nov. 1847). — Der Aufruf des 1. Schreibens bezieht sich auf das große Musikfest, auf dem Wagner am 6. Juli 1843 sein „Liebesmahl der Apostel" aufführen ließ.

S. 10. **Zwei Erklärungen** über Wagners Ballade „Les deux grenadiers", die er 1840 in Paris zu französischem Texte komponiert hatte, erschienen 15. Mai und 19. Juni 1843 in der „Neuen Zeitschrift für Musik."

S. 11. **Brief an Professor Wigard.** Dieses Schreiben ist in dem Auktions-Katalog von C. G. Boerner in Leipzig, Nr. LXXXVII, S. 85 zum Kauf ausgeboten worden. Daselbst kurze Inhaltsangabe. Das vorn Gedruckte bei Glasenapp II, S. 227. Altmann Nr. 255 führt auch Dtsch. Musiker-Ztg. 1893 S. 354 an. Im Katalog steht „Staaten unter 4 [Millionen]" statt 3 bei Glasenapp. — Franz Wigard, Stenograph in Dresden, war in der Paulskirche der demokratischen Linken angehörig, und außerdem Heraus-

geber des „Stenogr. Berichts über die Verhandlungen der dtsch. konstit. Nat.-Vers." Er hat bis zum Juni 1849 auch im Stuttgarter Rumpf-Parlament ausgehalten. In Roeckels „Volksblättern" hat er im Dezember 1848 einen Bericht aus Frankfurt geschrieben. Mit Roeckel und Wagner muß er seit März 1848 vertraut gewesen sein. Am 18. Mai 1848 fand die erste Sitzung in Frankfurt statt, am 19. schreibt Wagner an Wigard, offenbar frühere Gespräche zusammenfassend, seinen Brief. Schon am 26. Mai hat Wigard — im Sinne der unter 2. genannten Maßregel — Roeckels Broschüre „Deutsche Volksbewaffnung" in der Paulskirche verteilt (Stenogr. Bericht S. 114). — Auf den wichtigen Inhalt des Briefes einzugehen, ist hier nicht der Ort. — Statt des in jedem Druck sich findenden, aber kaum einen Sinn gebenden „Binnenstaaten" ist vorn S. 12 Zeile 3 „Bundesstaaten" eingesetzt worden.

S. 12. **Der Brief an v. Lüttichau** (Altmann Nr. 260) vom 18. Juni 1848 ist bisher nirgends vollständig oder fehlerfrei gedruckt worden, obwohl das leicht war, seit sich in Chamberlains „R. Wagner" (Bruckmann, München 1896) ein vollständiges Faksimile (S. 50) beigelegt findet. Wir haben den Brief aufgenommen, weil er eine notwendige Ergänzung zur Rede im Vaterlandsverein (XII, 218) ist. Die Erwähnung Berlins spielt auf den „Zeughaussturm" am 14. Juni an.

S. 16—24. Die folgenden 10 **Zeitungs-Erklärungen** aus der Züricher Zeit stehen bis auf Nr. V in der „Eidgenössischen Zeitung", deren Herausgeber Spyri Wagners Mitarbeit gern annahm.

I. Die genannten zwei jungen Freunde sind Karl Ritter und Hans v. Bülow. Näheres „Mein Leben" XV, S. 7—11.

II. Gottfried Semper, ebenso wie Wagner, durch den Dresdener Maiaufstand 1849 seiner Tätigkeit entrissen, wurde schon von Wagner in einem Briefe aus Paris vom 22. Februar 1850 (Altmann Nr. 331) dem Züricher Staatsschreiber Jakob Sulzer warm für eine Anstellung an der Züricher Universität empfohlen. Jetzt (6. Febr. 1851) wiederholt er diese Empfehlung in der Züricher Öffentlichkeit. Aber erst 1855, nachdem Wagner den Freund in London getroffen und ihn dann nochmals bei Sulzer in Vorschlag gebracht hatte, kam Sempers Berufung nach Zürich zustande. Vgl. auch Wagners Brief vom August 1854 bei Manfred Semper, „Das Münchner Festspielhaus", Hamburg 1906, S. X.

III. Die Aufführung der C moll-Symphonie durch Wagner fand am 28. Januar 1851 statt („Mein Leben" XV, S. 13, Glasenapp II, b, S. 451), die Erklärung Wagners erschien in der „Eidg. Ztg." am 7. Febr. 1851.

IV. Mit dem Geiger Vieuxtemps war Wagner bei seinem ersten Pariser Aufenthalt 1841 in enge Verbindung gekommen; schon damals hat er seiner Verehrung für ihn Ausdruck gegeben (Sämtl. Schr. XII, S. 80 f.).

V. Steht in der „Neuen Ztschr. für Musik" Bd. 37 (1852) S. 200.

VI. Steiner, Neujahrsblatt der Züricher Musikgesellschaft II (1904), 3. Beilage.

VII. Die hier angekündigten drei großen Konzerte fanden am 18., 20., 22. Mai 1853 in Zürich statt; sie brachten Stücke aus dem Holländer, Tannhäuser, Lohengrin zu Gehör. („Mein Leben" XV, S. 59 f., Glasenapp II, b, S. 13, wo auch die Programme mitgeteilt sind.)

VIII. Dies ist die Einleitung zu den Programmatischen Erläuterungen, die Wagner seinen Zuhörern gab. Diese selbst finden sich in den Sämtl. Schr., teils in Bd. V, teils hier im XVI. Bd. S. 167—170. Die Vorlesung der drei Dichtungen der eben genannten Dramen hatte in der Woche vor den drei Konzerten an drei Abenden stattgefunden.

IX. Das hier (Oktober 1854) empfohlene Streichquartett der Herren Heisterhagen, Honegger, Bauer und Schleich hatte seine Studien unter Wagner gemacht, der im Dezember 1854 auch das Cis moll-Quartett von Beethoven einstudierte und durch ein Programm (Sämtl. Schr. XII, S. 348) erläuterte.

X. Diese Erklärung (15. Febr. 1856, Glasenapp II, b, S. 107) war Wagners letzter Appell an die künstlerische Bereitwilligkeit begüterter Züricher Mäzene; als dieser vergeblich verhallte, hat er dort nicht mehr dirigiert.

S. 24. **Amnestiegesuch.** Es ist dies einer der wiederholten Versuche Wagners, eine Rückkehr nach Deutschland durch ein Gesuch an den König von Sachsen herbeizuführen. Das vorliegende ist von Gustav Schönaich in der Zeitschrift „Die Musik" (I, b, S. 1902) Jahr 1902) veröffentlicht worden. Es ist ein Entwurf, der aber nicht, wie Schönaich meint, für Herrn v. Beust, sondern für den neuen sächsischen Justizminister Behr bestimmt war: das geht aus dem Briefe Wagners an seine Gattin aus Venedig vom 15. Dezember 1858 (Minna-Briefe II, S. 18) hervor. Vgl. auch „Mein Leben" XV, S. 177, Glasenapp II, b, S. 206. Mit den „souveränen Fürsten" meint Wagner die Großherzöge von Weimar und von Baden, mit dem „Erzherzog, General und Gouverneur" den späteren Kaiser von Mexiko Maximilian, der ihm in Venedig freundlich entgegenkam („Mein Leben" XV, S. 180).

S. 27—28. **Vier Zeitungs-Erklärungen.**

I. u. II. beziehen sich auf Wagners spöttische Worte: „eine allgemeine Volkswehr, nicht ein stehendes Heer und eine liegende Kommunalgarde" (Sämtl. Schr. XII, S. 220, 1. Z.), die er in seinem Artikel im „Dresdener Anzeiger" vom 15. Juni 1848 gebraucht hatte. Neben manchen Angriffen auf diesen war auch am 19. Juni schon eine Anfrage über jene Worte erschienen. Sie hatten so böses Blut gemacht, daß W. sich zu diesen Erklärungen herbeiließ.

III. Dieser kurze Protest steht in den „Signalen für die musik. Welt" 8. Dez. 1859. Es scheint hier eine mangelhafte Übersetzung aus dem Französischen vorzuliegen. „Marat der Musik" bezieht sich auf einen Witz des „Figaro", welcher Berlioz, dem „Robespierre der Musik", Wagner als Marat gesellte.

IV. Diese Erklärung bezieht sich auf die „Tristan"-Proben in Wien im Herbst 1861, wobei die Presse behauptete, Wagner hätte sich durch Geld für die Nichtaufführung des „Tristan" abfinden lassen. „Mein Leben" XV, S. 296, Minna-Briefe II, S. 226.

S. 29—32. **Drei Schreiben an die Petersburger Philh. Gesellschaft.** Abgedruckt mit anderen kürzeren Schreiben an dieselbe Adressatin in der Allgem. Musik-Ztg. 1896, S. 292—300. Über die russischen Konzerte im März 1863 „Mein Leben" XV, S. 351 ff.

S. 32—41. Dieser **Brief an Friedrich Uhl** in Wien war für dessen Zeitschrift „Der Botschafter" bestimmt, wo er am 21. April 1865 erschien; er ist vielfach abgedruckt, s. Altmann Nr. 1853. Das Begleitschreiben Wagners an Uhl (der ihm von seinem Wiener Aufenthalt im Juli 1848 schon bekannt war, „Mein Leben" XIV, S. 202) vom 18. April 1865 steht im Wagner-Jahrbuch II, S. 477. Über den so reichen Inhalt vgl. Glasenapp II, b u. III, a nach dem Stichwort „Tristan und Isolde" im Inhalts-Verzeichnis. — Über die Viardot-Garcia (S. 37) vgl. „Mein Leben" XV, S. 228, 372. Über die Fertigung des Klavier-Auszugs des „Tristan" durch Hans v. Bülow vgl. dessen „Briefe" III, S. 154 ff.

S. 42. **Ansprache an das Münchener Hoforchester,** erschienen 15. Mai 1865 in der Bayrischen Zeitung, steht in Bülows „Briefen" IV, S. 32. Bei Roeckl (Ludwig II. und Wagner) und bei Kapp (W.s Ges. Schr.) ist der Druck unvollständig.

S. 43. **Dankschreiben vom 19. Juni 1865 an das Münchener Hoforchester.** Altmann Nr. 1878. Die erste Aufführung des „Tristan" hatte 15. Juni 1865 stattgefunden. Vorn ist S. 44 Juli in Juni zu ändern.

S. 44. **Der Artikel vom 29. November 1865** in den Münchener „Neuesten Nachrichten" (hier genau nach dem 1. Drucke wiedergegeben) ist ohne Frage von Wagner verfaßt, was schon der Stil bezeugt; doch hat ihn Cosima v. Bülow stark beeinflußt, vgl. Peter Cornelius' Briefe Bd. II, S. 301—319. Er war der Anlaß zu Wagners Weggehen aus München. Mit den zwei bis drei Personen am Schlusse des Artikels ist vor allem der Kabinettssekretär v. Pfistermeister gemeint. Für alles, was diesem „historisch gewordenen" Artikel vorausging und folgte vgl. Glasenapp III, a, 137 ff.

S. 47—48. **Zwei Erklärungen in der Berner Zeitung „Der Bund".**

I. Das erste Schreiben vom 10. Juni 1866 — 3 Wochen nach dem Besuche Ludwigs II. in Triebschen bei Luzern — richtet sich gegen eine vom „Bund" wiedergegebene Verleumdung des Münchener „Volksboten", Glasenapp III, a, S. 180. Ebenda, S. 182 der Anfang dieses Schreibens Wagners an den „Bund", wonach er „sich veranlaßt sah, wenigstens in andeutender Weise sein seit vorigem Winter unverbrüchlich beobachtetes Schweigen in Betreff gewisser Versicherungen zu brechen, welche in München, eben weil ihnen noch nicht widersprochen, mit solcher Zuversicht gegeben und aufgenommen werden, daß selbst der leidenschaftsloseste Beurteiler jener Verhältnisse die Wahrheit solcher Versicherungen dennoch als ausgemacht betrachten zu müssen glaubt".

II. Das zweite Schreiben an den „Bund" vom 11. Sept. 1869 (Glasenapp III, a, S. 301) bezieht sich auf die Aufführung des „Rheingold" in München am 22. September 1869, die von Wagner gemißbilligt wurde, und auf seine Differenzen mit der Münchener Intendanz, die er am 14. September in seinem Aufsatz „Das Münchener Hoftheater" (Sämtl. Schr. XII, S. 302) kennzeichnete. (Vorn S. 48 ist 1866 in 1869 zu verbessern).

S. 49. **Vier Erklärungen in den „Signalen für die mus. Welt".**

I. Wenn Wagner 1850 in Zürich den jungen Hans v. Bülow nicht gerade materiell unterstützt hat, so hat er sich doch des, von Mitteln fast ganz entblößten, sehr hilfreich angenommen. Bülows Briefe I, S. 264.

II. Im März 1869 wurde Wagner zur ersten Aufführung seines „Rienzi" (6. April) in Paris erwartet. Damals erschien in der „Chronique illustré" ein offensichtlich apokrypher Brief von ihm: „Da die Franzosen nur als Schneider Verdienste hätten, so würde er nur nach Paris kommen, wenn er sich zu einem Über- oder Schlafrocke Maß nehmen lassen wolle". Dieser Brief war in den „Signalen" zitiert. Der echte Brief Wagners, der

am 10. März in der „Liberté" über sein Fernbleiben erschien, ist im vorliegenden XVI. Bande S. 114 zu finden.

III. Wagner war von einem Wiener Komitee aufgefordert worden, zur Feier des 100. Geburtstages Beethovens die 9. Symphonie zu dirigieren. Seine Ablehnung begründete er näher in einem Briefe an den Vorsteher des Komitees Nik. Dumba (Altmann Nr. 2212): weil er „Geschriebenes oder Gedrucktes, welches von den Namen Hanslick oder Schelle unterzeichnet ist, als nicht vorhanden betrachte".

IV. In den Papieren Napoleons III. wurden 1871 Briefe an ihn von namhaften Deutschen, wie z. B. Mommsen, vorgefunden, die nun von Pseudopatrioten verketzert wurden. Daß auch von Wagner Briefe an Napoleon und seinen Sekretär Mocquard vorhanden waren, geht, außer aus seiner Erklärung, auch aus „Mein Leben", XV, S. 199, 246 f. hervor; es handelt sich um Briefe von Anfang Januar 1860 und März 1861. Der schlechte Dirigent des „Tannhäuser" hieß Dietsch.

S. 51. **Zwei Erklärungen gegen W. Weißheimer in der Augsburger Allgem. Zeitung.** (Juni 1872.) Der junge Musiker Wendelin Weißheimer ist Wagner in den Jahren 1862—1864 nahe gestanden. Seine „Erlebnisse mit Wagner, Liszt u. a. Zeitgenossen" (Stuttgart 1898) enthalten manches Interessante, wenn auch viel Unrichtiges. In diesem Buche übergeht er aber völlig die Polemik, die sich 1872 an die Aufführung seiner Oper „Th. Körner" in München knüpfte; dagegen erzählt er selbst, Wagner hätte 1868 ihm kein Hehl daraus gemacht, daß er diese Oper des Textes wegen nicht zur Annahme in München empfehlen könne (Weißheimer, Erlebnisse, S. 395). Als sie 1872 dort aufgeführt wurde, war Wagner daher ungehalten, daß man die Annahme des Werkes auf seinen Einfluß zurückführte. Weißheimer entgegnete in der Augsb. Allg. Ztg. scharf gegen die beiden Wagnerschen Proteste.

S. 52. **Zwei Berichtigungen im Musikalischen Wochenblatte.**

I. Diese Berichtigung steht im „Musik. Wochenblatt" (Herausgeber: E. W. Fritzsch), Jahrgang 1872, S. 519. Der ausführliche Bericht des Berliner Akad. Wagner-Vereins, den Wagner in einigen Punkten korrigiert, ist von Coerper unterzeichnet. Die auf Hans Richter zurückgeführten Äußerungen Wagners über die 9. Symphonie sind noch heute beachtenswert, wenn auch mißverstanden. — Den Agenten Meyerbeers Gouin erwähnt W. auch in „Mein Leben", XIII, S. 238. Der Witz Heinrich Heines über diesen, als Verfasser der Werke Meyerbeers, steht in Heines Musikalischem Bericht aus Paris vom 12. Juni 1840 „Spontini

und Meyerbeer." — Die erste Aufführung des „Rienzi" fand in Dresden am 23. Oktober 1842 unter Wagners Leitung statt.

II. Der Protest gegen das Konversations-Lexikon von Brockhaus steht im Musik. Wochenbl. 1872, S. 197. Über die Haltung des „Brockhaus" gegen Wagner, die trotz verwandtschaftlicher Beziehungen immer feindlich war, hat der Meister sich auch sonst geäußert, s. Sämtl. Schr. IX, S. 331. Entstanden ist das Gerücht, daß er Preußischer Generalmusikdirektor werden wollte, im Frühjahr 1871, als er sich im April anschickte, nach Berlin zu kommen, vgl. Glasenapp III, a, S. 345.

Zur Kunst.

S. 57. **Eine Kritik aus Magdeburg.** Max Hasse in Magdeburg hat (Festschrift des Richard Wagner-Verbandes deutscher Frauen zur 5. Haupt-Versammlung in Magdeburg 26. April 1913, S. 17) diese früher übersehene Kritik des Kapellmeister Wagner — denn er ist unzweifelhaft der Verfasser — veröffentlicht. Sie ist vom 3. Nov. 1835 und steht in der „Magdeburgischen Zeitung" vom 7. November. Der ständige Musikkritiker läßt in derselben Nummer die Kritik Wagners gutmütig gelten: „Hat der Humorist —r Mad. Pollert als einen Stern anerkannt, womit wir durchaus einverstanden sind, so können wir nur wünschen, daß dieser Stern sich womöglich an unserm Theaterhimmel fixiere ..." Die Sängerin Pollert hat dann noch 20 Jahre später in Zürich für Wagner gewirkt, „Mein Leben", XV, S. 135.

In jener vorhergenannten Festschrift hat Max Hasse noch einmal alle Anzeigen und Programme Wagners in der „Magdeburgischen Zeitung" aus den Jahren 1834—1836 sorgsam abgedruckt. Sie hier in den Sämtl. Schr. wiederzugeben, erschien nicht angemessen.

S. 58. **Ein Pariser Bericht für die „Neue Zeitschrift für Musik".** An die im 1. und 12. Band der Sämtl. Schr. gedruckten Berichte aus Paris 1841 reiht sich als letzter dieser Anfang 1842 rasch hingeworfene, der erst am 5. Februar 1842 — mit der Überschrift „Extrablatt aus Paris" und unterzeichnet H. V. („H. Valentino" hatte sich Wagner schon früher dort genannt) — in jener Zeitschrift (1842, S. 64) erschien. Aber der Herausgeber Schumann hatte ihn sehr zurechtgestutzt, um nicht bei seinen Lesern anzustoßen. J. Kapp hat das Original des Wagnerschen Briefes in seiner Ausgabe von Wagners Ges. Schr. (Leipzig, Hesse & Becker), Band VIII, S. 49 abgedruckt, wonach nun die Änderungen, die Schumann a. a. O. vornahm, zu vergleichen sind. Doch hat Kapp mehrere entstellende Druckfehler. — Über den zuletzt erwähnten Dessauer spricht W. auch in „Mein Leben", XIII, S. 288.

S. 61. **Eine Rede auf Friedrich Schneider.** Diese Rede ist kürzlich in der Wiener Zeitschrift „Der Merker“ (2. Oktoberheft 1913) veröffentlicht worden. Friedrich Schneider aus Dessau (1786—1853) führte in Dresden am 7. November 1846 sein bekanntes Oratorium „Das Weltgericht“ auf. Der Saal war „entsetzlich leer“ (vgl. Glasenapp II, S. 191); nach dem Konzert gab die Kgl. Kapelle dem „alten Schneider“ ein Bankett, auf dem Wagner diese Ansprache hielt. Die schöne, wohlwollende Ehrung schafft ein Ideal, dem — auch nach des Redners Meinung („Mein Leben“, XIII, S. 137) – die Wirklichkeit keineswegs entsprach.

S. 63—73. Diese **Vorschriften und Zeichnungen zur bevorstehenden ersten Aufführung des „Lohengrin“** in Weimar (28. Aug. 1850) sind von Paul Bekker nach den im Besitze des Hofjuweliers Louis Koch in Frankfurt a. M. befindlichen Photographien des Originalmanuskripts in der „Frankfurter Zeitung“ (8. Febr. 1914) zuerst veröffentlicht und hier mit freundlicher Bewilligung beider Herren wiedergegeben worden. Wagner hat sie am 2. Juli 1850 aus Thun an Liszt geschickt: „Zunächst habe ich mich in der Beilage über die Szene und Dekoration ausgelassen. Meine deshalb entworfenen Zeichnungen werden euch großes Vergnügen machen: ich zähle sie zu den gelungensten Schöpfungen meines Geistes. Wo mich die Technik etwas verließ, werdet ihr mit der Absicht vorlieb nehmen ... Der Baumschlag machte mir für jetzt unüberwindliche Schwierigkeiten, und wenn jedem Maler die Perspektive solchen Schweiß entpreßt wie mir, so ist die Malerkunst durchaus kein leichtes Metier zu nennen.“ (Briefwechsel Wagner-Liszt Volksausgabe I, S. 50.)

S. 73. **Widmung des „Lohengrin“ an Liszt.** Gedruckt bei Altmann „R. Wagners Briefwechsel mit s. Verlegern“ I, S. 46. Über diese Edition der Partitur „in lithographiertem Umdruck“ das. S. 41. Im Stich erschien sie erst 1887.

S. 74. **„Über die Tannhäuser-Ouvertüre“.** In einem Brief an den Theater-Kapellmeister Gustav Schmidt in Frankfurt a. M. — der bisher nur im Faksimile als Beigabe zu der Schrift „Bayreuth“ von Hans v. Wolzogen (Berlin 1904) vorlag — gibt Wagner Anleitungen zum Vortrag der „Tannhäuser“-Ouvertüre, die er selbst soeben mit größtem Erfolg in Zürich dirigiert hatte (Brief an Uhlig vom 20. März 1852). Der Inhalt der Vorschriften schließt sich eng an das an, was W. in seinem Aufsatz „Über die Aufführung des Tannhäuser“ (Sämtl. Schr. Bd. V, S. 142 f.) sagt.

S. 77. **Zum Vortrag Beethovens.** Es schien nicht unangemessen, dieses wie eine Abhandlung wirkende Stück aus dem Rahmen der Briefe Wagners an Theodor Uhlig (S. 157 ff.) zu lösen

und in die „Schriften" aufzunehmen. Die in dem Artikel genannten Aufsätze stehen in Band V der Sämtl. Schriften: über die „Koriolan"-Ouvertüre, S. 173, der Brief an Brendel, S. 53; die Bemerkungen über Mendelssohn als Dirigenten vielfach, so Sämtl. Schr. VIII, S. 210 ff., in „Mein Leben", XIV, S. 74 f. Mit K. (S. 81) ist Karl Ritter gemeint.

S. 83. Zum **Andante der Es dur-Symph. von Mozart** (Hans v. Bülow, Briefe, Bd. IV, Leipzig 1900, S. 230) hat W. auch sonst sich geäußert: Sämtl. Schr. VIII, S. 146 und 277.

S. 84. **Vorwort zu einem 1850 beabsichtigten Druck von „Siegfrieds Tod".** Die 1848 entstandene Dichtung von „Siegfrieds Tod" (Sämtl. Schr. II, S. 157) beabsichtigte W. 1850 herauszugeben; aber es unterblieb, „weil ich keinen Verleger fand", wie er später hinzufügte; vergebens hatte er sich deswegen an den Buchhändler Wigand in Leipzig im Mai 1850 gewandt (W. an Liszt, Altmann Nr. 340, 345). In der Zeitschrift „Die Musik" hat E. Istel (1910, 1. Heft) dieses Vorwort aus einem von Cosima v. Bülow 1865 für König Ludwig II. zusammengestellten, handschriftlichen „Wagnerbuch" veröffentlicht.

S. 86. **Vorwort zum Organisations-Entwurf für ein deutsches National-Theater in Sachsen.**

Im September 1850 ging Wagner damit um, seinen 1848 entstandenen Entwurf für ein deutsches Nationaltheater (jetzt Sämtl. Schr. II, 233) drucken zu lassen, da die Eingabe desselben 1849 an den Minister Oberländer zu nichts geführt hatte („Mein Leben" XIII, S. 212. Er schrieb an Uhlig (Briefe an Uhlig S. 58), dieser solle sich von Oberländer das Manuskript geben lassen und bei Buchhändlern wegen des Verlags nachfragen; er hätte bereits ein Vorwort dazu geschrieben, das „vielleicht nicht ohne kitzelnde Würze sein dürfte". Dieses Vorwort „in Form einer Zuschrift an einen Dresdener Freund" sendet er Uhlig gleich mit (Briefe an Uhlig S. 51 ff.). Aber schon 9. Oktober 1850 hat er seinen Plan aufgegeben; aus drei Gründen, die er Uhlig (das. S. 65) angibt. Vor allem will er mit seiner in unserm Vorwort gegebenen drastischen Charakteristik der höfischen Theater-Intendanten den Herrn v. Zigesar in Weimar nicht kränken, der ihm soeben bei der ersten Aufführung des „Lohengrin" so tüchtige Dienste geleistet hatte. Die Hauptsache war doch, daß jede Hoffnung auf eine Reform mit dem Scheitern der Revolution geschwunden war. — Das sinnlose Wort „gewehrte" (Uhlig-Briefe S. 57, Z. 12 v. u.) war in „gewahrte" zu ändern (S. 91 unten), denn diese ganze Stelle bezieht sich auf den Anfang des 2. Abschnitts vorn, wo ebenso vom „ledernen Panzer" und vom „gewahren" des Pulsschlags

des Herzens die Rede ist. — Die Anspielung auf Kurhessen bezieht sich auf den schnöden Verfassungsbruch daselbst September 1850 unter dem verhaßten Minister Hassenpflug.

S. 92. **Vorwort zur Buchausgabe von „Deutsche Kunst und deutsche Politik".** Für die „Süddeutsche Presse" hatte Wagner 1867 eine Reihe von Artikeln geschrieben, deren Erscheinen aber durch die Schuld des Herausgebers Julius Fröbel wegen allzugroßen politischen Freimutes unterbrochen wurde. Ostern 1868 erschienen sie vollständig in Buchform, mit diesem Vorwort, das später in der Gesamtausgabe der „Schriften" (Bd. VIII) fortblieb.

S. 93. **Eine Skizze zu „Oper und Drama"** steht im Briefe Wagners an Th. Uhlig (Briefe an Uhlig S. 72 ff.). Sie führt in die Vorarbeiten zu „Oper und Drama" hinein, deren Ausführung den Meister bis Februar 1851 in eifriger Arbeit hielt. Die „Figur" (oben S. 95) hat er in seine Abhandlung nicht aufgenommen. Sie muß so verstanden werden, daß von oben in der Mitte die Pfeile nach unten zeigen und als Endresultat in der Mitte unten „der Mensch" erscheint (Sämtl. Schr. IV, S. 227 unten).

S. 95. **Dante—Schopenhauer.** Diese Überschrift darf man wohl einem Briefe geben (aus dem Briefwechsel Wagners und Liszts, Volksausgabe II, S. 73), der sich zu einer ganzen Abhandlung verbreitert und in seiner zweiten Hälfte einen Auszug der Lehre Schopenhauers gibt. (S. 95 Juli in Juni zu verbessern.)

Wagner sagt („Mein Leben" XV, S. 105), daß er in London (Juni 1855) zuerst sich in Dantes „Göttliche Komödie" versenkt habe: „mit völliger Verzweiflung warf ich mich auf die Lektüre des Dante, den ich hier zum ersten Male richtig vornahm." Nun erfuhr er, daß Liszt damals durch das Werk Dantes zu einem Tonwerk angeregt worden sei, als der Freund ihm am 2. Juni 1855 (Briefwechsel II, S. 71) meldete: „Schon längst trage ich eine Dante-Symphonie in meinem Kopf herum: 3 Sätze, Hölle, Fegfeuer und Paradies — die beiden ersten bloß instrumental, der letzte mit Chor." Darauf ist die Antwort dieser Brief, der auf den Widerspruch gegen den Schluß des „Paradiso", ohne den Namen Schopenhauers zu nennen, eine Darlegung seiner Philosophie folgen läßt. Erst Ende 1854 hatte Wagner diesen Denker kennen gelernt (das. S. 42), schon nach so kurzer Zeit hatte er sich völlig in ihn vertieft. Damit verband sich das Studium des Buddhismus, das er dann 1855 weiter betrieb („Mein Leben" XV, S. 108).

S. 102. Zum **„Judentum in der Musik".** März 1869 war Wagners Schrift, die 1850 unter dem Pseudonym „Freigedank" erschie-

nen war, mit seinem Namen und neuen „Aufklärungen“ herausgekommen (Sämtl. Schr. VIII, S. 238). Das Aufsehen war ungeheuer. Am 6. April 1869 wurde in Berlin der „Lohengrin“ unter dem neuen Kapellmeister Karl Eckert gegeben; Karl Tausig meldete dem Meister, daß durch den Eindruck des Werkes die Juden mit ihm versöhnt seien. Die Antwort darauf bildet dieser Brief, der in der Schrift von J. Lang „Zur Versöhnung des Judentums mit R. Wagner“ (Berlin 1869) veröffentlicht wurde. (Nicht vollständig und ohne Datum.)

S. 103. **Offener Brief an Dr. Stade.** Friedrich Stade, Musikforscher in Leipzig, hatte über Ed. Hanslicks „Vom Musikalisch-Schönen“ (erschienen 1854) eine Abhandlung „Vom Musikalisch-Schönen. Mit Bezug auf Dr. Ed. Hanslick's gleichnamige Schrift“ (Leipzig 1870) geschrieben. Indem der Meister ihm für die Zusendung durch ein längeres Schreiben dankte (Silvester 1870), wollte er zugleich die neue Musikzeitung, deren Herausgeber E. W. Fritzsch gute Gesinnung zeigte, das „Musikalische Wochenblatt“, mit einem Beitrag ehren. Dort erschien der Brief 1871, S. 33. — Schletterer, geb. 1824, seit 1858 Domkapellmeister in Augsburg. — Chrysander, geb. 1826, bekannter Händel-Forscher und -Herausgeber. — Heinrich Dorn, Lehrer Wagners und mit ihm zu gleicher Zeit in Riga (1837); später Hofkapellmeister in Berlin, mußte er 1869 abgehen. — Die Schrift Wagners „Über die Bestimmung der Oper“ (Sämtl. Schr. IX, S. 127) wurde 1870 fertig.

S. 108. **Ein Schluß der Schrift „Beethoven“.** Wagners tiefsinnige Schrift „Beethoven“ (Sämtl. Schr. IX, S. 61 ff.), wurde 1870 zum hundertsten Geburtstag Beethovens verfaßt. Statt des dort (S. 125) freudig hoffenden Schlusses („Sei das deutsche Volk nun auch tapfer im Frieden“), wie er (Sept. 1870) in der Erhebung der Siegeszeit geschrieben war, hatte Wagner wohl für den zweiten Druck der Schrift einen andern Schluß verfaßt, der seiner Enttäuschung über die bald nach dem Kriege bemerkbaren Übelstände, besonders auf dem Gebiete der Kunst, Ausdruck geben sollte. Dieser Schluß, den er dann doch nicht drucken ließ, ist im „Musikal. Wochenblatt“ 1906, Nr. 1 von Hans v. Wolzogen nach der Original-Handschrift zuerst veröffentlicht worden. — „Rheinwachthäuschen“ bezieht sich auf die „Wacht am Rhein“, deren „Liedertafel“-Weise Wagner auch in dem Gedicht „An das deutsche Heer vor Paris“ (Januar 1871, Sämtl. Schr. IX, S. 1) berührt.

S. 110. **Ein fortgelassener Schluß des Berichtes an den deutschen Wagner-Verein.** Als 1871, besonders durch Fr. Heckel aus Mannheim, die Begründung von Wagner-Vereinen zur Vorbereitung des Bayreuther Festspiels angeregt worden, schrieb

Wagner im Dezember 1871 einen „Bericht an den deutschen Wagner-Verein über die Umstände und Schicksale, welche die Ausführung des Bühnenfestspiels ‚Der Ring des Nibelungen, begleiteten“. Diese Schrift ist in den Sämtl. Schr. auf zwei Bände verteilt, nämlich die 1. Hälfte steht im VI. Bd. S. 257 unter dem Titel „Epilogischer Bericht“, die 2. Hälfte im IX. Bd. S. 311 mit dem Titel „Schlußbericht über die Umstände“ usw. Den Schluß dieser Schrift, wie er vorn S. 110 steht, strich W. aber bereits anderthalb Jahre später im IX. Bande seiner Schriften, weil jene hoffnungsvolle Stimmung, die die Entstehung des Deutschen Reiches in ihm erweckt hatte, bereits unter bittren Erfahrungen verflogen war. Noch eine andere Stelle ließ er fort, weil der in ihr so heftig getadelte Sänger [Albert Niemann] mittlerweile durch seine Beteiligung bei der Grundsteinlegung (Mai 1872) sein Verhalten bei der Pariser „Tannhäuser“-Aufführung im März 1861 wieder gut zu machen begonnen hatte. Diese Stelle heißt:

> Es war in Paris, wo das verräterische Benehmen eines landsmännischen „Künstlers“ gegen mich eine allgemeine Entrüstung selbst des mir feindseligst gesinnten Teiles des französischen Publikums erregte, und einen meiner Freunde zu der verzweiflungsvollen Frage bewog, ob jener wunderliche Arnold Ruge nicht wirklich Recht haben sollte, wenn er kurzweg erklärte, der Deutsche sei niederträchtig?

S. 111. **An den Berliner Wagner-Verein.** Am 4. Febr. 1873 hatte Wagner in Berlin ein Konzert dirigiert. Mit dem Generalintendanten v. Hülsen verhandelte danach der Vorstand des Wagner-Vereins (Ernst Dohm u. Georg Davidson), um eine Aufführung des „Lohengrin“ unter Wagners Leitung zu Gunsten des Bayreuther Festspiels zu erlangen. Das zerschlug sich an des Meisters Forderung, das Werk ungekürzt zu geben. Sein Brief vom 18. März 1873 kennzeichnet seine künstlerische Forderung, die v. Hülsen nicht erfüllen wollte oder konnte. Die dabei erwähnte Reise nach Berlin 1847 wird in „Mein Leben“ XIV, S. 173 ff. ausführlich geschildert. — „Hamlet“ von Ambroise Thomas.

S. 114. **Brief an Judith Gautier.** Die erste Darstellung eines Wagnerschen Werkes in Paris nach dem „Tannhäuser“-Skandal vom März 1861 war die des „Rienzi“ am 6. April 1869. Für einen begeisterten Dirigenten Pasdeloup, der eben das Théatre lyrique übernommen, gab Wagner die Erlaubnis der Aufführung, die großen Erfolg hatte. Er selbst aber entsprach nicht dem Wunsche seiner Pariser Freunde, zu den Proben nach Paris zu kommen. Die Gründe für das Fernbleiben legte er in einem Briefe dar, der am 10. März 1869 in der Zeitung „La Liberté“ erschien und hier übersetzt wiedergegeben

wird. Er war an Judith Gautier, die Tochter des bekannten Kritikers Theophil Gautier, gerichtet, die damals über Wagner treffliche Aufsätze schrieb und ihn im Jahre darauf in Triebschen besuchte.

S. 117. **Brief an Champfleury.** Zu den besten Freunden Wagners in Paris gehörte der Dichter und Künstler J. Champfleury († 1890 als Direktor der Porzellan-Manufaktur Sèvres). Nach dem ersten Konzerte Wagners in Paris (Januar 1860) verfaßte er in der Nacht eine kleine Schrift voll Tiefe und Empfindung. In seinem „Epilogischen Bericht“ (Sämtl. Schr., VI, S. 266) hat Wagner dem „Zartgefühl“ dieses Freundes ein Denkmal gesetzt. — Die französische Zeitschrift sollte »L'Imagerie nouvelle« heißen. — Edouard Schuré, seit dem Münchener „Tristan“ 1865 für Wagners Werk gewonnen, hat „Erinnerungen an R. Wagner“ aus persönlicher Bekanntschaft geschrieben. — Méhul war dem deutschen Meister schon durch seine Aufführung des „Josef in Ägypten“ in Riga (1838) lieb und wert geworden. — Der Brief an Champfleury ist französisch geschrieben, Altmann Nr. 2185.

S. 118. **Brief an die Amerikanische Revue.** Theodor Thomas hatte seit einer Reihe von Jahren in Newyorker Konzerten Wagnersche Musik dirigiert; für sein Orchester hat Wagner dann auch 1876 den Auftrag zum „Centennial-Marsch“ ausgeführt. Der Brief an Dexter Smitte ist aus dem Englischen übersetzt, Altmann Nr. 2573.

S. 120. **An Gabriel Monod.** Der berühmte protestantische Historiker Monod in Paris war Wagner dadurch zuerst nahe getreten, daß er 1873 Olga Herzen, die von Malvida v. Meysenbug, der Freundin W.s, erzogene Tochter des russischen Revolutionärs A. Herzen, geheiratet hatte. Er war dann 1876 zum Festspiel in Bayreuth gewesen, und an ihn hat der Meister bald darauf aus Sorrent diesen Brief geschrieben (im Faksimile veröffentlicht in Grand-Carteret, „Richard Wagner en caricature“) der sein Verhältnis zu Frankreich gegen alle Anfeindungen verteidigen und erklären sollte. Diese Feindschaft der Franzosen war besonders durch die, auch hier erwähnte Posse „Eine Kapitulation“ erregt worden (Sämtl. Schr. IX, S. 1 ff.), die Wagner im November 1870 geschrieben hatte.

S. 125. **An den Herzog von Bagnara in Neapel.** Bei seinem Aufenthalt in Neapel war Wagner am 21. April 1880 zu einer Aufführung des dortigen Konservatorium der Musik eingeladen. In diesem Briefe an den Präsidenten der Anstalt gibt er Rechenschaft von den geteilten Eindrücken des Abends. Der „flämische Meister“ ist Jannequin, sein Chorstück »La bataille de Marignan« (gedruckt 1544). Das Stück von Corelli war eine Violinsonate, von acht Geigen unisono gespielt. (Glasenapp VI, S. 333 ff.)

S. 128. **Brief an Ludwig II. 1880.** Dieser Brief, der die Grundsätze des Meisters über die, allein für Bayreuth vorbehaltene Darstellung des „Parsifal“ ausspricht, darf in seinen Sämtlichen Schriften nicht fehlen.

Zur Geschichte des Bayreuther Werkes.

S. 129 ff. **Zur Geschichte des Bayreuther Werks.** Zu den im 10. und 12. Bande der Sämtlichen Schriften schon gedruckten Schriftstücken sollen die hier folgenden hinzugefügt werden, um eine möglichst vollständige Sammlung aller auf Bayreuth bezüglichen Dokumente von der Hand des Meisters 1871 bis 1882 zu geben.

S. 131. **Ankündigung der Festspiele** (Bayreuther Blätter 1886, S. 6). Nachdem Wagner 17. bis 20. April in Bayreuth gewesen, erfolgte am 12. Mai von Triebschen diese erste Ankündigung des Festspiels für 1873.

S. 132. **Aufforderung zur Erwerbung von Patronatsscheinen.** Es bleibe dahingestellt, ob diese geschäftliche Anzeige aus Berlin vom 18. Mai 1871 (während Wagner schon wieder in Triebschen war), von ihm oder von seinen Berliner Vertretern, die er dort Anfang Mai bestellt hatte, entworfen worden ist.

S. 133. **An den Weimarer Intendanten v. Loën.** Dieser Brief ist in Frankensteins Wagner-Jahrbuch, Band II, S. 12 veröffentlicht worden. Alle Briefe an Muncker, Feustel, Heckel u. a. sind in dem Band „Bayreuther Briefe“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel) zusammengestellt worden.

S. 134. **Mitteilung an die deutschen Wagner-Vereine** (Musikalisches Wochenblatt 1872, Nr. 1; bei Kapp „R. W.'s Gesam. Schr.“ II, S. 252 mit Druckfehlern).

S. 141. **Ankündigung der Feier der Grundsteinlegung.** Bayreuther Blätter 1886, S. 9.

S. 142. **Ankündigung der Aufführung der Neunten Symphonie für die Grundsteinlegung.** Ebenda S. 10.

S. 143. **Zirkular.** Ebenda.

S. 144. **Dank an die Bürger vor Bayreuth.** Ebenda S. 12.

S. 145. **Bruchstück einer Danksagung.** Ebenda S. 13.

S. 146. **An die Patrone 1873.** Ebenda S. 18.

S. 147. **Einladung an die Sänger.** Ebenda S. 22 und danach Briefband Kloß, „R. W. an seine Künstler“ Nr. 68 mit manchen Fehlern (z. B. S. 148 Z. 16 steht 15. August statt des richtigen „ersten“ August).

S. 150. **An die Orchester-Mitglieder.** Ebenda S. 24 und Kloß, Nr. 69.

S. 152. **Revers.** Ebenda S. 25.

S. 153. **Ankündigung der Festspiele für 1876.** Ebenda S. 26.

S. 154. **Bewerbung zu den Festspielen.** Musik. Wochenblatt 1875, S. 511.

S. 155. **An die Künstler.** Bayreuther Blätter 1886, S. 28.
S. 156. **An die Orchester-Mitglieder.** Ebenda S. 29.
S. 157. **An die Sänger.** Ebenda S. 29.
S. 158. **Revers.** Ebenda S. 30.
S. 159. **Für die Patrone.** Ebenda S. 30.
S. 160 und 161. **Über den Hervorruf. Über den Gebrauch des Textbuchs. Abschiedswort an die Künstler.** Ebenda S. 32.
S. 160. **Letzte Bitte** nach Faksimile bei Erich W. Engel „R. Wagners Leben und Werke im Bilde“, Wien 1913, II, S. 529.
S. 161. **Für das Orchester.** Glasenapp III, b, S. 287.
S. 161. **Ansprache nach dem ersten Ring-Zyklus.** Diese berühmten Worte sind hier nach Glasenapp III b, S. 294 gegeben. Doch sind sie wohl nirgends ganz authentisch erhalten. In der „Bayreuther authographischen Correspondenz“ heißen sie: „Sie haben jetzt gesehen, was wir können: wollen Sie jetzt. Und wenn Sie wollen, dann werden wir eine Kunst haben!“
S. 162. **An die Vorstände der noch bestehenden Wagner-Vereine.** Bayreuther Blätter 1878, S. 23. Fehlt bei Kapp, Ges. Schr., Bd. 2.
S. 164. **Dank an die Bayreuther Bürgerschaft.** Erschien am 5. Sept. 1882 im „Bayreuther Tageblatt“.

Programmatische Erläuterungen.

S. 167. **Zu Tannhäuser und Lohengrin.** In der „Vorbemerkung“ (vorn S. 22) hatte Wagner die folgenden „Erklärungen“ zu den Stücken, die er für seine Konzerte in Zürich (Mai 1853) ausgewählt hatte, angekündigt. Einige davon hat er nachmals in seine „Schriften“ aufgenommen (Bd. V, 176 ff.), nicht aber die hier gedruckten (Kapp, Ws. Ges. Schr. IX, 56 ff.), weil bei einer Aufführung der beiden Dramen eine Einführung in das Szenische überflüssig wurde, nicht aber für die Orchester-Vorspiele. Zu dem letzten Stück schreibt Wagner an Liszt (30. Mai 1853): „Nach dem Brautlied ließ ich das G dur-Vorspiel wiederholen und gab diesem auch einen neuen Schluß“. (Briefwechsel 171 f.).
S. 171. **Zur Walküre.** Es sind dies Erläuterungen zu der „Großen Musikaufführung“ in München am 11. Dezember 1869 in Anwesenheit Ludwigs II. (S. Roeckl, Ludwig II. und R. Wagner, S. 235.)
S. 173 f. **Zur Götterdämmerung.** Diese Erläuterungen verfaßte Wagner für das Konzert, das er in Wien am 1. März 1875 dirigierte. Er gab sie nachher in Bayreuth zum Drucke, und es sind noch die Weisungen für den Drucker vorhanden. Hier erfolgte der Abdruck nach den im Besitze des Herrn Gustav Hermann in Leipzig freundlichst zur Benutzung überlassenen Originalmanuskripten.

Zu den Dichtungen.

S. 179. **Leubald.** Von diesem Jugenddrama, über das Wagner später so scherzhaft sich geäußert hat (Sämtl. Schr. I, S. 5, „Mein Leben", XIII, S. 34), haben wir erst Bruchstücke erhalten durch das nicht im Handel erschienene Prachtwerk der Frau Burrel (R. Wagner 1813—1834), auf das alle Veröffentlichungen von Leubald-Bruchstücken bei Koch und Kapp zurückgehen. Die Klausner-Szene ist in dem Burrel'schen Werk in Faksimile wiedergegeben. Weiteres als das hier Gedruckte ist nicht bekannt geworden.

S. 183. **Text zum Allegro der Arie des Aubry** in Marschners „Vampyr", gedichtet und komponiert 1833 in Würzburg für Wagners Bruder Albert; 1914 erschienen im 2. Band der bei Breitkopf & Härtel von M. Balling herausgegebenen musikalischen Werke. (Kompositionen für eine Gesangstimme.)

S. 184. **Zu Rienzi:** 1. Auftritt der Gesandten. Wagner beabsichtigte nach den ersten Aufführungen die Empfangsszene im 2. Akt zu erweitern. Die Musik ist in Abschrift vorhanden im Wagner-Museum zu Eisenach; zur Aufführung kam es nicht. Vgl. E. Mehler in „Die Musik" XII (1912/13 Heft 10).

2. Finale des 3. Akts, hier in einer gekürzten Fassung der Partitur, wo (Bd. I, S. 73 der Sämtl. Schr.) von den Worten des Adriano „Das ist dein Werk" das Folgende wegfiel und später nach seinen Worten „Du verfielest ihr" das vorn gedruckte kürzere Stück an die Stelle des Ursprünglichen trat.

3. Schlußworte des Rienzi. Der Fluch Rienzis über Rom, mit dem die Dichtung schließt, wurde von der Dresdener Zensur ebenso beanstandet, wie alle früheren Erwähnungen der „heiligen Kirche"; dafür wurde dieser Schluß gesetzt, der doch sagen will, daß die Idee der Befreiung Roms ewig ist wie die Stadt selbst.

S. 186. **Zu Tannhäuser.**

I. Die Vorbemerkung steht in den beiden ersten Drucken des Textbuchs nach dem Titel vor dem Personenverzeichnis und rührt ohne Frage von Wagner her.

II. Schlüsse der Venusbergszene.

1. Da Wagner in seine Ges. Schr. diese Szene in der Fassung von 1860 (Bd. II, S. 9) aufnahm, soll hier die ursprüngliche Dichtung folgen. Kleine Abweichungen der Partitur von der Dichtung finden sich, z. B. in der 4. Zeile statt Wunder: Zauber.

2. Rückübersetzung aus dem Französischen der Pariser Fassung. Da 1860 die Musik sogleich zur französischen Übersetzung komponiert wurde, mußte eine Rückübersetzung sich an die Gesangs-Noten

anschließen, wodurch der Fluß der Sprache gelitten hat. („Mein Leben“, XV, 236.) Vgl. für die hieran sich knüpfenden Fragen: W. Golther, Zur deutschen Sage u. Dichtung, Leipzig 1911, S. 71 ff.

III. Aus dem Sängerwettkampf im 2. Akt. Da Wagner in die Ges. Schr. die erste Fassung dieser Szene aufnahm, möge hier die Pariser von 1860 stehen, die, mit Auslassung des Gesanges Walthers von der Vogelweide, die beiden Gesänge Tannhäusers in einen zusammenzieht und ihn durch ein neues musikalisches, im Gesange der Venus (Akt I) schon gehörtes Motiv einleitet, dem die szenische Bemerkung entspricht.

IV. Fassungen der Schlußszene. (S. 191—198.) Der Dichter hat in die Ges. Schr. die Umarbeitung der Schlußszene, wie er sie 1847, zwei Jahre nach der 1. Aufführung, vornahm, aufgenommen. Daher mußten vorn alle übrigen Fassungen gedruckt werden. Diese finden sich in den verschiedenen hier zu Rate gezogenen Originaldrucken der Textbücher, von denen dann wieder die Partituren, wenn auch in geringer Weise, abweichen. Vgl. darüber Tappert in „Die Musik“ Bd. IV, 1902, S. 1845 ff., Mehler ebenda Bd. XII Heft 10. 1. Ältestes Textbuch von 1845. Hier erscheint weder Venus, noch die Leiche der Elisabeth, noch der ergrünte Stab des Papstes. 2. Geringe Umstellungen und Hinzufügungen der alten Partitur. 3. Ein Textbuch mit der Jahreszahl 1845 zeigt bemerkenswerte Änderungen: Venus erscheint und singt drei Worte, der Männergesang hat einen Zusatz von vier Zeilen: „Heilig die Reine“, der ergrünte Stab wird herbeigetragen. 3a. Als Nr. 3a bezeichnen wir die in die Ges. Schr. aufgenommene Fassung, die am 1. August 1847 zuerst zur Darstellung kam; Venus hat einen größeren Part, die Leiche der Elisabeth wird herbeigetragen; sonst ist die Fassung Nr. 3 beibehalten (bei den jüngeren Pilgern fehlt aber die szenische Bemerkung, die sich auf den Stab bezieht); neu ist jetzt ein Schlußchor „Alle“ von zwei Zeilen hinzugefügt. 4. Schon bald hat Wagner diesen neuen Schluß wieder abgeändert. Er sagt darüber (Brief Nr. 36 an Uhlig vom Herbst 1851): „Das in der Abänderung nur angedeutete Mirakel soll vollständig wieder mit aufgenommen werden; das ‚Er ist erlöst‘ fällt somit aus. Daß ich die Verkündigung des Wunders bei der Abänderung in Dresden ausließ, hatte einen lokalen Grund: der Chor ging immer schlecht, matt und interesselos, auch fehlte die imposante Szenerie: schöner, glänzender, allmälicher Sonnenaufgang.“ — Die neue Änderung bestand also in der Weglassung des Chors der jüngeren Pilger, für den das kurze Chorstück „Er ist erlöst“ eingeschoben wurde; doch war dies ein Notbehelf: das Endgültige blieb die in die Ges. Schr. aufgenommene Schlußfassung.

S. 198. **Zu Lohengrin.** Diese Paralipomena schließen sich den in Bd. XII S. 354 f. schon gedruckten an. Sie rühren großenteils aus der ältesten Original-Handschrift der Dichtung vom 27. November 1845 her, aber auch aus andern Quellen. So finden sich die vier letzten Zeilen Elsas und Lohengrins (S. 199) in einem Briefe Wagners an Dr. H. Franck vom 30. Mai 1846 (R. W., Sein Leben in Briefen, herausgegeben von Dr. S. Benedict, S. 76). Ortruds Worte, wo statt der gewöhnlichen Reime: „gegeben ... Leben" gesetzt wird „geblieben ... Lieben" (S. 199, Zeilen 5 und 7) gibt Golther's Edition der Ges. Schr. X, S. 32.

S. 201. **Zu Siegfried.** In dem ersten in wenigen Exemplaren hergestellten Privatdruck des „Ring des Nibelungen" von 1853 war die Dichtung des „Siegfried" bedeutend umfangreicher; die zehn Jahre später in der ersten öffentlichen Ausgabe weggelassenen Stücke beziehen sich durchweg auf den ersten Akt. Vergl. W. Golther in seiner Ausgabe der Ges. Schr. Bd. X S. 81—89 und Bayreuther Blätter 1896 S. 205 ff. u. die Bemerkungen daselbst S. 225—232. Der Druck der Bayr. Bl. S. 208 ist nicht korrekt. Bei Golther fehlt das wiederholte: „Hei, Wandrer, gefällt dir mein Witz?"

S. 210. **Zur Götterdämmerung.** Wie in den Sämtl. Schr. VI, S. 254 schon verschiedene Fassungen der Schlußworte Brünnhildens gegeben sind, so seien hier noch mehrere andere mitgeteilt, die alle auf verschiedene Phasen der Dichtung und ihres Sinnes hinweisen. Am meisten hat sich damit W. Ashton Ellis beschäftigt: seinen Artikeln in „Die Musik" 1903/4 Heft 10 u. 11, sind auch (S. 248 daselbst) die auf S. 210 gedruckten Strophen entnommen, die aus einer dem Züricher Jakob Sulzer von Wagner geschenkten Handschrift herrühren. — Die auf S. 210 unten gegebenen Worte „Trauernder Minne" sind in den Bayreuther Blättern 1893 S. 1 veröffentlicht worden.

S. 211. **Zu den Meistersingern von Nürnberg.** Die erste Fassung der „Meistersinger"-Dichtung, wie sie Anfang 1862 in Paris niedergeschrieben und auch im Faksimile bei Schotts in Mainz erschienen ist, weicht mannigfach von der endgültigen ab. Eine vollständige Zusammenstellung aller Varianten der verschiedenen Drucke findet man in dem gründlichen Aufsatze von E. Mehler in Frankensteins Wagner-Jahrbuch V, 1913 S. 188 ff. Vorn sei nur das Wichtigste abgedruckt, das weder in den gedruckten Textbüchern noch in den Partituren u. Klavierauszügen steht. — S. 211: Die Worte des Sachs: „Ein Freisingen" folgen auf „Ihr selbst euch wendet zu dem Volke" der Dichtung.

S. 225. **Zu den Gelegenheitsgedichten.** Hier folgen noch einige Verse u. Widmungen, und zwar erstens solche, die in Glasenapps „Gedichten von Rich. Wagner", Berlin 1905, bereits stehen, aber in den 12. Band der Sämtl. Schr. nicht aufgenommen wurden, zweitens drei, die neu veröffentlicht worden sind: S. 225 „Wahlspruch für die Luzerner Feuerwehr" steht in „Die Musik" 1902, S. 1793 (komponiert); S. 226 „Triebschener Kinderhymne," ausgestellt in der Leipziger Richard Wagner-Ausstellung 1913. Der zum Schluß erwähnte Fritz ist ein Neffe Wagners. Das Manuskript der Kinderhymne wurde von Frau Johanna Kettembeil in Dresden, einer entfernten Verwandten Wagners (Enkelin aus der Ehe von Wagners Schwester Ottilie mit Hermann Brockhaus) freundlichst zur Verfügung gestellt.— S. 230 „An Dannreuther" aus einem Briefe an diesen bei Kloß „R. W. an seine Künstler" S. 277. — Zu dem Telegramm an Angelo Neumann (S. 231) ist zu bemerken, daß Römer der Maschinenmeister, Scheibe der Inspizient der Leipziger Oper war, beide bei den Berliner Ring-Aufführungen Mai 1881 tätig.

S. 233. **Nachtrag.** 1) „Wie einer armer Musiker in Paris starb", steht bei Glasenapp, Wagners Leben, I S. 394 und durfte als erste Skizze für die Novelle (Sämtl. Schr. I S. 114) nicht fehlen. Dabei sei bemerkt, daß in der „Dresdner Abendzeitung" (6. August 1841), wo „Ein Ende in Paris" zuerst erschien, in der Anmerkung steht: „Aus der Feder eines in Wahrheit noch lebenden Notenstechers." 2) Der Brief an H. Esser, obwohl mehrfach gedruckt (Kloß, An Freunde u. Zeitgenossen Nr. 272), durfte nicht fehlen, weil Wagner ihn selbst zu weiterer Verbreitung bestimmt hatte, wie ihn Esser denn auch sofort in der „Neuen Freien Presse" veröffentlichte („Die Musik" 1. Jahrgang S. 1857).



Allgemeine Inhaltsübersicht

über

Richard Wagners Sämtliche Schriften und Dichtungen.

Band 1 bis 16.

In allen drei Abteilungen des Registers (A. B. C.) beziehen sich die **offenen** arabischen Zahlen auf die Seiten der zehnbändigen **ersten Auflage** von 1871, nach der im Allgemeinen zitiert wird, und auf deren Fortsetzung in Band 11 und 12 der **großen Ausgabe** von 1911. Die **eingeklammerten** Zahlen beziehen sich auf die ersten zwölf Bände der **Volksausgabe**. Für Band 13 bis 16 der Volksausgabe ist überhaupt je nur eine Seitenzahl angegeben.



A.

Nach dem Inhalt der einzelnen Bände.

Erster Band.

Zweiter Band.

Dritter Band.

Vierter Band.

Fünfter Band.

Sechster Band.

Siebenter Band.

Achter Band.

Neunter Band.

Zehnter Band.

Elfter Band.

Zwölfter Band.*)

*) Die offenen Zahlen beziehen sich auf die große Ausgabe von 1911, die eingeklammerten Zahlen auf die Volksausgabe.

Dreizehnter Band.

Vierzehnter Band.

Fünfzehnter Band.

Sechzehnter Band.

B.

In alphabetischer Reihenfolge der Titel

der einzelnen Schriften und Dichtungen, nebst Schlagwörtern und Hinweisen.

C.

Namen- und Sachregister.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

S.

T.

Z.

